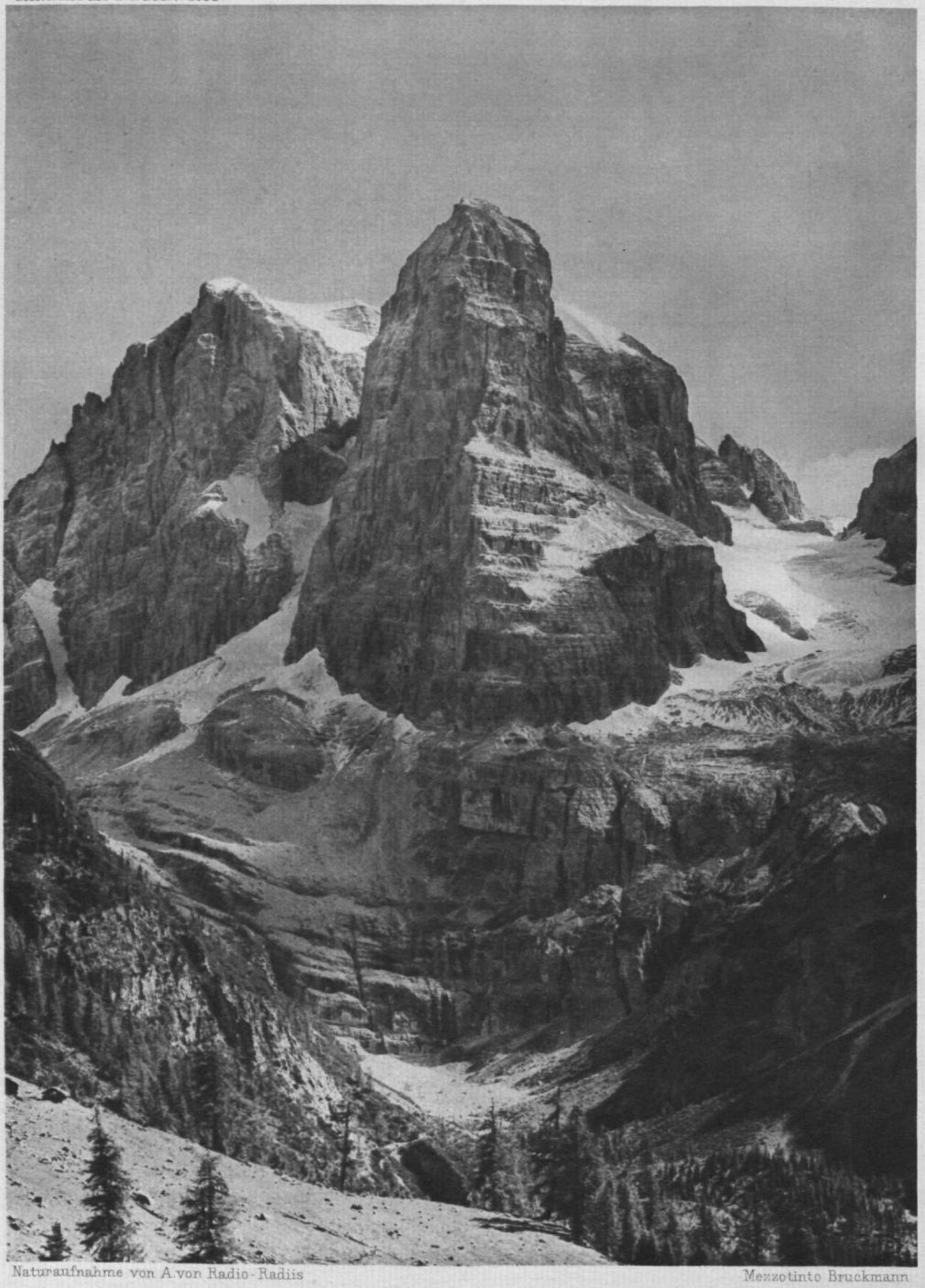
ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1908
BAND XXXIX





Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis

Mezzotinto Bruckmann

CROZZON DI BRENTA VOM GRASSO D'OVENO

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

REDIGIERT VON HEINRICH HESS

BAND XXXIX

JAHRGANG 1908

UB INNSBRUCK
+C19933906

MÜNCHEN 1908 :: VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN

:: IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER ::
J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten



Buchdruck, Mezzotinto- und Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. in München. Papier für Text- und Lichtdruck von der Gustav Schaeuffelenschen Papierfabrik in Heilbronn a. N. Kunstdruckpapier von Karl Scheufelen in Oberlenningen-Teck. — Kartenbeilage von G. Freytag & Berndt in Wien.

INHALTS-VERZEICHNIS

		Seite
1.	**E. W. Bredt:** Wie die Künstler die Alpen dargestellt (Schluß)	1
2.	**Prof. Dr. F. Frech:** Lawinen und Gletscher in ihren gegenseitigen Beziehungen	55
3.	**L. Aegerter:** Begleitworte zur Karte der Brentagruppe	80
4.	**Dr. Joseph Hartmann:** Goethe und die Alpen	92
5.	**Willy Rickmer Rickmers:** Die Berge des Duab von Turkestan	109
6.	**Dr. H. Bertram und Dr. H. Renner:** Hochtouren in den Zentral-Pyrenäen (II. Teil)	131
7.	**Günter Dyhrenfurth und Dr. Alfred von Martin:** Skizzen aus der Hohen Tatra	153
8.	**Dr. G. A. Kuhfahl:** Die Sächsische Schweiz als Klettergebiet	177
9.	**Dr. Julius Mayr:** Im Alpachtale	198
10.	**Dr. Karl Blodig:** Aus der Firnwelt des Montblanc	210
11.	**Joseph Ittlinger:** Eine Ersteigung des Walliser Weißhorns über den Nordgrat	234
12.	**Willy Fleischmann:** Aus den Ammergauer Alpen	241
13.	**Ernst Enzensperger:** Die Hornbachkette (II. Teil)	257
14.	**E. Franzelin und J. Hechenbleikner:** Kreuz und quer durch die Venedigergruppe	293
15.	**Dr. G. Freiherr von Saar:** Zur Erschließung der Karnischen Voralpen (Schluß)	322
16.	**Adolf Witzenmann:** Die Gruppe der Drei Zinnen in den Sextener Dolomiten: Die Kleine Zinne	339
17.	**Hanns Barth und Alfred von Radio-Radiis:** Die Brentagruppe (Schluß)	361

VOLLBILDER

		Seite
1.	**Crozzon di Brenta vom Grasso d'Oveno.** Aufnahme von A. v. Radio-Radiis. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.	Titelbild
2.	**E. Walton: La Mer de Glace.** Vierfarbendruck von F. Bruckmann A.-G.	32
3.	**Entstehung des Kartenbildes von der »Pietra Grande«** (mit Deckblatt). Zeichnung von L. Aegerter. Lithographie von G. Freytag & Berndt	80
4.	**Ansicht der Brentagruppe vom Monte Gazza.** Zeichnung von L. Aegerter. Strichätzung von F. Bruckmann A.-G.	88
5.	**Berge am Gletscher Peters des Grossen vom Südgrat des Gr. Atschik aus.** Aufnahme von Willy Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl	112
6.	**Berge am Gletscher Peters des Grossen vom Südgrat des Gr. Atschik aus.** Aufnahme von Willy Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl	128
7.	**Mont Perdu, Cylindre du Marboré und Lac Glacé.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	144
8.	**Csorbersee mit der Hohen Tatra.** Nach Aufnahme von M. Karłowicz gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	160
9.	**Der Falkenstein in der Sächsischen Schweiz.** Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. Autotypie von C. Angerer & Göschl	184
10.	**Der Domwächter in der Sächsischen Schweiz.** Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. Autotypie von C. Angerer & Göschl	192
11.	**Grandes Jorasses von der Aiguille du Tacul.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G.	216
12.	**Mont Maudit von den Grand Mulets.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	220
13.	**Aiguille Blanche de Péteret vom Rifugio Torino am Col du Géant.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G.	224
14.	**Weisshorn-Nordgrat vom Bieshorn.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	240
15.	**Bschlabs mit Östl. Hornbachkette.** Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G.	256
16.	**Bretterspitze vom Vorgipfel der Gliegerkarspitze aus.** Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G.	264

Seite

17. **Urbeleskarspitze vom Griesschartel aus.** Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl 268
18. **Urbeleskarspitze von der Schwärzer Scharte aus.** Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl 272
19. **Schwellenspitze und Zwölfer von der Schiessmauer.** Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 280
20. **Lenkjöchel und Merbspitze vom Vorderen Umbaltörl aus.** Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 296
21. **Grosses Happ und Grosser Geiger vom Dorfertal.** Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 300
22. **Reggentörl und Malhamspitze vom Vorderen Umbaltörl.** Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 304
23. **Dreiherrenspitze vom Weg zum Vorderen Umbaltörl.** Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 320
24. **Monfalcone di Montanaia von Südwesten.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 328
25. **Misurinasee mit den Drei Zinnen.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. 340
26. **Die Kleine Zinne (Westwand) von der Grossen Zinne aus.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 342
27. **Die Nordwand der Kleinen Zinne von der Punta di Frida aus.** Aufnahme von Ad Witzenmann. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 348
28. **Die Kleine Zinne von Osten.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. 354
29. **Blick auf die Zentrale und Südliche Brentagruppe von der Malga Ritorto bei Campiglio.** Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl. . . . 368
30. **Bocca dei Camosci gegen die Cima Tosa und Cima d'Ambiez.** Aufnahme von J. Netzuda. Autotypie von C. Angerer & Göschl 376

BILDER IM TEXTE

Seite

1. Jos. Wopfner, Die Berge grüßen 1
2. Joh. Georg v. Dillis, Ein Bachbett 9
3. Joseph Anton Koch, Schlucht im Walde 9
4. Joseph Anton Koch, Berner Oberland 10
5. Hieronymus Heß, Joseph Anton Koch in Rom vor seinem Gemälde »Der Schmadribach« . . 11
6. Joseph Anton Koch, Der Schmadribachfall in der Schweiz 11
7. Ludwig Richter, Der Untersberg 12
8. Ludwig Richter, Der Watzmann 12
9. Karl Wagner, Der Untersberg bei Salzburg 13
10. Karl Wagner, Eisenhammer in Tirol 13
11. J. M. W. Turner, Der Monte Rosa von Aosta aus 14
12. Joseph Anton Koch, La Cervara 15
13. Karl Rottmann, Monte Serone 15
14. P. Louis De la Rive-Godefroy, Der Montblanc 15
15. Alexandre Calame, Schweizer Landschaft 16
16. Alexandre Calame, Die Monte Rosa-Kette bei Sonnenaufgang 16
17. Theodore Rousseau, Ansicht von Le Puy 17
18. Gustave Courbet, Ein Tal im Jura 18
19. Daubigny, La Mer de Glace 18
20. Chr. Ernst Morgenstern, Landschaft 19
21. Chr. Ernst Morgenstern, Oberbayerische Landschaft 19
22. Ludwig Willroider, Aus der Trentagruppe 20
23. Eduard Schleich, Der Starnbergersee 20
24. Max Haushofer, Chiemseelandschaft 21
25. Jos. Wenglein, Isartal im Spätherbst 21

Seite

26. Hugo Bürgel, Spätherbst 22
27. Karl Rottmann, Der Hintersee bei Berchtesgaden, im Hintergrund der Hohe Göll 22
28. Julius Lange, Der Gosausee mit dem Dachstein 23
29. Leopold Rottmann, Der Gosausee 23
30. A. Geiger-Thuring, Hochwasser im Gebirge 24
31. G. Seelos, Das Schlerngebirge und der Stille See in Südtirol 24
32. Heinrich Heinlein, Pieve di Cadore 25
33. J. Hansch, Das Dorf Heiligenblut mit dem Großglockner 25
34. Arnold Böcklin, Die Felsenschlucht. Verlag der Photographischen Union, München 26
35. Arnold Böcklin, Prometheus. Verlag der Photographischen Union, München 26
36. Stanislaus Graf von Kalckreuth, Der Monte Rosa 27
37. Oswald Achenbach, Der Montblanc 27
38. Emil Lugo, Wengernalp 28
39. J. G. Steffan, Der östliche Absturz des Hochkalters. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München 28
40. O. von Kameke, Trafoi. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München 29
41. J. Schoyerer, Das Wettersteingebirge. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München . 29
42. Karl Ludwig, Der Albulapaß in Graubünden 29
43. G. Strützel, Benediktenwand. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München 30
44. Ferd. Georg Waldmüller, Hütteneckalm bei Ischl 30
45. Scheffer von Leonhardshoff und Jos. Hermann (?), Der erste Versuch zur Besteigung des Großglockners durch den Kardinal Salm 1799 31
46. L. Mohrherr, »Der gefahrliche Hochvernag-Ferner mit dem von denselben gebildeten Eisdamm und See hinter Rofen im Oetztale in Tirol« 32
47. G. K., Der Ursprung der Partnach 33
48. Heinrich Bürkel, Im bayerischen Hochland 35
49. Joh. Christoph Erhard, Der Böckhardsee 34
50. Gustave Doré, Ankunft auf dem Gipfel des Matterhorns 1865. Mit Genehmigung von Goupil & Comp., Paris 34
51. Gustave Doré, Absturz vom Matterhorn 1865. Mit Genehmigung von Goupil & Comp., Paris 34
52. Edward T. Compton, Morgen im Hochgebirge 35
53. Adolf von Menzel, Das Gasteinertal 35
54. M. Zeno Diemer, »Pitztaler Urkund« 36
55. Eugen Bracht, Der Monte Rosa in der Abendsonne 36
56. G. Macco, Die Königsspitze. Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl, München 36
57. Giovanni Segantini, Der Frühling. Photographieverlag der Photographischen Union, München 37
58. Erich Erler-Samaden, Frühling im Engadin 38
59. Erich Kubierschky, Oberbayerische Seelandschaft 39
60. Hans Beat. Wieland, Das Bergkreuz 39
61. Gustav Bechler, Märzensonne 40
62. Rudolf Sieck, Vorfrühling 40
63. Walter Leistikow, Tiroler Berge im Winter 40
64. Peter Heß, Maler in den Alpen 54
65. Höllentalgletscher und Höllentalkar an der Zugspitze, ein Kar im Kalkgebirge. Aufnahme von Würthle & Sohn 55
66. Firnlawine am Sugau im Kaukasus. Aufnahme von V. Sella 56
67. Siniolchun vom Zeinugletscher in Nepal. Aufnahme von V. Sella 57
68. Mount Elias vom Newtongletscher. Aufnahme von V. Sella 59
69. Skizze des Malaspinagletschers. Nach R. Tarr 61
70. Schloßberglawine in Erstfeld. Aufnahme von A. Krenn 61
71. Pastérze (Talgletscher) und Großglockner. Aufnahme vom Photoglob A.-G. 63
72. Firn- und Gletschereis-Schichten am Gabelhorn. Aufnahme von V. Sella 64
73. Monte Scorluzzo im Süden des Stilfser Jochs. Aufnahme von A. Grati, Innsbruck 65
74. Marzell-Ferner im Ötztal. Nach einer Aufnahme von Professor Dr. Scholz in Greifswald . . 65
75. Jannugletscher im Himalaja mit seitlichen Gletscherbächen. Aufnahme von V. Sella 67

Seite

76. Die Lage der Schichten im Innern des Gletschers und ihre Abhängigkeit von den Stromlinien. Kopie nach S. Finsterwalder 69
77. Ansicht des Rofentals und Vernagttals von der Höhe der Zwerchwand. Kopie nach S. Finsterwalder 71
78. Einteilung des Vernagtferners, Beschattung desselben zur Winterszeit, Verlust an Oberfläche seit dem letzten Vorstoß. Kopie nach S. Finsterwalder 73
79. Der Eisabbruch des kalbenden Muirgletschers in Alaska. Nach einer photographischen Aufnahme 75
80. Triangulationsnetz. Zeichnung von L. Aegerter 83
81. Cima dei Lasteri vom Monte Gallino. Zeichnung von L. Aegerter 88
82. Palon dei Mughi von Süden. Zeichnung von L. Aegerter 88
83. Kartenskizze zu: Die Berge des Duab von Turkestan 111
84. Kartenskizze zu: Hochtouren in den Zentralpyrenäen 141
85. Mittelgrat. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von S. Klemensiewicz 155
86. Simonturm. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von M. Dudryk 160
87. Käsmarkerspitze, Gabelspitzen, Lomnitzerspitze und Nordtrabant von der Englischspitze. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von M. von Karłowicz 162
88. Papirustaltürme und Papirustalspitze vom Gr. Papirustal. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von S. Klemensiewicz 163
89. Kammverlaufskizze des Solisko- und des Satan-Bastei-Zugs. Zeichnung von G. Dyhrenfurth. 164
90. Soliskograt. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von G. Dyhrenfurth 165
91. Satan-Basteigruppe vom Hauptgipfel des Solisko. Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von M. von Karłowicz 175
92. Dom- und Affensteingruppe. Zeichnung von Rudolf Fehrmann 178
93. Falkenstein und Schrammsteingruppe. Zeichnung von Rudolf Fehrmann 179
94. Hoher Torstein und Schrammsteingruppe von Westen. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 180/181
95. Torsteinwand am Vorderwinkel. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 182
96. Türkenkopf bei Rathen. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 183
97. Trichterförmig verengter Kamin. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 184
98. Stemmkamin. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger . 185
99. Wandkletterei. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger . 187
100. Anstiegslinien des Falkensteins. Zeichnung von Dr. G. A. Kuhfahl 188
101. Osterturm in der Schrammsteingruppe. Zeichnung von Rudolf Fehrmann 189
102. Breites Felsband und Überhang. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 192
103. Kriechband am Falkenstein. Nach einer Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl gezeichnet von Otto Rüdinger 193
104. Kartenskizze des Val Brica. Zeichnung von E. T. Compton. 323
105. Kartenskizze des Val Montanaia. Zeichnung von E. T. Compton. 330
106. Die Torcella Montanaia und ihre Umrahmung von Süden gesehen. Zeichnung von E. T. Compton 332
107. Situationsskizze der Kleinen Zinne. Zeichnung von Ad. Witzenmann 340
108. Die Westwand der Kleinen Zinne. Zeichnung von E. T. Compton nach einer Aufnahme von Ad. Witzenmann 342
109. Die Nordwand der Kleinen Zinne. Zeichnung von E. T. Compton nach einer Aufnahme von Ad. Witzenmann 348
110. Die Ostseite der Kleinen Zinne. Zeichnung von E. T. Compton nach einer Aufnahme von Ad. Witzenmann 354
111. Talschluß des Val d'Ambiez. Zeichnung von Otto Barth. 382

BEILAGE

Karte der Brentagruppe. Maßstab 1 : 25 000. Aufgenommen von L. Aegerter. Druck von G. Freytag & Berndt in Wien.

WIE DIE KÜNSTLER DIE ALPEN DARGESTELLT. VON E. W. BREDT. DRITTER UND LETZTER TEIL*)



Abb. 1. Jos. Wopfner, »Die Berge grüßen« (Text S. 44). (Initialeschmuck aus »Wanderungen im Bayerischen Hochgebirge und Salzkammergut.« Stuttgart 1880, Gebr. Kröner.)

= DAS = NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Solch eine Fülle von künstlerischen Alpenlandschaften wie das 19. Jahrhundert hat kein früheres hervorgebracht. Es ist das erste Jahrhundert, in dem von einer großen künstlerischen alpinen Malerei zu reden ist.[1])

Denn bei einer Kritik der früheren Alpenlandschaft ist nicht zu vergessen, daß die Zahl selbständiger Gemälde der Alpen unverhältnismäßig klein ist neben der großen Zahl von Stichen und Illustrationen.

Vorm Guckkasten — nicht in Gemäldegalerien — tauschte man Erinnerungen an Reisen und Meinungen über Natur und Kunst aus. Solchen Unterhaltungen diente die Masse jener kolorierten Blätter in »Aberlischer Manier«, die wir schon kennen lernten.

Wählerische Alpenfreunde sammelten aber Farbstiche und Aquatintablätter zum künstlerischen Genuß. Und da damals eine Schweizerreise mehr ein Vorrecht der vermögenderen und vornehmen Kreise war, finden wir erklärlicherweise gerade aus jener Zeit neben gra-

*) Zweiter Teil, siehe Zeitschrift 1907, S. 15 ff. — Herrn Dr. Pallmann, Direktor der Kgl. Graphischen Sammlung in München, und dem Bibliothekar der Zentralbibliothek des D. u. Ö. A.-V., Herrn Dr. Dreyer, sei auch diesmal verbindlichster Dank für freundliches Entgegenkommen gesagt. — Auch in diesem Bande wurde wie im Vorjahre behufs Erzielung eines besseren Druckes der Abbildungen 2—63 für die Seiten 9—40 Kunstdruckpapier angewandt. Diese 62 Textbilder mußten infolgedessen auf jenen Raum zusammengedrängt werden und sie entfernen sich deshalb zuweilen erheblich von dem sie behandelnden Texte. Durch entsprechende Hinweise sowohl im Text wie bei den Bildern waren wir bestrebt, diesem Mangel abzuhelfen.

[1]) Die Fülle des Stoffs zwingt zu etwas anderer Behandlung als bisher. Jetzt kann nicht versucht werden, auch nur ungefähr alle alpinen Maler zu nennen. Das gäbe nichts anderes als einen Künstlerkatalog. Noch mehr als bisher sind fast ausschließlich die Richtung gebenden Persönlichkeiten nach der Art ihres Geschmacks zu charakterisieren. Ausnahmen aber dieses grundsätzlichen Bemühens sollen an den Reichtum künstlerischer Produktion selbst auf kleinen Sondergebieten erinnern.

phischer Fabrikware in Kupfer gestochene alpine Ansichten, die zum mindesten als Werke der reproduktiven graphischen Künste immer hohen Wert behalten. Wir hatten infolgedessen im zweiten Teil dieser speziellen Kunstgeschichte fast nur von Stichen, Ansichtswerken zu reden, selten von Gemälden. Reine Alpenlandschaften des 18. Jahrhunderts, das heißt Gemälde, die mit der besonderen Absicht gemalt wurden, an eine bestimmte Gegend der Alpen zu erinnern, sind in Gemäldegalerien nur in kleiner Zahl zu finden.

Was aber damals an alpinen Malereien für die Sammlungen und den Zimmerschmuck Privater hervorgebracht wurde, zeigt kaum ein anderes als die Stiche: es sind Ansichten, nur nicht gestochen und koloriert, sondern gezeichnet oder gemalt.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts dreht sich das Zahlenverhältnis zwar nicht um, aber es findet nun eine überraschende Menge gemalter Landschaften in die Galerien Eingang, während die reproduktiven Künste frei, oder im Dienste der Illustration nach wie vor, ja vielleicht noch mehr alpine Propagandisten bleiben.

So ist von vornherein wiederum ein Fortschritt in der künstlerischen Eroberung der Alpen festzustellen. Erst mit dem letzten Jahrhundert wird das Alpengemälde verschiedenster Art galeriefähig.

Das 18. Jahrhundert wurde von der mehr oder weniger unkünstlerischen Ansicht beherrscht. Das Bedürfnis nach möglichst leicht zu bewahrenden Erinnerungsbildern zeitigte den Geschmack der Vedute. — Das künstlerische Verlangen aber, einer geknechteten, wenn auch oft genug außerordentlich zierlichen und szenisch geschickten Darstellungsweise Freiheit zu geben, förderte die künstlerische Alpenlandschaft des 19. Jahrhunderts, die vorzugsweise der freien Malerei angehört. Alle Etappen der Entwicklung sind jetzt durch Maler und Gemälde zu geben. Die Masse der reproduzierenden Künste geht Schritt für Schritt den Malern nach, während zuvor die Kupferstecher den Geschmack bestimmten und der großen Kunst Anregung gaben.

DIE WICHTIGSTEN ETAPPEN DER KÜNSTLERISCHEN ALPENLANDSCHAFT IM 19. JAHRHUNDERT

Welche Überfülle an Betrachtungsmaterial für diese Zeitspanne! Wie eine Menge von Berggruppen, zum Teil ganz verschiedener Formation, liegen die Werke der Maler vor uns. Schon der Überblick stellt wichtige Fragen des Zusammenhangs oder der Trennung. Da gilt es doch wenigstens mit einigen Strichen Orientierung zu schaffen und den Weg vorläufig zu markieren.

Die Markierung sei ganz knapp — sie soll für Korrekturen viel Raum lassen.

Räumlich gilt das Gebiet jetzt allen Teilen der Alpen. Tirol gewinnt durch Hofers Heldentum und den rasch wachsenden Ruhm der Kunststadt München.[1])

Zeitlich folgen sich die Richtungen etwa so: Veduten im Geschmacke des 18. Jahrhunderts — und meist kleine idyllische Bilder, die deutlich in der Art Ruysdaels, Salvator Rosas und anderer Künstler des 17. Jahrhunderts gemalt sind und sich kaum bemühen, bestimmte alpine Gegenden wiederzugeben, bezeichnen einen geschmacklichen Stillstand zwischen den Jahrhunderten oder doch einen Boden, aus dem nur langsam neue Früchte erwuchsen.

An diesen feinen Bildchen guter Tradition geht die Jugend am Anfange des Jahrhunderts vorüber. Die Veduten aber, Zeugen der Gewohnheit der Massen, reizen sie zum Widerspruch, spornen sie an zum Ausdruck neuen Sehens. Von der Jugend wird nun ein Großes, Bedeutungsvolles, Poetisches, auch in der Landschaft gefordert.

Im Tiroler J. A. Koch ersteht der Führer der neuen alpinen Landschaft. Er

[1]) Ein 1830 in London erschienenes Werk mit bayerischen und Tiroler Ansichten von Tombleton nach Allom schreibt die Bevorzugung Tirols und Oberbayerns den baukünstlerischen Schöpfungen König Ludwigs zu. »Die Schweiz schien abgenützt und verschollen, alles strömte ins Bayerische, ins Salzburgische, ins Tirolische Hochland.«

zuerst malt Hochgebirgs-Bilder, die ihrer großen Linien und des dichterischen Gehalts wegen als neue Vorbilder bewundert und gefeiert werden. Viele gehen ihm zur Seite und folgen ihm.

1819 sind Koch und der Engländer Turner gleichzeitig in Rom. Dieser sucht eine andere Schönheit, doch verwandter Art. Koch stellt sich zu der inhaltlichen Leere als Gegner und komponiert und dichtet in Linien — Turner rivalisiert bewußt mit Claude Lorrain. Auch seine Neuheit ist Größe — aber eine rein malerische. Die in großer Auffassung Verwandten stoßen sich ab. Ihre Ideale zeigen sich vereint in der alpinen Illustration, besonders der Englands.

Etwa im dritten Jahrzehnt entstanden in den Genfern Diday und Calame und im Münchener Karl Rottmann der alpinen Landschaft wiederum neue Führer. Gerade deren Art läßt sich klar nicht mit Begriffen wie »groß« oder »naturalistisch« oder »ideal« umschreiben. Einstweilen könnte hier nur gesagt werden: Calame ist sachlicher als Koch. Rottmann gibt alles einfacher als Koch, klarer als Turner.

In den dreißiger und vierziger Jahren wird wiederum etwa gleichzeitig in verschiedenen Ländern ein neues landschaftliches Ideal sieghaft. Auf pathetische Darbietungen folgt intimes, stilles Betrachten.

Die Maler von Barbizon — insbesondere Theodor Rousseau — und Deutsche wie Morgenstern und Schleich sind nicht mehr Verherrlicher der Linie, sondern sie geben weiche, einheitliche Stimmung durch eine große feuchte Luft.

Hiermit wird eine Krisis des landschaftlichen Geschmacks erreicht. In Paris wenigstens verlieren um die Mitte des Jahrhunderts alpine Landschafter wie Calame rasch an künstlerischer Beliebtheit. Und die Freunde des gleichen Ideals in Deutschland malen die Alpen am liebsten nur ganz von fern, wie hinter einem Schleier von Tau.

Dennoch wird in Deutschland, Österreich, der Schweiz die Produktivität an künstlerischen Alpenlandschaften keineswegs gehemmt. Die Mannigfaltigkeit der Auffassung gewinnt durch die letzten, wie die ersten Führer. Im dritten Viertel des Jahrhunderts herrscht ein großer, bunter Eklektizismus in der Hochgebirgslandschaft. Nicht neue Impulse fehlen, aber gewaltige Führer. Das Thema der schneeigen Gipfel im ersten oder letzten Sonnenlicht wird unendlich vielartig variiert. Wilde, sturmdurchbrauste oder monddurchleuchtete Täler, starke atmosphärische Erscheinungen werden mit aller Deutlichkeit und wuchtigem Pathos geschildert. Eine Synthese nicht unmittelbarer Natureindrücke, sondern nur vorhergehender Geschmacksrichtungen vollzieht sich in den besten Schöpfungen dieser Zeit.

Um die siebziger Jahre wird, wohl in England zuerst, das Problem einer künstlerischen Gipfelmalerei verfolgt. Die letzten Höhen sind's, die Maler wie Walton als neue malerische Gebiete wenn nicht erobern so doch als erste systematisch bearbeiten. Zweifellos eine Folge der Gründung großer alpiner Vereine.

Aber wie eine Frucht der ganzen alpinkünstlerischen Tätigkeit des Jahrhunderts erscheint seit etwa den letzten zehn Jahren des letzten Jahrhunderts das Werk Giovanni Segantinis.

Es ist wie die Erfüllung des Traums des ganzen Jahrhunderts von alpiner Schönheit und wie neues Verkünden. — Und verheißungsvoll wurde nun schon in Erler-Samadens, H. B. Wielands und in anderer Künstler Landschaften eine neue alpine Kunst des 20. Jahrhunderts eingeleitet.

* * *

Kritik und Zweck dieser vorläufigen Feststellung fordern ein Nachwort.

Manche Künstler wurden hier genannt als Führer, die, historisch genau geprüft, immerhin auch schon als Folger kleinerer Strömungen erscheinen. — Wenn aber immer Führer bestimmt werden nach der Größe ihres Einflusses, nach der Bedeutung

ihrer Werke für die Mit- und Nachwelt, dürften die hier genannten Künstler kaum je ihrer Führerrolle in der Hochgebirgslandschaft zu berauben sein.

Eine andere Frage, ob nicht manche Künstlernamen schon in dieser Skizze der Etappen zu nennen wären, ist schwieriger zu beantworten. Ein Beispiel schaffe vorläufig Klarheit. Böcklin hat in der Geschichte der rein künstlerischen Anschauung der Alpenwelt zweifellos einen breiteren Raum einzunehmen. Keine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts kann stillschweigend um ihn herumgehen. — Die Darstellungsgeschichte der Alpenlandschaft aber findet in Böcklin keine wichtige Etappe.

Endlich läßt die oben gegebene Markierung unseres Wegs bei der Charakteristik der einzelnen Geschmacksgruppen an gemeinverständlicher Deutlichkeit scheinbar zu wünschen übrig.

Wenn ich geglaubt hätte, mit Begriffen wie »Stimmung«, »groß«, »romantisch«, »ideal«, »realistisch« usw., die uns ja kunstkritisch außerordentlich geläufig sind, deutlich und zutreffend sein zu können, so hätte ich mir mit solchen Worten gewiß gern gerade bei der Übersicht die Charakteristik erleichtert. — Aber besonders bei knapper Charakteristik sind jene vermiedenen Begriffe einer ganz flachen Kunstrubrifizierung nichtssagend, also unbrauchbar.

Die Leere derartiger schulbezeichnender Kunstbegriffe wird durch Beispiele ihrer Wandelbarkeit gelegentlich kurz zu illustrieren sein.

Einfachheit und Klarheit setzt zunächst das Weglassen von Nebenerscheinungen voraus. Es ist notwendig, zuerst das Neue unvermittelt neben Altes zu stellen, große Vergleiche zu ziehen, Führer von Gefolgschaft zu sondern. Dann erst werde dem Verlangen gefolgt nach Kenntnis des ganzen feinen Gewebes vom Stuhl der Zeit. Was von fern wie völlig fremd nebeneinander erschien, ist, genauer geprüft, mit vielen Fäden eng verknüpft. Gar vielen Großen mag der Kleine dann nachsagen: »Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.« Viele Kleine aber gewinnen als Kräfte der Sammlung, der Stärkung, der Erinnerung oder Anregung.

Und was von fern unvermittelt vors Auge tritt, ist näher angesehen Ergebnis weitliegender Einflüsse, die nicht einmal mehr dem Reiche der Kunst angehören. Anderes, das sich dem Ganzen so weich anzupassen schien, im Auge des »übersehenden« Betrachters, ist nur durch hemmende Verhältnisse, ungünstige Zeitströmungen ohne Wirkung für die große Gesamterscheinung geblieben.

So möchte ich diese vorläufige Bezeichnung der Etappen unseres Wegs vorgenommen wissen zum Vergleich mit den Resultaten nun folgender Betrachtung. Die Markierungen mögen den Leser zu selbständiger künstlerischer Beobachtung der Vergangenheit und Gegenwart aufmuntern.

MEINUNGEN DER JUNGEN LANDSCHAFTER AM ANFANGE DES JAHRHUNDERTS

Mit der Meinung berufsverpflichteter Ästheten des letzten Jahrhunderts wollen wir uns hier nicht beschäftigen. Das würde zu weit abführen, wie das Buch Sulger-Gebings über die künstlerischen Urteile der Gebrüder Schlegel allein schon beweisen könnte. Obwohl der verdienstliche Verfasser dieser Arbeit die reizende Aufgabe löste, festzustellen, auf welche Gemälde sich das Urteil der Theoretiker stützte, bekommen wir doch keine Vorstellung, in welcher Art damals die Natur gemalt wurde. So sehr waren jene Ästhetiker mehr mit Theorien als mit Bildern beschäftigt. Da sind die leidenschaftlicheren Urteile der Künstler über ihre Zeitgenossen denn doch viel ergebnisreicher. Die größere Subjektivität des Urteils der Künstler ist für die Zeitgeschichte viel brauchbarer.

Ein Blick in nur einige Tagebuchblätter verschiedenartiger Künstler jener kunstwandelnden Zeit wird uns bei vielen gegenseitigen Verkennungen der Künstler doch ohne Zwang eine gemeinsame Richtung der jüngeren Geister erkennen lassen.

Joseph Anton Koch, von dem später sehr ausführlich zu reden ist, gab nach seiner Flucht von der Karlsschule einen drastischen Beweis seiner Gesinnung. Er schnitt sich auf der Rheinbrücke bei Straßburg den bisher getragenen Zopf ab und sendete ihn an die Schule zurück. Das hieß »Los von der Tradition«. Was er dafür Neues wollte, hat er mehrfach ausgesprochen. »Es ist jammerschade, daß verdorbene Kunstschulen immer den Ton angeben. Ein Kunstwerk soll reichhaltig sein, sowohl für den Verstand als die Phantasie.« Das galt besonders von den Landschaften. Denn 1825 schreibt er aus Rom: »Ihr wißt Euch wohl noch zu erinnern, daß ich auch in Landschaften Bedeutung und dichterische Ideen haben will.« — Wer die Landschaften des von Goethe gefeierten Hackert, den Koch schon 1794 in Neapel kennen lernte, in Erinnerung hat, wird fühlen, wie gegensätzlich diese Idee zum gewohnten Geschmack war. Die Unzufriedenheit mit den bisher gesehenen Alpenlandschaften geht aus einem Schreiben Kochs an seinen Verleger Frauenholz in Nürnberg hervor: Er (Koch) könne ihm auch mit landschaftlichen Kompositionen dienen, er habe viel aus den Schweizer Alpen nach der Natur, zum Teil mit Wasserfarben gezeichnet; da man von Schweizer Alpen-Gegenden, radiert und gestochen, wenig Erträgliches habe, so glaube er, man könne eine imponierende Sammlung der Art machen, besonders da er die Punkte jeglicher Ansicht von ihrer mannigfaltigsten malerischen Seite zu nehmen versucht habe.

Über die Unzufriedenheit mit den bis dahin gegebenen Alpenlandschaften kann man auch bei weniger bedeutenden Künstlern und Künstlerinnen jener Zeit manches erfahren. Raoul Rochette findet (1824) die Schweizer Landschaften der Madame Le Brun deshalb so viel besser, als was er früher gesehen, weil sie weniger genau die Landschaft wiedergäben. Interessanter sind die vielen Gedanken über die neue landschaftliche Schönheit, die der junge Ludwig Richter, ein Antipode Jos. Ant. Kochs, aufgezeichnet hat. Sie scheinen der uns bekannten Richterschen Art zu widersprechen. »Diejenigen, welche die Natur ganz sklavisch nachahmen, fast jedes Blättchen am Baume und jeden Bruch im Felsen nachzeichnen, werden gerade am wenigsten natürlich erscheinen, weil sie die Wirkung im ganzen verfehlen. Auf diese muß man hauptsächlich sehen, wenn man nach der Natur zeichnet.« — »Mannigfaltigkeit bringt Leben in das Landschaftsbild. Sie entsteht durch die verschiedenen zahl- und namenlosen Linien, aus welchen die Form jedes Dinges sich zusammensetzt.« »Alle diese Linien fließen zusammen in Massen, gehen dann harmonisch in Hauptlinien über.« 1824 schreibt er in Rom, wo er Koch kennen gelernt, »auch mein Trachten war und ist es schon seit vielen Jahren, den poetischen Gehalt der Natur aufzufassen und darzustellen.« Kochs Art befriedigte ihn nicht, an Oliviers »Salzburger Friedhof« tadelt er Kleinlichkeit und Ängstlichkeit. Dahl ist ihm zu düster. Von den Landschaftern ließ er nur Oehme gelten, weil er der einzige sei, der seinen Bildern schöne, poetische oder allegorische Deutung gebe. Wie viel ihm die Alpen auf seiner Wanderung nach Rom gaben, verraten Tagebuchnotizen, wie folgende: »Nichts entzückt mehr als eine im Abendrot ruhende Gegend, Wälder mit Schatten und lichten Sonnenblicken.« Als schönes Beispiel für Landschafter beschreibt er »einen ruhigen See im Abendrot, von steilen und sanft verfließenden Waldbergen eingeschlossen, mit einer hellen, noch erleuchteten Ferne, Hütten aus den Baumwipfeln ragend, aus denen Rauch in blauen Streifen durch die Bäume zieht. Im Vordergrund Kräuter und Röhricht, wo hinein die Wasservögel schlüpfen«.

Richter würde nicht so genau gewisse neue Schönheitsideale aufgezeichnet haben, wenn er nicht alles als »unmodern« empfunden, wenn er Bilder, die seiner neuen Schönheit entsprochen hätten, gesehen hätte. Neu sein wollte er aber und es war ihm klar, daß die Natur es ist, die beständig dem Künstler die Möglichkeit gibt,

neu zu sein: »Die Natur ist so reich, so mannigfaltig, daß der Künstler immer neu sein kann, wenn er sie genau studiert.«

Das Oppositionelle zur Vedute ist das wichtigste dieser Bekenntnisse. Die Landschaft sollte auch dichterischen Wert haben.

Richter hatte ja auch einen hohen Herrn, den Fürsten Narischkin, auf rastloser Reise nach Frankreich als Vedutenzeichner begleiten müssen und so an eigenen Arbeiten das künstlerisch Unbefriedigende bloß treuer Ansichten im alten Geschmack erfahren.

Wie in Ludwig Richter, der als Hochgebirgslandschafter weniger bedeutet, so zeitigte auch in dem wirklich bedeutenden alpinen Landschafter Alexandre Calame jugendliches Geknechtetsein an überkommenem Massengeschmack Sehnsucht nach Lösung neuer Aufgaben. Von ihm, dem großen Pfadfinder, und anderen neben ihm sei vorläufig nur gesagt, daß er im Kolorieren von Schweizerveduten sich übte, um dann mit heiligem Eifer gegen die tyrannische Tradition der Landschaft zu wirken, indem er es sich zum Gesetz machte, nur persönlich gewonnene, tiefe Empfindungen der Natur wiederzugeben.

Und dieser Protest der jungen Künstler gegen alten Geschmack war außerordentlich erfolgreich. Wenn immer große Künstler das Gewohnte, das Gewöhnliche haßten und als erste auf neuen Wegen sich zeigten, so hatte diese Reaktion noch eine besondere Bedeutung. Die Abwendung von der Vedute galt nicht einer wenigstens an sich künstlerisch wertvollen Sache, sie galt einer unbedingten Inferiorität, einem Surrogat künstlerischer Schöpfung.

TRADITION ODER FORTSCHRITT? Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der Romantik. Sentimentales Erinnern an die Vorzeit beherrscht schon vorm Eintritt ins neue Jahrhundert die Gemüter und noch heute sind Strömungen aus der Romantik tätig. So viel Edles auch uns aus solch pietätvollem Zurückschauen erwuchs — so sind doch sehr viele künstlerische Hemmungen, an denen dies Jahrhundert so reich war, zweifellos Folge recht unklarer Vorstellungen von einer »viel schöneren und tüchtigeren Vergangenheit.« Unsere Kunstgeschichte hat mehrfach darauf hinzuweisen.

Bayersdorfer hat in seinem kleinen Werkchen über Karl Rottmann so trefflich den Geist der Tradition gekennzeichnet, der das Jahrhundert der retrospektiven Kunstausstellungen einführte, daß seine Worte hier wiedergegeben werden mögen.

»Die deutsche Landschaftsmalerei am Ende des vorigen, am Anfange unseres Jahrhunderts arbeitete in den längst ausgefahrenen, traditionellen Bahnen, welche mehr denn ein Jahrhundert früher von den holländischen und französischen Meistern betreten worden waren und den Höhepunkt dieses Kunstzweiges bezeichnet hatten. Die landschaftliche Poesie der Maler wurzelte nicht mehr in der Natur, sondern in den Bildern älterer Meister, und mit schwächlicher Empfindsamkeit und modischem Eklektizismus schuf man wilde und einsame Landschaften wie Salvator Rosa, heroische wie Poussin, idyllische wie dessen schwächere Nachkommen, romantische wie Ruysdael und Everdingen. Am meisten aber beherrschten den Geschmack in der Landschaftsmalerei die Werke des Jan Both und Berghem einerseits, der Miller und Glauber andrerseits, bei zunehmender Verkümmerung des idealen Inhalts und zunehmender Erstarrung einer lebendigen Naturbetrachtung. Soweit es bei dem herkömmlichen Formalismus und ohne unmittelbare Anregung von der Natur möglich war, wirkten noch gute Maler wie Kobell und Dorner, gestützt auf eine von langer Hand her ererbte Geschicklichkeit, welche weniger ihr Eigentum als das einer mehrhundertjährigen Schule war, in der eben das letzte Lebensfünkchen verglimmte. Dieser Rest technischen Geschicks ging aber merkwürdig rasch zu Grabe, und er mußte es, wenn eine neue mit Leben begabte Landschaftsmalerei entstehen sollte, die von den Künstlern nur im Schweiße ihres Angesichts errungen werden konnte.«

Gegenüber den feinen Bildchen und Radierungen aus Alpentälern und von Alpenhöhen, die ganz im Anfange des Jahrhunderts von Dorner und Dillis, Helmsauer, Wagenbauer oder Quaglio gemalt wurden, erscheint diese Kritik vielleicht etwas hart, nachdem die großen Jahrhundert-Ausstellungen unser Urteil oft sehr zu gunsten der obengenannten Künstler geändert haben. Aber im allgemeinen trifft das Urteil das Richtige — nur für das besondere Gebiet der Alpenlandschaft bedarf es der Ergänzung.

Die Herrschaft der — nach der Natur gemalten — Vedute des Jahrhunderts muß in Beziehung und Vergleich gezogen werden, um das Verdienst jener zuletzt genannten Maler richtigstellen zu können.

Auch in den früheren Landschaften, die schon im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts von diesen Malern gemalt wurden, zeigt sich bewußte Reaktion gegen die massenhafte Vedutenmalerei. Das war also doch schon eine Gesundung, ein Anfangenwollen. Sie stellten der trockenen Ansicht die Idylle entgegen. Sie malten nicht das, was die Straßenreisenden vom Markte verlangten, sondern sie gingen in die Berge nach eigenem Ermessen und Geschmack. Sie verließen die Post- und Heerstraßen der Alpen, auf denen nachgerade genug Vedutenmaler mehr nach Brot als nach Kunst gegangen waren.

An das sollte der Alpinist vor jenen kleinen Bildchen, die vielleicht nur durch eine kleine, ferne, über den Bäumen des lieblichen Waldtals sichtbare Felsspitze als alpine Landschaften zu erkennen sind, sich erinnern. Was moderne Alpinisten also rein gegenständlich an diesen »Idyllen« zu tadeln haben, ist rein kunstgeschichtlich als Vorzug zu rühmen. Ohne diese Abseitsgeher, ohne diesen Überdruß am Ansichtenzeichnen wäre ganz entschieden die erste Etappe des Fortschritts nicht so rasch erreicht worden.

Andrerseits waren die Vedutenzeichner — wenigstens die der Alpen — ganz entschieden nicht so schlecht wie ihr Ruf damals in den Ateliers der »großen Künstler«. Und die Kritik Bayersdorfers ignoriert sie wohl nur unabsichtlich.

War bei allen Malern die traditionelle Geschmackspflegerei vom Übel, weil viel zu viel nach Vorbildern als nach der Natur gemalt wurde, so konnte man den Vedutenmalern der Alpenstraßen doch wenigstens diesen Vorwurf nicht machen. Die zeichneten oder skizzierten doch wenigstens nach der Natur — leider so geistlos wie Abschreiber — leider traditionell im Sinne eines szenenhaften Geschmacks, der alle Natur damals wie ein »großes Theater« der Welt erst arrangierte und dann malte.

Infolgedessen ging der Vorteil des Schaffens nach der Natur vollständig verloren. Die Geschmackstradition war hemmend, wie sie den Idyllikern schädlich war, weil sie technisch und geschmacklich durch ihr Bemühen, alter Meister Gefolgschaft zu sein, vollständig befangen waren.

»Los von der Tradition« — das wurde von der damaligen künstlerischen Jugend vor solchen Werken als Notwendigkeit gefühlt. — Aber sehr bezeichnend ist es für die damalige künstlerische Bedeutungslosigkeit der Veduten wie der Idyllen: von allen möglichen Werken berichten uns die Aufzeichnungen jüngerer Künstler — Veduten aber und Bildchen à la Ruysdael gegenüber blieb die Jugend gleichgültig, wie einer abgetanen Sache. Und so mußte es kommen. Es ging tatsächlich nicht anders vorwärts. »Es mußten wieder Leute kommen, welche der Natur mit naivem Gemüte, mit gewissenhaftem und untrüglichem Auge gegenüberstanden«, schrieb Bayersdorfer, »und mit einer aus diesen Eigenschaften entspringenden Unbeholfenheit in der Wiedergabe mühevoll arbeiteten. Großes technisches Geschick involviert niemals große Intentionen, so nahe der Gedanke läge; aber in der technischen Unbehilflichkeit bei großen Intentionen liegt der treibende Stachel zur raschen Vervollkommnung. Schrittweise muß jede neue Bahn geebnet werden; naive aber starke Geister sind hierzu nötig.«

Die nachfolgenden Künstler verloren viel von der bisherigen Geschicklichkeit — aber dieses Opfer war der Fortschritt wert, der bald von einem für alle errungen werden sollte und dem sich nicht einmal die alten ganz verschlossen.

JOSEPH ANTON KOCH — DER NEUERER DER ALPINEN LANDSCHAFT

Koch (1768—1839) war älter als Jakob Dorner (1775), Wagenbauer (1775) und Warenberger (1769), wenige Jahre nur jünger als Wilhelm von Kobell (1766) und in der Neuheit der Erfassung der Alpenwelt all diesen Landschaftern doch weit voran.

Worin liegt das Neue der Kochschen Alpenlandschaft? Wann wurde eine künstlerische Neuschöpfung der Alpen vollzogen?

Ein Vergleich von Kochs Gemälden »Berner Oberland« und »Schmadribach« (s. Abb. 4 u. 6, S. 10 u. 11 — außerdem Abb. 54 auf S. 52 des letzten Bands dieser Zeitschrift) mit der Isarlandschaft Dorners (ebendort, S. 55), mit der Radierung von Dillis (s. Abb. 2, S. 9) — mit Koch's Bildchen »Schlucht im Walde« vom Jahre 1796 (s. Abb. 3, S. 9) macht den Fortschritt klar und führt zu dessen zeitlicher Bestimmung und Bedeutung.

Wann sind die Bilder entstanden? Koch's »Schlucht im Walde«, in der Kunsthalle zu Hamburg, das früheste bezeichnete Bild dieses Meisters, ist 1796 gemalt.

Das Gemälde vom »Schmadribach« im Lauterbrunnental ist in den zwei Bildern im Museum zu Leipzig und in der Neuen Pinakothek zu München gut bekannt. Das Leipziger Bild wurde 1805 begonnen und 1811 vollendet. Die bessere und malerisch wertvollere Münchener Wiederholung ist, nach Jaffé, dem sehr sorgfältigen Biographen Kochs, um 1820 entstanden. Das Gemälde »Berner Oberland«, im Besitze des Grafen Enzenberg in Innsbruck, dürfte um 1816 gemalt worden sein.

Aus diesen Daten geht eines hervor. Auch Koch war zunächst ein Idylliker — erst mit dem neuen Jahrhundert, im ersten Jahrzehnt, wird er der Schöpfer neuer Schönheit. Das neue Werden fällt also etwa in das Jahr tiefster nationaler Erniedrigung unseres Volks.

Welcher Art ist das Neue, was Koch uns gegeben? Ist der Alpinist von heute mit den Kochschen Landschaften zufrieden? Ist Kochs Verhältnis zu den vorherigen Alpenlandschaftern nicht noch genauer zu geben?

In mehreren Kunstgeschichten ist zu lesen, daß Koch insbesondere der Bildung des Terrains nachgegangen sei. Schöne sagt: »Erst Joseph Anton Koch hat uns eine Erde sehen und bilden gelehrt, die keinen anderen Zweck hat, als ihre Form, erst er hat durch die Tat die Möglichkeit einer Landschaft bewiesen, in welcher der alleinige und hauptsächliche Schwerpunkt auf das Terrain fällt.«

Dem dürfte jeder Wanderer in den Alpen widersprechen und die Kunstgeschichte hat ein solches Urteil zu verneinen oder doch sehr anzufechten, sobald sie, ihrer Pflicht gemäß, auch die große graphische Kunst des 18. Jahrhunderts mehr berücksichtigt, als das bisher geschehen.

Nein, das alpine Terrain wurde schon vor Koch von vielen Künstlern und Vedutenzeichnern und »Stechern« sehr gut, im einzelnen besser als von Koch wiedergegeben. Es widerspricht auch durchaus Kochs künstlerischer Absicht, auf Formationstreue oder richtige Bodenzeichnung das Hauptgewicht zu legen. Erlaubte sich doch Koch als Meister dichterischer Charakteristik Abweichungen der Treue gerade in der Fels- und Terrainzeichnung, wie sie sich die Meister der Vedute kaum getrauten.

Nur ganz im großen wollte Koch die Naturformen wiedergegeben haben. »Mein hauptsächlichstes Fach der Landschaftsmalerei ist die historische oder dichterische Landschaft«, sagte er von sich selbst. Den Künstlern des alten Geschmacks war dadurch Koch als »Stimmungsmaler« gegenübergetreten, weil er dichterisch umschuf, nicht mit Tatsachen sich begnügte. Mit seiner Neigung zum epischen Schildern eng verknüpft ist die große »Kontur«, die er anstrebt, ist die »Größe der Gesamterscheinung«, die er als neues Ideal erstrebte.



Abb. 2. Joh. Georg von Dillis, Ein Bachbett (Radierung) (Text S. 8).

Bezeichnend ist es für Koch, daß er neben vielen Ideallandschaften doch eine ganze Reihe von Bildern geschaffen hat, die zum Vergleich mit den von ihm bekämpften Veduten, den Ansichten bestimmter Berge und mit der Natur der Alpen selbst herausfordern. Zunächst ist festzustellen, daß Koch offenbar weniger »ideale« Bilder der Alpen geben wollte als jene stillen Idylliker in abgelegenen Bergtälern und an kleinen, rauschenden Wasserbächen, die wir ganz und gar nicht geographisch bestimmen können. Koch malte den Rheinfall bei Schaffhausen, das Hospiz am Grimselpaß, die Via mala, den Grindelwaldgletscher, das Haslital, die Jungfrau von Interlaken u. a. Das sind also genau dieselben »Punkte«, die jeder Schweizerreisende kannte, und in einer »Ansicht« besitzen wollte. Und die Mehrzahl der früheren Bilder Kochs lassen uns erst dann seine Opposition gegen traditionelle Anschauung fühlen, wenn wir ganz genau im alten und im neuen Geschmack der damaligen Zeit Bescheid wissen.

Das Bild, das ihn aber als einen Neuen, als einen Revolutionär unter den Alpenlandschaftern bekannt machte, war der »Schmadribach« (siehe Abb. 6, S. 11). Eine begeisterte Beschreibung des Bildes von Maler Müller in Schlegels Museum, eine Karikatur von H. Heß in der Wiener Akademie (siehe Abb. 5, S. 11) bezeichnen das Aufsehen, das Koch und sein Bild wenigstens in Kunstkreisen machten. Auch uns fallen da zwei Erscheinungen auf, die bisher fehlten. Große Vereinfachung des Naturbildes — und offenkundige Untreue der Natur gegenüber. Die letztere Eigenschaft wird dem Kenner der Landschaft sogar — mit kunstgeschichtlichem Rechte — als die wichtigere auffallen. Ludwig Richter, der das Bild in Kochs Atelier in Rom sah, war begeistert durch die poetische und großartige Auffassung.

Der von Koch erstrebte und von seinen Zeitgenossen begreiflicherweise besonders stark gefühlte Geist der Größe »der antik-einfachen Auffassung«, der »klassischen Ruhe« spricht jedoch uns gerade als solcher nicht mehr an. Es sind eben seit Koch viel größer gesehene, klassisch-ruhige Landschaften gemalt worden, die auch Koch selbst als reine Erfüllungen seiner Bestrebungen anerkennen müßte. — Man muß mit streng geschichtlicher Objektivität Kochs alpinen Landschaften gegenübertreten, um das Große seiner Neuerung zu fühlen, um



Abb. 3. Joseph Anton Koch, Schlucht im Walde (Gemälde) (Text S. 8).

nicht zu empfinden, wie furchtbar unruhig das Pathos im Aufbau, in der Steigerung der Formen der Alpenwelt wirkt. — Und nur eine ganz sachliche Würdigung des damaligen malerischen Geschmacks kann hinwegsehen lassen über die noch weniger befriedigende Farbengebung. Der Drang nach Pathos — geboren aus der Reaktion gegen alte, flaue Schönheit — ließ Koch alles und einzelnes ins Unnatürliche steigern. Und wenn wir auch gerade in solchen bunten und harten Bildern Kochs malerisches Unvermögen feststellen müssen, so zeigte sich doch wieder einmal anfängliche Unschönheit als Kennzeichen eines wirklich neuen und großen künstlerischen Gedankens, der weite Zeiten zu begaben allein fähig ist.

Ludwig Richter erzählt in seinen Aufzeichnungen, die »Tännle des Bildes habe der geniale, leider etwas verwilderte Hieronymus Heß aus Basel — der Zeichner der lustigen Skizze — hineingemalt und mit Hirsch und Reh, mit Füchslein und wilden Tauben bevölkert«. Der Blick für einige Kleinigkeiten verrät sich da wieder bei den zeitgenössischen Bewunderern Kochs, und Richter selbst scheint an dem »Hirtenbüblein mit seinem Alphorn, das so ruhig, fast wie verloren in dieser großen Natur mit seinen Geißen dasteht und dem Sturm und Brausen des Baches zusieht«, eine nicht unwesentliche künstlerische Note des ganzen Bildes hochgeschätzt zu haben.

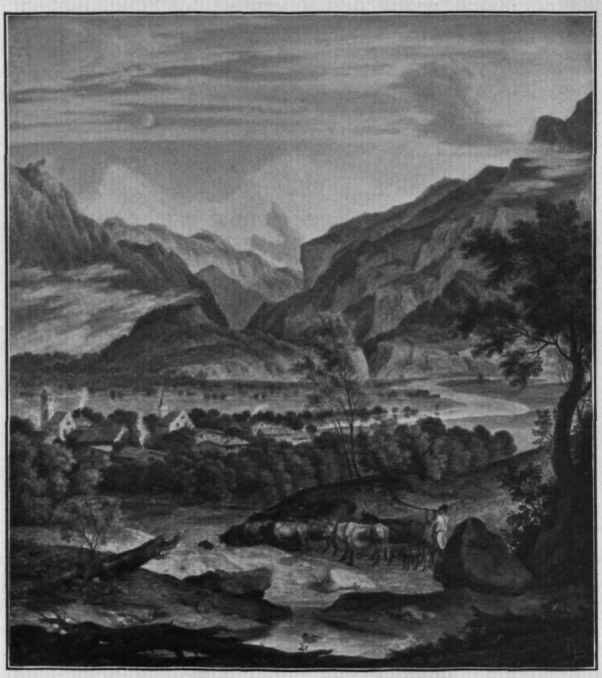


Abb. 4. Joseph Anton Koch, Berner Oberland (Gemälde) (Text S. 8).

Worin liegt nun für uns der Wert solcher alpinen Landschaften Kochs, wie »Schmadribach« und »Berner Oberland«?

Dichterische Freiheiten sind nicht wegzuleugnen. Er erlaubt sich solche in reichstem Maße. Allerdings qualitativ doch nur so weit, als durch die Abweichungen das Charakteristische des alpinen Eindrucks nicht verloren ging, oder so weit durch sie das Charakteristische noch eine Verstärkung gewinnen konnte. Koch ist also ein Künstler, etwa von der Auffassungsart eines Tizian — eines neueren Porträtisten wie Lenbach. Die gaben den Menschen nicht in seiner ganzen Äußerlichkeit wieder, sondern das Äußere oft genug in einer zunächst befremdlichen Weise, um das Wesen des Menschen um so deutlicher und klarer zu charakterisieren.

Leider fehlte Koch nur etwas, was die Meister künstlerischer Charakteristik immer auszeichnen wird, Sinn für fast rücksichtslose Vereinfachung der äußeren Naturerscheinung. Dafür komponiert er mehr, und unbewußt nimmt er vieles auf von jenen Konstrukteuren der Alpenlandschaft, die wir bereits bei den Niederländern des 16. Jahrhunderts kennen gelernt haben.

Diese Beziehung ist jedoch zweifellos eine völlig unbewußte gewesen. Bewußt aber hat Koch mehr und mehr das idyllisch Beschauliche der gleichzeitigen Bildchen und das topographisch Beschreibende der alten Vedutenzeichner vermieden. Dagegen



Abb. 5. Hieronymus Heß, Joseph Anton Koch in Rom vor seinem Gemälde »Der Schmadribach« (Zeichnung) (Text S. 9).

gibt er die natürlichen Eindrücke mit Pathos wieder. Mit der Landschaftswiedergabe an und für sich hat er sich theoretisch niemals, praktisch nur in seiner Werdezeit für befriedigt erklärt. Finden wir die kompositionelle Einheit bei ihm noch oft genug zerstört durch Kleinigkeiten und allzuviel Poesie, so ist doch der neue künstlerische Wert, den er gibt, Harmonie des Eindrucks durch eine in allen Teilen des Bildes verstärkte Poesie. Es ist alles episch erfaßt. So baute er ideale Hochgebirgslandschaften vor uns auf — von damals unerschauter Neuheit.

Es ist Kochs bleibendes und großes Verdienst, den eminenten rein-künstlerischen Betrachtungswert der alpinen Landschaft wie in Dithyramben gefeiert zu haben. Erst nach ihm wurde dieser neue Wert gangbare Münze.

Auch darf bei Bewertung Kochscher alpiner Landschaften jener neuen großen Form nicht vergessen werden, daß gerade sie in Rom gemalt wurden. Ganz wie seine Vorfahren der alpinen malerischen Dichtung, malt er das Hochgebirge mehr aus Erinnerung als Anschauung. Wie Künstlers Stolz und Sehnsucht berührt es uns auf seinen alpinen Gemälden, die in Rom gemalt wurden, zu lesen: Koch, Tirolese.

Erst die Wechselbeziehung zwischen Alpen und römischer Landschaft hat sich bei Koch nach und nach und bei seinem nächsten Folger ganz als förderlich erwiesen. Die reinere und ruhigere Kontur, die den Bergen der Umgebung Roms so unsagbare Größe verleiht, bildete meisterlich das Auge. Wie Kochs römische und jene idealen Landschaften, die deutlich römische Eindrücke festhalten, zweifellos durch Ruhe linearer Komposition größer wirken als die ersten Schweizer Idyllen und Bilder, so gewann auch seine alpine Landschaft an Klarheit, je länger er der Mannigfaltigkeit der Eindrücke seiner Heimatberge entrückt blieb.

Aber das Fernbleiben von der Heimat, das Verklären in den Adel römischer Linien und Silhouetten war doch auch für Koch eine Hemmung.

Diese Freude an der Klassizität der Linie muß immer deutlicher als ein Erbe des naturentfremdeten Ideals Winckelmanns erkannt werden. Bald nachdem, ja schon als Koch



Abb. 6. Joseph Anton Koch, »Der Schmadribachfall in der Schweiz« (Ölgemälde) (Text S. 8 u. 9).

kaum nach Rom übergesiedelt war, machte sich unter freien Geistern nordischer Luft ein neues Sehnen geltend, das in der Entwicklung der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts eine mindestens ebenso große Führerrolle übernehmen sollte wie das Ideal Kochs vom Rhythmus und von der Größe der Linien.

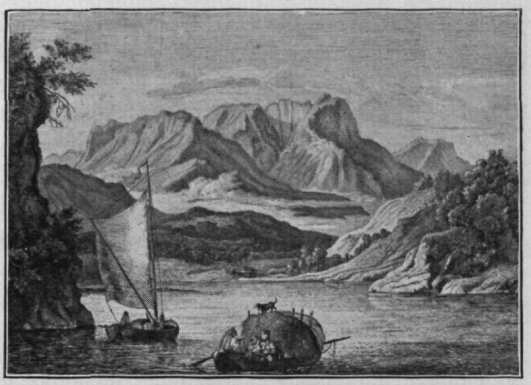


Abb. 7. Ludwig Richter, Der Untersberg (Radierung) (Text S. 17).

Das neue Sehnen suchte nach Luft und Licht, nach Einfühlung in das große atmosphärische Leben über den Dingen, in all die farbigen Phänomene, an denen keine Welt wohl reicher ist als die des Hochgebirgs.

Doch zunächst ist den Spuren der von Koch inaugurierten Schönheit nachzugehen, die übrigens von gleichzeitigen kulturellen Erscheinungen und Wandlungen auf anderen Gebieten der Kunst offenbar wichtige Impulse bekam und in ihnen feste Wurzeln fassen konnte.

ÄHNLICHE ERSCHEINUNGEN

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird in allen künstlerischen und unkünstlerischen Werken der Literatur das in der Malerei für schön bezeichnet, was dem literarischen Geschmacke ungefähr entsprach. Das Elegische, das Liebliche, gehoben etwa durch den Gegensatz des Großen und Furchtbaren, war in der Zeit Rousseaus und des jungen Goethe, bei der Menge wenigstens, die sich nicht gern so nennen läßt, unbedingt beliebt — in Bildern und Reiseveduten, in Gedichten und auf der Bühne.



Abb. 8. Ludwig Richter, Der Watzmann (Gemälde) (Text S. 16).

Herder fand nach 1800 eine zackige Gegend verhaßt und er sucht Harmonie im Wechsel der Eindrücke. Lieblichkeit mußte in den Bildern vorherrschen, die großen Gefallen finden sollten, und durch wilde Szenerien mußte wenigstens eine moralische Betrachtung leicht ausgelöst werden können. Matthison lebt in seiner zarten, sentimentalen Dichtung vom Genfersee nur in romantischen Erinnerungen. Er ist als Dichter ganz das, was die Maler-Idylliker vor und zu Kochs Zeit waren. Aber nicht Matthison



Abb. 9. Karl Wagner, Der Untersberg bei Salzburg (Radierung) (Text S. 18).

besang Kochs Gemälde vom Schmadribach, sondern der Stürmer und Dränger Friedrich Müller. Die fruchtbare Friederike Brun ließ ihre Reiseschriften von Illustratoren der alten Schule wie Heß schmükken; Koch aber macht über sie eine böse, abfällige Bemerkung. — Altes und Neues stieß sich ab in jener Zeit wie zwei Weltanschauungen. Dem Stillen lebten die Alten, der Größe und Stärke antiker Kultur und Kunst strebte die Generation nach, die auf unserem Gebiete durch Koch ihren Vertreter gefunden. — Es gab auch Vermittler zwischen beiden Lagern, die wenigstens äußerlich verwandter sind mit dem Schöpfer der neuen idealen Landschaft als mit den stillen und abgeklärten Alten.

Der Däne Jens Baggesen ist für diese Gruppe der charakteristische Vertreter unter den Dichtern. Er schreibt 1802 ein idyllisches Epos »Parthenais«, dessen Illustrationen uns schon wie ein unglückliches Zwitterding anmuten. Antike Götter bevölkern die Berge des Berner Oberlands — aber Haltung und Sprache ist lieblich und süß wie in den Salons von damals.

Nun kamen Dichter neuer Kraft und Größe. Die Dichtungen Shelleys und Byrons Manfred sind voll pathetischer Kraft und Begeisterung wie die Alpenlandschaften Joseph Anton Kochs. Allen diesen Dichtern mit Feder oder Pinsel in der Hand ist eine neue Anschauung der Welt der Alpen eigen. Alle sind begeisterte Sänger antiker Größe, der Anblick des Hochgebirgs macht sie nicht sentimental und schwach, sondern naiv und stark. Sie werden reif und tief und sie sehen von den eisigen Fernern hinab auf der Menschen Schwachheit. Aber wie der oft poltrige und aufstürmende Koch malerisch technisch der neuen Aufgabe gar viel opfert, so stößt auch Byrons und Shelleys Ungestüm die Schwachen ab. Die Besten der Jugend jubeln aber den Neues erstürmenden Geistern zu und von solchen Wogen allein wurde noch immer der Schoß der Menschheit neu befruchtet.

Kochs neue ideale Landschaft hätte nicht eine so große Gefolgschaft gefunden, wenn sie nicht für viele die Sehnsucht nach Erfüllung neuer Kulturideale bedeutet hätte. Und Koch selbst ist zweifellos von dieser zeitlichen Woge auf sein Neuland getragen worden. Er war ein regsamer Geist, der seine Zeit ganz in sich aufzunehmen gewillt



Abb. 10. Karl Wagner, Eisenhammer in Tirol (Radierung) (Text S. 18).

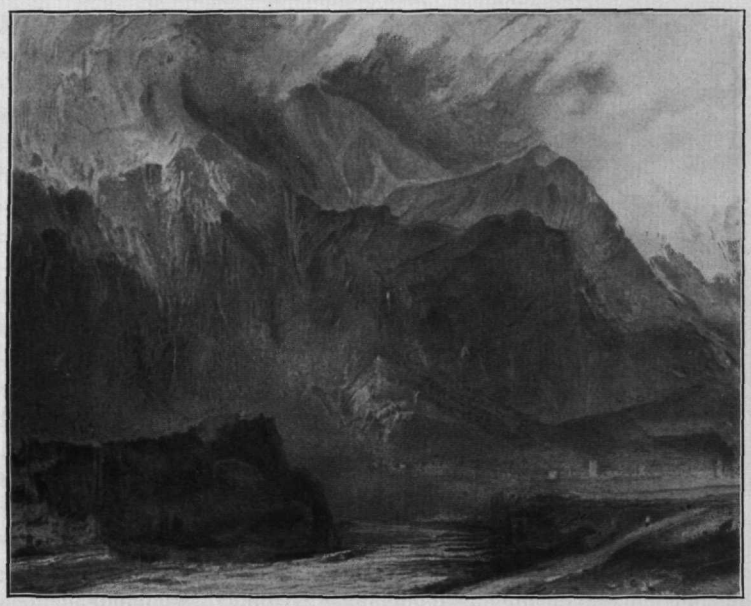


Abb. 11. J. M. W. Turner, Der Monte Rosa von Aosta aus (Gemälde) (Text S. 24).

war. Sollte er nicht auch durch Schillers Wilhelm Tell mächtige Anregung erhalten haben, die Alpen malerisch groß zu zeigen, wie ein anderes Charakterbild?

Auf ein Gemeinsames sei nicht versäumt zu achten. Schillers »Alpenjäger«, sein »Berglied«, sein »Wilhelm Tell« lassen sich kaum denken, ohne daß der Dichter eine Reihe jener Alpenansichten gesehen, die den trockenen-theatralischen Geschmack des Jahrhunderts kennzeichnen. Schiller wie Koch fußen gewiß zum Teil auf gleichen Quellen — um beide daraus ein Neues groß zu gestalten. Und auch hier ist festzustellen, daß die großen geistigen Wandlungen der darstellenden Kunst die Wege bereitet haben.

KOCHS BEGLEITER U. FOLGER

Kochs neue künstlerische Schönheit, die »große, historische Landschaft«, wurde wie ein Echo anderer idealer Strömungen der Zeit empfunden. Das brachte ohne weiteres der Kochschen Muse gar viele Verherrlicher. Aber Kochs starke persönliche Art wirkte vielleicht noch mächtiger. Jedenfalls war seine leidenschaftliche, feurige Persönlichkeit ganz geeignet, seine Freunde in ihm das geniale Haupt einer neuen Bewegung sehen zu lassen. Es war neben Koch kein Künstler, der auf dem Gebiete der Landschaft so ganz die Hoffnungen der jüngeren Generation auszusprechen fähig war.

So war er insbesondere in Rom der Mittelpunkt eines großen Kreises von Malern, die alle mehr oder weniger seine Schüler zu nennen sind. Sogar der etwa gleich alte Reinhart, der erst ganz Hackerts Geschmack gefolgt war, schloß sich eng an Koch an. Auch der alte Dorner verließ die Idylle, um ähnlich wie Koch große alpine Landschaften zu malen. Die sehr ungleichen Bilder Dorners in der Neuen Pinakothek zu München geben einen guten Begriff von dieser Wandlung durch Beeinflussung. Dorners großes Bild vom Walchensee (Neue Pinakothek München) mit Staffage von Wagenbauer ist 1819 gemalt. Trotz unverkennbar neuen, pathetischen Bestrebens ist der Idylliker alter Schule der Stärkere in Dorner. Ferdinand von Olivier, der 1814 mit Koch zusammen in Wien war, blieb selbständiger als Dorner. Er ist weniger pathetisch aber treuer — weniger Dichter als gemütvoller Beschreiber. Als Maler ist er fortschrittlicher als Koch. Die Landschaft in der Neuen Pinakothek mit der idealisierten Zugspitze und dem Wettersteingebirge im Hintergrunde ist für die Zeit eine erstaunliche Kühnheit. Die Größe der Kontur ist etwas, was ihn unzweifelhaft mit Koch verbindet. Karl Philipp Fohr und Julius Schnorr von Carolsfeld stehen Koch am nächsten. In beiden ist



Abb. 12. Joseph Anton Koch, La Cervara (Radierung) (Text S. 27).



Abb. 13. Karl Rottmann, Monte Serone. Stahlstich von Georg Michael Kurz (Text S. 27).

die Verschmelzung römischen Konturstils mit alpinem gewaltigen Aufbau das besonders Verwandte mit Kochs Art. Auf Karl Rottmann will ich später ausführlich eingehen. Ohne Koch ist er geschichtlich kaum zu denken, und von Rottmann führt der Weg zu Preller. Den Einfluß des großen Tirolers in Rom zeigen natürlich noch viele Kleinere wie Busse, Franz Catel u. a., die zum Teil aber schon anderen Einflüssen folgen.

Sie alle sind gegen jede Kleinlichkeit der Auffassung, alle wollen Dichter und als Dichter mehr Epiker denn Lyriker, mehr pathetische Charakterdarsteller als beschauliche Genießer einer alltäglichen Welt sein. Alle lebten selbst in den Alpen wie in einer anderen sonnigen Antike. Hier ist das Gegensätzliche zur Auffassung des 18. Jahrhunderts: Lyrische Betrachtung und theatralische Bedeutung der Landschaft.

Das alles hatte freilich als Programm, jemehr das oppositionelle Angehen gegen stumpfmachende Tradition vergessen wurde, große Gefahren. Man vergaß das Fortschreiten.

Merkwürdig, daß ein Künstler, dessen Lebensart und Lebenswerk so durchaus verschieden von Koch ist, daß Ludwig Richter durch den großen Tiroler zwar zunächst von seiner stilleren, kleineren Art abgedrängt wurde, um gleichzeitig ein guter Kritiker und Verbesserer seines Lehrers zu werden.

Führte uns Richter schon in allgemeine Anschauungen der Künstler jener Zeit gut ein, so wirft er durch einige Bemerkungen und

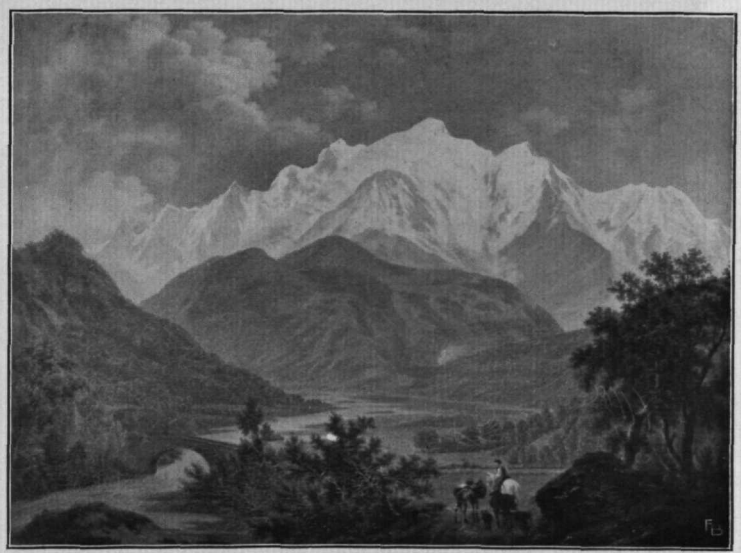


Abb. 14. P. Louis De la Rive-Godefroy »Der Montblanc« (Gemälde) (Text S. 30).



Abb. 15. Alexandre Calame, Schweizer Landschaft (Radierung) (Text S. 35).

durch sein Ölgemälde »Der Watzmann in Abendbeleuchtung« (s. Abb. 8, S. 12) sehr bemerkenswerte Lichter auf Koch als Lehrer und auf die Wirkung, die er ausübte.

Der junge Dresdener Maler ist nicht durch und durch mit Koch zufrieden. 1824 schreibt er in Rom: »Koch gab mir neulich auch eine gute Lehre. Er hatte nämlich meine aufgezeichnete Komposition des Watzmann gesehen und fand daran viel auszusetzen, nämlich, daß die großen Bäume im Vordergrund den Massen im Hintergrund schaden, daß ich überhaupt große schöne Massen wählen und das Ganze nicht übersehen müsse. Zeichnen Sie sich das Ganze erst auf ein Quartblatt, alle äußeren Linien und die Beleuchtung bestimmt angegeben, und dann tragen Sie es ganz und gar ohne Zusetzung auf eine große Leinwand über. Das Ganze muß immer groß und einfach bleiben.« — Man vergleiche damit Richters »Watzmann« (Abb. 8) als Lehrresultat. Man vergleiche die Lehre des Meisters mit seinen eigenen Bildern und diesem Richterschen.

Offenbar war das Ganze der Kochschen Persönlichkeit ausschlaggebend, das hat Richter viel pathetischer gemacht, als wir ihn sonst kennen — aus seinen aufgezeichneten »Idealen«, in denen der Reichtum, die Mannigfaltigkeit eine größere Rolle spielen, wie aus seinen Werken. — Hier übertraf er sich — und seinen Lehrer. Die Komposition des Ganzen hat bei aller lauten Wucht etwas Ruhigeres als viele



Abb. 16. Alexandre Calame, Die Monte Rosa-Kette bei Sonnenaufgang (Gemälde) (Text S. 34).

aufgetürmte Alpenlandschaften Kochs. Ob das Richter bewußt war — ob die folgenden Worte seines Tagebuchs von 1824 auf der eigenen Zufriedenheit mit seinem »Watzmann« beruhen? Richter schreibt da, als ob er fühle, wenigstens eine Schwäche Kochs überwunden zu haben: »Bei Koch ist es mehr sein inneres Feuer und eine ungebändigte Phantasie, die sich in seinen Landschaften aussprechen.«

Trotzdem dürfen solche Vergleiche nicht das Wichtigere vergessen machen. Richter zeigt sich in seinem fast einzigen Hochgebirgsgemälde als kein selbständiger, sondern als ein schwacher Geist. Es ist wohl von keinem Landschafter ein Bild zu finden, das so enges Anlehnen an Kochs Art verrät. Selbständiger neben Koch, aber eben nicht bedeutend als alpiner Schilderer tritt uns Richter in seiner Folge kleiner Radierungen aus der Umgegend Berchtesgadens entgegen (Abb. 7, S. 12).

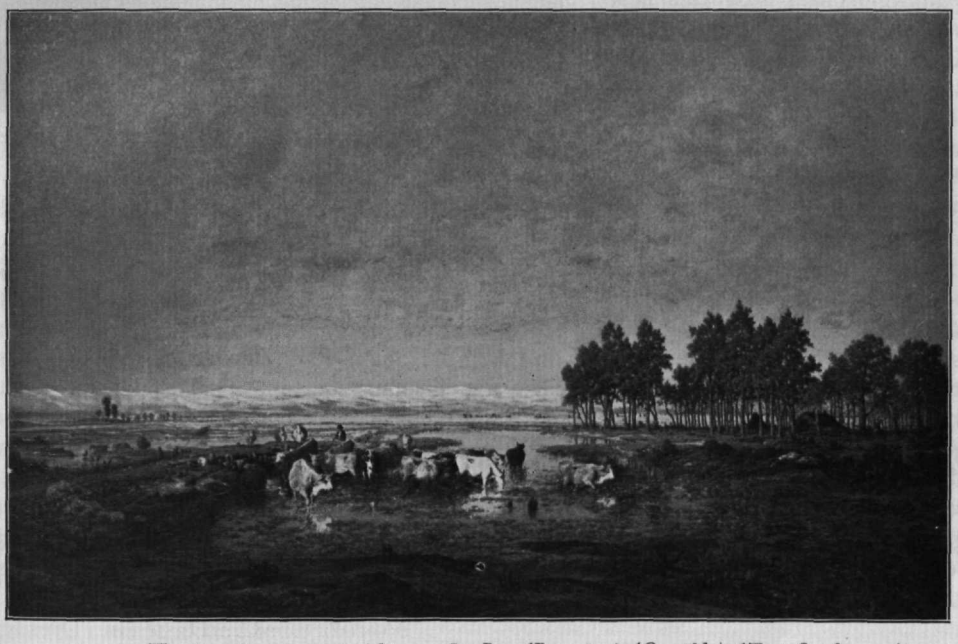


Abb. 17. Theodore Rousseau, Ansicht von Le Puy (Pyrenäen) (Gemälde) (Text S. 38 u. 40).

Die Idylle unten im Tal fesselt ihn begreiflicherweise viel mehr als die Form der Bergriesen, die merkwürdig weich und unsicher gegeben wird.

Neben Richter sei Carl Wagner gestellt als derjenige Künstler, der Kochs Tendenzen aufs entschiedenste erweitert und zu der anderen großen Gruppe der »atmosphärischen« Landschafter hinüberführt, die neben der von Koch ausgehenden, das ganze Jahrhundert hindurch steigende Entwicklungsfähigkeit behält.

Bei Richter, dem sächsischen Idylliker, spielt die Alpenmalerei nur eine kleine Episode, die ohne starken Einfluß bleibt für ihn selbst wie für die Alpenlandschaft. In Carl Wagner (1796—1867), einem jetzt fast unbekannten Radierer, tritt uns eine ganz andere, selbstbewußtere Persönlichkeit gegenüber, die sicher auf die Entwicklung der Alpenlandschaft eine entscheidende Wendung ausgeübt haben würde, wenn er nicht gerade in der stilleren Kupferstecherkunst sein Bestes gegeben hätte. Im Januar 1823 besuchte Carl Wagner das Atelier Kochs in Rom und er berichtete, der große Maler sei damals sehr fleißig gewesen bei der Untermalung seines »Grindelwaldgletschers«, den »Schmadribach« habe er abermals bewundern

müssen, es sei ein herrliches Bild, in dem die Größe und Pracht der Schweizer Natur unübertrefflich wiedergegeben sei.

Aber Wagner bleibt bei einer platonischen Bewunderung des »originellen« Künstlers. Er geht andere Wege, sieht das Hochgebirge ganz anders als Koch — obwohl sein Bericht über das erste Ansichtigwerden der Alpenkette von der Höhe Tuttlingens aus sich fast liest wie eine Beschreibung eines Kochschen Alpengemäldes: »Es war ein großer, erhabener Anblick, den ich nie vergessen werde, klar und hell lag die neue Welt mit ihren uns noch unbekannten Reizen vor uns, mächtig zog's mich hin mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach jener Größe, wo es allgewaltig zum Himmel emporsteigt.«

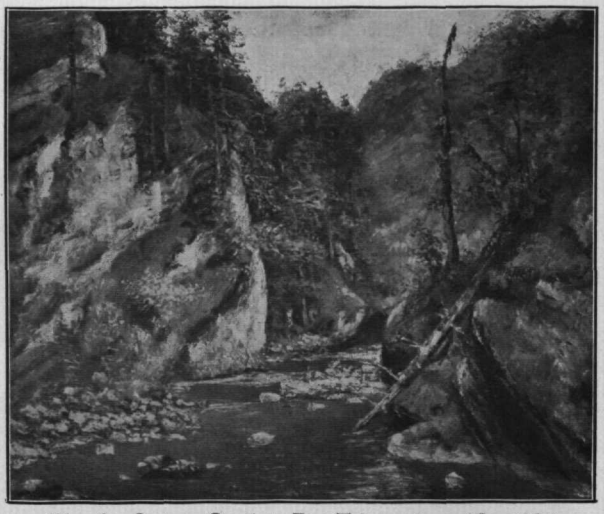


Abb. 18. Gustave Courbet, Ein Tal im Jura (Gemälde) (Text S. 38 u. 40).

Wagners entschlossen gezeichnete Radierungen, Eisenhammer in Tirol von 1854 und der Untersberg bei Salzburg von 1853 (Abb. 9 u. 10, S. 13), zeigen die Alpen nicht in reinen Konturen wie in einem heiteren klassischen Lichte. Das Düstere ist's, was Wagner lockte, Wetter und Wind. Seine Radierungen führen uns gern in Täler hinein, unter Felswände, wo die Erhabenheit nur erdrückend zum Ausdruck kommen kann. In Kochs Bildern sah man Stimmung durch Figuren, Wagner gibt Stimmung nur durch Licht- und Lufteffekte. Noch mehr unterscheidet ihn aber von Koch, daß er nicht zeichnet und koloriert, sondern mit der Radiernadel selbst Malerisches zu geben weiß. Das ist das Entscheidende. Auch Turner gegenüber bleibt er selbständig. — Auf Wagners weitere Entwicklung blieb die Romreise ohne Einfluß. Die Atmosphäre der Heimat gab ihm neue Bahnen der Kunst. Und wenn auch sein Herkommen aus dem Atelier des alten Norwegers H. Chr. Cl. Dahl in Dresden, wenn auch seine Forstdienstjahre im Thüringer Wald wichtigen Einfluß auf seine künstlerischen Neigungen ausgeübt haben mögen — so darf doch nicht vergessen werden, daß Carl Wagner etwa um 30 Jahre jünger war als Koch, daß er also einer Generation angehörte, die mit größerer Heimatsfreude um eine neue starke Gabe kämpfte. Das war das Problem der künstlerischen Wiedergabe jener

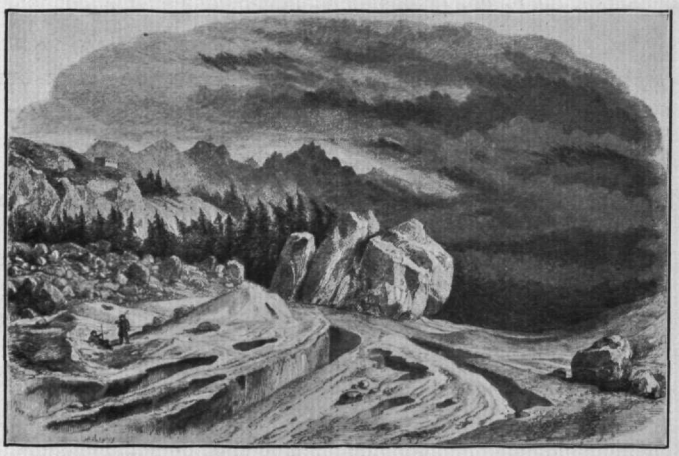


Abb. 19. Daubigny, La Mer de Glace (Chamonix) (Text S. 38).
(Holzschnitt aus R. Töpffer, »Voyages en Zigzag«, Paris 1850, Garnier Frères.)



Abb. 20. Chr. Ernst Morgenstern, Landschaft (Aquarell) (Text S. 42).

rein aus Allnatur und Wetter geborenen Stimmung, von der wir alltäglich reden, ohne uns um deren Wechselbeziehungen zwischen Außenwelt und Innenleben zu kümmern, ohne uns des Reichtums bewußt zu werden, der in der künstlerischen Bewältigung dieser Erscheinungen ewig beschlossen liegt.

Wagner ist nur ein kleiner Sucher dieses Problems. Er muß aber früher genannt werden als andere Vorläufer der »atmosphärischen Stimmungsmalerei«, weil er, direkt von Koch und von klassischen Stätten sich abwendend, mit künstlerischem Frohsinn suchte, das Land der Nebel und der Nibelunge.

METEORISCHE MALEREI Schon mehrfach waren in der Kunstgeschichte der Alpenlandschaft Ärzte, Naturforscher, Philosophen und Gelehrte zu erwähnen, die auf die künstlerische oder gemütliche Erfassung der Alpenwelt mittelbar starken Einfluß geübt haben.

Die Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts hat die Verpflichtung, den Dresdener Arzt, Naturforscher, Philosophen und Maler Carl Gustav Carus (1789—1865) als einen Anreger und Vorausgeher auf wichtigem Gebiete rühmend zu nennen.

Carus hat wohl als einziger unter Kunstfreunden — vor Töpffer und in anderem Sinne als dieser — die Alpenlandschaft für das Erhabenste der »Erdlebenbildkunst« erklärt. Überragt Carus schon dadurch als Moderner die Klassizisten der Landschaft, so entwirft er mit dem Worte der »Erdlebenbildkunst« geradezu prophetisch das Programm einer malerischen Strömung, die ihrer Erscheinung, vielleicht auch ihrem Ziele nach, die bedeutendste und breiteste des letzten Jahrhunderts genannt werden darf.

Blätter aus seinen »Fragmenten eines malerischen Tagebuches« (1815—1824) lesen sich wie künstlerische Niederschriften eines Morgenstern oder Teichlein, eines Meisters der Schule von Fontainebleau oder Dachau. — Und Vertreter jener großen malerischen Richtung, die wir recht wenig sagend »Impressionisten« nennen, hätten Notizen wie folgende über eine gesehene Landschaft schreiben können: »Bitter kalt, aber reiner duftiger Himmel; frischer Schnee ziert die Fichtenkiefer, erscheint klar, aber im Dunkel violett sich von der abendlich geröteten Luft absetzend; selbst gegen östliche Gegendämmerung sieht der Schnee dunkel. Am Waldrande schöne Schneehütte mit einsamer Kiefer, durch helle Flächen von der schmalt-

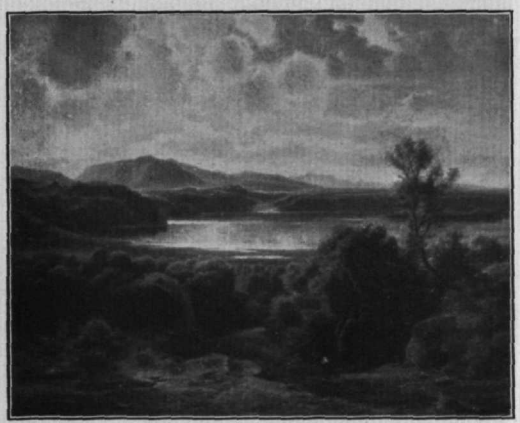


Abb. 21. Chr. Ernst Morgenstern, Oberbayerische Landschaft (Gemälde) (Text S. 42).



Abb. 22. Ludwig Willroider, Aus der Trentagruppe (Gemälde) (Text S. 44).

grauen Luft sich abhebend.« — Ist es nicht, als ob ein Moderner einen der feinsten japanischen Farbenholzschnitte beschreibt? Carus ist neu im Sehen und er hat die starke Empfindung der Dichter, die allein große Gefolgschaft rufen können. »Wie unendlich mannigfaltig und zart sind nicht endlich die atmosphärischen Erscheinungen. Alles was in des Menschen Brust wiederklingt, ein Erhellen und Verfinstern, ein Entwickeln und Auflösen, ein Bilden und Zerstören, alles schwebt in den zarten Gebilden der Wolkenregionen vor unser Sinnen; und auf die rechte Weise aufgefaßt, durch den Kunstgenuß vergeistigt, erregt es wunderbar selbst das Gemüt, an welchem diese Erscheinungen in der Wirklichkeit unbemerkt vorübergleiten.«

Das Entscheidende dieser Landschaftsauffassung trennt Carus von keinem weiter als von J. A. Koch, dem die Gegenstände seiner eigenen Bilder, wie er einmal an Frauenholz schrieb, nicht genug auseinander gingen. Carus ist der erste, der schriftlich das Sehnen bekennt nach einer Landschaft, in der alles wie in dem großen, unsichtbaren Gewebe der Natur, der Atmosphäre verbunden, in der alles wie in engste Beziehung zueinander gerückt erscheint. — So ist er der erste Bekenner nordischer Empfindung. Koch stand zwischen Nord und Süd — Carus aber stellt das Programm auf der Zukunft nordischer Malerei, die nun Herrschaft erlangen sollte. Seine Worte schon lassen sich übersetzen in das Programm der Schule von Barbizon »l'expression par l'ensemble«.

Tatsächlich wie ein Prophet der mächtigen meteorischen Malerschulen von München und Barbizon, von Rousseau und Morgenstern und von Schleich bis zu Stadler oder Kubierschky ruft Carus einmal aus: »Es werden einst Landschaften höherer, bedeutungsvollerer Schönheit entstehen als sie Claude und Ruysdael gemalt haben.« Wie rasch fand das prophetische Wort Erfüllung — wie viele wären sogleich zu nennen als Erfüller!



Abb. 23. Eduard Schleich, Der Starnbergersee (Gemälde) (Text S. 43).

Carus verwies aber schon auf atmosphärische Naturschilderungen Goethes, Alexander von Humboldts und das »System der Pilze«, von Gottfr. Nees von Esenbeck.

Konsequent und theoretisch ging Goethe dem Problem einer atmosphärischen Male-



Abb. 24. Max Haushofer, Chiemseelandschaft (Stahlstich von Würthle) (Text S. 44).

rei nach. Prellers bekannte meteorische Zeichnungen im Goethe-National-Museum (1820, 1821) wurden von dem großen Weimaraner veranlaßt. Als aquarellierte Zeichnungen von Wolken entsprechen sie wohl weniger dem Carusschen Ideal, dem zweifellos der spätere Preller viel näher gekommen war, als Goethe nichts wissen wollte von ihm und ihn (1831) und Kaiser tadelte wegen seiner »ins Wilde und Triste gehenden Tendenzen« und wegen der Neigung zur Einsamkeit (der Motive), »wobei an keine freie Aussicht in die landschaftliche Welt zu denken ist«.

Ist der alte Preller in seinen bekannten Gemälden mehr ein Vollender Kochs, so ist er doch wegen mancher Studien aus den Alpen ein erster der meteorischen Landschafter des Hochgebirgs zu nennen und »die chimärische Deutschhaftigkeit«, die Goethe — der in der malerischen Beurteilung seiner Zeitgenossen nicht glücklich genannt werden kann, — an ihm tadelt, war zweifellos eine Gabe, ohne die die neue »antiklassische« Schönheit nicht so rasch und stark erstanden wäre.

Doch gibt uns freilich Preller noch keinen klaren Begriff der neuen Schönheit der meteorischen Malerei. Und auch der Dresdener Dahl, der Lehrer Richters, wirkte, wie Carus selbst, als Maler, nur wie ein Traditionsbrecher, aber nicht wie ein Bahnbrecher. Ein Bahnbrecher war dagegen auf dem Gebiete der meteorischen Malerei ganz entschieden der Dresdener Professor Caspar David Friedrich. Hat Friedrich auch keine Alpenbilder gemalt, so ist es doch bezeichnend, daß er wie Dahl und Ezdorf von den Ufern der nordischen See stärkste atmosphärische Kunstlehren aufnahm, wie wohl nicht zufällig jene Künstler nun der neuen Schönheit lieber und leichter zu folgen vermochten, die, wie ja auch Wagner, auf heimischem, nordischem Boden früher und intensiver Umschau hielten denn in Roms konturschulender Landschaft. — Auf die große Radierung »Der Karlssteg im hinteren Zillertal« (1850) von C. Ezdorf, dessen Bilder die Geologen entzückten, sei hier schon hingewiesen. — Auch von Ludwig Gurlitt (1812 bis 1897) wäre hier schon eine Radierung von 1856 (düsteres enges Gebirgstal) zu nennen.



Abb. 25. Jos. Wenglein, Isartal im Spätherbst (Gemälde) (Text S. 43).
Photographie-Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. in München.

Ursache und Folge einer stärkeren Heimatliebe der nor-

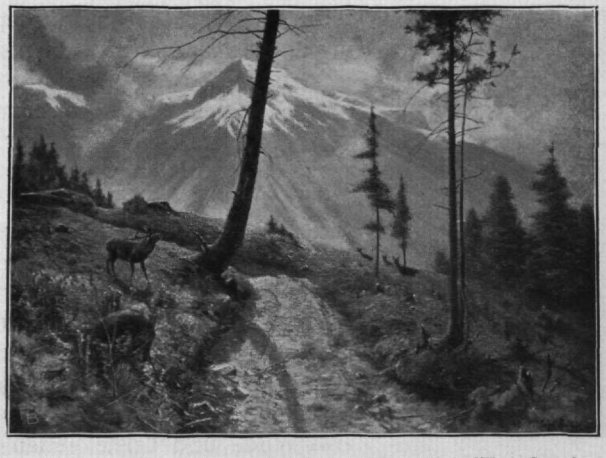


Abb. 26. Hugo Bürgel, Spätherbst (Gemälde) (Text S. 44).

dischen Völker Europas war nun das fast gleichzeitige Aufgreifen des dem 19. Jahrhundert recht eigentümlichen Problems einer meteorischen Landschaftsmalerei.

Ganz wird sich der Streit zwischen Deutschland und Frankreich um das Recht der Erstgeburt einer großen meteorischen Landschaft nicht entscheiden lassen. Denn wichtige Daten, an die sich äußerlich die Kunstgeschichte beider Länder zu halten hätte, sind fast gleichzeitig.

Das Vorrecht aber vor dem Kontinent gebührt England, es gebührt dem Londoner Turner, wenn Macht und Wille einer einzigen Persönlichkeit die Bedeutung ganzer Strömungen aufwiegt.

TURNER, DER FANATISCHE VERFECHTER NEUER SCHONHEIT

Kleinere Künstler und Kunstfreunde, aber tüchtige Seher verfolgten schon lange, wie erwähnt wurde, ein Ziel, das dem Weiterleben der klassischen Linienschönheit eines Koch recht entgegen war. Roms klare Luft zeugte große Linien und klaren Aufbau der Massen — die Nebel und Lüfte aber über den Wäldern und Wiesen, den Seen und Strömen der nordischen Heimat gaben der Kunst eine Gabe, die den römischen Klassikern versagt blieb. Und wenn schon einige Empfinder und Denker erwiesenermaßen in Deutschlands oft genug feuchten Wäldern oder in den Niederungen der großen Ströme oder an den meerumschlossenen Küsten Dänemarks und Skandinaviens die erste Sehnsucht fühlten nach einer Malerei atmosphärischer Erscheinungen — so ist es wohl nicht zufällig, daß aus dem nebelreichen England, ja gerade aus der nebelgetauchten Metropole London, der Maler hervorging, der wie kein anderer sich als Maler der ganzen zauberischen, alles umfangenden Macht atmosphä-



Abb. 27. Karl Rottmann, Der Hintersee bei Berchtesgaden, im Hintergrund der Hohe Göll (Gemälde) (Text S. 45).

rischer, meteorischer Erscheinungen hingab. Das war Joseph Mallord William Turner (geb. 1775, gest. 1851).

Es wurde also nicht durch Turner ein neues Ideal eigens geschaffen, das Ideal reifte gleichzeitig da und dort — aber keine künstlerische Persönlichkeit ist so groß geworden wie er durch zielbewußtes Verfolgen der neuen Schönheit. Turner ist groß und bewundernswert durch seinen rücksichtslosen Fanatismus. Er ist wie wenige Prometheus in seiner lichtschöpferischen Verwegenheit.



Abb. 28. Julius Lange, Der Gosausee mit dem Dachstein (Gemälde) (Text S. 46).

Zunächst eint ihn vieles mit dem Geschmack des 18. Jahrhunderts und lange folgt er den großen Landschaftern, die auch Kochs und anderer Vorbild waren. Eine seiner ersten alpinen Landschaften, den »Wasserfall« im Kensington-Museum, könnte man allenfalls mit Dillis oder einem frühen Koch vergleichen. Er malt Veduten wie Cozens. Aber bald ist im Formalen mehr Dichtung, mehr Wahrheit aber in der Wiedergabe der Luft, als bei seinen Vorgängern und Begleitern. Er selbst legt auf das Dichterische im Formalen übrigens gleich viel Wert wie jene Klassiker. Les extrêmes s'y touchent. Und keiner hat wohl soviel Ansichten geschaffen wie Turner — ohne irgend welche künstlerische Notizen von den betreffenden Gegenden zu besitzen, ja ohne sie überhaupt gesehen zu haben. Seine dichterische Ader vermochte dennoch unter Benutzung oft fremder Vorlagen wahrscheinlichere und meist viel packendere Ansichten zu schaffen, als jene alpinen Illustratoren von ehedem, die aus Furcht weder Form noch Welt sahen.

Bis in die zwanziger Jahre des Jahrhunderts sind Turners Gemälde und Aquarelle, die von ihm gesehene Partien der Alpen darstellen, meist so, daß der Alpinist mit ihnen einigermaßen zufrieden sein dürfte. Ja in Aquarellen, wie dem »Gotthardpaß« (National-Galerie London, 1802), den Reichenbachfällen, in der »Quelle des Arveyron« (Liber Studiorum, Tafel 60) von 1816 gibt er so deutlich die Formation der Berge, daß man die Bilder, ohne die wogenden Dünste und Nebelschwaden, die zwischen den Bergen aufsteigen, gar nicht sogleich als solche von Turner erkennen dürfte. Man

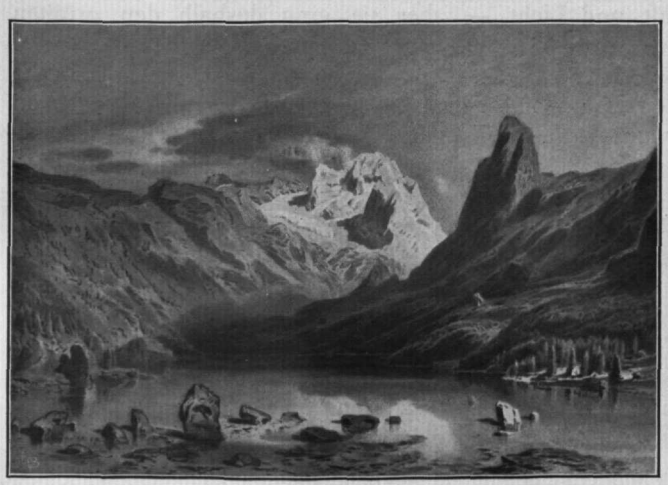


Abb. 29. Leopold Rottmann, Der Gosausee (Gemälde) (Text S. 47).



Abb. 30. A. Geiger-Thuring, Hochwasser im Gebirge (Gemälde) (Text S. 47).



Abb. 31. G. Seelos, Das Schlerngebirge und der Stille See in Südtirol (Lithographie) (Text S. 49).

muß zudem die alpinen Illustrationen Turners von seinen freien Bildern unbedingt scheiden. Das tat man zu seinen Lebzeiten nicht. Als das kontinentale Publikum dann, an des Künstlers stark wirkende, aber erkenntliche Stahlstiche gewöhnt, dessen freie Malereien von den Alpen zuerst sah, wendete es sich enttäuscht von Turner ab. Unser Bild vom Monte Rosa (Abb. 11, S. 14) (National-Galerie von Schottland), etwa 1830 gemalt, bezeichnet so ungefähr die Höhe jener Turnerschen Entwicklungsepoche, in der er bei aller Wucht meteorischer Wiedergabe — doch noch das Bedürfnis des Alpinisten nach Wiedererkenntlichkeit befriedigt. Aber diese Stufe Turnerscher Kunst war nicht die letzte, er kann hier immer noch als ein Folger und Vollender künstlerischer Tendenzen eines Poussin, eines Tizian erkannt werden.

Ruskin, der einen ganzen Band seiner »modern painters« der Analyse Turnerscher Kunst widmet, hat jedoch gern solche Werke des großen Londoners besprochen, die erst in den dreißiger und vierziger Jahren gemalt worden sind. Ruskin machte aufmerksam auf das Kurvenspiel Turnerscher Felsen und Formen. Aber auf dem Aquarell von 1843 »Goldau mit Zugersee« (Ruskin gewidmet) ist fast nichts mehr von Formation zu erkennen. Wie ein Chaos erscheint die alpine Welt und die Ruskin-Turnerschen Kurven folgen eher den farbensprühenden Strömungen des Luftmeers, in das nun alles zu versinken scheint, als den Linien der Bergformen. Auch die Schule von Fontainebleau haßte die Linie und sah alles wie in einer tiefdurchscheinenden Fläche, auch sie haßte die Form und tauchte alles wie in ein gemeinsames Meer von Luft und Licht — aber sie ging deshalb den größten Formgebilden, den Bergen aus dem Wege; Turner triumphiert wie ein Usurpator in rücksichtsloser Konsequenz seines Willens, indem er der Alpenriesen phantastische Gebilde mitten hinein in den Kampf mit noch stärkeren, ewigen Erscheinungen stellt: mit Wind und Wetter und Sonne und Licht. Manche koloristisch höchst bewundernswerte Schöpfungen Turners — z. B. der Rigi bei Sonnenuntergang — haben nur einen Fehler: die Bezeichnung. Sie nennen Berge — die wir nicht sehen, weil der Maler nur die Luft und das Wetter gemalt, das den Berg umschließt.

Daß solch revolutionäre Art die Menge abstoßen mußte, läßt sich denken, wurde doch schon Koch verspottet, tadelte man doch weit gemäßigtere Neuerer, wie Karl Rottmann und Calame, daß sie oft zu weit gingen in naturalistischer Wiedergabe der Natur.

Eine Karikatur im II. Band der »Fliegenden Blätter« verspottet ein Turnersches Gemälde in einer uns wirklich unvernünftig erscheinenden Weise. Es ist eine Karikatur von Turners Bild »Burg Stolzenfels am Rhein« und zeigt nur eine Figur, kindisch gezeichnet, im Vordergrunde. Alles übrige ist in Nebel getaucht. Vielleicht liegt dem übertreibenden Spott Entrüstung über ein anderes Gemälde zugrunde. Turner hatte

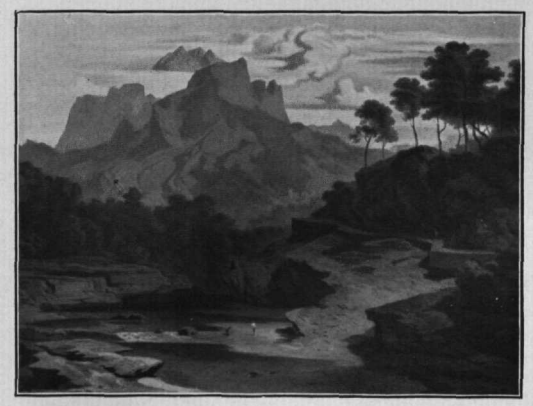


Abb. 32. Heinrich Heinlein, Pieve de Cadore (Lithographie von Fr. Hohe) (Text S. 47).

nämlich von der Eröffnungsfeier der Walhalla 1842 ein Bild gemalt und dem König Ludwig I. angeboten. Das Bild hielt man in seiner völligen Unkenntlichkeit für eine Satire, denn man kannte Turner bis dahin nur aus seinen feinen Stahlstichbildchen. Jedenfalls war das Urteil über Turner ebenso ungünstig wie die Meinung des gealterten Künstlers über die gleichzeitige Malerei. Mußte sich Turner schon 1803 (!!) von Fiorillo tadeln lassen, er habe wohl kaum die Schweiz besucht, weil sein Bild des Rheinfalls »eine Sudelei nach einem elenden Gemälde oder Kupferstich zu sein scheine« —, so wurden die Schmähungen auf Turner von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schlimmer, wenn überhaupt das bitterböse Wort J. A. Kochs (von 1828) über die frühen Turnerschen Bilder: »cacatum non est pictum« sich noch übertrumpfen ließ.

Noch heute streitet sich die künstlerische Welt darüber, welche von des großen Londoners Werken die besten seien, und welche besser als nicht mehr gültige Meisterwerke auszuschalten, welche nur als Resultate eines Augenleidens anzusehen seien.

Doch das ist eine nebensächliche Frage. Denn Turners künstlerische Bedeutung kann nicht in Zweifel gezogen werden. Im allgemeinen jedoch dürfte der künstlerisch empfindende Alpinist am ehesten eine Art von Turners Darstellungslust bemerken, am ehesten dürfte er tadeln, daß Turner meteorische Erscheinungen der Luft hat malen wollen — und dazu die ungeeignetste Welt sich wählte: die Alpen, die Welt größter Massen und Formen.

Unbekümmert darum, wird Turner immer als einer der größten Maler bestehen bleiben und unanfechtbar wird die unvergleichlich starke Wirkung bleiben, die er ein ganzes Jahrhundert lang auf kleinere Verwandte und auf große andersgeartete Meister und Maler ausgeübt.

Wenn Sizeranne, einer der Biographen Turners, sagt, es ging ihm wie den Alpinisten, die abstürzen, weil sie unersteigbare Felsen erklimmen, so seien ihm letzte mißglückte Versuche doch gedankt wie den größten Pionieren der Alpen.

Der alpinen Ansichtsmalerei des ganzen 19. Jahrhunderts kamen Turners mächtige Impulse zugute. Man durchblättere einmal William Brockedons, Passes of the Alps (London 1828), um den ganz erstaunlichen Wandel in der populären Wiedergabe der Alpen zu ermessen, der sich in Turners Gefolgschaft vollzog. Obwohl da ganz deutliche Erinnerungsbilder geschaffen worden sind, siegt doch ein malerisches



Abb. 33. J. Hansch, Das Dorf Heiligenblut mit dem Großglockner (Lithographie von J. Schrödl) (Text S. 47).

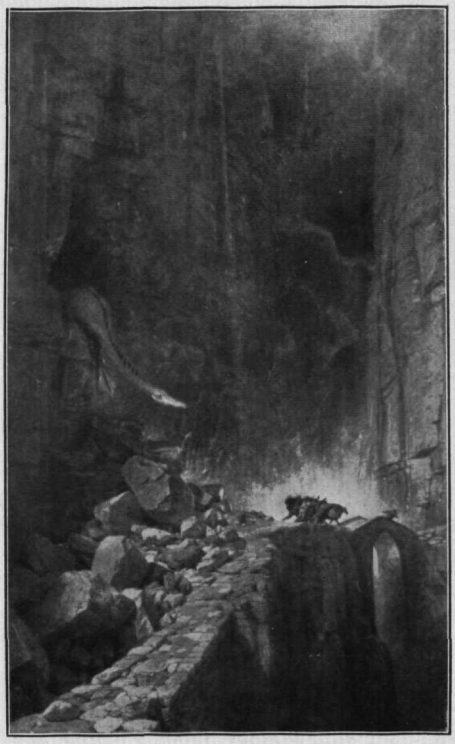


Abb. 34. Arnold Böcklin, Die Felsenschlucht (Gemälde) (Text S. 48).
(Verlag der Photogr. Union, München.)

Temperament als neue Erscheinung von nachhaltigster alpinpropagandistischer Wirkung.

Der junge Lory, M. de Meuron bringen in Ansichtswerken aus dem zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts bereits atmosphärische Poesien von den Alpenstraßen, die teils ohne Turner kaum gedacht werden können, die teils erkennen lassen, wie sehr in Turners Kunst eine erwachte neue Schönheit erst in dithyrambischer Begeisterung gefeiert wurde. Auch E. Finden ist ein Begleiter Kochs, W. H. Bartlett aber, dessen Zeichnungen für das Werk des Buckingham, France, Piedmont, Italy (London 1848) von Hill, Wallis, Starling und anderen in Stahl gestochen wurden, Gust. Ad. Müller, dessen Zeichnungen für Zschokkes klassische Stellen der Schweiz (Leipzig 1836) von dem bekannten Stahlstecher Henry Winkles vervielfältigt wurden, rühmen laut Turners genialen Einfluß auf die Vedute und auf den Geschmack des Publikums, das von da an auch anderes Wetter als malerisch »schön« empfindet, als nur lachende Sonne bei wolkenlosem Himmel.

Mit Winkles ist aber der Name unseres produktiven Landschaftsstechers Karl Frommel, von dem auch einige tüchtige Alpenbilder zu nennen wären, mehrfach verbunden und damit der mittelbare Einfluß Turners auf andere deutsche Alpenmaler erklärt. — Auch Doré dürfte von Turner zum mindesten bestärkt worden sein und die ganze romantische Stimmungslandschaft Schirmers läßt sich nicht ganz von Turners Idealen trennen. Bei vielen Hochgebirgslandschaftern, wie z. B. Lorenz Schönberger (1768 bis



Abb. 35. Arnold Böcklin, Prometheus (Gemälde) (Text S. 48).
(Verlag der Photographischen Union, München.)

1846), die manches mit Claude wie mit Turner eint, ist freilich die künstlerische Genealogie von alters her, ist die Verwandtschaft mit Gleichzeitigen nicht leicht nachzuweisen, weil die neue kosmische Schönheit — kosmopolitischer Natur war.



Abb. 36. Stanislaus Graf von Kalckreuth, Der Monte Rosa (Gemälde) (Text S. 49)

KARL ROTTMANN Karl Rottmann (1798—1850), ein Schüler Karl Fohrs, war als junger Künstler so begeistert von Jos. Ant. Kochs klassischer Art, daß er 1828 dessen große, in der Münchener Akademie ausgestellte Landschaft kopierte. Aber auch ohne derartige geschichtliche Zusammenhänge zu kennen, wird man z. B. in Karl Rottmanns berühmten Fresken in den Arkaden des Münchener Hofgartens (Abb. der Veroneser Klause auf S. 55 im 38. Band dieser Zeitschrift) etwas vom Kochschen idealen Geiste spüren. Doch verfolge man den Vergleich. Dann ist Rottmann schließlich ein ganz anderer, ein Neuerer, ein Mann des entschiedenen Fortschritts. Gerade mit Koch und anderen »Klassikern«, mit den Meistern der heroisch-romantischen Auffassung verglichen, versteht man, daß Zeitgenossen wie Lewald, Pecht und Bayersdorfer Rottmann bemängeln oder doch verteidigen zu müssen glaubten: er wähle ja zwar nicht immer »schöne Gegenden, manches sei mehr Studie als Bild« usw. — Das Neue war an Rottmann, daß er mehr als alle vor ihm das Terrain studierte, daß er die Bodenformation vor allen Dingen, besonders vor aller menschlichen Staffage künstlerisch treu und groß wiederzugeben sich bemühte. Freilich, auch er war Dichter und es war mehr, wie Jaffé, der Biograph Kochs, richtig sagt »die ewige Formation«, die Rottmann wiedergab — als topographischer Beschreiber würde er vielfach zu tadeln sein. Was Koch nur gewollt, das erreichte Rottmann: in schöner einfacher Form das Bild einer großen landschaftlichen Erscheinung wie kristallisiert wiederzugeben. Der Verzicht dabei auf jenes figürliche Pathos, das Koch nicht entbehren konnte, ohne zu wirken, läßt uns fühlen, daß sich Rottmann seiner jungen Kraft auch in nächster Nähe des Großen bewußt war.



Abb. 37. Oswald Achenbach, Der Montblanc (Gemälde) (Text S. 49).

Zum Vergleich Kochscher und Karl Rottmannscher Größe der Auffassung diene Kochs Radierung der »Cervara« und der Kurzsche Stich nach Rottmanns Monte Serone (Abb. 12 u. 13, S. 15). Rottmann erst sieht von allem Nebensächlichen der großen Formationserscheinung ab; Erde und Fels sind die Dinge, aus denen er seine großen Gebilde schafft. Koch braucht viel

mehr Einzelnes, er ist freier Dichter durch Häufung der Reminiszenzen, nicht durch Abstraktion wie Rottmann.

Die Bilder Karl Rottmanns in der Neuen Münchener Pinakothek vom Eibsee (1825), Hintersee und von Brannenburg mögen jetzt anders beurteilt werden, als damals; gerade das Früheste der Bilder, das helleuchtend die Zugspitze wie aus dem tiefdunklen Eibsee heraustauchen läßt, bleibt ein Dokument des Adels und der Kühnheit. Verehrung des Alten und der Vorgänger bedeutete für Rottmann nicht Verzicht auf Fortschritt, sondern Verpflichtung dazu.

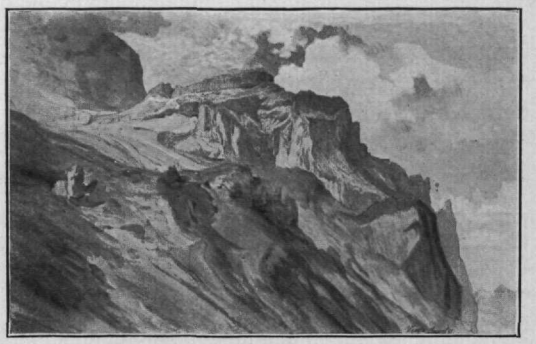


Abb. 38. Emil Lugo, Wengernalp (Aquarellierte Zeichnung) (Text S. 49).

Kochs künstlerisch ausschlaggebende Erziehung gehört Rom — Bayerns Hochgebirge aber machte unseren Karl Rottmann zu einem Maler, der nach anderen wieder einmal ein Neues und Eigenes gab. In den Alpen fand Rottmann wachsende Kraft, die gewaltigen Formgebilde der Natur frisch und eigen zu erfassen. Dort legte er die Grundlage zu seiner Kunst in der Darstellung der Bodenbildung, dort erst, möchte man Bayersdorfer sagen lassen, wurde er der große Erzähler geologischer Vorgänge, dort gab er frisch und ohne klassisch-romantische Tendenzen des kulturgeschichtlichen Hellaskünders die Bewegung in allem Landschaftlichen mit wenigen charakteristischen Pinselstrichen wieder. — Und die Geschichte wird wohl mehr und mehr anerkennen, daß die Seite Rottmannscher Kunst, die selbst Bayersdorfer tadeln zu müssen glaubte, als die noch stärkere Kraft seiner Gabe gerühmt wird. Bayersdorfer schreibt: »Im Gebirge bildete er auch seine minder schätzenswerte Neigung zum Phänomenalen, sowohl der Größenverhältnisse der Natur zum betrachtenden Menschenauge, als auch der vorübergehenden Farbeneffekte, in denen keine bleibende Natureigenschaft sich ausdrückt, aus. Dies ist gewiß die weniger künstlerische Seite seines Geschmacks. Rottmanns beherrschender Geist verlor über dem Bestreben, auch noch das Phänomenale der Natur in seine Werke zu verweben, nicht die guten Eigenschaften seiner Kunst; aber er beschwor durch dieses Streben eine Richtung herauf, welche nur das Phänomenale und den dekorativen Schein einer großen Natur reproduzierte.«



Abb. 39. J. G. Steffan, Der östliche Absturz des Hochkalters (Gemälde) (Text S. 49). (Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Nein, daß er als ganz Junger auch die Probleme einer meteorischen Malerei verfolgte, ist etwas, was Rottmann vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnen könnte, wenn er sich nicht durch Landschaften bewundernswerter erdbildnerischer Charakteristik solchen Ruhm erworben.

Es blieb ihm und wuchs ihm so die Gabe, der Tageszeiten stimmunggebendes Licht

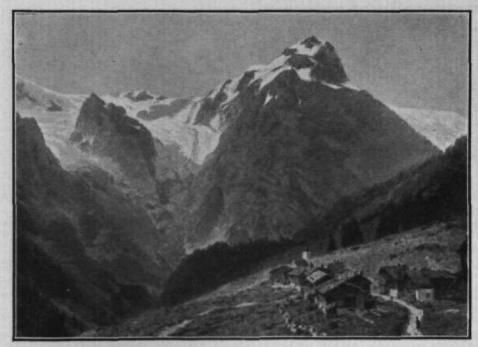


Abb. 40. O. von Kameke, Trafoi (Gemälde) (Text S. 49.)
(Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

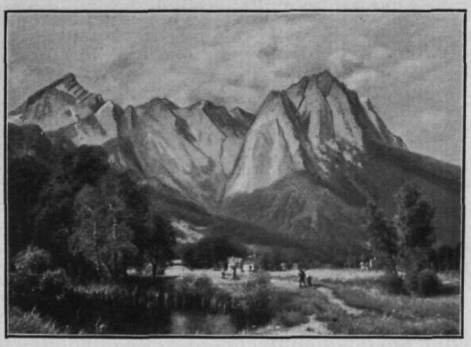


Abb. 41. J. Schoyerer, Das Wettersteingebirge (Gemälde) (Text S. 49).
(Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

malerisch fühlen zu lassen — und sicherlich war er darin glücklicher als in seiner »stimmungmachenden« Staffage, die seine Zeitgenossen ungleich einheitlicher empfanden und rühmten.

So darf neben dem Augenfälligsten des Landschaftsstils Karl Rottmanns: der prinzipiellen Ausschließung alles Individuellen und Einzelnen zum Vorteile der dominierenden Hauptformen, sein Auge für die atmosphärische Landschaft nicht vergessen und unterschätzt werden.

Zu einseitig ist er uns durch seine zyklischen Landschaftsfresken im Hofgarten und in der Pinakothek zu München als ein »Klassiker« und nur als großer Terrainkünstler bekannt — seine weitere Entwicklung, auf die auch Hyacinth Holland, der künstlerkundigste »Gegenwartshistoriker« Münchens, verteidigend zu sprechen kommt, rückt uns Rottmann immer näher in die großen malerischen Probleme jüngster Vergangenheit. Es bleibt für uns interessant, daß damals ängstliche Gemüter sagten, Rottmann ginge in seinen meteorischen Malereien zu weit, er experimentiere mit einem Farbenzauber, der an der Grenze des Erlaubten hinginge.

Gerade dadurch erweiterte er seine eigene, wie eine Erfindung zu bewertende Gabe um eine allgemeinere von großer Zukunft. Er wurde Vermittler Turners, wie es Calame gleichzeitig in der Schweiz war. Und durch beide Gaben wurde er das Haupt einer großen Landschafter-Gruppe, die das Hochgebirge der Heimat zunächst als wichtigstes Studium und Genußobjekt feierte.

ALEXANDRE CALAME = In Calame (1810–1864) begegnen wir einer neuen Erscheinung. Er war der erste Maler, der von Anfang an sich der alpinen Malerei widmete, nicht etwa als Illustrator, sondern als Schöpfer von Gemälden, von künstlerisch freien Porträts der Alpenwelt.

In Calame vollzieht sich ganz entschieden und in einer die Persönlichkeit steigernden Weise der Umschwung zugunsten

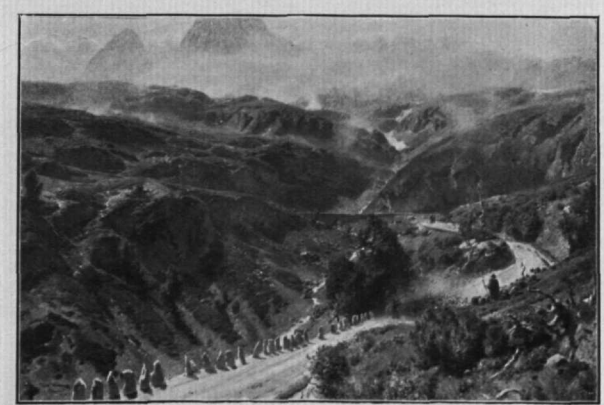


Abb. 42. Karl Ludwig, Der Albulapaß in Graubünden (Gemälde) (Text S. 49).

einer Malerei der großen und nahen Heimatswelt zu ungunsten ferner »klasssischer« Land- und Schönheitsideale. Mit Calame erst findet in der ganzen Schweiz des Heimatschwärmers Rousseau Lob auf das Schweizerland Erfüllung.

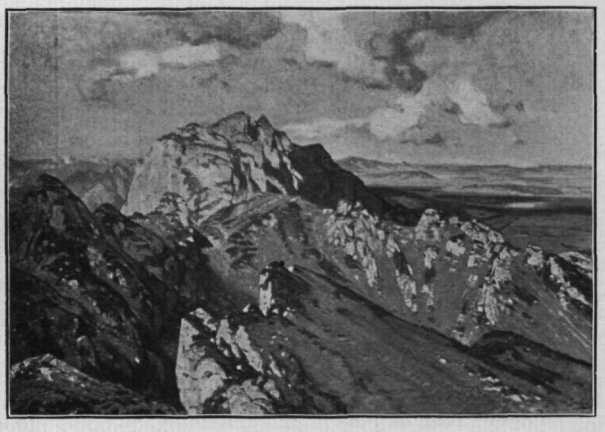


Abb. 43. G. Strützel, Benediktenwand (Gemälde) (Text S. 49).
(Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Wer sich das Werden des jungen Calame, der der größte Alpenmaler des 19. Jahrhunderts werden sollte, klar machen will, sehe sich in Schweizer Galerien und Kabinetten und anderwärts die Werke des Jean Huber, des F. N. König (geb. 1760 in Bern), des Pierre Louis De la Rive (1753—1814), des Maximilien de Meuron (1785—1868) an und er erinnere sich auch des schon mehrfach erwähnten Bourrit. Mit diesen Namen läßt sich die Genesis der eigentlichen schweizerischen Alpenlandschaft verbinden, sie sind engstens verknüpft mit Calames künstlerischer Mission. Alle fesselt das nationale Problem einer heimatlichen Kunst, das künstlerische Problem des Jahrhunderts: Licht und Luft. Der Wissenschaftler Bourrit, dessen Zeichnung schon zu tadeln war, ist als Maler in dieser Reihe wohl der erste gewesen. »Er war einer der ansteckendsten Begeisterer alpiner Schönheit.« Aber Saussures Tadel, er beeinträchtige die Zeichnung durch Lichteffekte, trifft bereits das moderne meteorische Problem. Der erste künstlerische Porträtist des Montblanc wurde De la Rive durch sein Gemälde des Bergriesen im Jahre 1802 (Abb. 14, S. 15). Mag auch Bellanger Ähnliches gewollt haben, einer wichtigen malerischen Neuerung ist sich doch erst De la Rive klar bewußt. Er setzt den Vordergrund in Schatten und konzentriert das ganze Licht auf den Montblanc, womit die alte Anordnung der großen Landschafter des 17. Jahrhunderts eine wesentliche Wendung erfährt. Freilich, De la Rive war kein entschlossener Bekenner des Neuen und meist folgt er noch den Spuren der Alten. — Eine wichtige Stufe des neuen problematischen Wegs gewinnt Max de Meuron. Er erst sucht das Hochgebirge, die kalte, rauhe Höhe der Alpen, zu der kein eigentlicher Weg hinaufführt. Mit seinem ersten Bilde des Eigers von 1825, nach dem Laurens eine Lithographie gefertigt, wurde, wie sein Biograph Godet sagt, der eigentliche Ausgangspunkt einer alpinen Malerei endlich erreicht. Freilich, Meuron wurde durch Töpffer nicht unwesentlich zu solchen künstlerischen Eroberungen enthusiasmiert,

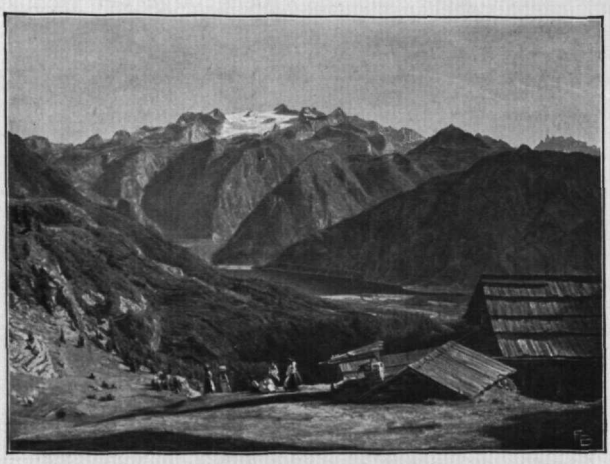


Abb. 44. Ferd. Georg Waldmüller, Hütteneckalm bei Ischl (Gemälde) (Text S. 50).

während durch die Flauheit des Publikums solchen hochalpinen Bildern gegenüber auch Meurons Werben erschlaffen mußte. Die Eroberung der Hochgebirgswelt ist also in der Schweiz ganz konsequent durchgesetzt worden und hier laufen Heimatsstolz und Bergfreude ohne allen Zweifel parallel, während sonst nur die endliche Wertschätzung nordischer Luft der großen alpinistischen Malerei und der meteorischen Malerei des ganzen Jahrhunderts die Rassen des Nordens eint.

Ein Fortsetzer des neuen Wegs, den jene Schweizer Pioniere angelegt, ist François Diday. Anfangs eilt er Calame, der nur acht Jahre jünger ist, voraus — später sind Lehrer und Schüler Rivalen. Die wenigen Jahre Vorsprung sind bei



Abb. 45. Scheffer von Leonhardshoff und Jos. Hermann (?), Der erste Versuch zur Besteigung des Großglockners durch den Kardinal Salm 1799 (Gemälde) (Text S. 50).

einer Wertung Didays umsoweniger zu vergessen, als Diday schon den alten Töpffer belehrt, die Darstellung der heimatlichen Berge sei zum mindesten ein ebenso nationales Gebiet wie eine nationale Geschichtsmalerei.

Bekannt wurde Diday erst 1830, als er in Paris ausgestellt hatte. Ein Jahr zuvor war Alexandre Calame in sein Atelier als Schüler eingetreten.

Bei wenigen alpinen Landschaftsmalern dieser Zeit ist Leben und Kunst so eng verbunden wie bei Calame, und so wie uns Rambert Calames Leben auf Grund ganz sachlichen Materials geschildert (Paris 1887), hat es in Ausgang und Erfolg gar viel Verwandtes mit dem Millets.

Die Jugend Calames war keine heitere. Von schwächlichem Körper, verlor er als zwölfjähriger Knabe ein Auge. Mit 16 Jahren wurde ihm der Vater entrissen und er mußte nun seiner Mutter mit durchs Leben helfen. Er kolorierte, wie schon früher, jene massenhaft produzierten Schweizer Veduten und zeichnete sich bald so

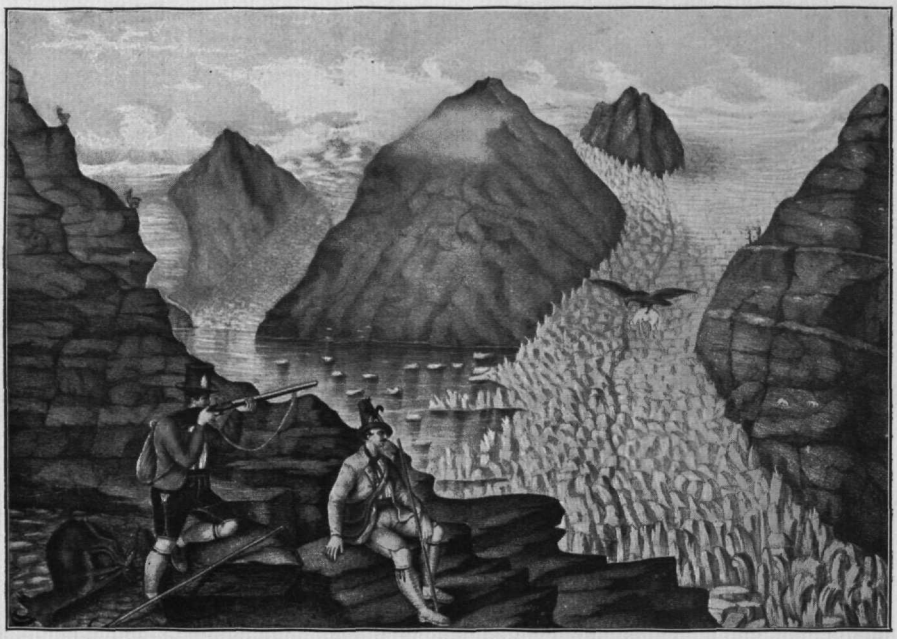


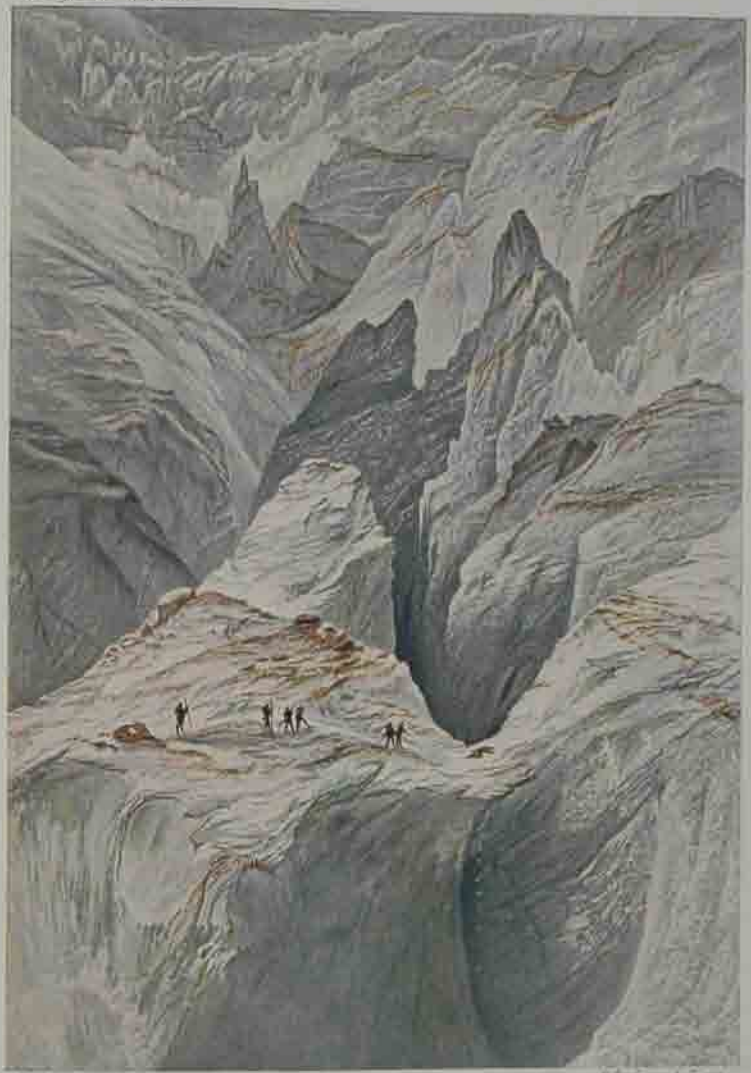
Abb. 46. L. Mohrherr, »Der gefährliche Hochvernag-Ferner mit dem von denselben gebildeten Eisdamm und See hinter Rofen im Oetz-Tale in Tirol« (Lithographie) (Text S. 50).

sehr durch feine koloristische Effekte darin aus, daß seine Blätter anderen vorgezogen wurden. 1829 ward er Lehrling im Bankhaus Diodaty. Sein Chef, dem des jungen Menschen künstlerische Begabung bekannt war, ermöglichte ihm bald, gleichzeitig in Didays Atelier zu arbeiten. Und hier entwickelte sich Calame so rasch, daß das Aufgeben des kaufmännischen Berufs keinen Verlust und keine Gefahr bedeuten konnte. Diday sagte damals das entscheidende Wort: »Wenn der nicht reussiert, reussiert niemand.« — Mit 20 Jahren ist Calame so weit, sich Pinsel und Farben und Leinwand kaufen zu können. Aber er malt nur erst Studien, keine Bilder. Didays etwas trockene, monotone Art der Malerei, seine nicht leichte Pinselführung blieb Calame nicht verborgen, immerhin genoß er dafür des Glücks, nicht in einem Milieu aufzuwachsen, »wo die Tradition erstirbt«. Diday ist mit Calame verglichen ein Beginner — beide aber haßten die Tradition, das einte sie, machte sie zu Herren der Malerei.

Zwischen Tradition und Neuer Welt lag Meurons »Eiger« — Töpffer war von dem Bilde begeistert, »es war eine Eroberung der eisigen Einsamkeit — das Schweigen der Tage der Weltschöpfung — eine Welt, deren Grenzen nur zu erreichen dem Menschen bis dahin versagt geblieben«.

Wie auf Diday der große Erfolg des Meuronschen Gemäldes vom Großen Eiger (1825) starken Eindruck machte, so hat auch auf Calame dies Ereignis zweifellos anhaltend aneifernd gewirkt. 1835 trat er seine erste Reise ins Berner Oberland an und so wurden auch durch ihn die dreißiger Jahre des Jahrhunderts zu einem malerischen Wendepunkt. Seine ersten Bilder haben noch manches Klassische, aber bezeichnenderweise wird er mit Salvator Rosa verglichen, wegen der Wildheit der Auffassung. Wer allerdings damals F. N. Königs kleine Radierung »Am Ufer der Petersinsel« im Gedächtnis gehabt hätte, würde König den Vorläufer Calames in dieser wilden stürmischen Auffassung genannt haben.

Calames erster Flug in die erhabene Welt alpiner Einsamkeit war gleich er-



Mer de Glace.

[illegible]



Abb. 47. G. K., Der Ursprung der Partnach (Lithographie) (Text S. 51.)

tragreich. Sein Bild »Handeck« wurde vom Berner Museum »als Vorbild für junge Landschafter« angekauft. Immer noch alles etwas symmetrisch und gleichmäßig und zu sehr noch im einzelnen gesehen, bedeutet es doch einen Fortschritt über Diday hinaus. Doch Calame rastet nicht und arbeitet konsequent an seiner Vervollkommnung. Er geht 1837 nach Paris, um dort Fühlung zu gewinnen mit der »neuen Landschaft«. Von 1839 sind seine berühmten »Eichen im Sturm am Vierwaldstättersee« im Leipziger Museum, und nun sind seine Bilder bereits überall zu sehen und überall werden sie gerühmt und ausgezeichnet. Das gilt freilich nicht vom Urteil der Allgemeinheit. Denn so sehr z. B. Calames »Handeck« in Paris 1839 ausgezeichnet wurde, genörgelt wurde an neuer Malerei immer und immer, heute wie damals und es war sonderbarerweise gerade das Beste und wirklich Neue, was mißfiel. So tadelte man die »Sans-façon«, man sagte, die Bilder machten Eindruck, aber »alles Ideale werde fast vollkommen vermißt«. »Dem Bilde fehle die Poesie, weil es zu sehr — Natur sei.« »Sein Bild habe zu viel von der Daguerreotypie.« — Und so gab man Calame den Rat, »um in der Kunst wahr zu sein, müsse man der Natur etwas vorzulügen wissen, so wie sie die Augen gewöhnlich sehen«. — Das sind also fast wortwörtlich dieselben Vorwürfe, die wir heute beständig neuen Kunstwerken gegenüber hören müssen!! Aber ein Kenner, der nicht blind geworden beim alten und nicht scheu vom neuen Sehen, war es, der schrieb: »Calame hat auf einmal eine ausgezeichnete Stellung in unserer Ausstellung sich erworben. Alles ist trist und trostlos in dieser Komposition, die wunderbar die düstere Stimmung eines sturmdurchpeitschten Waldes wiedergibt. Die Sicherheit der Hand könnte kaum weiter getrieben werden.« Und von seinen »Eichen im Sturm« schrieb ein Pariser: »Welch energische, welch meisterliche Mache!«

1843, noch bevor Töpffer seinen berühmten Artikel über die alpine Landschaft schrieb, machte Calame eine neue Studienreise ins Berner Oberland, nach Thun, Meiringen, Lauterbrunnen. Aber er malte da nicht den »Monte Rosa« wie ihn Töpffer gemalt wissen wollte, wie ihn Calame dann wirklich (im Dezember) gemalt hat. Der erste Plan dazu



Abb. 48. Heinrich Bürkel, Im bayerischen Hochland (Gemälde) (Text S. 50).

soll im Relief auf einem Tisch gemacht worden sein. Calame nahm einen Spiegel, um darin den Reflex zu studieren. — Im vollendeten Bild (siehe Abb. 16, S. 16), das Calame fünfmal in drei Jahren gemalt hat, das Leipziger Bild stellt schon die vierte, etwas ermüdete Wiederholung dar, ist kein einziger Berg genau zu bezeichnen, nicht einer ist freilich da, der nicht volle Wahrscheinlichkeit besäße. Da Calame nie am Schwarzsee, noch auf dem Schallenberg, noch am Eggishorn, oder auf einer der benachbarten Höhen gewesen ist, wie Rambert festgestellt, da er auf der Riffelalm wohl weilte, aber dort nie Studien gemacht hat, so bleibt vielleicht nur der Gornergrat als Ort der Anschauung, d. h. der künstlerischen Konzeption übrig. Aber das nach der Empfindung erst später gemalte Bild ist — wie wohl alle besten Schöpfungen der Landschaftskunst — keine Ansicht. Sicher ist es keine Porträtreihe etwa des Monte Rosa, des Lyskamms, des Breithorns, des Mont Cervin und der Dent Blanche, wie frühere Angaben wissen wollten, es ist ein treffendes Idealbild der Kette des Monte Rosa, von sehr hoch oben und von weitem aufgenommen — und gesehen mehr wie eine Vision im Lichte der Morgensonne. — Das Bild weckte Begeisterung.



Abb. 49. Joh. Christoph Erhard, Der Böckhardsee (Radierung) (Text S. 51).

Agassiz, dessen berühmte Gletscherforschungen vier Jahre früher erschienen waren, zählte zu den besonderen Bewunderern Calames. Er schreibt ihm im Juli 1844, daß er sich vor dem Gemälde tatsächlich in die einsame Welt, die Calame gemalt, versetzt gefühlt

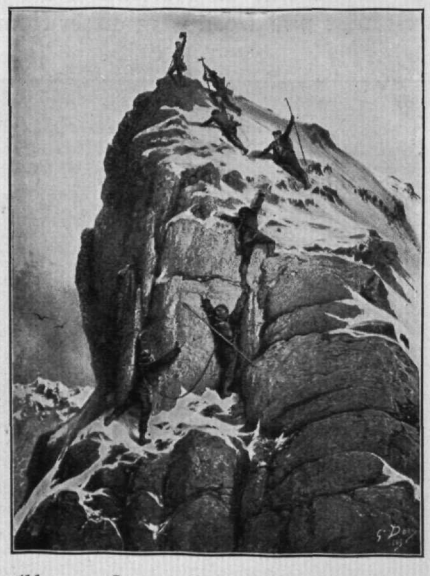


Abb. 50. Gustave Doré, Ankunft auf dem Gipfel des Matterhorns 1865 (Lithographie von E. Cicéri) (Text S. 51). (Mit Genehmigung von Goupil & Comp., Verlagsbuchhandlung in Paris.)

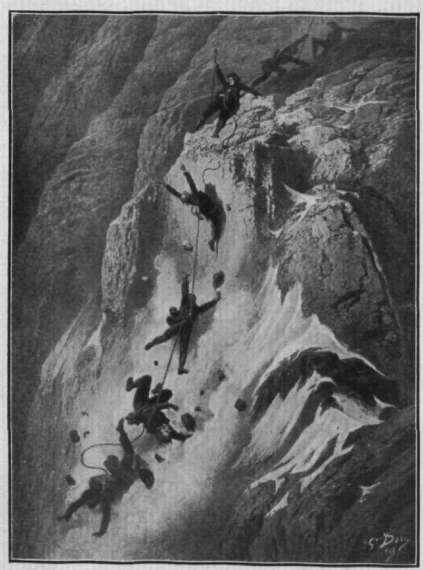


Abb. 51. Gustave Doré, Absturz vom Matterhorn 1865 (Lithographie von E. Cicéri) (Text S. 51). (Mit Genehmigung von Goupil & Comp., Verlagsbuchhandlung in Paris.)



Abb. 52. Edward T. Compton, Morgen im Hochgebirge (Gemälde) (Text S. 52).

habe. Töpffer vermißte nur das animalische Leben in dem Bilde. Sein Ideal wäre »ein Bild gewesen, dessen Alpen von Calame, dessen Matten von Lugardon, dessen Stier von Humbert wäre«. Für Koch wäre dies monumentale Bild einer sterilen Natur keine »Poesie« gewesen. Rottmann und Calame stehen in einfacher Größe gegen Koch weit ab — aber als Triumphierende.

Ein Wendepunkt tritt in Calames Entwicklung ein mit seiner Reise nach Italien 1844/45. Er folgt in den schönen und großen Linien des Horizonts den künstlerischen Spuren eines Poussin und Claude und er bemüht sich nun, den Linien seiner Landschaften größere Weihe zu geben. Aber zu den Bergen der Heimat zieht es ihn unwiderstehlich zurück. 1854 unternimmt er eine neue hochalpine Wanderung. Diese sollte die letzte sein und eine ohne Erfrischung und ohne Frucht. Gerade jetzt galten ihm die letzten Höhen, mit den unermeßlichen Linien einer unten ruhenden Welt, als künstlerische Sehnsucht. Aber sein geschwächter, ohnehin immer schwacher Körper konnte solche Höhen nicht vertragen, er mußte sich mit Talbildern trösten. Rambert sagt zutreffend: »Das ist das Tragische an diesem Künstlerleben. Calame hat allen Willen, der Maler des Hochgebirgs zu sein, und der Himmel, der in ihm diesen Ehrgeiz genährt, verweigert ihm die Möglichkeit. Calame liebte nichts so stark wie seine Alpen und die Alpen sind's, die ihm den Tod geben.«

Das Werk Calames ist außerordentlich groß. Groß ist auch die Zahl der Lithographien, die er meist von Terry nach seinen Bildern oder Angaben fertigen ließ und die Seitenstücke genannt werden könnten zu Lorrains »Liber Veritatis« oder Turners »Liber Studiorum«. Von seinen feinen Radierungen, deren Zahl geringer ist, gibt Abb. 15, S. 16, eine gute Vorstellung. Wie nahe liegt der Vergleich mit Carl Wagner.

Und wenn auch bald noch bessere Maler kamen als Calame, so wird doch sein Name immer unter den größten Bergdarstellern zu



Abb. 53. Adolf von Menzel, Das Gasteinertal (Deckfarbenbild) (Text S. 51).



Abb. 54. M. Zeno Diemer, »Pitzthaler Urkund« (Aquarell) (Text S. 52).

nennen sein und als ein erster Maler letzter Höhen hat er Anspruch auf dauernden Ruhm.

Freilich ist es Töpffers Verdienst, Calame angespornt zu haben, aus den Tälern emporzuklimmen über die Höhenlinie der Bäume und der Gießbäche in jene ernste Region der hochalpinen Einsamkeiten — aber Calames Montblanc, Calames Monte Rosa erfüllten doch erst das, was Töpffer ersehnt, indem er 1843 (an Calame denkend) schrieb: »Ihr strahlenden Wüsteneien, ihr majestätischen Gipfel, ihr grausigen Gründe und erhabenen Stätten der Einsamkeit, ihr würzigen Gefilde der Gentianen, wo unter des blauenden Gletschers Atem der Alpenrose purpurne Blume zittert, und ihr auch, ihr Kulissen von Nadeln und Türmen und Zinken, die ihr den Blick hinaufleitet zum unnahbaren Throne des Sturmes und der Blitze — wer endlich wird euch auf die Leinwand bannen des Künstlers? Wer wird eure Sprache erlauschen, um zu uns reden zu können, daß unsere Seelen alles verstehen?«

Unter den künstlerischen Eroberern fremder Gebiete der Welt ist Calames Name mit glänzenden Lettern zu nennen — und das umsomehr, als auch er wie andere Größen der Märtyrer Los, wenn auch nur lind, hat teilen müssen. Wie Koch und Corot gehörte er zu den enfants terribles, die ganz naiv die Heimat schön genug zu malen fanden. Und wohl mehr als einmal sagte damals selbst anerkennende Kritik über die Gegenstände Calamescher Landschaften —, daß es fast schade wäre, eine Stunde für Studien solcher Gegenden zu widmen.

Die Zahl der Schüler Calames ist erklärlicherweise eine sehr große. Bernh. Fries, Zünd, Chavannes, J. Ph. George-Julliard, der jüngere Calame und



Abb. 55. Eugen Bracht, Der Monte Rosa in der Abendsonne (Gemälde) (Text S. 52).



Abb. 56. G. Macco, Die Königsspitze (Gemälde) (Text S. 52). (Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl.)

Arnold Böcklin mögen nur an die Verschiedenartigkeit der Schüler Calames erinnern. Bei wie vielen Malern wäre aber ein Einfluß Calames leicht nachzuweisen! —

= DIE SCHULE VON BARBIZON

Feinde der Alpenlandschaft und doch deren Förderer. An Karl Rottmann wie an Alexandre Calame schließen sich mehr oder weniger eng große Gruppen von alpinen Malern an. Sie sind später zu nennen und zu trennen nach ihren Eigenarten. Vorläufig sei nur an ein gemeinsames Ideal all dieser Künstler nach Calame und Rottmann erinnert: das ist das meteorische Problem, von dem schon die Rede war, und das Turner gewaltiger als irgend ein anderer verfolgte und durchsetzte.

Dann erst wird klar, wie stark jener verspottete Maler aus London gewirkt.

Freilich fanatische Begeisterung, wie sie Turner für die meteorische Malerei gezeigt, schreckt leicht sonst Gleichgesinnte. Ruhigere Naturen müssen fanatischen Neuerern zur Seite stehen oder diesen folgen, wenn dem neuen Ideale dauernder



Abb. 57. Giovanni Segantini, Der Frühling (Gemälde) (Text S. 53).
(Photographie-Verlag der Photogr. Union, München.)

Triumph werden soll und die Intensität neuer Hoffnungen und Wünsche wird uns in der Geschichte wohl immer durch die Gleichzeitigkeit fanatischer, impulsiver und behutsamer, ruhiger Künder und Wirker vergegenwärtigt.

So bekam das von Carus ersehnte, von Turner durchgesetzte malerische Ideal eine neue Förderung durch die Schule vom Walde von Fontainebleau. Hier wurde die Wucht Turnerschen Willens gemildert, das gährende Element geklärt.

Allerdings hatten ja schon Rottmann und Calame und andere Maler und Zeichner für eine Verständigung zwischen dem malerischen Gewaltherrn aus London und Freunden größerer alpiner Gegenständlichkeit unbewußt gesorgt. Aber die Maler von Fontainebleau stehen Calame bewußt entgegen. — Unbewußt knüpfen sie an Turners Ideal als der wichtigsten Forderung der Zeit an. Sie wirken durch die Geschlossenheit ihres Geschmacks, durch die ruhige Sicherheit und besonnene Entschiedenheit mehr als durch jene oft revolutionär despotischen Gesten Turnerscher Schöpfungen.

Jedenfalls ist in der Art der Gabe der Maler von Fontainebleau, nicht in den Gaben selbst eine Erklärung zu finden für die Tatsache, daß sie stärker auf die

Künstler anderer Länder wirkten, als andere Maler, die im allgemeinen mindestens gleichzeitig, wenn nicht früher, den Ausdruckswert auf die atmosphärisch begründete Einheit (l'expression par l'ensemble) verlegten.

Unsere Abbildung von Theodore Rousseaus Ansicht von Le Puy (Abb. 17, S. 17), von Courbets Tal im Jura (Abb. 18, S. 18), Bilder Corots vom Gardasee, sind nicht das Entzücken moderner Alpinisten. Selbst bescheidenere Bergfreudigkeit kommt vor den meisten Bildern dieser und anderer Meister von Barbizon zu kurz. Und unsere Reproduktion einer Zeichnung des jungen Daubigny, »Mer de glace« (Abb. 19, S. 18) zu Töpffers früher vielgelesenen »Voyage en zigzag« gibt keinen Begriff vom malerischen Ideale dieses Künstlers, sondern nur von seiner Entwicklung aus dem Zeichner, den wir wenig kennen, zum Maler von größtem Rufe.



Abb. 58. Erich Erler-Samaden, Frühling im Engadin (Gemälde) (Text S. 53).
(Das Original im Besitze der »Modernen Kunsthandlung« in München.)

Aber die Meister von Fontainebleau sind für die Entwicklungsgeschichte der alpinen Malerei trotzdem wichtiger als so und so viele, die wir ihrer vielen alpinen Landschaften wegen sehr gut kennen. Auch die Entstehung der Ideale jener Meister ist hier von Wert. Im Häusermeere von Paris entstand ihr Sehnen.

1844 schrieb Thoré[1]) an Rousseau: »Erinnerst Du Dich noch der Zeit, wo wir auf den Fensterbrüstungen unserer Mansarde saßen, die Füße am Rande des Daches baumeln ließen und das Gewinkel der Häuser und Kamine betrachteten, die Du, mit den Augen blinzelnd, Gebirgen, Bäumen und Erdabrissen verglichst. — In die Alpen, aufs fröhliche Land konntest Du nicht gehen und so schufst Du Dir pittoreske Landschaften mit diesen scheußlichen Mauerzerrissenheiten.« — Ein Gärtchen in einem Hofe von Paris war Rousseaus Ideal und der Ausgangspunkt einer Richtung, die bei stofflicher Bescheidenheit leidenschaftlich gesteigertem Naturgenuß huldigte. — Denn diese Intensität am Genusse der Atmosphäre bleibt für die ganze Epoche die ausschlaggebende künstlerische Kraft — nicht die Stoffe waren es. Auch in Rousseau wirkte Byron. Rousseau fing im Gebirge zu malen an, ähnlich Corot und Daubigny. 1834 brachte er vier Monate im Jura zu, im kleinen Wirtshaus hoch oben auf dem 1323 *m* hohen Col de la Faucille (unweit Gex und Genf) und der Meister war stolz

[1]) Diese Angaben fußen auf Teichleins sehr wertvollen Berichten aus Barbizon. Inzwischen — während die zweite Korrektur dieses Teiles zu lesen war, ist von A. Schmarsow und B. Klemm eine deutsche Bearbeitung von Thorés (W. Bürgers) Kunstkritik erschienen (Leipzig 1908), die für diese Epoche von größtem Interesse ist.

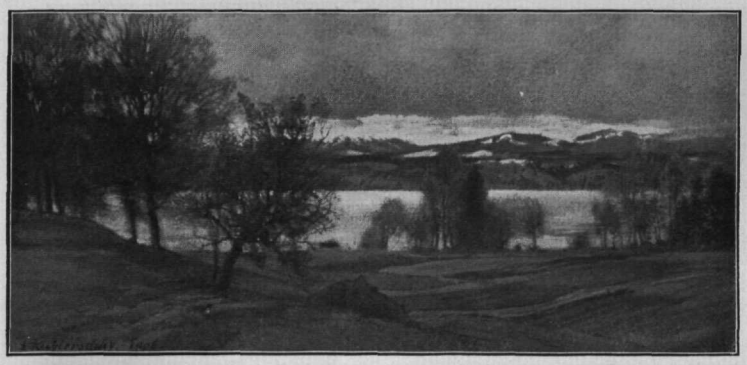


Abb. 59. Erich Kubierschky, Oberbayerische Seelandschaft (Gemälde) (Text S. 53).

auf seine »Vue du Monteblanc, prise de la Faucille«,[1]) die 1867 im Salon ausgestellt war und von bösen Zungen »chinois« genannt wurde. Wie Gensel berichtet, hat Rousseau den Montblanc zu allen Zeiten und in allen Beleuchtungen studiert. Am tiefsten aber prägte sich Rousseau das Bild ein, wie nach einem fürchterlichen Gewitter die Wolken plötzlich zerrissen, und die ganze im frischen Schnee glänzende Alpenkette sich von einem tiefblauen Himmel abhob. Das Bild beschäftigte ihn sein ganzes Leben lang und noch bei Rousseaus Tode war es in seinem Atelier.

Ein anderes Alpenbild Rousseaus »Descente des vaches dans les Montagnes du Haut Jura« wies die Jury des Salons von 1835 zurück. Konnte Rousseau mit seinen künstlerischen Gesinnungsgenossen erst siegen, nachdem ganz und gar die neue schöne — Einseitigkeit erreicht war? Die Einseitigkeit aber wurde zerstört durch Bilder, die deutliche Szenen und Bilder der Alpenwelt gaben, wie das Calame getan, den nun die ganz einfachen Landschafter von Fontainebleau bald im Ansehen sehr stark beeinträchtigten. Denn was Theodore Rousseau in der Kunst am meisten verachtete, schrieb Teichlein 1868, war das à peu près, der bloß beiläufige Ausdruck einer artistischen Willensmeinung »und Jules Dupré entbrannte für das goldene Sonnenlicht«. Das Licht war ihm ein künstlerischer Prozeß. Das Licht geht ihm über alles: »il faut que le reste passe un peu par dessus de marché«.

Die Lichtfreude war es, die diese Maler weich malen lehrte, während Calames harte Zeichnung und schwärzliche Malerei dessen Willen zum »Zeigen« entsprach.

Die Folge jener Anschauungen war die gleiche, wie wir sie bei ähnlichen Geschmackstendenzen schon früher bemerkten: die Malerei verhält sich der Alpenlandschaft gegenüber passiv. Die Meister von Fontaine-



Abb. 60. Hans Beat. Wieland, Das Bergkreuz (Gemälde) (Text S. 53).

[1]) Leider waren alle freundlichen Bemühungen der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., eine Abbildung dieses Bildes für unsere Zeitschrift zu beschaffen, vergeblich.

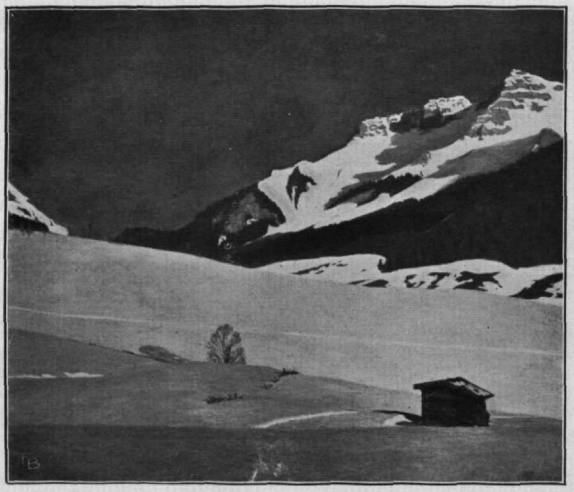


Abb. 61. Gustav Bechler, Märzensonne (Ölgemälde) (Text S. 53).

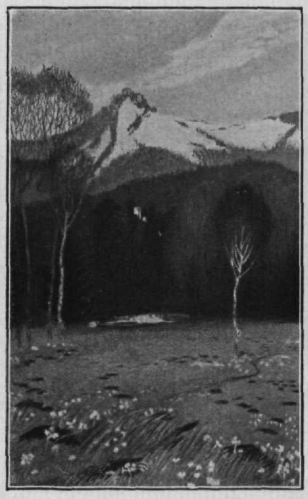


Abb. 62. Rudolf Sieck, Vorfrühling (Lithographie) (Text S. 53).

bleau haben nur als Anfangende oder ausnahmsweise Alpen gemalt und da spricht ihr Suchen nach ganzer malerischer Einheit gegen alle Zeichnung von Felsformen.

Doch sollte ja nicht der vage Begriff der »paysage intime«, »der Stimmungslandschaft«, der nicht etwa erst von den Fontainebleauern geschaffen wurde, die malerische Tendenz dieser Meister verkennen lassen. Rousseaus erstes und letztes war Harmonie. — Stimmung war ihm nur ein Mittel mehr, das große Thema der Malerei zu variieren, der Effekt mußte Form haben, die Haltung ging ihm über die Stimmung.

Rousseaus Pyrenäenlandschaft (Abb. 17, S. 17) ist der gewaltigen Einheit von Luft und Licht, Farbe und Raum vollständig untergeordnet und Courbets Juratal (Abb. 18, S. 18) muß malerisch mit den Idyllikern und mit Koch verglichen werden. Das Licht ist freilich die Hauptsache. Wie wird jedes Blatt, jede Scholle von Licht und Farbe umspielt—aber Form und Raum dem Bilde der Natur zu geben, war doch erstrebtes Resultat. Von Feuerbach wie von Preller sind ähnliche Schöpfungen vorhanden.



Abb. 63. Walter Leistikow, Tiroler Berge im Winter (Gemälde) (Text S. 53).

So sind zuletzt die Meister der neuen Schule von Fontainebleau ganz gewiß

kaum Gegner einer alpinen Landschaft, sie verhalten sich dem Thema gegenüber nur begreiflicherweise neutral, gleichgültiger.

Es ist gleich zu zeigen, wie gerade die malerische Auffassung der Corot, Rousseau oder Courbet oder Daubigny der künstlerischen Propaganda der Alpenschönheit nur fruchtbar werden konnte.

Der endgültige Zerstörer alpiner Landschaft, dem Prinzip nach, wurde ein anderer: Cézanne. Wie soll man von dem Künstler eine künstlerische Meisterung gerade der Gebirgslandschaft erwarten, der die Worte prägte: »Es gibt keine Linie, es gibt keine Modellierung, es gibt nichts als Kontraste«?

DIE DEUTSCHEN MEISTER DER LANDSCHAFT VOR DEN BERGEN

Die Meister von Barbizon haßten die Linie und die Ansicht. Das neue malerische Ideal, das sie an Stelle der alten Landschaft erhoben, siegte erst am Beginne der vierziger Jahre. Dieser Sieg entzog in Künstlerkreisen das Interesse für Hochgebirgslandschaften. Das erfuhr Calame, aber er erfuhr das recht eigentlich nur in Paris, denn zwar hatte sich auch anderwärts eine gleiche Geschmackswandlung vorbereitet, die Künstlerfreude an der Hochgebirgslandschaft wurde dadurch jedoch nicht untergraben.

Das lag wohl zunächst daran, daß in der deutschen Malerei die neue Schönheit nicht so programmatisch gefeiert und verteidigt wurde wie von den Landschaftern an den waldreichen Ufern der Seine. In Deutschland wurde das neue Ideal, dessen Epigenese schon gegeben wurde, von einzelnen da und dort ganz zur gleichen Zeit verfolgt wie in Frankreich. Das hat die große Berliner Jahrhundert-Ausstellung weiten Kreisen klar gemacht, nur als Programm angesehen und auf die Stärke und Einseitigkeit hin geprüft, hat die Schule von Fontainebleau das neue Ideal zuerst und feierlich in die große Welt eingeführt.

Beim Überblick der Entwicklung der alpinen Landschaft im 19. Jahrhundert wird der Vorteil Deutschlands im Kampfe um den Besitz einer neuen Schönheit klar.

Die einzelnen stillen und voneinander unabhängigen Hasser der Vedute und luftloser Linienkonstruktionen verfolgten das neue Ideal da und dort, im Gebirge und in der Ebene, in den Alpen und am Meer, und als sie sich dann in München, freilich etwas später als die Maler von Fontainebleau, zusammenschlossen, da fehlte dem Programme nicht die Stärke der Überzeugung, aber die Einseitigkeit im rein thematisch landschaftlichen Sinne. So blieb man hier unentwegt den Bergen treu, und indem man sie nur von etwas weiterer Ferne bewunderte und malte, wurde die Propaganda für die Alpenschönheit um eine Gabe voller künstlerischer Intensität bereichert.

Wer war nun in Deutschland der Führer jener Bewegung, die für Frankreich kurzweg mit der Schule von Barbizon oder von Fontainebleau bezeichnet sei?

Da Führerschaft und Priorität der idealen Anschauung unbedingt zu scheiden sind, wie das diese Kunstgeschichte mehrfach festzustellen hatte, ist die Frage leicht gelöst. Kein anderer als Christian Morgenstern (1805—1867) ist hier Führer zu nennen. In seiner Stellung zu der früheren Landschaft, durch die Sicherheit, mit der er früher als andere und intensiver den neuen Weg zu finden und zu verfolgen wußte, durch die Größe seines Werks, durch seine technische Tüchtigkeit und nicht zuletzt durch das frohe Eintreten für das neue Ideal anderen gegenüber, zeigte er alle Gaben, die dem historisch anzuerkennenden Führer zu eigen sein müssen. Auch hat Morgenstern, wenn ihm alle jene Gaben gefehlt hätten, immer noch Anspruch, wenigstens als ein erster genannt zu werden, da er offenbar aus eigener Anschauung heraus, nicht erst durch unmittelbare Beeinflussung und Überredung eines anderen, der Kunst neue Wege gewiesen.

Morgenstern hat sich seine erste technische Schulung im Dienste der Guckkastenkunst und des reisenden Panoramamalers Suhr erworben. Als Schüler des Hamburger

Malers Benedixen erwarb sich Morgenstern 1827 durch eine Waldpartie mit Sumpfwasser ein Stipendium zur Reise nach Norwegen. Zwei Jahre später siedelte er nach München über und hier fiel er durch das, was auch ihn nordische Luft und Landschaft gelehrt, sogleich auf. Seine wolkenreichen Lüfte über weiten Ebenen gefielen ungemein, so daß, wie ein Zeitgenosse von 1867 schrieb, »ein bis dahin unbeachteter Reichtum von Naturschönheiten erschlossen wurde, den wir nur in Felsschluchten, bei Wasserfällen, im schneeigen, eisigen Hochgebirge aufgehäuft glaubten.« Freilich ist da dem Zeitgenossen wieder einmal ein kleiner historischer Irrtum unterlaufen, denn gerade die alten Idylliker holländisch-niederländischer Schulung haben auch schon an dem flachen Vorland malerische Freude gehabt, nur so wie Morgenstern das gab, sein Vermögen, vor allen Dingen das Atmosphärische zu geben, Licht und Luft wie durch leichten Dunst zu verbinden — das war ein Neues und viel Bedeutendes. Aus Morgensterns starker Liebe zu heimischer Haidelandschaft erwuchs hier neue Kunst auf Bayerns blühenden Mooren vor der Kette der Alpen. — Ohne also die Maler von Fontainebleau zu kennen, kommt er als starkes, gesundes Kind seiner Zeit zu neuer Heimatsfreude und Heimatskunst. Und nach den Erfolgen Morgensterns zu schließen, muß er doch schon Mitte der vierziger Jahre ein Publikum in Deutschland gefunden haben, das tatsächlich bereits reifer für die ungewohnte Schönheit war als das von Paris. — Liebte Morgenstern als meteorischer Maler das Meer — so fand er hier die großen Seen — also an thematischem Reichtum stand er nicht etwa hinter den damals berühmteren Waldmalern von Fontainebleau zurück — er übertraf sie. Etwa vom Jahre 1843 ab, als er das hintere Zillertal kennen gelernt hatte, kommt in seine stille, ruhige Landschaft ein wilderer, energischer Charakter, der aber doch von allem Pathos früherer Maler, auch dem Calames, glücklich sich freihielt. Auch auf ihn konnten deshalb die großen Calameschen Landschaften, die er 1850 in Leipzig sah, keinen großen Eindruck machen. Er schreibt: »Die großen Landschaften von Calame sind bei weitem nicht so besonders, als ich sie mir vorgestellt, aber die Größe frappiert; außer dem kräftigen Kolorit gaben sie mir nichts zum Lernen. In München werden bessere Landschaften gemalt, wie ich überhaupt immer mehr sehe, daß bei uns in München eine treffliche Kunstrichtung ist.«

Morgenstern hatte tatsächlich recht. Und er ist großer, echter Bescheidenheit zu rühmen, daß er seine Bedeutung als Führer nicht selbst mit Worten, nur mit Taten hervorgehoben hat. Er war sogar technisch ein Führer und einer der ersten, wenn nicht der erste, der — aus Konsequenz der Luftmalerei heraus — Asphalt von der Palette so gut wie ganz verbannte. »Nur bei Mondschein gebrauchte ich ihn — letztere Jahre gar nicht mehr.«

Als Maler der Alpen, und zwar gesehen durch die feuchte symphonische Luft der blühenden Moore und der blauenden Seen des bayerischen Oberlandes, kündete er dieser Landschaft Vorzug noch vor norddeutschem, sonnigen Haideland, vor den Wäldern von Fontainebleau. Denn gerade die Berge, die unser Oberland abschließen, geben den Begriff der Ferne, und die Schönheit der weiten Welt, die zuvor fast alle so reizlos gefunden, wie wir sie nun der Reize voll finden, wird durch die dunstig gesehene Kette der Alpen geradezu zu einer künstlerischen Umschreibung von Ewigkeitsvorstellungen.

Er gab uns außerordentlich viel, dieser Hamburger, der gleichzeitig der erste Meister des Starnbergersees, des Chiemsees — und des Dachauer Mooses wurde.

Von unseren Wiedergaben Morgensternscher Alpenlandschaften bringt die eine Abbildung 21, Seite 19 die malerische Art gut zum Ausdruck, die andere (Abb. 20, S. 19 aus der K. Graphischen Sammlung in München) lehrt ihn auch als klaren Zeichner und Meister des Aquarells kennen.

Morgenstern starb 1867 und die vierzig Jahre nach seinem Tode haben vor allen Dingen das malerisch vollendet und erweitert, was er als erster gezeigt.

Freilich ist zu erinnern, daß wohl Morgensterns Stellung als Führer unanfechtbar bestehen bleibt, daß aber mit ihm, ja etwas vor ihm, andere das gleiche, neue Gebiet pflegten, das neue Ideal verfolgten.

Zunächst ist an Hermann Kauffmann (1808—1889) zu denken. Auch er war ein Hamburger. Der gab schon 1829 auf einem Bilde die bayerische Hochebene, luftig und leicht gesehen. Ganz wie Morgenstern tritt er hier nicht als Fortsetzer der Kobell und Wagenbauer auf, sondern als ein neuer, der auf viel Altes verzichtet, und gar viel Neues gibt und sucht.

Neben Morgenstern lebt Eduard Schleich der Ältere neuer Schönheit. Nur im Werden unterscheidet er sich von den eben Genannten. Als Autodidakt geht er in der Alten Münchener Pinakothek bei den großen Niederländern, bei Goyen und Ruysdael in die Schule. Dann findet er im Wandern in den Bergen Führer unter den Lebenden: Ezdorf, Morgenstern und Karl Rottmann. — Man vergesse nicht, wie Morgenstern und Rottmann, die gemeinhin wie Pole angesehen werden, und deren Richtungen tatsächlich weit voneinander wegführen, doch nicht nur persönlich, sondern rein künstlerisch sich und andere auch einen.

Schleichs herrliches Bild vom Starnbergersee mit der Gebirgskette im Hintergrund (s. Abb. 23, S. 20) in der Schackgalerie in München ist, historisch betrachtet, einer der beredtesten Zeugen, wie vielfach die Anschauung der Alpen durch solche Meister der meteorischen Landschaft bereichert wurde.

Und wie groß ist der Einfluß — der unmittelbare Einfluß Fontainebleaus? Es wird gut sein, ihn viel geringer zu bewerten als bisher.

Anton Teichlein (1820—1879), der während eines fast zehnjährigen Studiums in Paris von den Münchnern am stärksten durch Dupré und Rousseau beeinflußt wurde, ist als Maler der Bayerischen Hochebene nicht hervorgetreten. So hervorragend er auch als geistiger Vermittler war, hier steht er hinter den nur mittelbar folgenden Neuerern zurück — und er ist auch Beispiel, wie direkte Vorbilder von Fontainebleau viel zu spät nach München kamen, als daß sie noch als schulbegründend angesehen werden könnten.

Auch Schleich empfing die starken Eindrücke, z. B. der Stimmungsbilder A. G. Decamps, erst nach dem entscheidenden Schritt ins künstlerische Neuland. Der Einfluß Corots, Daubignys u. a. auf Jakob Emil Schindler (1842—1892) führt uns gleichfalls weg vom Vorland der Alpen und weit von der Zeit des eigentlichen Einsetzens der ganzen malerischen Richtung Morgensterns. Dasselbe gilt von Staebli. Auch auf Adolf Lier (1826—1882), der erst 1849 Maler wurde und Corot, Daubigny und Dupré begeistert folgte, trifft wenigstens das zeitliche Entfernen vom Anfangspunkt der Bewegung zu. Ganz wie die beiden Ed. Schleich malt er die Alpenkette außerordentlich gern und klein, wie eine feine, aber lange, bläulich schimmernde Wolkenreihe, die am Horizonte auftaucht und in der alle Farben spielen. Liers Theresienwiese mit der Bavaria bei München und dem Wettersteingebirge in leuchtender Ferne ist ein sehr charakteristisches Bild für ihn und mit Recht bekannt. Von den vielen Schülern Liers, die zumeist den fernen Alpen treu blieben, ist Joseph Wenglein (geb. München 1845) sicherlich einer der bedeutendsten. Er übertrifft seine Lehrer Steffan wie Lier durch die größere Naturstärke. Seine Bilder haben durch Luft und Anordnung und Linie eine Wucht, die an die nahe, gewaltige Bergnatur, die immer auf seinen Bildern zu finden ist, gemahnt. Sein Bild »Spätherbst bei Tölz« (siehe Abb. 25, S. 21) gibt in düsterem Kolorit die große Monotonie vor den Bergen durch geistreichen Ausgleich aller malerischen Gewichtsfaktoren in unvergleichlicher Weise wieder.

Wenglein wählt sich gern die große Einsamkeit vor den Bergen, die steinigen Betten der Bergströme, die Moore. — Ähnlich Wenglein sucht H. Bürgel im Vorland der Alpen nach Motiven, die neue Reize enthüllen. Die Hochmoore haben's ihm angetan, haben ihm malerische Wunder erschlossen und durch seine feine Kunst auch uns. In seinem Bilde »Herbstag im Hochmoor von Hohenaschau« (s. Abb. 26, S. 22) ist das Problem in Darstellung nicht so auf die Form als auf die Spiegelung des Lichtes gestellt. — Ein Starker ist auch Ludwig Willroider (geb. 1845) auf diesem landschaftlichen Gebiete. Vergl. »Aus der Trentagruppe« (Abb. 22, S. 20). Hier ist auch in den Felswänden, in dem Felswinkel der Zauber feuchter Luft das malerisch beherrschende Problem gewesen. Mit Willroider ist Sion Wenban wegen einiger feiner Radierungen zu nennen. Auf gleichem Gebiete eröffnet Carl Küstner wiederum neue malerische und kompositionelle Probleme und Perspektiven. — Joseph Wopfner (geb. 1843 in Schwaz), an den wir als einen frühen Illustrator der Alpenwelt in der Anfangsvignette (S. 1), gezeichnet für das Werk: »Wanderungen im Bayerischen Gebirge und Salzkammergut«, um 1880, erinnern, zeigt uns am häufigsten und besonders in seinen kleineren Bildchen mit ganz erstaunlich fein ausgebildetem, feinfühlendem Auge die Berge, die dem Chiemsee die große, immer anders stimmende Umrahmung geben. Unter den Meistern des Chiemsees ist Wopfner ein so großer, nicht nur seiner malerischen Höhe, sondern gewiß auch wegen der ganzen Tiefe seiner Empfindung, die durchaus alle unehrliche Steigerung verschmäht. Wopfner sollte uns nicht nur in seinen großen Galeriebildern bekannt sein, denn sicherlich wird bleibender und noch lange steigernder Ruhm verknüpft sein mit seinen kleinen, wunderbar farbfrischen Bildern, die nur erst wenige als »Studien« kennen.

Wie groß wäre allein die Liste der Maler des Chiemsees. Karl Haushofer, der dichterische Sohn des Chiemseemalers Max Haushofer (1811—1866), hat im ersten Bande der »Kunst für Alle« geschichtlich interessant über diese Sondergruppe von Schwärmern — und Könnern geplaudert. Nur in buntester Reihe sei an ganz moderne wie ältere Maler des Chiemsees und der Chiemseealpen erinnert. Von Max Haushofer, einem Folger Rottmanns, ist unsere Chiemseelandschaft aus dem König Ludwig-Album der Graphischen Sammlung in München (1851), (Abb. 24, S. 21).

Ganz wunderbar frisch und groß sehen Paul Thiem und Richard Kaiser (geb. 1868), die der Malerei der Gegenwart und der Jugend freudige Ehre machen. Meister wie Adolf Staebli (1842—1901) und Toni Stadler (geb. 1850) sind nah verwandte Künstlernaturen. Auch ihr Reich, das sie recht eigentlich malen, ist wie bei den Schleichs die Luft — aber wie weit und rein malerisch bedeutungsvoll ist doch gerade bei ihnen jener kleine Bergstreifen, der die Alpen bedeutet. Staebli wurde von Barbizon beeinflußt, bei Stadler ist an Constable und neuere Schotten zu denken. Auch Karl E. Morgenstern ist ein Maler unserer Berg-Seen.

Wenn Gipfelschwärmer und Aussichtsschilderer doch auch solche Landschaften, in denen die Berge räumlich zwar eine nur kleine Rolle spielen, recht gründlich studieren wollten. Die Kultur des Auges würde ganz gewiß bei diesem nicht mühelosen Einsehen außerordentlich gewinnen.

Franz Seitz und Christian Mali, auch schon Crola gehörten dem alten Künstlerkreis der Fraueninsel an, deren Künsteralbum, deren Chronika von Ludwig Steub uns mit vielen Berg- und Seemalern von ihrer gemütlichen Seite aus bekannt macht. August Geist (1835—1868), Caesar Metz († 1895), Ph. Röth (geb. 1841), H. Bürgel, L. Neubert († 1892), Anton Zwengauer (1810—1884), auch C. Schweich, H. Gude, Adolf Thomas (1834—1887), Heinrich Steinicke (geb. 1825) sind Namen bekanntester alter und junger Alpenmaler, die den Chiemsee und andere Seen des Landes vor den Bergen wenigstens bevorzugt haben. Die Liste wäre außerordentlich zu verlängern, wenn man auch Meister wie Spitzweg oder Karl Millner

hinzurechnen wollte, die hoch von den Bergen herab die schimmernde Seefläche des bayerischen Meeres mit höchstem, künstlerischem Vermögen wiedergegeben haben. Auf Millners Gemälde in der Neuen Pinakothek in München — Aussichten von der Hohen Kampe — seien kunstfreundliche Alpinisten aufmerksam gemacht. Doch sei die Liste mit einem der bekanntesten Führer der Jugend geschlossen, mit Wilhelm Trübner.

Ein der alpinen Landschaft eng benachbartes Gebiet, das der Genremalerei des Chiemsees, wurde durch Ch. Ruben mit »Nonnen beim Abendläuten im Kahn« »epochemachend« eingeleitet. Leider kann hier dieses Gebiet, wie auch das der alpinen Tier- und Jagdmalerei, des alpinen Geschichtsbildes, des Sittenbildes nicht verfolgt werden. Es sind das Themen für sich.

MALER DES ALPENGLÜHENS. „DER HOHE GÖLL IM ABENDSTRAHL."

Es ist nicht zufällig, sondern ohne weiteres erklärlich, daß jene Meister, die gern Morgenstern folgten — oder von Fontainebleau — oder auch von Turner beeinflußt wurden —, am liebsten die Seen der Hochebene vor den Bergen, daß sie die Alpen lieber in duftigem Schleier von fern malten, als daß sie mitten in die Bergwelt hineingingen, oder gar hineinstiegen, um effektvolle Zeichnungen der Felsen und dekorativ wirkende Bilder der Berge in Morgen- oder Abendbeleuchtung zu liefern.

So werden wir in den Bergen selbst oder doch ganz nahe vor den Bergen zumeist Maler treffen, die von anderen Größen als Morgenstern und Schleich beeinflußt wurden, oder deren Ideale sie wenigstens auf anderen Wegen und Weisen zu verfolgen Lust und Bedürfnis hatten.

Ein Felsberg, der das ganze Jahrhundert hindurch immer wieder im Abendglühen gemalt wurde und dessen Bilder dann die Massen geradezu begeisterten, ist der Hohe Göll (früher oft Göhl genannt) bei Berchtesgaden.

Hier seien nur einige der Maler des »Hohen Göll im Abendstrahl« — so hieß meistens die faszinierende Unterschrift dieser Bilder — genannt. Um aber zuverlässige, kunstgeschichtliche Folgerungen gewinnen zu können, müssen hier auch die Maler benachbarter Bergriesen, insbesondere des Watzmanns, aufgezählt werden, wie auch deshalb an andere Maler des »Alpenglühens« gleichzeitig erinnert werden muß.

Schon dem alten Dahl hatte es der Watzmann angetan. Alpenglühen malte 1813 der Vater der modernen Alpenlandschaft, J. A. Koch. Sonnenuntergänge malte um 1817 Lorenz Schönberger (1768—1846). Die Berge Berchtesgadens in noch nicht ausgesprochen starker Beleuchtung hat der schon früher genannte Olivier gezeichnet und gemalt. Eine feine, klare, kleine Radierung des Watzmanns lieferte 1816 Helmsauer. Erhard und Klein und seine Freunde sahen wir schon 1818 auf einer Reise am Fuße des Watzmanns. Auch Schinkel, der berühmte Architekt, hat um 1814 die Gebirgskette bei Salzburg gezeichnet. Um 1824 malte Ed. Agricola dort, um 1825 K. L. Frommel, 1830 Ernst Fries (1801—1833), der uns durch seine klassischen römischen Landschaften bekannt ist, 1830 ist Ludwig Richter ein begeisterter Schilderer der Lichteffekte beim Sonnenuntergang. Und vor ihm und nach ihm ward Karl Rottmann ein Meister des Watzmanns, des Hohen Gölls und des Hintersees. Die Abbildung 27, Seite 22, nach K. Rottmanns »Hintersee« in der Neuen Pinakothek in München zeigt den Hohen Göll wie in Rotglut. Die Komposition ist bewundernswert bei aller Einfachheit und die feinen Effekte von schwächeren Lichtreflexen rühmen im Originale, wie sehr doch Rottmann auch da ein Meister der Alpenlandschaft war, wo nicht nur Kontur und Terraincharakteristik ausschlaggebend sind. Und Karl Rottmann folgte etwa ein Jahrzehnt später Leopold Rottmann. Friedrich Hohe, der später selbst dort malte, lithographierte nach Karl Rottmann. Das große Panorama von Salzburg, das Fr. Loos 1827—1829 schuf, dürfte kaum des Effektes des Sonnenuntergangs entbehrt haben. Auch J. W. Schirmer, der Waldsänger unter den Malern, zeigte

schon vor 1832 waldige Gebirgsgegenden in Abendbeleuchtung. 1834 entstanden hier Bilder der Morgenstimmung von Frz. Steinfeld (1787—1868). Ein Schüler K. Rottmanns und C. Rahls ist B. Stange (1807—1880), der ein Meister der Bergfeuer genannt werden könnte.

Wild und stark faßte Aug. Alb. Zimmermann 1833 den Watzmann auf, den das Jahr darauf der viel zu wenig geschätzte Ph. Heinel malte. Gurlitt (1812—1897) gibt in seinem 1836 zierlich gemalten Bildchen »Bei Berchtesgaden« (München, Neue Pinakothek) die Lichteffekte der Felsengebirge bewundernswert diskret wieder. Ernst Welker malt 1832 den Mönchsberg bei Salzburg, Anton Schiffer einige Jahre später den Königssee. Für Fr. Gauermann ist der Königssee geeignete Szenerie für Raubschützen. »Als er 1825 den Traunstein im Abendglanz aufleuchten sah, jubelte seine Seele vor Vergnügen.« Julius Lange, den wir noch genauer kennen lernen möchten, wird vom König Max II. überrascht, wie er bei St. Bartholomä am Königssee in die Farb- und Formwunder malerisch vertieft ist. Etwa gleichzeitig malt der Lehrer Julius Langes, Wilhelm Schirmer, wieder den Königssee. — Eine sehr große Folge von Aquarellen Leopold Rottmanns, des Zeichenlehrers König Ludwigs II., aus dieser Gegend wird in der K. Graphischen Sammlung in München aufbewahrt. 1847 zeichnet sich Th. Ender durch Bilder vom Watzmann, vom Hohen Göll in Abend- wie in Morgenbeleuchtung aus. Dann (1849) ist Graf Stanislaus Kalckreuth ein kraftvoller, pathetischer Schilderer des Obersees bei Berchtesgaden und seiner Bergriesen; Salzburg mit dem Hohen Göll malt er 1853 mit mächtiger Wirkung. In den fünfziger und sechziger Jahren sind Albrecht Zimmermann, Karl Triebel, Mich. Lueger, Alex. Brodszky (1823—1885), Lichtenfels, Jos. Feid (1806—1879), Fischbach (1797—1871), Seidel, ganz besonders aber Adalbert Waagen stimmunggebende Verherrlicher der Sonne, die die letzten blutroten Strahlen auf das Felsenhaupt des Hohen Gölls wirft. Hier muß nochmals Zwengauer genannt werden, dessen effektstarkes Gemälde der Benediktenwand (von 1856) in München zu des Meisters stillen Mooren und Seen pathetischen Kontrast bildet. Bei den späteren Malern des Hohen Gölls in effektvoller Beleuchtung macht sich meist das Fehlen entschiedener, selbständiger Art geltend. Das Motiv ist zur Vedute herabgesunken. Nur wenige zeigen die Überlegenheit, auch das alte Thema mit Frische zu variieren. Das gilt von Hellquists ganz im Schleier gesehenem Hohen Göll (1884, 1890) und von den Aufnahmen des fruchtbaren Feldhütter, noch viel mehr aber von Carl Tiemanns vorzüglichen Holzschnitten. Jos. Schweninger (1804—1895), Paul Weber, Rob. Schultze aus Magdeburg (geb. 1828), Ed. Schleiden (geb. 1808), Ad. Schweitzer, Willibald Wex (1831—1892), E. Meißner und Krostewitz sind weniger Sucher oder gar Finder neuer Reize auch auf alten Wegen, sondern mehr oder weniger geschickte Verwerter malerischen Könnens im Dienste anerkannter Bergschönheiten. Sie sind Nachgänger, bestenfalls Meister traditionellen Geschmacks. Die künstlerische Entwicklungsgeschichte hat nicht an ihre Namen anzuknüpfen.

DIE KÜNSTLERISCHE KREUZUNG: ROTTMANN — MORGENSTERN. — MEISTER NEUER SYNTHESE

Koch und Morgenstern. Aus der Verbindung des monumental-linearen Geschmacks eines Koch und der malerisch-meteorischen Malerei eines Morgenstern entsteht, stark beeinflußt durch Karl Rottmann und Calame und Schirmer, eine neue alpin-malerische Richtung, deren Haupt etwa in Julius Lange zu finden ist. Julius Lange, dessen prachtvolle Bilder vom Gosausee mit dem Dachstein im Morgenlichte (siehe Abb. 28, S. 23) und in der Abendsonne mehr der Karl Rottmannschen Art folgen, ist ein entschiedener Vermittler, einer der sichersten Synthetiker jener großen malerischen Richtungen, die hier kurz mit Koch und Morgenstern zu bezeichnen sind. Auch technisch ist Lange einer der interessantesten dieser Epoche,

er soll als erster empfunden haben, daß in den kalt beschienenen Wänden der Felsen alle Farben schimmern, und er gibt auch so in vielen Farben, die man bis dahin nicht sah, den Zauber der Lichtreflexe wieder. Allerdings in einer so diskreten Weise, daß uns das nicht leicht auffällt. Ganz entschieden war Langes Bestreben der Wiedergabe der Licht- und Farbeneffekte mehr zugewendet als der der Form. Bei Leopold Rottmanns Aquarellen, von denen eines den einsamen König Ludwig II. an stillem Bergsee zeigt, sind Linie und malerisch prächtige Farbenharmonie oft gleichzeitig bestrickend, wenn nicht alles so hart und gar zu aufdringlich effektvoll gegeben wäre. Sein Gosausee (siehe Abb. 29, S. 23) sei aber ein Beispiel, wie sehr sich Leopold Rottmann doch auch treuer sachlicher Wiedergabe befleißigt. — In Albrecht Zimmermanns Bildern, mitten aus der Alpenwelt, ist viel weniger von künstlerischer Synthese als von wechselnder Wahl zwischen Calame und Koch und Rottmann und Morgenstern zu reden.

Aber Albrecht Zimmermann kann als Ausgangspunkt einer ganzen Wiener Schule von alpinen Malern angesehen werden, von der August Schaeffers Aufsatz im Jahrgang 21 (1890) dieser »Zeitschrift« einen besonders guten Begriff gibt.

In den Bildern des J. Hausch (siehe Abb. 33, S. 25), des Franz Steinfeld, des Leopold Vöscher, des August Schaeffer, des Adolf Obermüllner, des Geiger-Thuring (siehe Abb. 30, S. 24) ist meist das Wilde und Sturmdurchtoste der Hochtäler, ist die Wucht der stürzenden Bergwässer, die schreckende Wildnis der Wetter, die über kahle Felstrümmer und zwischen weglosen Wänden hindurchbrausen, die charakteristische Note. — So verliert sich hier selbst Rottmannsche Art, mehr und mehr ist von einer künstlerischen Kreuzung der alten pathetischen Kochschen Richtung und der romantischen Walddichter Schirmer und Lessing zu reden. Viele Bilder solcher und anderer Maler haben durch ihre wildromantische Schilderung, die ganz und gar nicht eine bestimmte Landschaft topographisch beschreiben will, gewiß nichts mit Veduten zu tun — und sind doch künstlerisch nicht höher als solche zu bewerten. Es war gar viel Rezept-Malerei, und Erzeugnisse der Gefallsucht und eigenen imponierenden Willens lassen sich da nur umständlich trennen und nennen.

Ist jedoch schon den genannten Malern gegenüber die Bezeichnung Eklektiker wenig gerecht — so ist am allerwenigsten einer der Münchener Maler nicht künstlerischer Bastard, sondern ganz Rasse: Heinrich Heinlein (siehe Abb. 32, S. 25). Seine Art, sein Bildgeschmack ist von vornherein ausgeprägt selbständig. Unbewußt scheint er die verschiedensten künstlerischen Impulse seiner Zeit in seinem eigenen vereint zu haben. Zeichnung und Malerei seiner wilden Gebirgsbilder sind immer ganz eigen und stark. Heinlein hat nichts von der Proteusnatur Zimmermanns — er muß über ihn gestellt werden, wenn er auch viel weniger Schulmann gewesen als jener. Einige seiner Zeichnungen haben entschieden etwas Geniales.

Sonderbar, trotz so vieler starker Vertreter dieser von Heinlein erst gefühlten unruhig-pathetischen Hochgebirgslandschaft, trotzdem die produktivste Zeit dieses Geschmacks uns näher liegt als die der Morgensternschen Richtung, ist sie jetzt künstlerisch ausgestorben. Nur die größere Ruhe, von der diese stürmischen Pathetiker ausgingen, hat allein ihre keimende Kraft bewahrt.

Aber sobald nun der Blick von den Heinlein und Zimmermann auf ein weiteres kunstgeschichtliches Gebiet eingestellt ist, wird an letzte Calamesche Schöpfungen, an Dorésche wilde Gebirgsphantasien zu denken sein, wie an wenig trennbare Gleichzeitigkeitserscheinungen und auch an jenen großen Einzelgänger der Schweiz: Arnold Böcklin.

BÖCKLIN UND ANDERE SYMBOLIKER DER ALPENWELT

Böcklin war ein Schüler Calames. Seine allerersten Landschaften gleichen denen Calames auffallend.

Wenn Böcklin der landschaftlichen Auffassung seines Lehrers treu geblieben wäre, so wäre er nie der Große Eigene geworden. Auch von Schirmer entfernte er sich weit.

So darf ihn die künstlerische Entwicklungsgeschichte der Alpenlandschaft übergehen — denn was er uns gab, wie kein anderer, sind Bilder der Natur der Alpenwelt, es ist die Seele, der Schrecken, die Furcht, die Macht, die in uns die Welt der Alpen weckt. Davon raunen uns seine Schöpfungen des Tatzelwurms (siehe Abb. 34, S. 26), des Panischen Schrecks, des Prometheus (Abb. 35, S. 26), des »Schweigen im Walde« packende Worte zu. Er staffiert seine Bilder nicht mit mythologischen Erscheinungen und Figuren wie frühere — er gibt den großen Mythos der Welt als ein unlösliches, das Pandämonische ist's, was er nicht nachschafft, sondern gibt wie ein Neuschöpfer.

Zu Böcklin, in diesem Sinne aufgefaßt, zählen eine Reihe anderer Künstler. Aber der Abstand ist groß und um so fühlbarer, je mehr äußerliche Ähnlichkeit mit Böcklin in Bildern anderer gesucht wurde.

Auch Max Klinger in seinen Intermezzi hat nichts von pandämonischen Schöpferkräften, denn so viel monumentaler wiederum seine Gebirgslandschaften gezeichnet und aufgefaßt sein mögen — der Kentaur, der vor der Schlange erschrickt, der Mann mit der Brille auf dem Gipfel, dürfen mit der Böcklinschen Kunst nicht verglichen werden. Es sind Allegorien, Landschaften mit mythologischen Figuren oder witzige Paraphrasen über Schwächen der Menschheit von heute. Nur der Riese zwischen den Bergriesen auf der Radierung »Integer vitae scelerisque purus« hat pandämonische Wucht.

Einige Schöpfungen Hans Thomas sind an Kraft allegorisch-einfacher Wirkung gewiß stark, aber mit Böcklinscher mythischer Schöpferkraft wetteifern sie ohne Erfolg. Dagegen denke man an schlicht-träumerische Schöpfungen Schwinds, wie die »Jungfrau«, oder seine Nixen und Alpenseen. Das sind schönste Bilder zu einem Kapitel vom Singen und Sagen der Alpennatur.

Mehr in Böcklins als Klingers Nähe ist Hegenbart zu stellen, der oft an pandämonischem Gehalt seiner radierten Schöpfungen mit Böcklin günstig zu vergleichen ist. Und doch ist er selbständig, seine Empfindungen sind anderer Art — bald lieblicher, bald sehnsuchtsvoller als jene Böcklins. — Dann ist hier an Reinhold M. Eichler, das Mitglied der »Scholle«, zu denken, der mit echtem Dichtersinn und malerisch großem Empfinden den Herbst wie einen weit übermenschlichen Genießer voll stillen Humors in den Bergen liegen sieht. — Auch Schiestls »Berggeist« und Alois Kolbs »Paradies« und die phantastischen graphischen Schöpfungen Kreidolfs, Rolf von Hörschelmanns und H. Tillbergs sind hier nicht zu vergessen — aber Hendrichs und so manches anderen bösen Böcklin-Imitators wird ungern gedacht. Auch der Engländer Britton Rivière ist viel zu reflektiv als schöpferisch packend, wogegen die weichen Bilder Gleyres, dann Dielitz' »Alpenmärchen« und Bodes weitbekannte »Alpenbraut« in der Schackgalerie mehr dem mythologischen Genre angehören. Eine eigene Art bilden Eugen Berners Zeichnungen und Bilder, in denen er so gern Berggestalten grotesk-romantischer Form zeigt, ohne sich etwa eines dummen Scherzes schuldig zu machen wie neuere Postkartenzeichner, die allerlei moderne Gestalten aus Bergformen bildeten.

MEISTER DER ALPINEN ANSICHT

In den Abschnitten »Die deutschen Meister der Landschaft vor den Bergen«, »Vom Hohen Göll« und »Von der künstlerischen Kreuzung Rottmann-Morgenstern« wurden schon viele Maler genannt, die unter dieser Überschrift eingehend zu charakterisieren wären. Hier soll nur noch auf wenige Maler hingewiesen werden, die dort nicht genannt wurden, deren Namen auch in den folgenden Abschnitten fehlen und die doch durch eigene Art des Sehens oder der Komposition oder die durch die Menge ihrer Alpenlandschaften Anspruch erheben

dürfen, in dieser Entwicklungsgeschichte genannt zu werden. Freilich soll auch hier ganz und gar keine Liste gegeben werden — müßte doch sonst gerade dieser Abschnitt der längste von allen werden. Die allertreuesten Ansichten findet der Alpinist am ehesten in den illustrierten Werken der alpinen Literatur. Doch da diese Illustrationen, schon ihres Zwecks wegen, zunächst nicht eigentliche künstlerische Schöpfungen genannt werden können, ist ihrer nur ganz ausnahmsweise hier gedacht.

Oswald Achenbach (1827—1905), dessen Montblancbild Abb. 37, S. 27, zeigt, ist durch künstlerische Reife der Gabe, wie durch erstaunliche Produktivität einer der besten Meister auch der alpinen Landschaft. Graf Stanislaus von Kalckreuth (1821—1894), dessen Monte Rosa Abb. 36, S. 27, wiedergibt, ist als Darsteller der Bergriesen für jene Zeit noch etwas kühner, noch einfacher als Achenbach. Das Weglassen aller Gefühlsakzessorien, all jener Mittel, die leichter die Menge anpacken, war damals ein Wagnis. Wenn uns das nicht mehr auffällt, so muß die Erinnerung, daß Kalckreuth ein Schüler des Waldromantikers Schirmer war, die Achtung vor den Schöpfungen des alten Kalckreuth noch verstärken. Ein anderer Schüler Schirmers, Emil Lugo (1840—1902), rühmt durch Eigenart seiner Gaben ebenfalls die außergewöhnliche Lehrgabe Schirmers. Denn das sind die besten Lehrer, deren Schüler durch Eigenes sich auszeichnen. Lugo, dessen aquarellierte Zeichnung Wengernalp in der Kgl. Graphischen Sammlung in München bewahrt wird (siehe Abb. 38, S. 28), nähert sich hier in der natürlichen Straffheit der Linie, in der klaren Stilisierung des monumentalen Bergbildes ganz Segantini und den Führern unserer starken Jugend wie Erler und Wieland. Der sicheren Wiedergabe wegen von Linie und Form muß hier auch Karl Albert Baurs alpiner Zeichnungen gedacht werden.

Den dramatischen Meistern aus der Wiener Schule ist J. Gottfried Steffan verwandt. Sein Bild »Östlicher Absturz des Hochkalter« (Ramsau) (siehe Abb. 39, S. 28) charakterisiert ihn als Meister wildromantischer Gebirgsszenerien. Doch hat Steffan nicht etwa nur nach einem Rezept geschaffen. Es gibt eine ganze Reihe Alpenlandschaften von ihm, die die Natur in aller Ruhe geben und allein durch malerische Qualitäten ihren Wert behalten. Karl Ludwig war Piloty-Schüler in München. Er ist sachlicher als Steffan — aber auch er ist ganz ein Maler seines Jahrhunderts. Das Atmosphärische gibt seinen Bildern eine zwar viel verhaltenere Sprache als den Bildern Steffans — aber doch etwas mit Entscheidendes. Sein »Albulapaß« (Abb. 42, S. 29) möge mit theatralischen Alpenprospekten des 18. Jahrhunderts verglichen werden, um das künstlerisch Trennende zweier Jahrhunderte kennen zu lernen.

Aus dem Wiener Künstleralbum ist die Vorlage unserer Abbildung 31, Seite 24: G. Seelos »Schlern«. Wuchtig die Formen, dramatisch das Wetter, das war — allerdings nur eine Zeitlang als Wirkung des Lehrers Albert Zimmermann — in Wien bevorzugter alpiner Geschmack.

Otto von Kameke (siehe Abb. 40, S. 29) und J. Schoyerer (siehe Abb. 41, S. 29) gehören zu den durch Produktivität großen Alpenlandschaftern. Sie sind viel mehr tüchtige Eklektiker als Synthetiker und interessieren den Historiker weniger als den Alpenfreund. — Ganz ein anderer, einer für sich, ist dagegen Otto Strützel, dessen »Benediktenwand« Abb. 43, S. 30, wiedergibt. Er ist einer unserer jungen Meister, das erkennt man aus der Art, wie er die Landschaft sieht, wie er zeichnet und malt — und radiert. Neben ihn wäre der durch seine feinen landschaftlichen Radierungen bekannte Landschafter Meyer-Basel zu stellen, der wenigstens auch einige Hochgebirgslandschaften mit der Radiernadel festgehalten hat. — Unter den Wildmalern des Hochgebirgs, die sonst hier nicht genannt werden sollen, sind den Kunstfreunden O. Recknagel, A. Fink und L. Voltz gut bekannt. Recknagel und Fink geben gern und — das ist das Seltenere unter den Produktiven — auch gut die letzten Höhen, die schneeigen Spitzen und eisigen Ferner wieder. Als tüchtigster und

selbständiger Viehmaler der Alpen kann aber P. Meyerheim von seinen vielen Fachkollegen nicht verschwiegen werden, denn er gibt auch das Landschaftliche wahr und künstlerisch frei und eigen. In bunter Reihe aber sei nun an F. Feldhütter — einen der moderneren Maler des Hohen Gölls, an Graf Ferdinand Harrach, den dramatisch-pathetischen Schilderer, an A. Rieger und den alten Heilmayer, zwei sehr beliebte und fruchtbare Meister starker Vollmondeffekte im Hochgebirge, erinnert.

Von Werken, die uns leider immer noch mehr ans Theater und an sentimental-romantische, nächtliche Dramen erinnern — und recht selten an die große, einfache Welt des Gebirgs, ist gut und heilsam zu Meistern schlichter, aber tüchtiger Art zurückzukehren. Zu den Großen der alten Generation ist da vor anderen Waldmüller zu rechnen. Bei ihm — vergl. Abb. 44, S. 30 — ist alles schlicht und echt gesehen, keine Stimmung wird uns aufgezwungen. Und doch viele mag's geben, die solche »sachlichen« Bilder nicht lange betrachten wollen. Aber Bildergalerien sind auch Verräter für allen nur scheinbaren Naturgenuß: wer nur für pathetische Bilder Sinn zeigt, ist auch arm an Empfindung draußen. Waldmüller ist ein Meister ungeschminkter Wirklichkeit. Sein Zeitgenosse Bürkel, dessen eigentlichstes Gebiet, ähnlich dem Waldmüllers, das Genre war, hat leichteren Erfolg. Im bösesten Wetter führt er uns auf die Straßen des Hochgebirgs, in die Orte, vor die Wirtshäuser, zu den Fuhrknechten, auf die Viehmärkte und überall dahin, wo Naturvolk beisammen — aber immer ist's die Natur selbst, Wetter und Wind in den Bergen, die er mit feinem Pinsel und guten Farben und gutem Sinn für das meteorische Problem des Jahrhunderts in unzähligen Bildern und Bildchen malt (siehe Abb. 48, S. 33). —

Theodor von Frimmel[1]) danken wir die Bekanntschaft einer sachlich außerordentlich interessanten Ansicht — einem Geschichtsbild des Alpinismus. Es ist das ein Gemälde »Der erste Versuch zur Besteigung des Großglockners durch den Kardinal Salm« im Museum Rudolfinum zu Klagenfurt. Die Landschaft soll von Jos. Hermann sein, die Figuren des Bildes sind von Scheffer von Leonhartshoff. Zeitlich führt uns das Bild zurück in den Anfang des Jahrhunderts, thematisch führt es uns in ein Gebiet rein sachlicher Darstellungen und der Illustration (siehe Abb. 45, S. 31).

Das Kapitel von der alpinen Illustration kann hier nicht behandelt werden. Es genüge im allgemeinen die Erwähnung, daß es im 19. Jahrhundert zumeist nicht unselbständige Zeichner sind, denen wir Veduten danken, sondern daß die Mehrzahl aller Illustrationen von Künstlern herrührt, die meist als Maler tätig waren und als solche schon genannt wurden. Wenn man an die beiden Alt, Jakob Alt und Rudolf Alt, an Lange, an Frommel, an Wopfner denkt, wird die ganz enge Beziehung von Malerei und Zeichnung im Dienste der alpinen Illustration ohne weiteres deutlich. Ja, wo die Beziehung fehlt, wird ein Mangel der illustrativen Darstellung sehr stark fühlbar. Z. B. Mohrherrs farbige Lithographie, die den Hochvernagtferner nach Ausbruch des Stausees im Juni 1844 zeigt, ist, zumal durch die berühmte Geschichte der Geyer-Wally, gewiß interessant, aber malerisch wie zeichnerisch höchst unerfreulich. (Siehe Abb. 46, S. 32.) Die alpine Illustration erfordert Künstler, die malerisch und zeichnerisch begabt sind; sie fordert einerseits topographische Treue als Opfer künstlerischer Freiheit, andrerseits setzt sie Beherrschung rein künstlerischer Mittel voraus, um auch das Einfachste reizvoll darstellen zu können.

Die älteren fruchtbaren Lithographen im Dienste des Alpinismus, wie Lebschée, Podesta, Würthle, Kappis (nach G. v. Bezold), würden unseren verwöhnten Augen, die in jeder sachlichen Illustration auch künstlerisch angeregt sein wollen, nicht genügen, obwohl auch sie in vielem sich sehr diskreter und tüchtiger Kunstmittel bedienten.

[1]) Blätter für Gemäldekunde, IV. Bd., 1. Heft.

Auffallend keck und geschickt ist die Kreide-Lithographie des Monogrammisten G. K. (wohl Gust. Wilh. Kraus, 1804—1852) »Ursprung der Partnach« (siehe Abb. 47, S. 33).

Neuere Illustratoren nennen, hieße wieder einen Malerkatalog schreiben. Die Namen Püttner, Vautier, Zügel, Haushofer, Diez, Heyn, sogar Anton von Werner würden dann aber nur erinnern, wie umfangreich ein solcher Katalog werden würde, wenn er auch nur die Tüchtigsten nennen sollte.

Wäre doch über Rod. Töpffer, den Humoristen unter den begeisterten Alpinisten, über Gustav Doré — vergl. Abb. 50 u. 51, S. 34 — nicht mit bloßer Erwähnung hinwegzugehen, denn schon eine Auseinandersetzung über deren Verhältnis zur Kunst, zur Illustration, zur Propaganda des Alpinismus würde weiten Raum beanspruchen.

Unsere modernen Illustratoren wie Compton, Platz, Reschreiter, Otto Barth und so viele andere liefern Beweise genug, daß die alpine Illustration ein Gebiet der angewandten Kunst bedeutet, das für Darsteller wie Betrachter deshalb so schwierig ist, weil es zu gleichen Teilen der Kunst wie kritischster Sachlichkeit angehören muß — um vollen Wert zu behaupten.

Die alpine Illustration der Gegenwart sollte uns eindringlichst sagen, daß die Konkurrenz der Photographie sich nicht als Schädigung erwiesen, sondern als Ansporn. Und wenn die Photographie anderseits weite Gebiete der Darstellung der alpinen Kunst nimmt, so sei das als große Befreiung empfunden und schließe in sich eine künstlerische Förderung: die der Photographie im Dienste der Orientierung und der Ansicht. Die Alpenfreunde aber sollten ihre Ansprüche an die Alpenmalerei etwas modernisieren: Man verlange von der Photographie allein, was Sache der Photographie: topographische Genauigkeit —, von der Malerei aber, was Sache der Kunst ist: Charakteristik — persönliches Gesicht.

DIE GROSSEN SACHLICHEN IN DEN ALPEN

Von Menzel sind wahrhaftige und unverfälschte Anekdoten genug bekannt, die uns alle dasselbe sagen. Er sah und gab die Dinge wie sie sind. Er konnte seinen Kaiser im Thronsaal, das Beinkleid eines Rekruten, die kalt werdende Omelette mit Salat, die ihm aufgetragen worden war, mit derselben Liebe, Lust und Genauigkeit zeichnen, wie irgend ein anderer eine ideal erträumte, oder langersehnte reale Welt. — Die alpine Landschaftsmalerei wurde ja fast nur von solchen getrieben, die das künstlerische Bedürfnis in die Alpen gelockt. — Aber zu den wenigen, die auch die Alpen gezeichnet oder gemalt, nicht aus besonderem Drang nach ihrer Schönheit, sondern aus sachlicher Freude, gehört neben älteren wie Klein, Jakob Alt, M. Pemhart † 1869 (Glockner-Panorama), Waldmüller (1793—1865), von Boyen, Köster, vor allen Dingen Menzel. Die Zahl seiner alpinen Landschaften ist nicht groß — aber erstaunlich ist auch hier das, was Menzel so groß gemacht. Die anscheinend herzlose Sachlichkeit führt ihn zu einer Art von Gabe, die mit anderen unvergleichlich bleibt. Unsere Abbildung 53, Seite 35, mag für sich selbst sprechen. Ein seiner Sachlichkeit wegen hochzuschätzender älterer Künstler ist der schon früher genannte Erhard, dessen Radierung vom Bockhartsee Abb. 49, S. 34, wiedergibt. Hermann Heß, dessen fidele Radierung »Die Maler auf der Alp« uns als Schlußvignette (Abb. 64, S. 54) dient, war sonst als Schlachtenmaler berühmt. Nur wenige seiner Werke gelten den Alpen.

DIE EROBERER LETZTEN GEBIETS

Wie hat Töpffer Calame angespornt, die höchsten Regionen der Alpen zu erklimmen und dort eine neue Welt malerisch zu gewinnen. Dem kränklichen Calame blieb dies Gebiet versagt, das für einen modernen Alpinisten erst das wahre ist.

Wer hat es künstlerisch erobert?

Vielleicht ist Friedrich Wasmann (1805—1886) der allererste. Wenigstens

begnügte er sich mit nackten Gipfeln früher als andere und er wußte ihnen neue malerische Werte abzugewinnen. Aber systematisch eroberte als Künstler niemand anders als Walton die Welt der Gipfel. Er ist wohl als Künstler der erste, der neue Früchte gewinnt, aus der Begründung des ersten großen, englischen, alpinen Klubs. Er ist so geistreich als Zeichner, wie er kühn ist. Er korrigiert Ruskin und verbindet unsere moderne alpine Anschauung bewußt mit Turner (siehe Tafel bei S. 32). Er tadelt, bei Ruskin-Turner seien die Aiguilles oft zu schwach gezeichnet, die Schatten seien oft unmöglich und noch schlimmer sei die Übertreibung der Kurven in den Bergformen. Doch verteidigt er auch wieder Turner als bewußten Übertreiber. Walton gehört übrigens durch seine ganze Neigung zum Unterrichten zu der nicht kleinen Zahl von systematischen Lehrern der Alpenzeichnung, von denen hier wenigstens Wagenbauer und Heilmann genannt seien.

Aber wie groß ist nun schon das Gebiet der eigentlichen Gipfelmalerei.

Compton (siehe Abb. 52, S. 35), der alte und der junge, müssen da voran genannt werden. Vielleicht ist keiner so künstlerisch und technisch reif wie der ältere Compton, Zeichnung von topographischer Genauigkeit mit künstlerischer Art zu durchdringen.

Zeno Diemer (siehe Abb. 54, S. 36) ist in der Kunst, Kunst und Wissenschaft zu verbinden — wie wir gesehen, eine der größten Schwierigkeiten der Alpenzeichner — neben Compton Meister zu nennen. Eugen Berners seltene Gipfelbilder aber sind dank einer tüchtigen Technik und kluger Malmittel von einer Reinheit der Farbe und Linie, von einer so wunderbaren Klarheit der Luft, daß sie entschieden noch einmal das Entzücken weiterer Kreise werden dürften. Wie malt doch Berner die reine klare Luft über den klar gesehenen Alpen!

Macco (siehe Abb. 56, S. 36) ist recht eigentlich Meister der höchsten Spitzen. Er ist, etwa mit Platz verglichen, mehr Maler und Bildschaffer, Platz Zeichner, Vereinfacher, die Lust an der dekorativen Kontur, die größere Vielseitigkeit zeichnet Platz aus. — Recknagel, Kamlah, Hünten, Heinisch, Bracht (siehe Abb. 55, S. 36), Nowak, Köppel, Fritz Baer, Franz Hoch, Leonhardi, Palmié seien hier nur als Gipfelmaler genannt, obwohl sie auch auf anderen Gebieten alpiner Malerei, die hier leider nicht behandelt werden können, weiten Kreisen bekannt sind.

Es ist wohl nicht zufällig, daß sich nun ganz besonders an die Dolomiten die meisten Namen der Darsteller des höchsten und letzten alpinen Gebiets schließen.

SEGANTINI, DER ERFÜLLER DES MALERISCHEN PROGRAMMS DES LETZTEN JAHRHUNDERTS

Segantinis adelige Schöpfungen sind dem Alpinisten wohl vertraut. Über des Künstlers eigenen Entwicklungsgang sind wir alle durch eine reiche Literatur gut unterrichtet. Der Herbst des Jahrs 1899 raffte ihn dahin. Er steht also am Ende des Jahrhunderts und von ihm aus sei auf das ganze Jahrhundert zurückgeschaut.

Wie steht er in der Entwicklung der alpinen Malerei des 19. Jahrhunderts?

Ist nicht das ganze Werk Segantinis wie Erfüllung vieler Hoffnungen und Pläne und Malertheorien des Jahrhunderts?

Koch wollte große Linie und großen Gehalt. Sein Wollen war groß — und immer weithin, bald stärker, bald schwächer war sein Wirken wirksam. Aber sein malerisches Können versagte, sein Blick war romantisch verschleiert, sein Leben zu sehr den Alpen entrückt.

Hat Kochs Wollen ein anderer als Segantini erfüllt mit seinen klaren Bergformen, seiner sicheren malerischen Technik? Wer lebte mehr in den Alpen, in der Luft und der Seele der Alpen? Wie verschwindet da doch das Wollen Kochs, der sich, mehr Römer als Alpler, doch so gern »Tirolese« auf seinen Bildern nannte?

Und wie schwach und theatralisch ist die Welt in den Alpen Kochs! Und wer

könnte mehr Dichter mit Farben sein als Segantini und dem tiefen Gehalte seiner Schöpfungen nach?

Aber das andere Ideal der Maler des 19. Jahrhunderts, das Problem von Luft und Licht, das Problem meteorischer Malerei von Turner und Corot und Morgenstern und Schleich — hat das nicht auch triumphiert in Segantinis Schöpfungen? Denn nicht an Nebelschwaden und Dunstschleier ist die meteorische Malerei gebunden. Wer die Luft so klar gibt wie Segantini, wer die Firnen so umlichtet und denen da unten die Klarheit der letzten Höhen bringt, der ist Erfüller des Problems und Führer weithin (siehe Abb. 57, S. 37).

Segantini hat ganz besonders in Italien eine große Nachfolgerschaft hochalpiner Maler. Francesco Vitalini, Bartoluzzi, Belloni, Maggi, Ciardi, das Haupt der modernen venetianischen Schule, Fornara sind Maler der höchsten Matten und der schneeigen, leuchtenden Zinken. Die alpine Schönheit, die sie geben, ist mit der Segantinis unverkennbar verwandt.

DIE ALPENLANDSCHAFT AM BEGINNE DES 20. JAHRHUNDERTS

Die Gegenwart gehört nicht der Geschichte. Deshalb könnte dieser Absatz fehlen. Noch weniger als die anderen Teile geht er darauf aus, viele Namen zu nennen und wie zuvor kommt es uns nur darauf an, Richtungen anzugeben, bisher der Entwicklungen — nun der Möglichkeiten.

Wo sind wir nun? Zeigt sich Erschöpfung, Verzicht oder Gewinn?

Die Gebiete der Alpenwelt sind nun wohl alle erobert, d. h. die Gipfel und Täler, die Zinken und Mauern, die felsigen Hänge und die grünen Matten, die Weiten der Höhen, die Schneefelder und Firnen.

Aber ist damit eine Zeit eingetreten, die kein neues alpinkünstlerisches Sehnen und Hoffen, Wollen und Neuschöpfen erwarten ließe?

Der Blick auf die Zahl werde nicht verwirrt durch deren Größe. Denn die Menge der Maler sagt freilich nichts von der Tüchtigkeit der Kunst der Gegenwart und birgt nicht das Geringste für die Zukunft. Aber welche Mannigfaltigkeit der Anschauung, der künstlerischen Neigung und Kraft!

Was geben uns allein alpine Künstler wie Fritz Erler-Samaden (siehe Abb. 58, S. 38) und Erich Erler und Hans Beatus Wieland (siehe Abb. 60, S. 39), und Richard Pietzsch, Bachmann, Karl Reiser und Lehmann und Graphiker wie Paul Bürck und Gustav Bechler (siehe Abb. 61, S. 40), Walter Klemm, Daniel Staschus, Hans Neumann jr. und Richard Kaiser. — Und wie ganz anders und eigen und stark wirken neben jenen Meistern großer Form und selbstbewußter Einfachheit Maler-Dichter wie Rudolf Sieck (siehe Abb. 62, S. 40) oder Frobenius oder Haider, der jugendlichste unter den Alten, oder Kubierschky (siehe Abb. 59, S. 39) und Leistikow (siehe Abb. 63, S. 40). Erich Kubierschky ist ein ganz eigensinniger — nicht im trotzigen, sondern im selbsterfinderischen Sinne des Wortes — das immer größte Künstler nur charakterisieren wird. Wir suchen wohl immer vergeblich bei ihm das Vorbild, mehr noch als bei Frobenius oder Haider, denn so wirklich und treu sind seine Landschaften gesehen, unter denen die alpinen freilich nicht sehr zahlreich sind. Es sind Dichtungen im Sinne der verstärkten Konzentration der Wirklichkeit. Ganz erstaunlich auch ist Kubierschkys technische Meisterschaft.

Mit diesen wenigen Namen moderner Künstler sind etwa drei Richtungen der neueren alpinen Landschaft bestimmt. Die einen Maler legen die stärkste Betonung auf die ruhige, monumentale Form der Berge und der Bergteile, andere wählen nur kleine Teile, einen Hang, einen Felsen, eine Schneehalde, andere wieder reizt das ganze große Gewebe von Lichtern und Farben, von Linien und Maßen.

Doch hüten wir uns, nun gleich wieder neue Begriffe zu prägen nach Art der

Systematiker, die froh und stolz sind, wenn sie wieder einen Künstler, wieder eine künstlerische Art in ein bestimmtes »Fach« — des Realismus oder Impressionismus, des Idealismus oder Naturalismus — untergebracht haben. — Auch die malerischen Mittel seien nicht entscheidend für unsere Bewertung. Der eine wird sein Ideal mit feiner Pinselführung verfolgen, der andere mit breiter, der eine mag »pointillieren«, der andere mit strichweisem Nebeneinandersetzen die Werte herauszubekommen suchen, die ihm die Natur vorhält. Der eine Künstler hat so gut das Recht, alles in Linien zu sehen, wie der andere nur immer »Töne« sehen mag. — Die Mittel sind nicht entscheidend — sondern das Ergebnis. Aufgabe aber des Künstlers und Frucht aller künstlerischen Mittel und Bemühungen sei ein »Schöpferisches«, ein in sich Harmonisches.

Daran hatte diese Kunstgeschichte immer wieder zu erinnern. — Und der Alpinist, der sich solcher Ergebnisse der Geschichte bewußt, der nicht vergißt, wie die Größten immer ein Neues schufen und fast immer sich deshalb der Anfeindung seitens der Menge und auch der Kunstgenossen aussetzten, bis endlich das Neue dem gewöhnlichen Auge gewohnt — der möge der neuen Kunst niemals mit fertigen Urteilen, mit ästhetischen Formeln gegenübertreten. Er suche erst durch Vergleiche mit der Natur — durch Erwägungen und Schlüsse, aus einer natur- oder kunstgemäßen Beobachtung heraus nach neuer Harmonie in den Schöpfungen des einen oder des anderen Künstlers.

Das Neue ist freilich so wenig an sich das Gute, wie das Alte — aber leichter ist es uns und bequemer, alte Schönheiten zu preisen, als neue zu gewinnen. Nur an unserem Bequemsein aber liegt's, nicht an der Kunst unserer Zeit, wenn wir meinen, gerade aus ihr keine Bereicherung unseres ganzen Empfindungslebens und Auffassungsvermögens empfangen zu können.

Die Geschichte der künstlerischen Alpenlandschaft gehört zur Geschichte des Geistes. Weshalb sollte die gegenwärtige künstlerische Alpenlandschaft eine Ausnahme machen? Sollten nur diesmal die Fortschrittler keine Berechtigung zu ihrer Gesinnung, ihrem Suchen haben? Die Entdecker alpiner Schönheit und Größe sind nicht zufällig größte Helden der Geistesgeschichte. Die Landschaft sehen, ihre Berge und Täler, das war Renaissance. — Und wie die Mythen und Sagen der heiligen Bücher fast aller Völker die Menschheit zeigt, aufblickend zu den wolkenumkränzten Bergen voll Scheu und voll Verlangen nach Hilfe und Führung und Heil — so war die Freiheit allein Schöpferin des Alpengenusses und des ersten Alpenbildes.

Und im Zeichen der Freiheit gewinne auch fernerhin Alpengenuß und alpine Kunst Neuland zur idealen und zur tatwirkenden Bereicherung der Menschheit.



Abb. 64. Peter Heß, Maler in den Alpen (Radierung)
(Text S. 51).

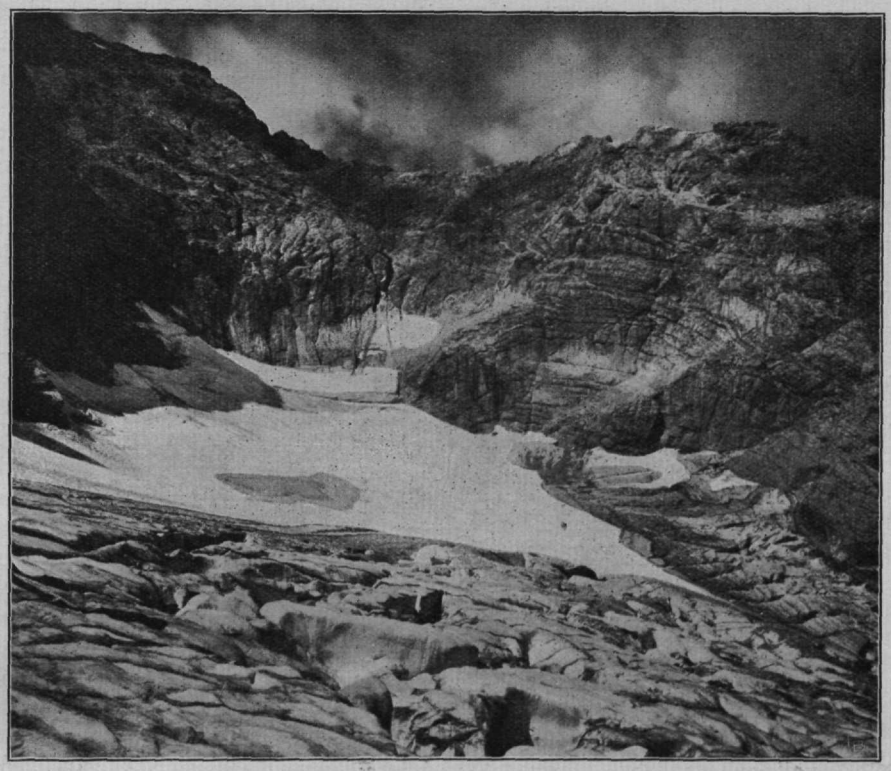


Abb. 1. Höllentalgletscher und Höllentalkar an der Zugspitze, ein Kar im Kalkgebirge.
Die steilen, die Kar-Nische umgebenden Wände mit Sommerschnee (links), die Einlagerung eines Gletschers im inneren Teil des Kars sind ebenso bezeichnend wie die glaziale Abschleifung des Karbodens bei dem früheren Gletscherstande (Vordergrund) und die durch den Spaltenfrost bedingte Ausbildung der Steilwände.

LAWINEN UND GLETSCHER IN IHREN GEGENSEITIGEN BEZIEHUNGEN. VON PROF. DR. F. FRECH

EINLEITUNG Die Werke des Winters zeigen in der Ebene und im Hochgebirge eine wesentlich verschiedene Arbeitsrichtung. Nur Schneefall und Schneebedeckung weisen hier wie dort ähnliche Züge auf; dagegen stellt im Hochgebirge der Spaltenfrost, d. h. die Sprengwirkung des in Gesteinspalten einsickernden und bei dem Gefrieren sich ausdehnenden Wassers, in der Ebene dagegen die Eisbedeckung der Seen und Flüsse die augenfälligste Einwirkung der Kälte dar.

Die Arbeit des Eises ist räumlich auf Polargebiete, Hochgebirge und die Wintermonate der kalt-gemäßigten Zonen beschränkt; auch zeitlich — und zwar gewissermaßen episodenhaft — ist eine Gletscherwirkung nur in einzelnen Abschnitten der Erdgeschichte bemerkbar. Die Vorzeit unseres Planeten ist durch das Vorwalten warmen und tropischen Klimas gekennzeichnet und wir leben jetzt im Schatten der

letzten Eiszeit. Aber was das Eis als geologischer Faktor an zeitlicher und räumlicher Ausdehnung vermissen läßt, das ersetzt es durch die Energie seiner Arbeitsleistungen.

1. LAWINEN Eigenartige und gleichzeitig bedeutsame Wirkungen auf die Gestaltung der Landoberfläche übt vor allem der Spaltenfrost und der in Gestalt von Lawinen zu Tal stürzende oder als Gletscher in langsamem Laufe abwärts fließende Winterschnee.

Der Schnee des Hochgebirgs wird im Sommer unterhalb einer als Schnee- oder Firngrenze bezeichneten, unregelmäßig verlaufenden Linie aufgezehrt. Der Übergang zwischen der im Sommer schneefreien Alpenregion und den von ewigem Schnee bedeckten Höhen wird durch die Zone bezeichnet, in welcher an geschützten Stellen Schneeflecken den Sommer überdauern. Der oberhalb der Firnlinie auf Plateaus oder in Mulden liegenbleibende Schnee verwandelt sich schon während des Winters durch oberflächliche Schmelzung in Eis und gleitet langsam als Gletscher talwärts. Der Schnee der steileren Abhänge stürzt dagegen unmittelbar nach seinem Niederfallen als Staublawine nach unten oder macht ebenfalls eine teilweise Schmelzung und Umwandlung zu Eis durch. Viel seltener als in der Region des trockenen, staubförmigen Schnees erfolgen lawinenartige Abbrüche dort, wo die Umwandlung des Schnees in Firn bereits begonnen hat. Diese abbrechenden Firnlawinen unterscheiden sich lediglich durch ihre geringere Ausdehnung von den verheerenden, bis auf den Talboden herabstürzenden Grundlawinen. Die Bedeutung, die die Staublawinen einerseits, die Grund- und Firnlawinen andererseits auf die

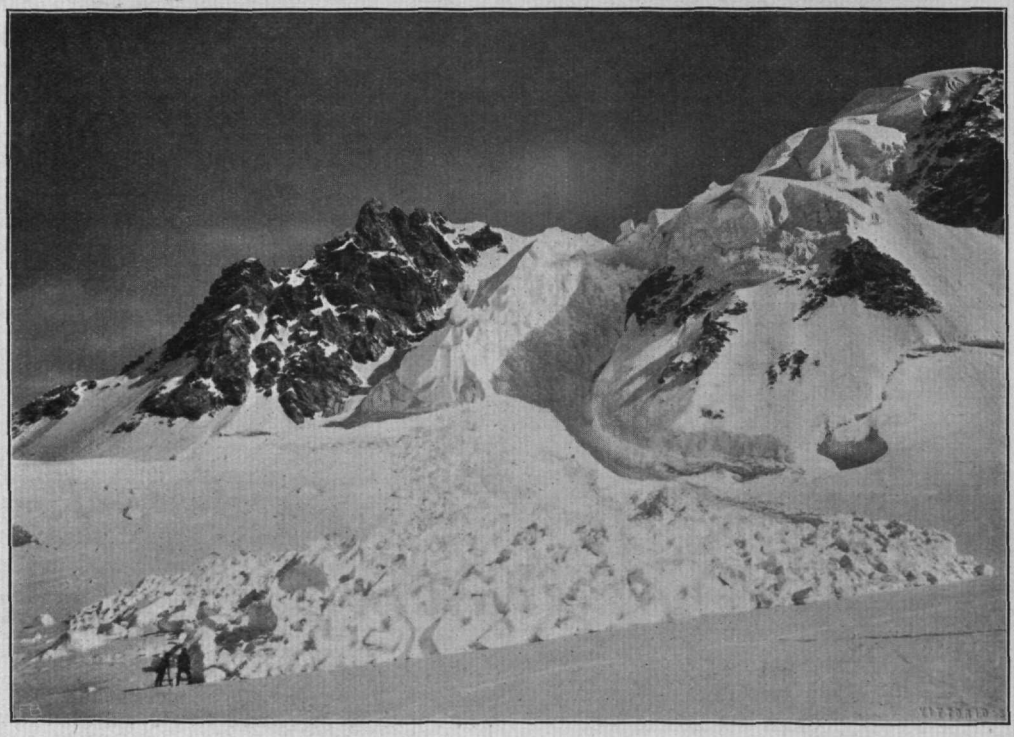


Abb. 2. Firnlawine am Sugau im Kaukasus.
Links Firnlawine (Firnbruch), am Abhange rechts ist der Bergschrund mit dem Steilhang und der flachen Firnmulde sichtbar.

Oberflächengestaltung des Hochgebirgs ausüben, ist verschieden. Die Staublawinen, denen die regelmäßige Schneeabfuhr von den steileren Schneehängen und Felswänden obliegt, befördern alle gelockerten Gesteinsteile zu Tal und nähren auch ausschließlich die kleinen Nischen- oder Kargletscher.[1])

Die Einzelansicht des kleinen Kargletschers im Höllental unter der Zugspitze (Abb. 1) zeigt die steilen, durch Spaltenfrost gebildeten Wände, das kleine, durch Staublawinen angehäufte Gletschergebilde und im Vordergrunde die Abschleifung der Felsen als Zeichen der früheren Ausdehnung des Gletschers. Die Kargletscher treten auf den Kämmen der Alpen in bestimmter Höhenlage gürtelförmig auf; selten, wie an dem Abhang des Elbrus, vermag man mit einem Blick den Kranz von Kar- oder Nischengletschern zu übersehen, welche den Herrscher des Kaukasus überkleiden.

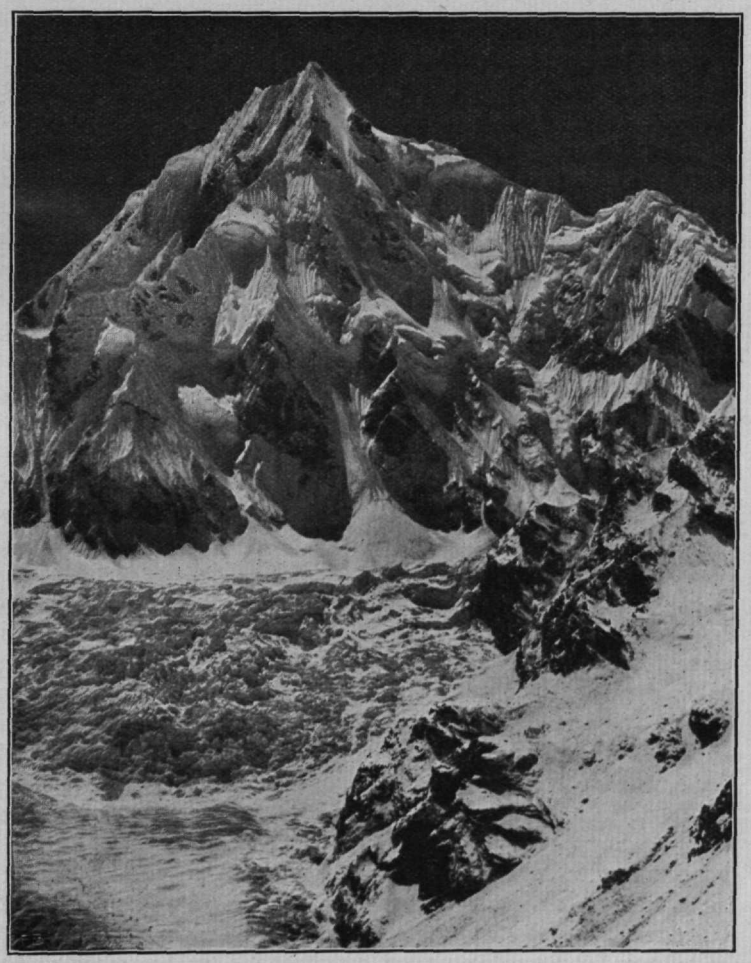


Abb. 3. Siniolchun, 6879 m, vom Zeinugletscher in Nepal.
Die Rillen der Staublawinen sind deutlich ziseliert.

Die Tätigkeit der Staublawinen kann mit der regelmäßigen Erosion des flie-

[1]) Nach Schluß der Korrektur geht mir ein sehr sachkundig und klar geschriebener Aufsatz von Dr. ing. Ludwig Günther über »Lawinen und ihre Gefahren« (Reclams Universum 1908, Heft 29) zu, dessen Ausführungen vielfach mit dem Nachfolgenden übereinstimmen, besonders in der Vergleichung der Grundlawinen mit Muren und Bergstürzen. Nachzutragen wäre die Beobachtung, daß Grundlawinen in seltenen Fällen (Bristenstock) Bäche anstauen und dadurch Überschwemmungen bedingen. Nur in der Auffassung der Staublawinen als »meteorologische Erscheinung« (Seite 683) erfordern die Ausführungen des Verfassers eine Einschränkung. Die Staublawinen, wie ich sie z. B. Mitte April 1908 von den Wänden des Wettersteins und der Miemingerkette in unaufhörlicher Folge herabdonnern sah, stellen allerdings nur die »wildeste Form der Schneestürme« dar. Der Staublawinen-Schnee sammelt sich tief unten im Tal und schwindet mit dem Steigen der Sommerwärme dahin. Dagegen bilden über der Schneegrenze in den Firnmulden und besonders in den Karen, welche der Schneegrenze selbst angehören, die Staublawinen einen geologisch wichtigen Faktor, insofern sie die Aufhäufung des Winterschnees und damit seine Erhaltung und Umwandlung in Gletscher bedingen.

ßenden Wassers oder mit der langsam, aber sicher gesteigerten Tätigkeit der Gehängeschuttbildung verglichen werden.

Die Grundlawinen, die im Frühjahr oder Spätwinter bis auf den Talgrund halbvereisten Schnee, untermischt mit Schutt und Baumstämmen hinabreißen, entsprechen dagegen in ihrer Wirkung vielmehr den Bergstürzen oder Muren. Sie haben mit diesen die Eigentümlichkeit gemein, daß die lokal gewaltig gesteigerte Kraftleistung in ihrer Gesamtwirkung nicht an die anhäufende Tätigkeit der zahllosen Staublawinen oder an die auf der Verwitterung beruhende Schuttbildung heranreicht. Sichtbar tritt die Wirkung der Staublawinen vornehmlich an den höchsten, steil aufstrebenden Bergen der Alpen, noch mehr aber im Himalaja und den nördlichen Ketten Nordamerikas zutage. Die Schneehänge sind dort von den zuweilen in regelmäßigen Abständen liegenden Lawinenbahnen gleichsam ziseliert; diese Furchung deutet darauf hin, daß hier jahraus jahrein die niedrige Temperatur herrscht, in welcher der Schnee staubförmige Beschaffenheit behält. Der Vergleich der schönen Sellaschen Aufnahmen aus Nepal (Abb. 3) und der Gruppe des Mount Elias (Abb. 4) zeigt zunächst, daß unter den Tropen in 6000—7000 *m* Höhe etwa die gleichen Verhältnisse herrschen wie unter dem 60. Breitengrade bei Erhebungen von 5000—6000 *m*. Dagegen zeigt die Königsspitze (Zeitschrift 1906, Titelbild) die durch Staublawinen geschaffenen Rillen und Furchen in wesentlich feinerer Ausführung, jedoch auch in ziemlich allgemeiner Verbreitung. Jedenfalls beweisen die zwei Hochgebirgsbilder, vor allem aber die Königsspitze, mit aller Deutlichkeit, daß schon bei einer Neigung von 30—40 Grad die Anhäufung des Schnees durch Staublawinen vor sich geht, bevor es zu der Firnbildung kommt. Man wird also die Entstehung der alpinen Talgletscher — im Gegensatz zu den Plateaugebilden Norwegens und dem Landeis des hohen Nordens — in erheblichem Maße auf die Tätigkeit der Staublawinen zurückführen müssen; ihre Wirksamkeit gehört vornehmlich der Winterzeit an und wurde daher im allgemeinen zu wenig gewürdigt.

Auch in den tieferen, unter der Schneegrenze liegenden Felshängen der Alpen beschränkt sich die Tätigkeit der Staublawinen auf den Winter; die durch die Runsen hinabbrausenden Schneemassen stürzen in prachtvollen Bogen gleich stäubenden Wasserfällen zu Tal. Bis tief in den Sommer bleiben die, die Wände umsäumenden Schuttkegel von Schneeanhäufungen gekrönt, die zu besonderer Mächtigkeit am Ausgang der Runsen oder Kamine anschwellen.

Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß jeder auf den kahlen Wänden durch Spaltenfrost gelockerte Block durch Staublawinen in die Tiefe getragen wird, so zeigen die Wände zum Teil selbst die schleifende Wirkung der zahllosen Schneerutschungen. Der Abstieg vom Kollinkofel zum Eiskar (Karnische Alpen) ist mir z. B. vor allem dadurch in lebhafter Erinnerung, daß dort die Lawinen eine an Gletscherschrammung erinnernde Politur der Wände hervorgebracht haben.

Im Bereich der Waldgrenze wird die Gefahr winterlicher Staublawinen durch zwei Umstände vergrößert: einmal durch den Schneereichtum des Winters und andrerseits durch vereinzelte, durch lange, schneefreie Perioden unterbrochene Schneefälle, d. h. mit anderen Worten, durch außergewöhnliche Schneearmut. So hatten im Winter 1907/8 besonders in den Nordalpen lange Reihen schöner Tage, unterstützt von Föhnwinden, die Oberfläche jedes einzelnen Schneefalls vollkommen vereist, d. h. mit einer Harstfläche überzogen. Der folgende Schnee legte sich in pulveriger Form darüber, ohne mit der vereisten Oberfläche irgend eine Verbindung eingehen zu können.[1]) Dadurch wird auf steilem Gebirge die Bildung sogenannter »Schneebretter« begünstigt, d. h. die Entstehung von Schneelagen, die unter dem Fuß eines

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1908, Nr. 4, S. 51.

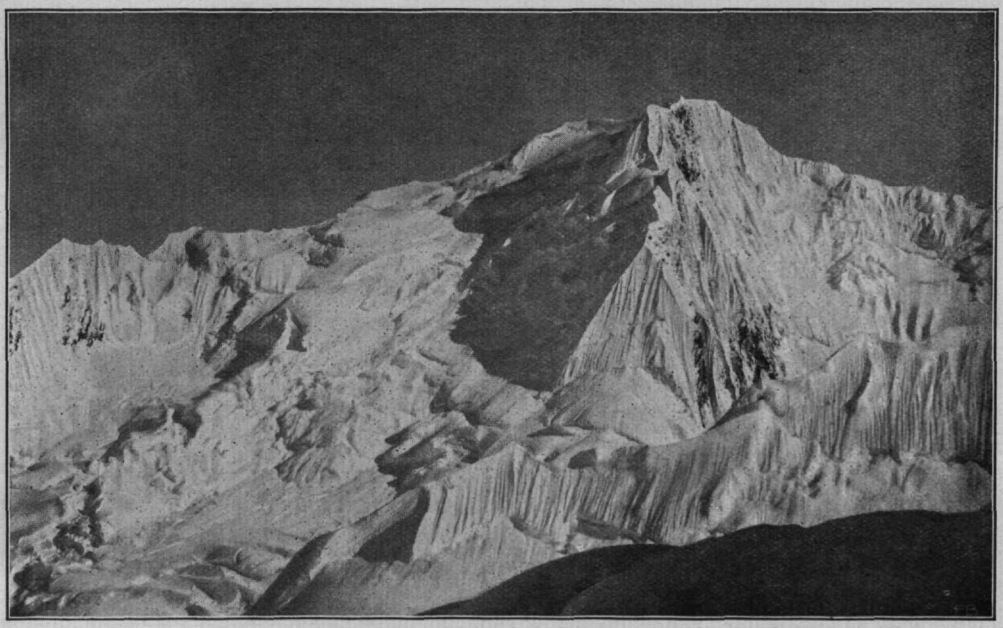


Abb. 4. Mount Elias, 5517 m, vom Newtongletscher.
Ziselierung der Hänge durch Staublawinen von ähnlicher Form wie am Siniolchun.

Skifahrers leicht abbrechen und zur Entstehung gefährlicher Lawinen an ungewöhnlichen Stellen Veranlassung geben. Das Lawinenunglück vom 12. Februar 1908, bei dem bei Fusch in den Hohen Tauern von einer Gesellschaft von zwölf Personen vier den Tod fanden, dürfte auf diese ungewöhnlichen Schneeverhältnisse zurückgeführt werden müssen; denn durch Unerfahrenheit oder Mangel an Vorsicht kann das tragische Ereignis nicht erklärt werden, da der Führer der Karawane, ein Jäger, seit zehn Jahren das Gebiet im Winter auf Skiern befahren hatte.

Geringer ist die Bedeutung der auf die Schneeregion beschränkten Lawinen, die aus teilweise vereistem Schnee bestehen und der auf steilen Hängen wirkenden Sonnenwärme ihre Entstehung verdanken. Zum Teil brechen diese »Firnlawinen« (Firnbrüche, Eislawinen, Abb. 2), die an ihr Ursprungsgebiet, d. h. an die hohen Regionen geknüpft zu sein pflegen, mit großer zeitlicher Regelmäßigkeit ab. Die einzige objektive Gefahr bei der Ersteigung der Königsspitze auf dem gewöhnlichen Wege bilden die Firnlawinen, die über den Hang des Königsjochs herabrollen, unmittelbar nachdem die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Wirkung ausgeübt haben. (Es ist daher notwendig, dieses Stück des Anstiegs noch vor Tagesanbruch zurückzulegen.)

Berühmt sind auch die regelmäßigen Lawinenstürze, die beim Anstieg zum Rottal von Trachsellauenen in etwa viertel- bis halbstündigen Zwischenräumen an heißen Sommertagen zu Tale gehen. Ähnliche Firnlawinen rollen an den Nachmittagen der warmen Jahreszeit durch den Canale Marinelli am Monte Rosa-Osthang zu Tal.

GRUND-LAWINEN Eine in der Form der Zerstörung mit den Murbrüchen verwandte Erscheinung sind die Grundlawinen (Abb. 6), die sich im Frühjahr aus dem von Schmelzwasser durchtränkten Winterschnee zusammenballen und auf der untersten, besonders wasserreichen Schneelage abgleiten. Die herunterbrechenden

Schneemassen reißen Rasen, Erde, Baumstämme, Gerölle, ähnlich wie die Muren, mit sich, und verheeren - - ähnlich wie die Bergstürze — nicht nur den Talgrund, sondern durch die Wucht der Luftbewegung auch die Wälder und Gebäude auf der gegenüberliegenden Talseite. Die Zeit ihres Auftretens ist auf den Frühling beschränkt, wenn die durch die erhöhte Wärme erweichten Schneemassen des Winters auf den Steilhängen zum Schmelzen und Abrutschen gebracht werden. Nach schneereichen Wintern bleiben die Reste der Grundlawinen auf dem Talgrund oft bis tief in den Herbst hinein liegen, und die Bäche graben sich dann tunnelartige Tore durch die Schneeansammlungen hindurch, wie es mir z. B. ein Bild aus dem Oberen Gailtal im September 1889 vor Augen geführt hat. Grundlawinen halten ähnlich wie Murbrüche jahraus jahrein dieselben gleichbleibenden Straßen inne; das Bild einer großen Grundlawine aus dem Erstfeldertal (Abb. 6) ähnelt, abgesehen von der steileren Neigung der Schneemasse im Tal, durchaus einer Mure mit Sammeltrichter und Schuttkegel. (Diese Zeitschrift 1898, S. 15.)

Trotz der lokalen Verheerungen der Grundlawinen wird ihre Gesamtwirkung von der der Staublawinen übertroffen, während die Firnbrüche oder Grundstaublawinen,[1]) die im allgemeinen auf die eigentliche Hochregion beschränkt sind, nur geringen Einfluß auf die Umgestaltung der Landschaft haben.

Die Gletscherlawinen, die nicht mit den Eiskaskaden[2]) zu verwechseln sind, entstehen durch starkes Abschmelzen einer Gletscherzunge auf steilgeneigter Unterlage. Die bekanntesten, schon im Jahre 1898 in dieser »Zeitschrift« (S. 21) von mir geschilderten Beispiele sind der Abbruch des Altelsgletschers nördlich des Gemmipasses und die Katastrophe des Devdorokgletschers am Kasbek. Die Lawinen der Gletscherzungen, die in ihren zerstörenden Wirkungen an die Muren erinnern, bilden in ihrer Entstehung ungefähr das gerade Gegenteil zu den Staublawinen: Durch Staublawinen wachsen die Alpengletscher, durch Gletscherlawinen (oder »Gletscherbrüche«) werden ihre Zungen zerstört.

Endlich sind manche Erscheinungen des Büßerschnees der Tropen, der an sich durch die intensive Sonnenbestrahlung und die lebhafte Verdunstung hervorgerufen wird, durch Lawinen bedingt. Wenn inmitten eines gleichförmig abschmelzenden Schneefeldes eine schmale, dem Gehänge folgende Zone von Penitentefiguren erscheint, so ist diese Einlagerung wohl unbedingt auf die Verdichtung des Schnees in einer Firnlawine zurückzuführen. (Vergl. Hauthal, Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1903, Seite 122, und besonders Abbildung 6, Seite 127.) Bei den Grundlawinen ist das rasche, durch den Stillstand bedingte Festwerden der wasserdurchtränkten Masse, die den Körper des verunglückten Wanderers wie mit Eisenklammern festhält, eine seit langem bekannte Erscheinung.

— —

LAWINEN, ERDBEBEN UND GLETSCHERWACHSTUM

Eine sehr interessante Nachricht über den Zusammenhang von starken Erdbeben mit dem Wachstum der Gletscher gelangte aus dem Norden Nordamerikas, aus der Umgebung des Mt. Elias zu uns. Eine Untersuchung dieser weiter unten ausführlich besprochenen Gegend stellte im Jahre 1890 einen stationären Zustand der Gletscher fest, deren Mittel- und Ufermoränen über dem ruhenden Eis mit dichtem Erlengebüsch und niedrigem Wald bedeckt waren. (Vergl. diese Zeitschrift 1903, S. 9—11.)

Nach den gewaltigen Erdbebenstößen des 10. und 15. Septembers 1899 war zu-

[1]) Vergl. Hoek-Richardson, Der Schilauf. München. III. Auflage.

[2]) Die ganz regelmäßig über steileren Neigungen des Gletscherbettes auftreten und sich nach abwärts wieder zu regelmäßigen Eisströmen zusammenschließen. Vergl. in Fig. 2 den Vordergrund links.

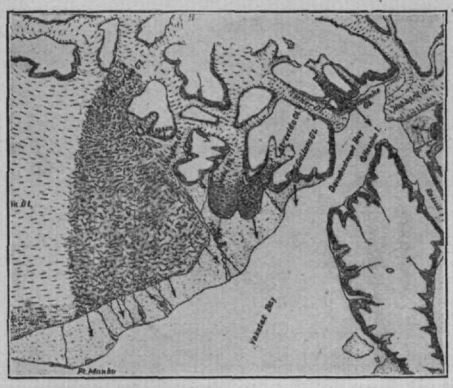


Abb. 5. Skizze des Malaspinagletschers (Alaska)
Die durch Pfeile bezeichneten, von Spalten durchsetzten Teile der Gletscher sind seit 1905 in explosivem Vorstoßen begriffen.

nächst bis zum Sommer 1905 keine wesentliche Veränderung der Gletscherenden nachgewiesen worden.[1])

Aber im Jahre 1906 zeigten auf einmal der östliche Teil des gewaltigen Malaspina-Gletschers (Abb. 5), sowie neun weitere im Osten anschließende, größere und kleinere Eisströme ein plötzliches, beinahe explosives Vorstoßen ihrer Zungen, das am Haenke-Gletscher sogar eine englische Meile, also fast 2 *km*, in zehn Monaten betrug! Mit steilen, beinahe senkrechten Abstürzen brachen die Eismassen in den zum Teil dichten Wald ein; andere Gletscherenden, die für Jahrzehnte auf der flachen Küstenebene Halt gemacht hatten, stießen in das Meer vor und lassen die Umwandlung der Disenchantment-Bay in einen Talgletscher vielleicht als nahe bevorstehend erscheinen.

Gleichzeitig wurde infolge der raschen Bewegung der tiefen Eisschichten die bis 1905 ebene und überall gangbare Gletscheroberfläche in ein unpassierbares Chaos von Spalten und Eispyramiden aufgelöst.

Obwohl die durch das Erdbeben bedingte Hebung einzelner Küstenstrecken des Yakutat-Fjords bis zu 47 Fuß betragen hat, ist dieser Höhenunterschied doch zu geringfügig, um etwa hierauf den verstärkten Schneefall und das Gletscherwachstum zurückzuführen. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß die gewaltigen Erdbebenstöße des Septembers 1899 Schnee und Firn von dem Gehänge abgeschüttelt und unterhalb mit einem Male so enorme Schneemassen aufgehäuft haben, daß hierdurch sechs Jahre später der plötzliche Vorstoß der Gletscherenden verursacht wurde.

Jedenfalls zeigen zwei

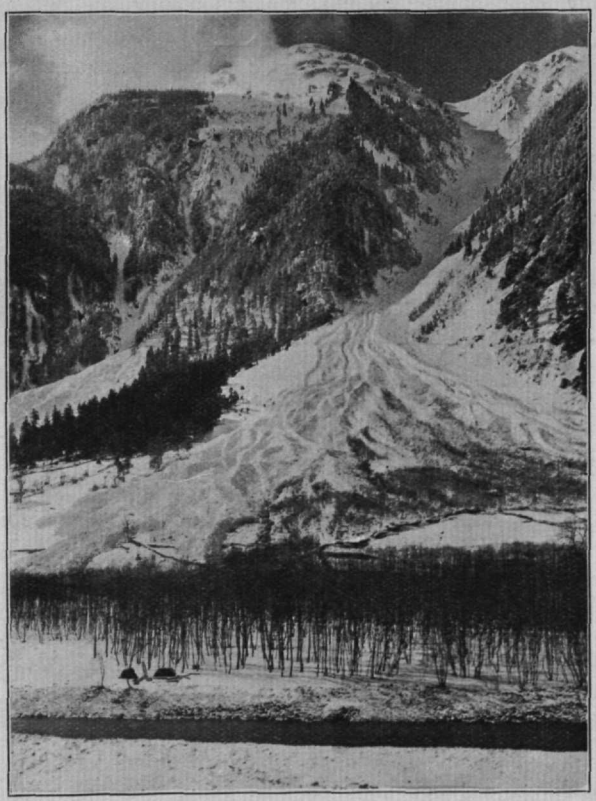


Abb. 6. Schloßberglawine in Erstfeld.
Die Abrißstelle, die Bahn (im Tobel) und die steil geneigte Lawinen-Schutthalde sind — wie bei einer Mure — gut unterscheidbar.

[1]) R. Tarr, Recent Advance of Glaciers in the Yakutat Bay-region, Alaska. Bull. geol. soc. of America, June 1907, S. 258 ff. Mit einer Karte und 16 Tafeln von photographischen Aufnahmen, die die verschiedenen Zustände der Gletscher im Jahre 1905 und 1906 darstellen.

vom selben Standpunkt aus aufgenommene Bilder des kleineren Galiano-Gletschers, daß die höheren Gehänge des Gebirgs im Jahre 1906 mit weniger Schnee bedeckt waren als 1890 und daß andererseits die Zunge des Gletschers 1906 weit vorgedrungen war und den früheren Wald zerstört hatte. Diese beiden scheinbar widerspruchsvollen Tatsachen erklären sich durch die Annahme, daß durch das Beben die Schnee- und Firnmassen als Lawinen zu Tal geschleudert worden sind.

Diese Beobachtungen sind von großer, allgemeiner Wichtigkeit; sie zeigen, daß häufig wiederholte Beben in einem vergletscherten Hochgebirge nicht nur einen vereinzelten Vorstoß, sondern ein allgemeines Wachstum der Gletscher, eine »Eiszeit« hervorzubringen imstande wären.

Vielleicht sind diese Beobachtungen im hohen Norden geeignet, die merkwürdig differierende Zahl der sogenannten Eiszeiten der Nordhemisphäre zu erklären. Während die einheitliche Entwicklung der organischen Welt die Annahme größerer Klimaschwankungen während der Eiszeit ausschließt, wird die Zahl der Vereisungen für die verschiedenen Gebiete verschieden bemessen. Für Nordamerika werden drei bis vier, für Nordeuropa zwei oder drei, für die Alpen vier, für England die — allerdings unverbürgte Zahl — von sechs »Eiszeiten« angenommen.

Mag man nun, wie der Verfasser, die Einheitlichkeit der Eiszeit betonen oder sich bemühen, möglichst zahlreiche Vereisungen zu unterscheiden, auf jeden Fall ist, rein objektiv gesprochen, die Entwicklung der Alpen in der jüngst verflossenen Erdperiode von der nordeuropäischen verschieden. Berücksichtigen wir ferner die Häufigkeit der heutigen Erdbeben der Alpen und die Seltenheit und geringe Stärke der seismischen Erschütterungen im Norden, so erscheint es möglich, wenigstens die Verschiedenheit der beiden am besten erforschten Gletschergebiete in Europa auf einem Wege zu erklären, der von der Annahme zahlreicher klimatischer Schwankungen während der Eiszeit gänzlich absieht.

2. GLETSCHER. SCHNEEGRENZE UND FIRN

Das Eis der Gletscher, das, wie erwähnt, durch oberflächliche Schmelzung gebildet wird, tritt in der Zone zutage, in der die Sonnenwärme nicht mehr imstande ist, den Winterschnee vollständig abzuschmelzen. Die Lage der Schneegrenze hängt daher sowohl von der Sonnenwärme des Sommers, wie von der Menge des im Winter gefallenen Schnees ab und zeigt daher die größten Schwankungen. Das Bild der Pasterze (Abb. 7) zeigt deutlich, daß in dem gegen die Sonne geschützten Kar zwischen Großglockner und Glocknerwand die Schneegrenze wesentlich tiefer liegt als an den allseitig freiliegenden Hängen des Glockners selbst. Ein gleichmäßiges ozeanisches Klima mit starken Winterniederschlägen an steil aufsteigenden Abhängen, wie es im äußersten Norden und Süden von Amerika herrscht, muß daher die Schneegrenze herabdrücken. Da am Abhang eines Gebirgs der durch die Abkühlung aufsteigender Luftströme bedingte Schneefall stärker ist als in der Mitte, so wird auf den Haupterhebungen die Schneegrenze steigen. Die von H. Heß zusammengestellte Karte der alpinen Schneegrenze zeigt ein Herabgehen im Norden bis auf 2500 und 2400 *m*, im Süden bis auf 2700 *m*. Andererseits steigen die Schneelinien im Ötztaler Massiv und in der Bernina-Gruppe bis auf 2800—2900, im Monte Rosa- und Montblanc-Gebiet sogar bis über 3000 *m* an. Am weitesten steigt die Schneelinie in den trockenen und schneearmen Plateaugebieten Innerasiens aufwärts, wo sie z. B. am Kwen Lun auf 6000 *m* Höhe berechnet wird. Auch in Alaska liegt die Schneelinie aus demselben Grunde auf der kontinentalen Seite fast um 1000 *m* höher als auf dem dem Pacific zugekehrten Abhang.

Die gesamte Eismasse des Gletschers zeigt eine deutliche Schichtung, da die Umwandlungsvorgänge des Eises im Winter in geringerem Maße erfolgen als im Früh-

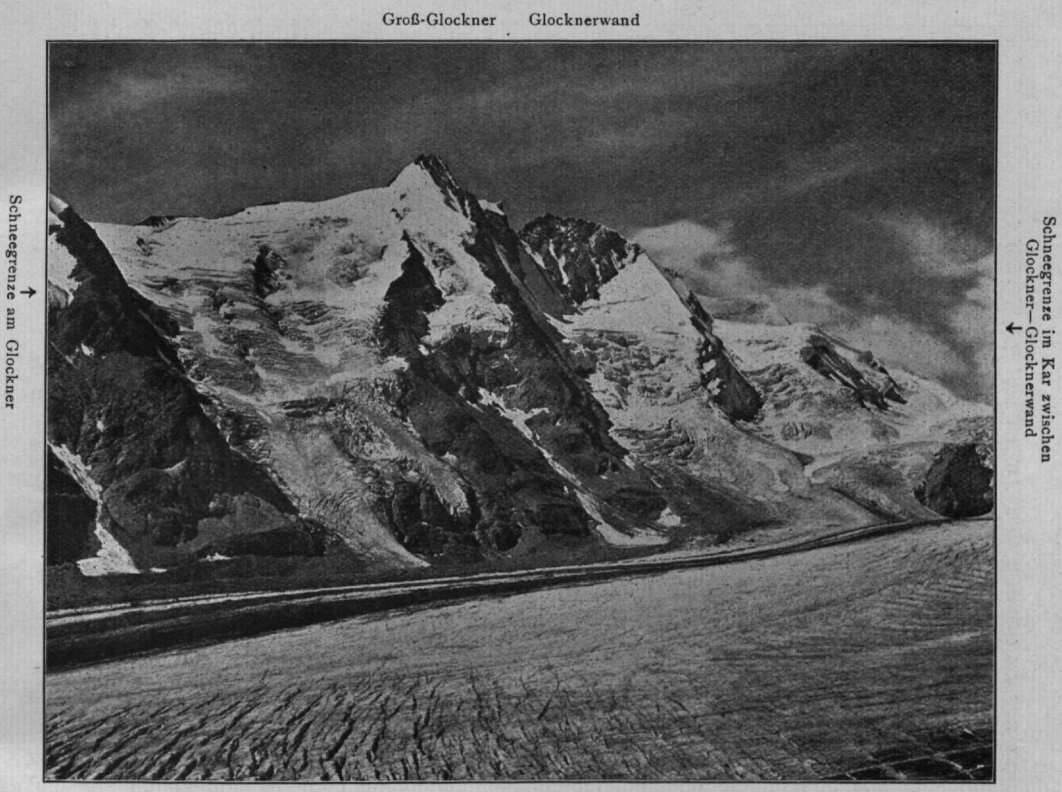


Abb. 7. Pasterze (Talgletscher) und Großglockner.
Gegensatz von Tal- und Hängegletscher. Auf dem Talgletscher Mittelmoräne, Querspalten und Ogiven.

jahr oder im Sommer. Während das Flußeis aus hexagonalen Säulen besteht, deren Basis die Oberfläche des Eises bildet, setzt sich das Gletschereis aus Körnern zusammen, die etwas verschieden orientiert sind und nach der Tiefe an Größe zunehmen. Durch die Druckschmelzung werden die kleineren Körner aufgezehrt und inhaltlich so den größeren angegliedert. Da im Innern des Gletschers eine ungleiche Verteilung des Drucks herrscht, so findet dieses Schmelzen und Wiedergefrieren in schneller Folge statt.

Der Sommerschnee ist durch eine feine Staubschicht gekennzeichnet, während die im Winter aufgehäufte mächtigere Schneelage eine verschiedene Abtönung in der Farbe zeigt. Da nämlich der im Winter gefallene Schnee nur in geringem Maße abschmilzt, vermag er seinen Gehalt an Luft zu bewahren und behält deshalb die durch die Luftbläschen bedingte weiße Farbe bei. Je stärker gegen Ende des Winters die Schmelzwirkung wird, umsomehr nimmt die Blaufärbung des luftarmen Eises überhand. Somit spielt die Färbung der am Schluß des Winters und im Frühling gefallenen Schneelagen immer mehr ins Bläuliche über und findet endlich in der Staubschicht ihren Abschluß.[1])

In horizontaler Lagerung finden sich diese Schichten in den Firnfeldern der

[1]) Auf diese Schichtung und die daraus hervorgegangene Blätterung führt H. Crammer die Bewegung des Gletschereises zurück, die er durch Gleiten der Schichtflächen aneinander erklärt, während H. Heß annimmt, daß die Eismassen wie »eine zähe Flüssigkeit strömen«. Zwischen beiden Auffassungen scheint kein wesentlicher Unterschied zu bestehen, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß sich die Grenzen der Schichtflächen gegeneinander verschieben können.

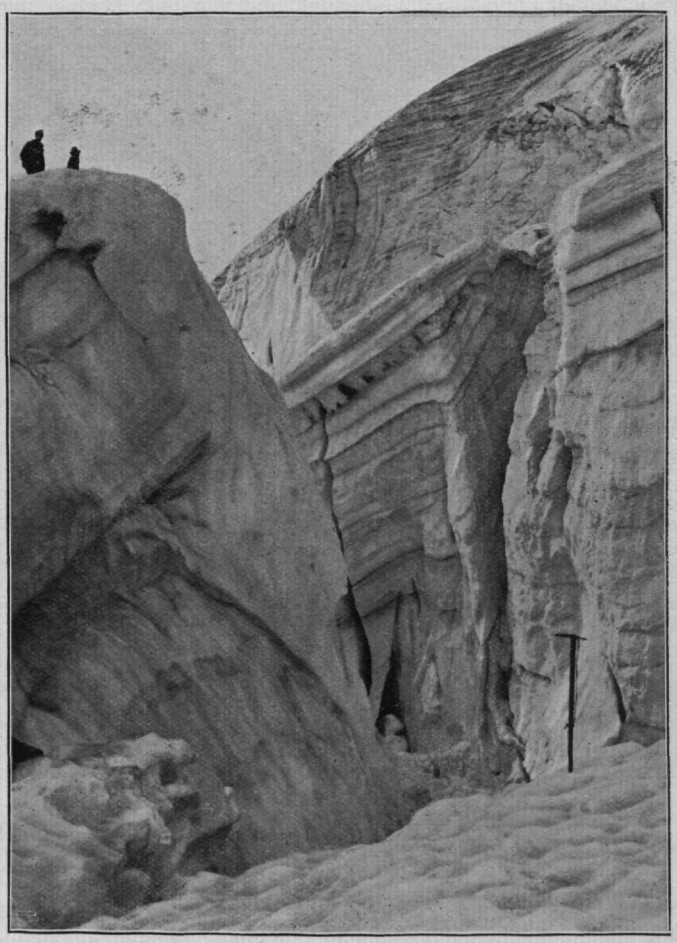


Abb. 8. Firn- und Gletschereis-Schichten am Gabelhorn (Wallis).
Die Spalten lassen den Gegensatz zwischen den Gletschereis-Schichten im Vordergrunde und den perspektivisch verkleinerten Schichten im Hintergrunde erkennen.

Hochregion, die die Sammelbecken der Gletscher darstellen.

Die Spalten im Firnbekken des Gabelhorngletschers im Wallis (Abb. 8) zeigen im Gegensatz zu dem auflagernden Schnee die Jahresringe der tieferen, vereisten Schichten in besonderer Schönheit. Das Bild zeigt ferner, daß nicht der Druck in den tiefer liegenden Eisschichten, sondern das oberflächliche Schmelzen und Wiedergefrieren die Umwandlung des Schnees in Firn und Gletschereis bedingt. Bewegt sich die Eismasse gleichmäßig und ohne Einengung vorwärts, wie es das antarktische Landeis oder die norwegischen Plateaugletscher zeigen, so bleibt die Schichtung unverändert. In den Alpen und überhaupt in alpinen Hochgebirgen zeigt sich dieser Typus der ungestörten Lagerung nur ganz ausnahmsweise, so am Plattferner unter der Zugspitze, auf dem Gletscher am Abhange der Geisterspitze und des Monte Scorluzzo im Süden des Stilfser Jochs (Abb. 9) und an der von Crammer erwähnten Übergossenen Alm. Meist erleiden infolge des Herabströmens durch die engen, von Steilwänden begrenzten Täler die Schichten eine seitliche Pressung und damit eine nach unten zunehmende Einmuldung und Faltung, die bis zu völliger Senkrechtstellung der Eisschichten führen kann.

Die Einmuldung der Gletscherschichten zeigt in seltener Deutlichkeit und Schönheit das Bild des Marzellferners im Ötztal (Abb. 10)[1], die Senkrechtstellung z. B. das Gletschertor des Suldenferners in der Ortlergruppe. In letztem Falle erhalten wir an der Oberfläche des Gletschers die Erscheinung der sogenannten »Ackerfurchen« (oder Reidschen Kämme). Die Furchen verdanken ihre Entstehung der leichteren Schmelzbarkeit der staubreicheren Lagen, während das staubfreie reine Eis die Kämme bildet. Durch

[1]) Ich verdanke dieses Bild der Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. Scholz (Greifswald). »Die zumeist horizontalen Schichten des Firns werden beim Übergang aus dem weiten Firnbecken in das enge Tal, das die Gletscherzunge bestreicht, in löffelartig ineinandergefügte Lagen umgeformt.« (Heß.) (Vergl. Abb. 10.)

weitere Druckwirkung geht diese Strukturform in Blätterung über, die eine Art von Schieferung des seitlich stark gepreßten Eises bedeutet.

Ein mit dem Ende des Marzellferners übereinstimmendes Bild zeigt der Abbruch des vorderen Horcoñesgletschers in den argentinischen Anden. Auch dort ist zu beobachten, wie in den später eingefalteten Schichten des Gletschereises die Gegensätze der Färbung scharf ausgeprägt sind. Sogar das Gletschertor zeigt eine ähnliche Form wie im Ötztal. Nur die Schneearmut des Hochgebirgs bildet einen Gegensatz zu unseren niederschlagsreicheren Alpen und die Massenentwicklung des Moränenschutts am Gletscherende entspricht der gewaltigen Wirkung des Spaltenfrostes in den Wänden des subtropischen Hochgebirgs. (Vergl. das Bild von J. Habel in dieser Zeitschrift 1896, S. 40 unten.)

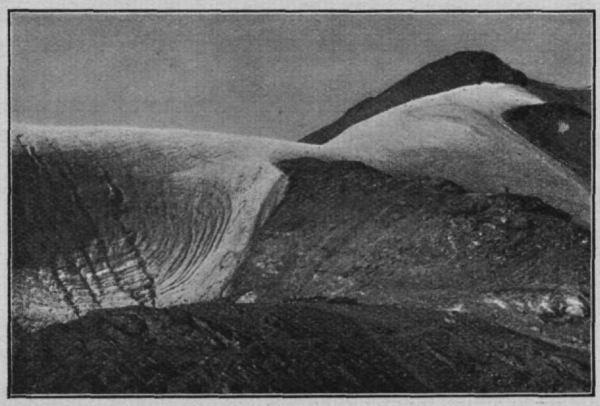


Abb. 9. Monte Scorluzzo im Süden des Stilfser Jochs.

Am westlichen Abhang die konvex vorgewölbten d. h. talwärts fließenden Schichten eines kleinen Hängegletschers, im Osten die durch konkav eingreifende Abschmelzung entblößten, regelmäßig konzentrisch angeordneten Eisschichten, die von sechs tiefen Schmelzwasserrinnen gequert werden.

Nur teilweise im Zusammenhange mit der Schrägstellung der Eisschichten steht das Auftreten der sogenannten Ogiven.[1]) Es sind dies Spitzbögen auf der Oberfläche des Gletschers, welche ihre gewölbte Seite der Zunge zukehren. Sie danken ihre Entstehung der rascheren Fortbewegung der Mitte des Gletschers, während die randlichen Eisteile durch die größere Reibung an den Ufern gehemmt werden. Die durch die Schmelzwirkung freigelegten Schichtenden werden hierdurch in mehr oder minder gerundete Bögen (»Ogiven«) ausgezogen. Den Beginn und die Entstehung der Ogivenbildung zeigt der kleine Hängegletscher am Abhange des Monte Scorluzzo.



Abb. 10. Marzell-Ferner im Ötztal

Gletschertor und muldenförmig zusammengedrückte Eisschichten.

Die flach gerundete Form der ausgezognen Gletscherschicht zeigt das Bild des Tetnuld. Auch das Bild der Pasterze (Abb. 7, S. 63) läßt sehr spitz ausgezogene Ogiven, besonders im Vordergrunde rechts, erkennen.

Jeder Zufluß des Hauptgletschers besitzt entsprechend seinem selbständigen Ursprung sein eigenes Ogivensystem. Sind dagegen, was selten vorkommt, diese Ogiven gleichzeitig mehrmals in sich gekurvt, so danken

[1]) Nach dem Namen der gotischen Spitzbögen.

diese Nebenbögen ihre Entstehung der Fältelung der Eislagen, die von der zu ihrer Streichrichtung abwärts geneigten Schmelzebene getroffen werden.

In welcher Weise die Geschwindigkeit, mit der sich das Gletschereis vorwärts bewegt, nach der Mitte hin zunimmt, zeigt die folgende Tabelle, welche durch Messungen am Rhonegletscher gewonnen wurde:

Entfernung vom rechten Ufer in *m*	Mittlere Geschwindigkeit pro Jahr in *m*	
100	12,9	Die Bewegung ist durch Reibung gehemmt
160	43,3	
220	58,0	
260	70.4	
480	96,7	Höchste Geschwindigkeit
520	98,0	
560	98,4	
600	98,0	
640	97,0	
960	60,7	
1000	39,2	
1040	18,0	Die Bewegung ist durch Reibung gehemmt
1060	10,0	

Die Geschwindigkeit wechselt je nach der Masse des Eises, der Neigung des Gehänges und dem Grade der Verengung, welche durch die begrenzenden Talwände bedingt wird. So bewegen sich die großen Gletscher der Alpen mit einer täglichen Geschwindigkeit von 15—35 *cm*, die Zungen der Gletscher Grönlands erreichen hingegen Geschwindigkeiten von 10—12—20 *m*.[1]) Dagegen hat die tägliche Vorwärtsbewegung, die der Haenke-Gletscher in Alaska während seines Vorstoßes im Jahre 1905/1906 erreicht hat, nach den Schätzungen von R. Tarr, wie es scheint, einige fünfzig Meter betragen.

SPALTEN Das Gletschereis ist eine Masse von begrenzter Plastizität und kann sich daher nicht allen Unebenheiten und Biegungen des Bettes mit der durch die jeweilige Fortbewegung bedingten Geschwindigkeit anpassen.

Infolge der Bewegung zerreißt das Eis in Längs- und Querspalten, welch letztere senkrecht zu der Zerrungsrichtung verlaufen. Die quer verlaufenden Spalten danken ihre Entstehung stets einem plötzlichen Wechsel im Gefälle des Gletscherbettes. So läßt der Gletscher der Pasterze eine rechts hervorstehende Wand erkennen, deren unmittelbare Fortsetzung unter dem Eise sich in dem Vorhandensein der zahlreichen Querspalten erkennen läßt. Wird der Wechsel im Gefälle noch schroffer, so erhalten wir die Erscheinung des Gletschersturzes oder der Gletscherkaskade, einer völligen Zerreissung der Eismassen in einzelne Blöcke und Türme (Séracs); die geborstenen Teile schließen sich weiter abwärts wieder zu einem Eisstrom zusammen. (Vergl. den Vordergrund des Siniolchun-Bildes Abb. 3.)

Eine andere Erklärung als die der Querspalten erheischt die Erscheinung des Bergschrunds, der das Firnbecken des Gletschers oft an seinem ganzen Rande begleitet. Er verdankt seine Entstehung einer Zerrung, die dadurch hervorgerufen wird, daß sich die mächtige Firnmasse in der Mulde rascher abwärts bewegt als die dünne, den umgebenden Steilhängen angeklebte Schneelage. (Vergl. Abb. 2, Mitte rechts.)

[1]) Nach Helland bewegte sich der Eisstrom bei Jacobshavn im Jahre 1875 14,70—19,77 *m* in 24 Stunden, nach v. Drygalski 1891 durchschnittlich 10,3 *m*.

Längs- oder Radialspalten treten dort auf, wo das Gletscherbett eine Erweiterung erfährt, so daß die Eismasse sich ebenfalls auszubreiten gezwungen ist. Eine Zerrung senkrecht zur Bewegungsrichtung ist die Folge, die Spalten in der Längsrichtung des Gletschers nach sich zieht. Am häufigsten treten Radialspalten naturgemäß am Ende der Gletscherzunge auf, da hier die Möglichkeit einer Ausbreitung gegeben ist. Das Bild des Corbattière-Gletschers läßt diese Art von Spalten deutlich erkennen. Eine verwandte Erscheinung sind die sogenannten Randspalten, die vom Gletscherufer schräg aufwärts nach der Mitte hinziehen. Sie danken ihre Entstehung einer Zerrung, welche durch die langsamer fließenden randlichen Teile des Gletschers verursacht wird (H. Crammer). Daß die verschieden schnelle Bewegung des Eises die Spaltenbildung bedingt, zeigt die an dem vorstoßenden Gletscher

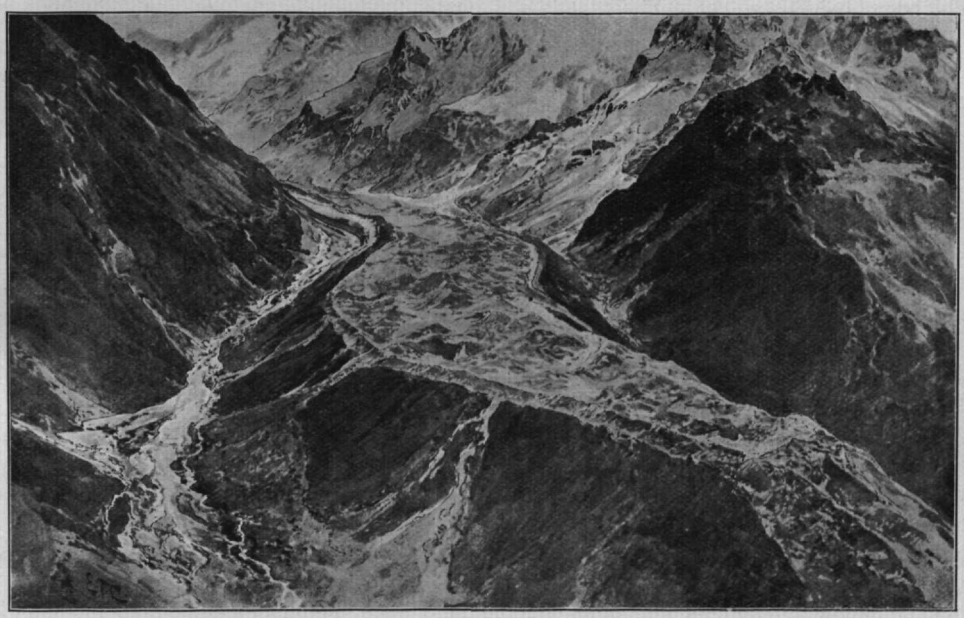


Abb. 11. Jannu-Gletscher im Himalaja mit seitlichen Gletscherbächen.
Ein vollkommen in seinen eigenen Schutt gehüllter Gletscher. Einstürze der Oberfläche deuten auf Höhlenbildung im Gletscherinneren hin. Der Gletscherbach strömt zwischen Seitenmoränen und Talwand.

des Mount Elias gemachte Beobachtung Tarrs. Alle in plötzlichem Vorwärtsbewegen befindlichen Gletscher oder Gletscherteile sind von einem Gewirr von Spalten durchsetzt, während sie vorher eine ebene Oberfläche zeigten (Abb. 5).

DAS ABSCHMELZEN DER GLETSCHER

Das Schmelzwasser, welches über die Gletscheroberfläche herabrinnt, sammelt sich in kleinen Rinnsalen, die sich ihrerseits zu größeren Bächen vereinigen. Diese fließen in ihrem selbstgegrabenen Bett so weit abwärts, bis sie von einer Spalte, die ihren Weg kreuzt, aufgenommen werden. Wenn auf dem Gletscher-Untergrunde durch den Wasserfall des Bachs Rollstücke in eine kreisende Bewegung versetzt werden und topfartige Löcher in das Gestein höhlen, so bezeichnet man diese Erscheinung als Gletschermühlen. Die Rinnsale des Schmelzwassers vereinigen sich unter dem Gletscher, um endlich durch die Öffnung des Gletschertors wieder zu Tage zu treten. (Vergl. das Bild des Marzellferners, Abb. 10.)

Eine Ausnahmeerscheinung stellt der Bach des Jannu-Gletschers im Himalaja (Abb. 11) dar, welcher neben der Seitenmoräne seines rechten Ufers zu Tale strömt. Hier ist die Zusammenpressung des Eisstromes in einem engen Bette so weit vorgeschritten, daß die Schmelzwässer schon vor dem Ende der Gletscherzunge zutage treten.

Gletscherbäche, die zwischen den Talwänden und der lang ausgedehnten Zunge des Eises dahinströmen, gehören jetzt zu den Ausnahmen, dürften aber früher bei stärkerer Vergletscherung der Alpen viel häufiger gewesen sein und erscheinen geeignet, die U-Form vieler ehemals vereister Alpentäler zu erklären. Ein französischer Forscher[1]) ist neuerdings — ohne den interessanten Jannu-Gletscher zu kennen — lediglich durch die Untersuchung von Schweizer Gletschertälern auf die selbe Erklärung hingeführt worden.

Die Wirkung des Abschmelzens, der Abtrag (Abb. 12), erstreckt sich auf die obersten Schichten des Eises und äußert sich um so intensiver, je weiter der Gletscher in die wärmeren Talregionen vordringt. Die Schichten werden deshalb von einer Schmelzebene, der Oberfläche des Gletschers geschnitten, die nicht den Eisschichten parallel verläuft, sondern sie meist in spitzem Winkel durchkreuzt.

Die Höhe der abgeschmolzenen Schichten bezeugen gelegentlich die Gletschertische, d. h. Felsplatten, die auf den Gletscher herabgefallen sind, und die darunter lagernden Schichten vor der Einwirkung der Sonnenwärme bewahren. Diese Felsstücke ragen deshalb pilzartig auf einem Stiele von Eis über die Oberfläche des Gletschers empor, nehmen aber infolge der schrägen Stellung der Sonne in unseren Breiten eine immer schiefer werdende Lage ein, bis sie schließlich von ihrem Sockel herabstürzen. Im allgemeinen werden infolge der Zusammenpressung der alpinen Talgletscher die Zungenenden eine gewölbte Oberfläche zeigen, die von der am Rande stärker werdenden Abschmelzung erzeugt wird. Die Verdunstung des Gletschereises wird dagegen die Mitte stärker angreifen als den Rand, aber nur selten die Wirkung der Abschmelzung übertreffen. Doch gibt es (nach E. Haug) bei Bourg d'Oisans im Dauphiné Gletscherzungen, die infolge der in dem trocknen Klima besonders energischen Verdunstung eine konkave Oberfläche zeigen.

Im Gegensatz hierzu zeigt der durch starke seitliche Zusammenpressung gebildete, in dem tropischen Klima rasch abschmelzende Jannu-Gletscher in Nepal jederseits einen steil geneigten, von mächtigen Seitenmoränen bekleideten Wall.

3. DIE GLETSCHER-EROSION

Eine auch in erdgeschichtlicher Beziehung wichtige Frage betrifft die Arbeitsleistung der Eisströme. Der Gletscher wirkt auf seine Unterlage wie eine Feile, oder besser gesagt wie ein in schnelle Bewegung gesetztes Stück Holz, das vermittels eingeschlossener Quarzsandkörner Löcher in harte Gesteine auszuhöhlen vermag. Es ist bekannt, daß die durchbohrten Steinwerkzeuge in dieser Weise hergestellt wurden und daß man neuerdings die Bohrmethode des steinzeitlichen Menschen wieder entdeckt hat. Die Tätigkeit der Gletscher bietet nun eine Anzahl von Vergleichspunkten mit diesem Vorgang; denn ebensowenig wie Holz allein vermag das reine, geschiebefreie Eis einen wesentlichen mechanischen Eindruck auf seine Felsunterlage auszuüben.

Fraglos sind in ehemals vergletscherten Gebieten der alpinen Hochgebirge wie in den norwegischen Rumpfgebirgen die Haupttäler erst nach einer Periode geringer Austiefung weit über die normale Erosionstätigkeit des jetzt daselbst fließenden Wassers vertieft, d. h. mit einem andern Worte »übertieft« worden, wie aus dem Höhenunterschied von Nebenbächen und Haupttal zu ersehen ist. Für diese nachträgliche Über-

[1]) J. Brusches: Sur une explication nouvelle du surcreusement glaciaire. Comptes Rendues 142 (1906 S. 1299—1301).

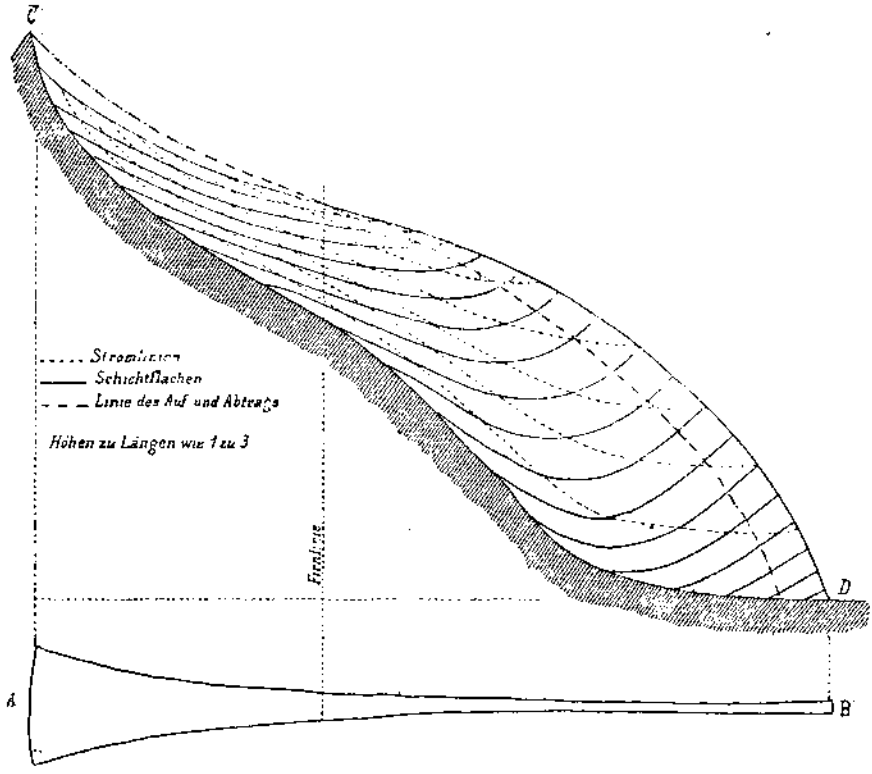


Abb. 12. Die Lage der Schichten im Innern des Gletschers und ihre Abhängigkeit von den Stromlinien. Die Lage der Schichten im Innern des Gletschers (Anm. 1, S. 63), ihre Abhängigkeit von den Stromlinien und ihr Verhältnis zu der Linie des Abtrags (der Schmelzebene) und dem Auftrag, d. h. der Mächtigkeit des Firns im Verhältnis zum Gletschereis.

tiefung und Umformung kann entweder die Arbeitsleistung größerer Wassermengen oder aber die direkte Erosionstätigkeit der Gletscher verantwortlich gemacht werden. Über Erosion der Gletscher sind wir durch die ausgezeichneten Untersuchungen Baltzers am Grindelwaldgletscher unterrichtet. Der Gletscher hat hier einerseits Hohlkehlen und Rundhöcker durch direkte Abschleifung und Reibung, andererseits[1]) scharfkantiges Herausbrechen und Absplittern von Blöcken durch Veränderung der Druckwirkungen hervorgerufen, überall aber vorhandene Hohlformen erweitert und verbreitert. Eine Vertiefung durch schleifende Erosion, ein Einschneiden oder eine Auskolkung wurde dagegen nirgends beobachtet.

Ein wirkliches Einschneiden des Gletschers ist nur in dem nicht eben häufig vorkommenden Falle denkbar, daß ein leicht angreifbares Gestein in der Richtung des Eisstroms zwischen harte Gesteinszonen eingelagert ist. Einen solchen Ausnahmefall stellt z. B. der Fernpaß in Nordtirol dar. Sein Untergrund wird von den steil aufgerichteten Kössener Mergeln, Mergelkalken und Plattenkalken gebildet, während die Berge beiderseits aus widerstandsfähigerem Wettersteinkalk (Südosten) und Hauptdolomit (Nordwesten) bestehen. In dem Passe, der aus Gesteinen von sehr verschiedenen Härtegraden besteht, vermochte der gewaltige, aus dem Inntal überquellende Eisstrom eine einfurchende und ausräumende Tätigkeit zu entfalten: Die »splitternde« Erosion nimmt zunächst durch ein dem Spaltenfrost vergleichbares Heraus-

[1]) Besonders in schieferigen Gesteinen; die Abschleifung hat mehr die Kalke betroffen. Besonders bezeichnend ist die Ausschleifung flacher Felsbecken.

brechen die spaltenreichen schieferigen Gesteine stärker mit als die eingelagerten gleichartigen Kalkbänke. Jedoch werden später auch die stehenbleibenden härteren Kalkbänke durch schleifende Erosion allmählich abgetragen. Vor der Eiszeit war jedenfalls eine Einsenkung an der Stelle des heutigen Fernpasses vorhanden und diese im wesentlichen von Südwesten nach Nordosten verlaufende Furche nahm bei Imst einen größeren Teil der hochangestauten Eismassen des Inntals auf. Die Eiserosion fand demnach ungewöhnlich günstige Vorbedingungen und hierdurch erklärt sich die Ausräumung der breiten Furche bis an die Grenze der beiden härteren Gesteinszonen.

Die Arbeit des Eises wird durch die mächtige — schon vor Jahren von A. Penck geschilderte — Anhäufung von Moränen und die Aufstauung eines Sees zwischen Lermoos und Ehrwald versinnbildlicht. Man muß sich aber hüten, diesen interessanten Ausnahmefall zu verallgemeinern und den Eisströmen eine universelle einschneidende Kraft gegenüber jeglichem Gestein zuzuschreiben. Eine genaue geologische Aufnahme, d. h. eine exakte Kenntnis nicht nur der Verbreitung weicher und harter Gesteine, sondern auch ihrer Lagerungsform und ihrer Störungen [1]) muß den Ausgangspunkt der speziellen glazial-geologischen Untersuchung bilden. Die klassischen Untersuchungen Baltzers, des Erforschers des Gebirgsbaues des Berner Oberlands, widerlegt die Hypothese, welche die nordischen Fjorde mit ihren steilen, zum Teil beinahe senkrechten Wänden ganz allein durch Gletscher eingesägt werden ließ.

Das Bild des heutigen Grindelwaldgletschers läßt vielmehr mit modellartiger Klarheit den Gegensatz zwischen der Arbeit des Eises und der des fließenden Wassers erkennen: Der breite Trog ist durch die gemeinsame Arbeit der splitternden und schleifenden Eiserosion ausgehöhlt worden. Wo sich innerhalb des Trogs steilere Neigungen finden, liegen denselben die härteren Bänke des Hochgebirgskalks zugrunde. In der Mitte dieses Trogs verläuft mit steil eingerissenen, U-förmigen Wänden das Bett, das sich der Gletscherbach seit dem, am Ende der fünfziger Jahre beginnenden Rückzug des Eises eingekerbt hat. Hier liegt also ein Fjord — allerdings in sehr verkleinertem Maßstabe — inmitten einer an die norwegische Hochfläche des »Fjeld« erinnernden Rundhöckerlandschaft.

Der eigenartige Charakter der Haupttäler der Alpen und norwegischen Fjorde besteht nach Eduard Richter gerade in der übertriebenen steilwandigen Vertiefung der Hauptfurchen und dem scharfen Gegensatz zu der eisgeschliffenen Hochfläche des Fjelds mit seinen Rundhöckern und flachen, unregelmäßigen Mulden.

GLAZIAL-ABLAGERUNGEN DURCH SCHMELZWASSER (FLUVIO-GLAZIALE BILDUNGEN)

Betrachten wir die Arbeit der durch das Schmelzen des Eises frei werdenden Gewässer, so treten uns überall die gewaltigsten Leistungen entgegen: Die norddeutschen breiten Urstromtäler mit ihrer ost-westlichen Richtung, die fingerförmigen Binnenseen der nördlichen amerikanischen und europäischen Ebenen, die weit ausgedehnten fluvioglazialen Sandflächen (sandr) Nordeuropas und Nordamerikas, endlich die durch A. Penck studierten Schotterfelder des Alpenvorlands in ihrer Mächtigkeit und weiten Ausdehnung, sie alle sind Zeugen der Erosion und Sedimentation der Schmelzwässer. Nur im Innern der Gebirge würde die Arbeit der Schmelzwässer fehlen, die dort besonders lebhaft gewesen sein muß, mag man nun besondere Interglazial-»Zeiten« annehmen oder nur mit ausgedehnten Oszillationen des Gletscherstands rechnen. Auch dieser Schwierigkeit entgehen wir, wenn wir im Anschluß an Ed. Richter und W. Kilian die Übertiefung der alpinen Haupttäler und der

[1]) Der Fernpaß entspricht einem bedeutenden, schon von Blaas angedeuteten Bruch zwischen oberer und mittlerer Trias

nordischen Fjorde auf die Erosion der Schmelzwässer des vorschreitenden und zurückweichenden Eises zurückführen.

MORÄNEN Durch die Wirkung des Spaltenfrosts an den Steilhängen, welche das Gletscherbett umsäumen, werden Blöcke abgesplittert, die auf die Oberfläche des Eises hinabstürzen. Dies ist der Ursprung der Obermoränen, welche auf die alpinen Talgletscher und die Zungen der norwegischen Plateaugletscher beschränkt sind. Als Seitenmoränen lagern sie den Rändern des Gletschers auf und begleiten ihn in Form von Wällen (Jannugletscher). Zieht sich der Gletscher seitlich zurück, so erscheinen sie als Ufermoränen auf dem Rande des Gletscherbettes (Abb. 7, S. 63). Vereinigen sich zwei Seitenmoränen durch Zusammenfluß zweier Gletscher, so entsteht eine Mittelmoräne auf dem Rücken des aus der Vereinigung entstandenen Eisstroms (Pasterze). Infolgedessen zeigen zusammengesetzte Gletscher wie der Aletschgletscher und die noch ausgedehnteren Eisströme der asiatischen Hochgebirge Mittelmoränen in mehrfacher Wiederholung. Äußerlich ähnelt diese Erscheinung der Innenmoräne, welche jedoch aus dem emporgequetschten Material zweier Grundmoränen besteht. Eine solche Innenmoräne zeigt Abbildung 14 in »Die Gletscher« von A. Crammer (»Aus der Natur«, Bd. III).

Die Untermoränen, in abgelagertem Zustand Grundmoränen genannt, entnehmen ihr Material dem Gletscherbett selbst, das durch die erodierende Tätigkeit des Gletschereises im Verein mit der Wirkung des Spaltenfrostes geschaffen wird. Die Stirnmoräne entsteht aus der Vereinigung der Geschiebe aller dieser Moränen und wird von der Zunge des Gletschers, solange er sich im Stadium des Vorrückens befindet, vorwärts geschoben, während sie beim

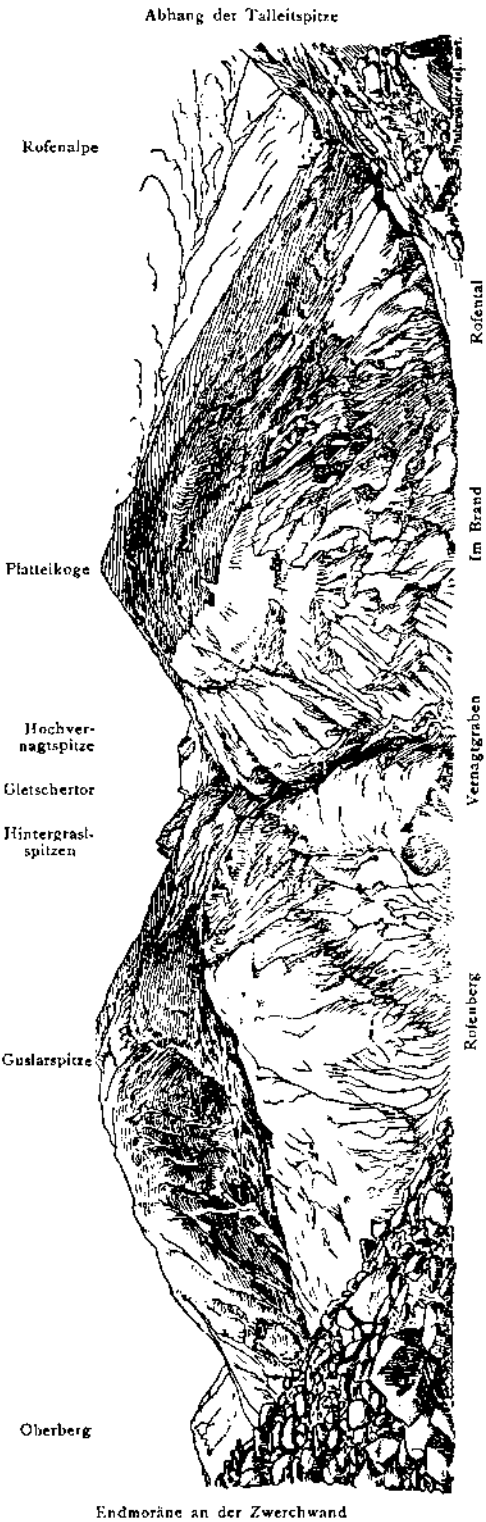


Abb. 13. Ansicht des Rofentals und Vernagttals von der Höhe der Zwerchwand (2271,9 m) aus.
Die hellen Teile des Mittel- und Hintergrunds wurden beim Vorstoß des Ferners verwüstet.

Zurückweichen als halbkreisförmiger Wall stehen bleibt. Diese Wälle fehlen vielfach den ausgedehnten Eisrändern der polaren Eismassen. Besonders zeigt das Vorland des Malaspinagletschers (Alaska) keine Spur eines Moränenwalls, wohl aber die durch Schmelzwässer bedingte Umlagerung des gesamten Moränenmaterials zu Schotter und »sandr«. Mit dem isländischen Worte »sandr« bezeichnet man die sandigen Ablagerungen der großen, von den Schmelzwässern überströmten Ebenen. Das Bild des Vorlands des Malaspinagletschers gibt uns also einen Begriff von Verhältnissen, die zur Eiszeit vielfach in Norddeutschland und im Vorlande der Alpen geherrscht haben. (S. 61.)

Eine Übersicht der verschiedenen Formen der in Bewegung befindlichen und der abgelagerten Moränen hat eine internationale Kommission von Gelehrten unter dem Vorsitz unseres der Wissenschaft und dem Alpinismus zu früh entrissenen Eduard Richter zusammengestellt:

Moränen	Bewegte Moränen	Obermoränen	Seitenmoränen	
			Mittelmoränen	
		Innenmoränen		
		Grundmoränen		
	Abgelagerte Moränen	Wallmoränen	Längsmoränen	
			Rand oder Endmoränen	Ufermoränen
				Stirnmoränen
		Grundmoränendecke mit Drumlins.		

Die periodische, ungefähr im Verlaufe von 35 Jahren erfolgende Abnahme und Vergrößerung der Alpengletscher ist eine bekannte Erscheinung, die vielfach ihre Wirkungen weit über den Bereich der Firnregion und der Gletscherzungen hinaus erstreckt. Man denke nur an die Ausbrüche der Gletscherstauseen, wie sie am Vernagtgletscher im Ötztal in der Zeit des Vorstoßens der Zungen, im Martelltal am Ortler in den Perioden des Gletscherrückzugs erfolgen. Das vorstehende, der grundlegenden Monographie von Finsterwalder entnommene Textbild (Abb. 13) veranschaulicht die Verwüstungen, welche der letzte Vorstoß des Vernagtferners verursacht hat.

Wenn hier von der ausführlicheren Darstellung dieser Vorgänge abgesehen wird, so geschieht dies vor allem aus Raummangel. Doch sind die Leser dieser Zeitschrift durch die wichtigen, in den älteren Jahrgängen enthaltenen Messungen von Seeland am Pasterzengletscher und die grundlegenden Studien Pencks[1]) über den Rückzug der Gletscher des Sonnwendgebiets und der kanadischen Cordilleren unterrichtet.

4. LANDEIS U. EISBERGE, PLATEAUGLETSCHER, ALPENGLETSCHER

Die Eisberge, die von den nach Süden fließenden kalten Strömungen des Ozeans verfrachtet werden, haben mit dem winterlichen Zufrieren der polaren Meeresfläche nichts zu tun, sondern danken ihren Ursprung lediglich der Landeisbildung. Wie schon bei der Besprechung der Moränen angedeutet wurde, lassen sich je nach der geographischen Lage drei Formen von Gletschern unterscheiden, in denen sich der Winterschnee zu Eisströmen umwandelt:

1. Die alpinen oder Talgletscher.

Sie sind auf die Hochgebirge der heißen und gemäßigten Zone beschränkt, tragen stets Obermoränen und führen infolge der hohen Lage der Schneegrenze niemals zur Bildung von Eisbergen.

Man unterscheidet bei den Talgletschern einfache Gletscher (oder Gletscher zweiter Ordnung), die aus einem einzigen Firnfeld entspringen und nicht in den

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 55 ff. und 1898, S. 58.

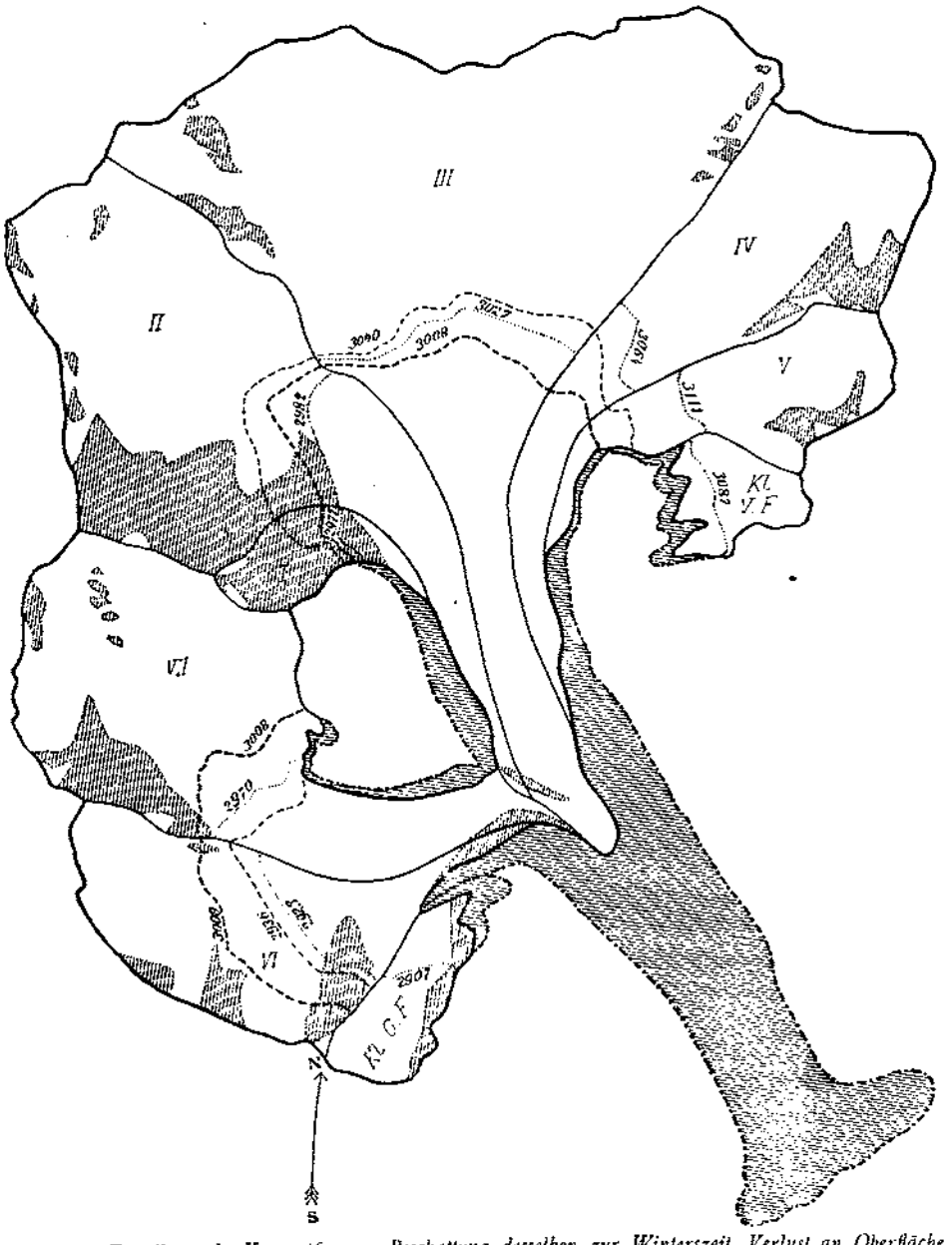


Abb. 14. Einteilung des Vernagtferners, Beschattung desselben zur Winterszeit, Verlust an Oberfläche seit dem letzten Vorstoß.

Die Beschattung ist durch eine von S. nach N., der Flächenverlust durch eine von O. nach W. verlaufende Schraffierung gekennzeichnet. — I—V. Die verschiedenen Firngebiete des Vernagtferners. Kl. V. F. Kleiner Vernagtferner. VI—VII. Guslarferner. Kl. G. F. Kleiner Guslarferner.

Talboden hinabreichen (Glacier des Bossons bei Chamonix), und zusammengesetzte (oder Gletscher erster Ordnung), die durch den Zusammenfluß mehrerer Eisströme entstehen und bis zum Zungenende an den zahlreichen Mittelmoränen ihren Ursprung verraten (Vernagtferner, Aletschgletscher, Schkaragletscher im Kaukasus).

Am deutlichsten zeigt das Glocknerbild den Gegensatz von einem großen zusammengesetzten Gletscher erster Ordnung, der Pasterze, und den einfachen, nicht in

den Talboden hinabreichenden Eisströmen (in der Mitte des Bilds); endlich bemerken wir unter dem Glockner einen Hängegletscher, sowie weiter ein regeneriertes, lediglich durch Eislawinenstürze entstehendes kleines Eisgebilde oberhalb des großen Talgletschers der Pasterze. (S. 63.)

Während die Gletscher erster Ordnung auf weite Strecken (10—16 *km*) die Alpentäler durchfließen, hängen die einfachen Gletscher aus dem Firnfelde über die Abhänge nach dem Tal zu abwärts und entsprechen vielfach dem Typus der »Hängegletscher«. Da am Nordabhang der Pyrenäen zwischen der Garonne und dem Val d'Ossone diese Hängegletscher ausschließlich vorkommen, ohne auf den Talboden hinabzureichen, hat man dieselben auch wohl als pyrenäischen Typus den alpinen oder Talgletschern erster Ordnung gegenübergestellt.

Einen besonderen Typus stellen die in den Radialtälern hoher Vulkanberge eingebetteten Gletscher dar, welche sich infolge der einfachen Grundform der Täler durch besondere Regelmäßigkeit auszeichnen (Mount Rainier in Washington, Kilimandscharo und Chimborasso, Devdorokgletscher am Kasbek). Am Kilimandscharo sind in den radialen, den Vulkan durchfurchenden und nach unten zu erweiterten Tälern Gletscher mit regelmäßiger Schichtung beobachtet worden.

Selten finden sich auf alpinen Massenerhebungen Plateaugletscher, die an den norwegischen Typus erinnern und einzelne Zungen (oder Hängegletscher) in das Tal entsenden. Der Ebeneferner westlich vom Brenner im oberen Ridnaun und der Glacier du Mont de Lans bei La Grave im Dauphiné mit seinen Hängegletschern verbinden die norwegische mit der eigentlichen alpinen Entwicklung.

2. Die norwegischen oder Plateaugletscher (norwegisch: Fond), lagern den plateauähnlichen Rumpfgebirgen Norwegens auf und tragen nur auf ihren kurzen Zungen (norwegisch: Braee) Obermoränen. Sie können gelegentlich die Bildung von Eisbergen veranlassen.

1 b) Einen weiteren Übergang von eins und zwei stellen die im Norden und Süden der Kordilleren entspringenden Gletschermassen dar, die aus den Tälern der Hochgebirge stammen und in ihrer Ausdehnung am Fuß des Gebirgs (Piedmont Glacier) die norwegischen Gletscher meist noch übertreffen. Der Malaspina-Gletscher in Alaska besitzt eine Länge von 96 *km*, bedeckt 3500 *km²* und übertrifft also die Ausdehnung aller alpinen Gletscher zusammengenommen, deren Fläche auf annähernd 3300 *km²* geschätzt wird. Die Zungen dieser gewaltigen Eisströme reichen sowohl im Norden wie Süden der amerikanischen Kontinente ins Meer (Muirgletscher, Alaska). Ein Eisgebilde wie der Malaspinagletscher, der zusammen mit anderen Eisströmen das ganze Vorland eines Hochgebirgs durch seine im Innern der Täler hoch angestauten Eismassen bedeckt, gibt uns einen Begriff von den Eiszeitgletschern, wie sie die bayerische Hochebene oder das Schweizer Hügelland überkleideten. Die schönen Sellaschen, von der Expedition des Herzogs der Abruzzen stammenden Bilder versinnbildlichen uns also den längst entschwundenen Zustand unseres Alpenvorlands. Die genaue Erforschung dieser interessanten Eisbildung, für welche der Name »Piedmont-Glacier« vorgeschlagen, der besser wohl durch Malaspinatypus zu ersetzen ist, verdanken wir der Expedition des amerikanischen Geologen J. Russell.[1])

3. Das antarktische und arktische Landeis (oder skandinavisch: Inlandsis) bedeckt ganze Länder und zeigt hervorragende Felszähne oder -Kuppen (Nunataker) nur am Rand. Bei dem Vorrücken in das Meer bricht infolge des geringen Gewichtes[2]) das untergetauchte Gletscherende als Eisberg ab; die durch diesen Vor-

[1]) Existing Glaciers of the United States V. Ann. Rep. U. S. Geol. Survey 1885, S. 303, and Second Expedition to Mount Elias in 1891, 13. Rep. 1893, S. 1. Vergl. unsere Abb. 4, 5 und 15.

[2]) Das Eis besitzt 7/8 des Gewichts von einem gleichen Quantum Wasser.

gang, das sogenannte Kalben, entstehenden Eisberge werden weit nach Süden bis in subtropische Breiten hinabgetragen und geben den Schiffen ihre gefährliche Nähe durch plötzliches Sinken der Temperatur kund. Die Annahme der Entstehung des norddeutschen Diluviums durch Eisdrift ist zwar längst verlassen, doch können die bis England verbreiteten norwegischen Geschiebe die tiefe Rille des Skagerraks nur schwimmend auf dem Rücken von Eisbergen passiert haben. Die schönen Bilder der deutschen Südpolexpedition [1]) zeigen die auf Untiefen gestrandeten, im Winter festfrierenden Eisberge und geben uns so einen Begriff des Zustands der flachen eiszeitlichen Nordsee in der Nähe der englischen Küste.

Man pflegt auch bei dem Landeis einen arktischen und einen antarktischen Typus zu unterscheiden.[2]) Die Eisbedeckungen Spitzbergens vermitteln den Übergang zwischen den norwegischen Plateaugletschern und dem Landeis, das die Devon-Insel und Grönland — letzteres in einer ungefähren Ausdehnung von zwei Millionen Quadratkilometern — bedeckt. Grönland wird von einem besonders im Westen breiten, eisfreien Saume umgeben, der nur von den unter enormem Drucke stehenden und daher mit gewaltiger Geschwindigkeit (bis 20 *m* pro Tag) dahinströmenden Zungen des Inlandeises durchschnitten wird und nach Drygalski auch selbständige Gletscherbildungen trägt. Das Inlandeis selbst steigt mit fast unmerklicher Neigung bis zu einer Höhe von 2700 *m* im Innern des Lands an.

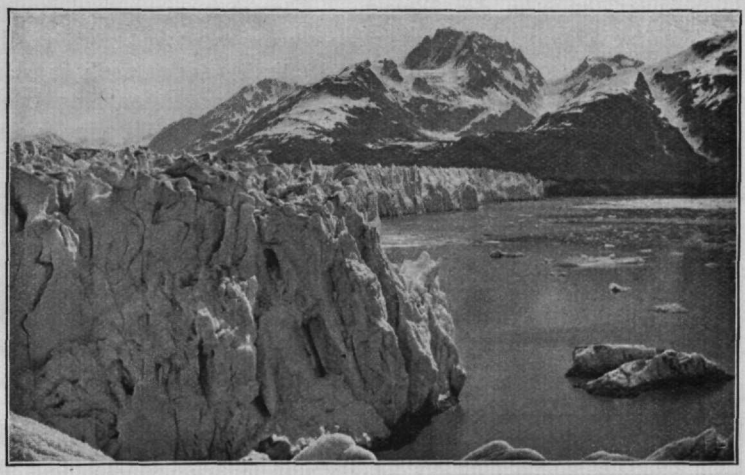


Abb. 15. Der Eisabbruch des kalbenden Muir-Gletschers in Alaska.
Abbruch eines Riesengletschers des Piedmont- oder Malaspina-Typus.

Die Verbreitung des Eises in der arktischen Inselwelt beruht nicht allein auf der Annäherung an den Kältepol, sondern ist im wesentlichen an die Menge der Niederschläge gebunden, die ihrerseits von den lokal verschiedenen Luftdruck-Verhältnissen abhängig ist.

Der nordpazifische Ozean stellt eine Region tiefen Luftdrucks dar, der das Zuströmen feuchter Seewinde und die starke Vergletscherung der Hochgebirge von Alaska und die Ausdehnung des Malaspinagletschers am Fuße des Mount Elias verständlich macht. Daß die Größe der Vergletscherung in der Tat mit diesem barometrischen Tiefstand zusammenhängt, geht auch aus der Tatsache hervor, daß die Schneegrenze am Eliasberge im Süden tiefer liegt als im Norden. Die nördlichsten Gebirge Alaskas, die in der Fortsetzung der eigentlichen Rocky Mountains liegenden Endicott-Mountains, waren zur Eiszeit mit einem Gletschermantel umhüllt und tragen

[1]) Man vergleiche die lehrreichen Bilder des Drygalskischen Reisewerks über die Expedition des Gauß.

[2]) Man könnte die von einem eisfreien Saum umgebene, also auf das Innere des Landes beschränkte Eismasse Grönlands und des südpolaren Viktoria-Landes als »Inlandeis« von dem gleichmäßig verbreiteten »Landeis« des Kaiser-Wilhelm II.-Landes unterscheiden.

jetzt noch einzelne Vorkommen von »totem Eis«, d. h. von bewegungslos gewordenen Gletschern. Die Photographien, welche Brooks neuerdings veröffentlicht hat, lassen über die Eigenart dieser »fossilen Gletscher« keinen Zweifel.

Während die Vorkommen Nord- und Neu-Sibiriens, welche man als fossile Gletscher gedeutet hat, gefrorne Flußalluvien mit Mammutresten oder gefrornes Grundwasser darstellen, hat in den Endicott-Mountains (in Nord-Alaska) die frühere Vergletscherung die bewegungslos gewordenen, infolge der niederen Temperatur nicht abschmelzenden Gletschergebilde hinterlassen.

Diesem Tiefstand des Luftdrucks im Nord-Pacific steht ein Hochstand in Nord-Sibirien gegenüber, der eine Abnahme der Vereisung von Osten nach Westen bedingt. So zieht schon nach früheren Beobachtungen eine vollkommen gletscherfreie Zone aus der Mitte Alaskas bis nach Nordost-Sibirien, wo das in der Nähe des Kältepols liegende, 2000 *m* hohe Werchojanskische Gebirge niemals — weder in der Gegenwart, noch in der Eiszeit — Gletscher getragen hat.

Diese allgemeine Erscheinung wurde bestätigt durch die Einzelforschungen der zweiten Expedition der »Fram« in dem hoch-arktischen Inselarchipel. In Grönland findet sich eigentliches Inlandeis, das auch noch den Nordosten der westlich vorgelagerten Insel Devon bedeckt, während die den Jones-Sund umgebenden Inseln nur getrennte Firnfelder tragen, deren Ausdehnung nach Westen zu rasch abnimmt und endlich verschwindet. Es reicht also die Region hohen Luftdrucks vom sibirischen Kältepol quer über das zugefrorne Polarmeer hinweg nach dem arktischen Archipel von Amerika und bedingt hier wie dort das auf der Schneearmut beruhende Fehlen von Gletschern. Es ist eine der wichtigsten, in Sibirien von A. von Bunge, im hocharktischen Nordamerika von Schei und Sverdrup festgestellte Tatsachen, daß in großen Teilen beider Kontinente nicht einmal die verflossene Kälteperiode Gletscher hervorzubringen vermocht hat.

DIE FORMEN DER VEREISUNG IN DER ANTARKTIS

Auch der antarktische Kontinent zeigt eine Mannigfaltigkeit der Formen der Vereisung, von der man bis vor kurzem keine Vorstellung gehabt hat. Insbesondere sind das schwimmende und das an Nord-Alaska erinnernde abgestorbene Landeis Typen, die nach E. Philippi in der Antarktis eine bedeutende Rolle spielen und deren Vorhandensein bisher kaum bekannt war.[1])

Die Zone maximaler Eisentwicklung ist nach diesen Darlegungen etwas nördlich von der Küstenlinie des antarktischen Kontinents anzunehmen; die Ballenyinseln, die Bouvet-Insel, die Inseln der Gerlachestraße u. a., das heißt alle innerhalb der Treibeiszone liegenden Inseln gehören diesem Hauptvereisungs-Gebiete an.

Im großen und ganzen ist hervorzuheben, daß die Vereisung des Südpolargebiets viel bedeutender als die der Nordpolargegenden und etwa den Zuständen vergleichbar ist, die in der Quartär- oder Diluvialperiode in Nordamerika und Europa herrschten. Wie schon C. Chun bemerkt, liegt die von einer einheitlichen Eiskalotte bedeckte Bouvet-Insel unter dem 54. Grad südlicher Breite, das heißt in demselben Abstande vom Pol wie Rügen oder Helgoland; auch auf der Heard-Insel und in Südgeorgien (unter 53 Grad beziehungsweise 54 Grad südlicher Breite) reichen wenigstens die Gletscher bis in das Meer und lösen sich hier in Eisberge auf. Trotzdem kann man nicht annehmen, daß etwa die Eiszeit zwischen Nord- und Südpol gewechselt habe. Vielmehr zeigen erratische Blöcke und Moränen, Gletscher-

[1]) E. Philippi, der Geologe der deutschen Südpolexpedition, hat soeben in der Zeitschrift für Gletscherkunde (1907, Bd. II, H. 1) eine interessante Studie über die Landeisbeobachtungen der letzten fünf Südpolexpeditionen veröffentlicht.

schliffe und Rundhöcker außerhalb der heutigen Vereisungsgebiete eine größere Ausdehnung des früheren antarktischen Eises an. Die schwache Bewegung des Landeises und vieler Talgletscher, die sich zum Teil wie in Nordalaska bis zu gänzlicher Bewegungslosigkeit steigert, deuten ebenso auf frühere weitere Ausdehnung des Landeises hin.

Als Überbleibsel einer früher stärkeren Vereisung sind ferner die großen schwimmenden Massen von Landeis aufzufassen, die den südlichen Teil des Roßmeeres erfüllen und auch dem Kaiser-Wilhelm II.-Land vorgelagert sind.

Das diesem Lande vorgelagerte »Westeis« ist als auf dem Meere schwimmendes Landeis aufzufassen, das nach E. Philippi noch mit dem des Festlands in ununterbrochener Verbindung steht, aber — abweichend von dem Barriereeis — bereits bewegungslos geworden ist. Dagegen deutet E. v. Drygalski das Westeis als »eine Gruppe von Eisbergen, welche durch Schneestürme oder Stauungen auf Untiefen oder Bänken, später nur zu einer einheitlich scheinenden Masse zusammengeschweißt sind«. Jedenfalls befindet sich das Westeis im Meere in einem Ruhezustand und bildet dadurch einen Gegensatz zu dem noch in ziemlich lebhafter Bewegung befindlichen südpacifischen Barriereeis.

Bekanntlich hat vor vielen Jahrzehnten J. C. Roß auf seiner ersten Reise eine hohe Eismauer, die »Große Barriere« entdeckt, die sich ohne Unterbrechung vom Fuße des Vulkans Terror über etwa 30 Längengrade in west-östlicher Richtung verfolgen ließ. Im Jahre 1902 konnte nun die Discovery unter Kapitän Scott ein Zurückweichen dieser Eismauer nach Süden feststellen, das stellenweise 50 *km* betrug. Noch wichtiger war die Beobachtung, daß das Barriereeis mit seiner nur 15—50 *m* hohen Abbruchskante auf einem 500—850 *m* tiefen Meere schwimmt. Nimmt man an, daß fünf Sechstel der Eismasse unter Wasser liegen, so ist demnach die Unterkante noch durch einige Hundert Meter Wasser von dem Meeresgrunde getrennt und tatsächlich hob und senkte sich die mächtige Eisdecke unter der Einwirkung von Ebbe und Flut ebenso wie das an ihr verankerte Schiff. Es verwirklichen sich also im Roßmeere die Erscheinungen, welche zur Eiszeit die tiefe Rinne des Skagerraks mit dem darauf schwimmenden skandinavischen Barriereeis gezeigt haben dürfte.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der Discoveryfahrt ist der Nachweis eines in 3000 *m* Höhe liegenden Inlandeises auf dem Viktorialand, das von einem eisfreien, bis 130 *km* breiten Saume umgeben ist. Es kehren also in einem Teile der Antarktis die heutigen grönländischen Verhältnisse wieder — nur daß im Süden der eisfreie, von vier großen Abflüssen des Landeises durchströmte und ebenfalls mit selbständigen Talgletschern besetzte Saum breiter ist als in Grönland.

Die Ausflüsse des ebenen und spaltenfreien Viktoria-Landeises strömen durch die Pässe einer selbständigen, bis 2000 *m* hohen Gebirgskette dem Meere zu und gewinnen durch die große Länge ihres Laufs eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den Talgletschern der Hochgebirge. Der Ferrargletscher, über den die Schlittenexpedition der Discovery zum Inlandeis emporstieg, entspricht in seiner Ausdehnung den größten bekannten Talgletschern des alpinen Typus und wird noch von zwei andern Eisströmen, dem Barne- und Shakleton-Gletscher übertroffen. Doch sind von den wenig zahlreichen Abflüssen des Landeises auf der elf Breitengrade langen Strecke zwischen C. Adare und Mt. Longstaff nur noch vier in schwacher Bewegung. Bei den meisten ist, ähnlich wie auf den arktischen Endicott Mountains, der Ruhezustand des toten Eises oder des fossilen Gletschers erreicht.

Wir sehen also auf dem antarktischen Viktoria-Land eine Entwicklung des Gletschereises, die von dem in lebhafter Bewegung befindlichen Malaspina-Typus von Südalaska so weit wie möglich abweicht. Aus den Hochgebirgen des Mt. Logan und Mt. Elias dringen mächtige Eisströme vor, überdecken das ganze Vorland (Piedmontglet-

scher) mit einer Eisdecke und bilden bei dem Übergang in das Meer mächtige Eisberge. Auf Victoria-Land lagert dagegen ein von der Discovery-Expedition in ostwestlicher Richtung über 400 *km* weit befahrnes Inlandeis, dessen Abflüsse sich in langsamer Bewegung befinden und nur noch zum Teil das Meer erreichen. So endet der Nordarm des Ferrargletschers innerhalb eines Tals mit ganz flacher Eiszunge.

Ganz anders als dieses Viktoria-Inlandeis war die langsam vorwärts fließende Eismasse beschaffen, welche 1902 von dem deutschen Expeditions-Schiff Gauß in 66° südlicher Breite gesichtet wurde; dieses Landeis stieg schwach nach Süden an und brach gegen das Meer in einer 40—50 *m* hohen Mauer ab. Auch am Gaußberg wurde dieselbe Höhe des Absturzes gemessen und die Mächtigkeit der Eisplatte durch Lotungen auf höchstens 200—250 *m* bestimmt. Eine langsame, nur etwa 1/3 *m* pro Tag betragende Bewegung und das Fehlen des Schnees im Winter sind die bemerkenswertesten Kennzeichen dieser ebenfalls wenig beweglichen Landeismasse.

Der Zustand, in dem die Abflüsse des Viktoria-Landeises sich befinden, deutet ebenso wie die erwähnten Beobachtungen der deutschen Südpolexpedition in Kaiser Wilhelm II.-Land auf einen Rückzug des gesamten Eises hin. Die größere ehemalige Ausdehnung des antarktischen Eises ist um so bemerkenswerter, als eine Firngrenze auch jetzt nicht vorhanden ist; vielmehr liegt die Grenze des ewigen Schnees in dem Meeresniveau oder steigt sogar unter dieses herab.

Andererseits kann nach E. Philippi nicht die ganze Fläche des antarktischen Landeises als Nährgebiet bezeichnet werden; vielmehr ist gerade der Außenrand der Land-Eismasse als Abtragungsgebiet anzusprechen. Diese Verminderung der Eismächtigkeit beruht aber nicht wie im Hochgebirge oder am Nordpol auf der sommerlichen Schmelzwirkung, obwohl auch eine solche in geringem Maße nachweisbar ist. Vielmehr bilden die Stürme, die das ganze Jahr über, im Westen aber mit ganz besonderer Kraft wehen, den Hauptfaktor, welcher ein Schwinden des antarktischen Landeises bedingt. Die Winde tragen nicht nur den Schnee weiter, sondern bedingen auch infolge ihrer Trockenheit eine Verdunstung und Ablation der Eisoberfläche, wie sie besonders von der deutschen Südpolexpedition am Gaußberg beobachtet wurde. So erklärt sich das merkwürdige — mit allen sonstigen Gletscherbeobachtungen im Widerspruch stehende Verhalten der Antarktis: Trotz bedeutender Schneefälle und sehr niedriger Jahrestemperatur wächst der Rand des Landeises nicht, sondern wird teils durch die Trockenheit, teils durch direkte Wirkung der Stürme abgetragen. Dagegen wird im Sommer auf der Oberfläche des östlichen Teils des Westlands Schnee angehäuft, der ein geringes Wachstum der Gletschermasse bedingt.

Das Bild der Entwicklung des antarktischen Eises widerspricht also — infolge der Stürme und der gewaltigen Kältewirkung — allen sonstigen Erfahrungen: Trotz der Kälte und der Niederschlagsmenge findet ein Rückgang der Ausflüsse des Landeises statt und zwar im Winter, während der Sommer ein gewisses Wachstum des Eises herbeiführt.

Die sonstigen Verschiedenheiten zwischen nord- und südpolarem Eise treten gegenüber dem eben geschilderten merkwürdigen Verhalten beinahe zurück.

Das antarktische Landeis ist infolge der tieferen Lage der Schneelinie von keinem eisfreien Landsaume umgeben[1]) und bricht gegen das Meer in breiten, regelmäßig geschichteten und mit regelmäßig gelagerten Untermoränen versehenen Eisbergen von plateauartiger Beschaffenheit ab. Dagegen sind die in den engen Zungen zusammengepreßten grönländischen Eismassen unregelmäßig begrenzt und zeigen niemals die horizontalen Schmutzschichten oder Grundmoränen. Die zum Teil als

[1]) Abgesehen von dem Vorkommen des Victoria-Landes.

Fassettengeschiebe[1]) entwickelten Quarzite und Urgesteine, die die deutsche Südpolexpedition mitgebracht hat, versinnbildlichen die Aufhöhung des Meeresgrunds, die in dem Bereiche des Abschmelzens der nördlichen und südlichen Eisberge vor sich geht. Die ähnlichen Eisdriftbildungen der weit entlegenen Zeit des Rotliegenden, welche aus dem nordwestlichen Indien und in einer Mächtigkeit von mehreren Hundert Metern aus Australien bekannt sind, geben einen Begriff von der vorzeitlichen Bedeutung der Eisberge.

SCHLUSS Das Eis bestimmt in seiner doppelten Arbeitsleistung der Gletscher und des Spaltenfrostes die Gestalt, die Charakterform und damit die eigenartige Schönheit des Hochgebirgs. Der Spaltenfrost schafft die Steilwände und die Schuttmassen am Fuße der Gebirge, die Gletscher formen direkt oder indirekt die Talzüge, die Hochseen auf dem Boden der Kare und die großen Wasserbecken in den Außenzonen der Gebirge oder auf dem früher vergletscherten Vorlande.

Aber die Arbeit der Gletscher und Landeismassen hat räumlich noch weiter gereicht. Wie unser Klima noch unter der Einwirkung der letzten Kälteperiode steht, so sind auch Boden und Oberflächenform in Nordeuropa wie in Nordamerika ein Werk der Eiszeit. Die Seen und Moränenhügel des baltischen Höhenrückens bilden ein Gegenstück zu der Landschaft der frischen unverwaschenen Moränen im Süden der bayerischen und Schweizer Hochfläche.

Jede Karte der ehemaligen Eisverbreitung zeigt uns die Ostsee auf der einen Seite, die großen amerikanischen Binnenseen vom Ontario bis zum Lake Superior und Winnipeg auf der anderen Seite des Ozeans als den Mittelpunkt der jetzt verschwundenen Landeismassen. Die beiden großen Systeme der Binnenseen sind umgeben von einem Kranze kleiner Seebildungen, die ebenfalls der Tätigkeit des Eises ihr Dasein verdanken.

Ja wir können weiter gehen und den Nachweis führen, daß auch die Kultur der Neuzeit von den älteren südwärts gelegenen Zentren von Babylon, Hellas und Rom sich nordwärts den Gebieten ehemaliger Eisverbreitung zugewandt hat. Es scheint, daß sowohl die Austrocknung des Klimas im Mittelmeergebiet wie die Erschöpfung des Ackerbodens zusammen mit ethnologischen Vorgängen diese allgemeine Bewegung bestimmt haben. Jedenfalls liegen die Hauptstädte der europäischen Großmächte entweder inmitten der ehemaligen Eisbedeckung (wie Berlin und Petersburg) oder dem alten Eisrand unmittelbar genähert (Wien und London) oder in geringem Abstand von diesem (Paris). Die Lage der Hauptstadt hängt an sich von anderen Umständen ab, aber es ist jedenfalls kein Zufall, daß die Bodenbildung in den Hauptstaaten Europas, d. h. die Ausbreitung der zerriebenen, aber unzersetzten und daher agronomisch wertvollen Gesteine von den Eismassen der verflossenen Kälteperiode ausgeführt orden ist.

Nicht nur die Form der Hochgebirge und das augenblickliche Klima der Erde, sondern auch die Existenzbedingungen in den Hauptkulturstaaten Europas unterliegen demnach noch jetzt den Nachwirkungen einer entschwundenen Eiszeit.

[1]) Im Gegensatz zu den kantengerundeten, geschrammten und polierten Geschieben zeigen diese Blöcke Fassetten, die auf verschiedenen Seiten angeschliffen sind, je nachdem eine Änderung der Lage des in der Gletscherbasis eingebackenen Steins eintrat.

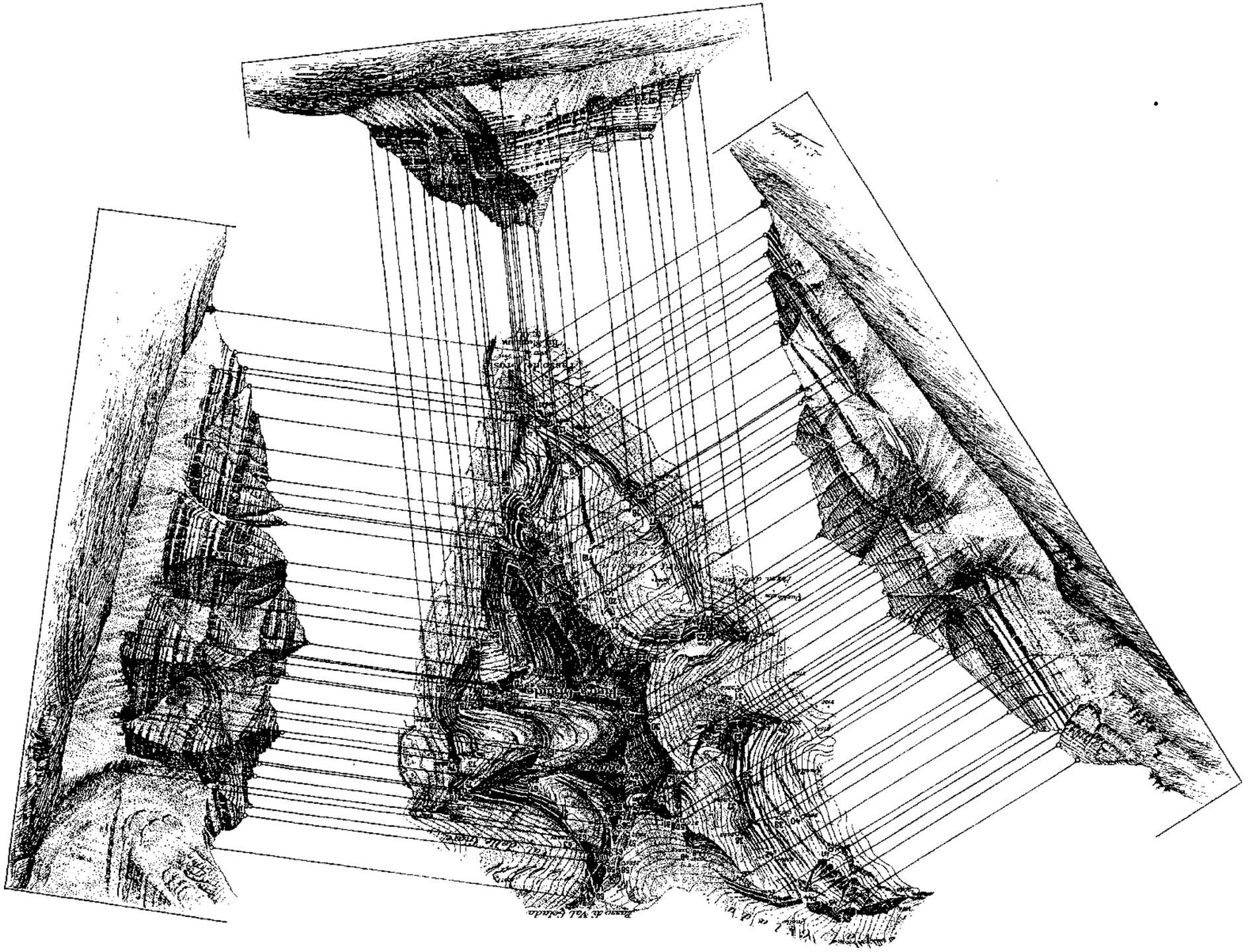
BEGLEITWORTE ZUR KARTE DER BRENTAGRUPPE. VON L. AEGERTER

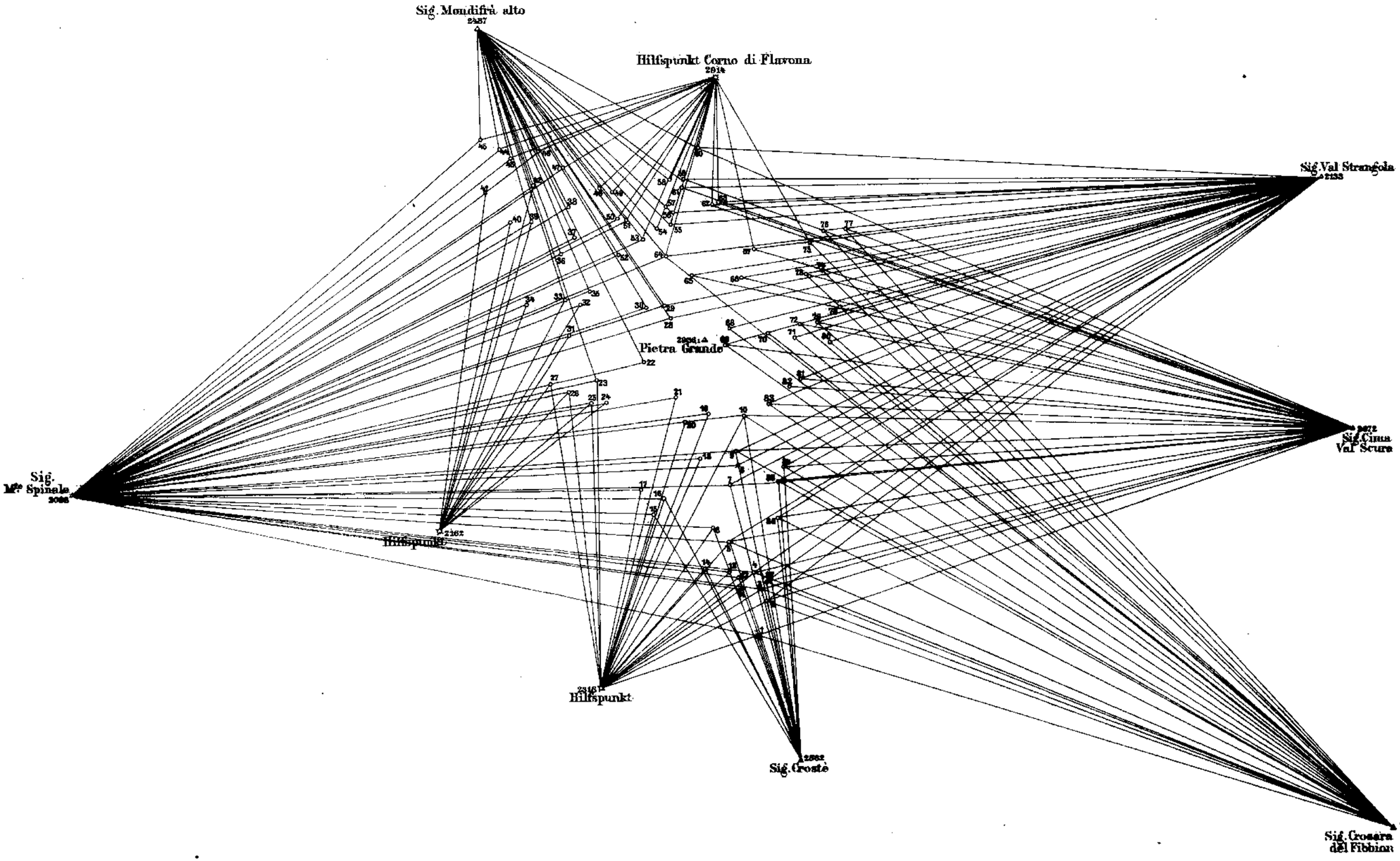
So manches Mal wurde ich in Madonna di Campiglio während der Vermessung der Brentagruppe gefragt: »Wie entsteht eigentlich die Karte einer solchen Gebirgsgruppe? Das muß ja eine ungeheuer schwierige Arbeit sein! Müssen da sämtliche Gipfel bestiegen werden? Werden die Bäume der Wälder, die Hütten auf den Alpen gezählt? Oder wird alles von einem einzigen Punkte aus aufgenommen?«

»Interessieren Sie sich wirklich dafür, meine Verehrtesten, eine kartographische Aufnahme kennen zu lernen, so bitte ich Sie, mich morgen früh auf den Monte Spinale zu begleiten, da können Sie mir gleich bei der Arbeit zuschauen und sich darüber unterrichten. Doch müssen Sie das Opfer bringen, etwas früh aufzustehen, da gewöhnlich um 10 Uhr der Nebel an den Bergspitzen erscheint. Sie werden gewiß den kurzen Aufstieg zu diesem wundervollen, trigonometrisch genau bestimmten Aussichtspunkte nicht bereuen, denn sicher wird Sie der großartige Rundblick dafür entschädigen.«

Meine Freunde begleiten mich am nächsten Tag. Bei der Pyramide, die gegenüber dem alten Signal vorn auf dem höchsten Punkte des Spinaleplateaus steht, liegt vor unsern Augen das Panorama, das die Leser unserer »Zeitschrift« im Bande 1906 in einer trefflichen photographischen Aufnahme von von Radio-Radiis wiedergegeben finden. Mit dieser zentralen Gruppe bin ich fertig; nur mit dem Gebiete, das nördlich von der Cima di Grostè sich ausdehnt, habe ich mich heute zu beschäftigen. Siegesbewußt schweifen die Blicke hinüber auf die glänzenden Platten des Grostèpasses und bleiben an den architektonisch edlen Linien der Pietra grande haften. Schnell wird das Instrument aufgepflanzt, das Brettchen, auf dem alle Hauptpunkte,[1]) (also auch der Punkt, auf dem wir jetzt stehen), in der Höhe und Lage genau verzeichnet sind, wird aufgeschraubt; der ganze »Tisch« orientiert, und nun, nachdem wir die Schutzhütte auf dem Passe als Zielpunkt genommen haben, kann längs der Linealkante, die sich an dem aufgesetzten Instrumente befindet, die erste Visur gezogen werden. Hurra! — der erste Schuß ist gefallen! Daß er gerade eine italienische Trutzhütte traf, tut mir sehr leid. Diese Visur- oder Richtungslinie wird auf dem Aufnahmebogen numeriert, also hier mit Nr. 1 bezeichnet (siehe Beilage bei S. 80). Unter der gleichen Nummer wird der dazu gehörige Höhenwinkel in ein Notizbüchlein eingetragen mit kurzer Bemerkung, was von dem betreffenden Objekt anvisiert wurde. Also z. B. bei einem Hause, welche Kante, bei einem Felsblocke unten oder oben,

[1]) Wie ein solches Netz von Hauptpunkten oder eine sogenannte Triangulation aussieht, mag der Leser aus der Wiedergabe auf S. 83 ersehen.





Entstehung des Kartenbildes von der „Pietra Grande“ (Originalgröße).

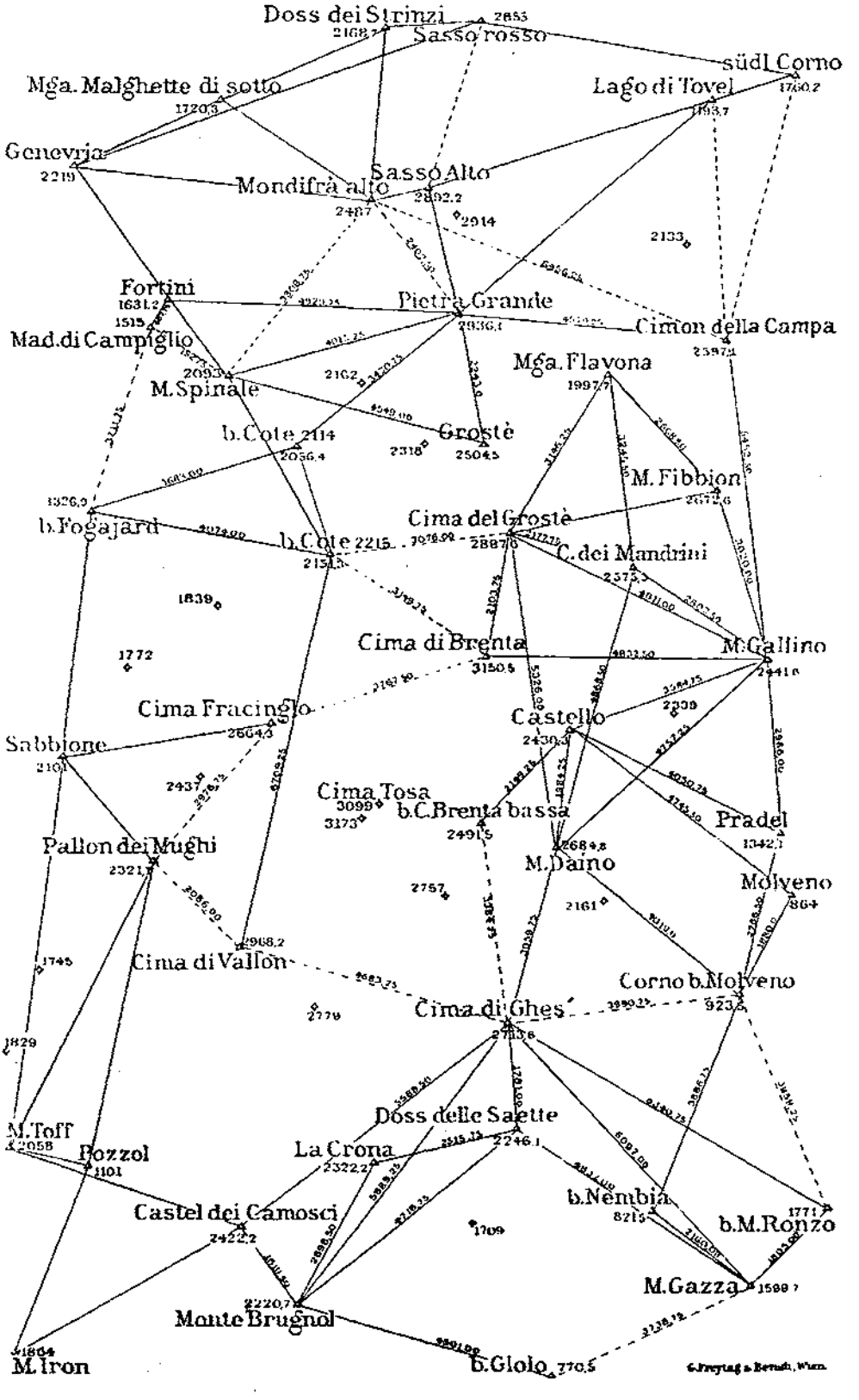
bei einem Felsband ist es vielleicht ein auffallender farbiger Fleck, den man sich zwecks späterer Wiedererkennung merkt. Der gemessene Höhenwinkel dient, nachdem die Distanz bekannt wird, zur Berechnung des relativen Höhenunterschieds und ergibt durch einfache Addition oder Subtraktion die absolute Höhe über dem Meeresspiegel. So z. B. beträgt der Höhenunterschied zwischen dem Monte Spinale und der Grostè Hütte bei einem Höhenwinkel von 5°.4 und einer von der Karte abgegriffenen Distanz von 4670 *m* mit Berücksichtigung der Erdkrümmung 416 *m*, diese zu der schon von der Triangulation her bekannten Höhe des Spinale 2021 *m* hinzugezählt, ergibt für die Hütte 2437 *m* als absolute Höhe über dem Meer. Das trotzige Bollwerk der Pietra grande, mit seinen Zinnen und Türmen wird allmählich »niedergelegt« — nämlich auf unserer Karte. Von unserem Punkte aus gehen strahlenförmig 56 feine Linien, Rayons genannt, die alle numeriert, und zu denen die diesbezüglichen Notizen und Winkel eingeschrieben sind. Die Arbeit auf dem Signal Spinale ist erledigt, wir protzen ab und wenden uns dem Grostèpaß zu. Unterwegs wird ein kleiner Zacken, der sich vom Grostèplateau gegen das Vallesinella hin ablöst, als Hilfspunkt bestiegen. Auf der Karte ist dieser mit 2318 *m* kotiert und Corno rossa genannt. Schon vor diesem »Corno«, das eigentlich diese Bezeichnung gar nicht verdient, wurde das Instrument bei P. 2162 aufgepflanzt, und angefangen die Visurlinien vom Spinale »abzuschneiden«. Nachdem der Berg von dieser Seite scheinbar eine ganz andere Form angenommen hat und die Grate sich kulissenartig verschoben haben, bedarf es schon einiger Übung, die nur durch eine längere Praxis zu erwerben ist, die notierten Punkte in der Natur wieder zu erkennen. Bei beiden Stationen, die keine gegebenen trigonometrisch bestimmten Punkte sind, sondern von mir zuerst durch sogenanntes Rückwärtseinschneiden oder Pothenotsches Verfahren bestimmt werden müssen, wiederholt sich derselbe Vorgang wie beim Spinale, Rayons werden gezogen, welche diejenigen vom Spinale »abschneiden«, und neue Punkte, die man von dort aus nicht bemerken konnte, werden »anvisiert«. Auf dem Signal Grostè verabschieden sich meine wißbegierigen Freunde. Da die Arbeitsweise hier im Prinzipe nichts Neues bietet, mag ich sie nicht länger halten, zudem sehnen sie sich wegen vorgerückter Stunde nach den Fleischtöpfen Campiglios zurück. Sie mögen in den folgenden Zeilen, die ich zugleich zu Nutz und Frommen aller Alpenvereinsmitglieder schreibe, den weiteren Verlauf unserer kartographischen Arbeit vernehmen.

Das Rifugio Stoppani bildet für mich einige Tage den Stützpunkt meiner Operationen. Das Terrain, welches sich von diesem gegen Süden und Osten ausdehnt, und an Öde und Sterilität seinesgleichen sucht, bedingt durch seine eigentümliche Konfiguration eine andere Aufnahmemanier als bei eigentlichen Gipfelmassiven. Mühsam muß Punkt für Punkt mit der Meßlatte aufgenommen werden. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß dies eine sehr zeitraubende Arbeit ist und vom Aufnehmenden wie vom Gehilfen die größte Ausdauer und Geduld erfordert. Der dazu taugliche Meßgehilfe muß ein unermüdlicher, sicherer Läufer im Gebirge sein. Ich habe verschiedene schlimme Erfahrungen machen müssen, sowohl mit gewöhnlichen Einheimischen, als auch mit Führeraspiranten, bis ich endlich meinen treuen, erprobten Burschen fand. Wie ein gejagter Hase läuft dieser selbst auf dem argzerklüfteten Karrenterrain hin und her. Eine Vorstellung von diesem Karrengebiete gewinnt man nach dem Bilde Seite 352 in unserer »Zeitschrift« von 1906. Wahrlich eine wilde Szenerie! Würdig als Hintergrund eines Zentaurenkampfes. Ähnlich einem solchen war ja der wütende Streit, den einst hier zwei Hirten ausgefochten und der mit dem Tod beider endete. Zwei Kreuze unterhalb des Passes geben Kunde davon.

Mit einer 3 *m* langen, zusammenlegbaren Meßlatte ausgerüstet, stellt der Gehilfe diese nach meiner Weisung an allen charakteristischen Bodenpunkten im Umkreise von 300 *m* der Station möglichst senkrecht auf. Im Fernrohr meines Instrumentes

ist eine sogenannte Distanzmesser-Einrichtung angebracht, die es ermöglicht, daß man innerhalb zweier Faden von der Meßlatte unmittelbar die Entfernung vom Standpunkte bis zu dem zu bestimmenden Punkte ablesen kann. Allerdings ist das vorerst die schiefe Distanz oder Luftlinie, die nachträglich auf die Horizontaldistanz (denn nur solche gibt ja eine Karte an) reduziert werden muß. Der Höhenwinkel wird abgelesen und damit haben wir wieder die Elemente, die zur Berechnung des Höhenunterschieds notwendig sind, nämlich einen Winkel und den Abstand zwischen zwei Punkten. Für solche untergeordnete Höhenbestimmungen, die nur dazu dienen, das Terrain in Höhenschichten darzustellen, wird der sogenannte Rechenschieber verwendet, mit dem man bequem und rasch die Rechnung auf graphische Weise löst. Hat man eine genügende Anzahl solcher Terrainpunkte fixiert, so zieht man nach Naturbeobachtung die Linien, welche den Charakter des Terrains bestimmen. Es ist meines Erachtens eine verfehlte Manier, wenn, wie es leider noch bei den österreichischen Präzisionsaufnahmen geschieht, die Höhenlinien, die das Charakteristische der Landschaft ausdrücken sollen, erst im Bureau, durch einfache Interpollation zwischen den Höhepunkten hindurch gezogen werden. Mögen diese Punkte noch so dicht beieinanderstehen, es bleiben noch Tausende von Möglichkeiten, eine Linie dazwischen zu ziehen, die zwar scheinbar der mathematischen Wahrheit entspricht, in Wirklichkeit aber von einem feinern Gefühl im Vergleiche mit der Natur als falsch erkannt wird. Die schwach geneigten Felsplatten am Grostèpasse sind überdies weder in Kurven noch in Schraffen richtig wiederzugeben, das behaupte ich gegenüber einseitigen Anhängern der genannten zwei Systeme. Die schwache Neigung dieser Platten auszudrücken, würden selbst Horizontalkurven von 5 *m* Aequidistanz nicht genügen, denn innerhalb dieses Höhenunterschieds liegen möglicherweise jene Details, die für den Kartenleser wichtig sein könnten. Dagegen wirken Schraffen übertrieben oder direkt unverständlich, wenn sie nach streng Lehmannscher Manier ausgeführt werden: nämlich sehr fein und weitmaschig.

Ein solches Terrain, sowie senkrechte Felspartien darzustellen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die an den kartographischen Zeichner gestellt werden. Es müssen da Konzessionen gemacht werden, bei denen es auf ein gewisses feines Empfinden des Darstellers ankommt, welches die besten Mittel sind, sich seinen Mitmenschen verständlich zu machen. Einen wirklich richtigen Eindruck der betreffenden Erdoberfläche kann nur das Relief geben; das Kartenbild versagt hier. Weder Farbe noch Tusche sind imstande, ein der Wirklichkeit einigermaßen ähnliches Bild hervorzubringen. Der Kartenbeschauer hat sich von diesem Stück Erdoberfläche meist zu Hause einen ganz andern Begriff gemacht. Der Hochtourist z. B. wird sich kaum eine richtige Vorstellung von den Schwierigkeiten einer Klettertour aus der Kartenzeichnung allein verschaffen können. Beim Lesen meiner Karte möchte ich ihn auf die angegebenen Höhenzahlen aufmerksam machen, welche sowohl die Gipfelhöhen als gewöhnlich auch die Höhe des Einstiegs am Fuße der Felsen angeben. Durch einfache Subtraktion beider Zahlen wird er sich über die Dauer der Tour ungefähr orientieren, wie auch über die Höhe eines eventuellen Absturzes, welch letztere Erfahrung ich ihm allerdings nicht wünsche, vergewissern können. An solchen Stellen, wo uns die Zeichnung im Stiche läßt, geben nur Zahlen Aufschluß über die betreffende Höhendifferenz. Von einer Karte darf man nicht Unmögliches verlangen, in ihrem doch so ungeheuren Verjüngungsverhältnis gegenüber der Wirklichkeit, ist sie nicht imstande, alles zu bringen. So ist z. B. der Maßstab 1:25000, in welchem unsere neuesten Alpenvereinskarten gehalten sind, noch derjenige, der sich als zuverlässiger Führer in der eigentlichen Felsregion bewährt, jeder kleinere Maßstab wird beim praktischen Gebrauche dort nicht verwendbar. Wenn schon auf die 25000teilige Karte ein Felsband, von dessen beträchtlicher Höhe ich mir während


Doss dei Strinzi
Sasso rosso
südl. Corno
Mga. Malghette di sotto
Lago di Tovel
Genevria
Mondifrà alto
Sasso Alto
Fortini
Pietra Grande
Cimon della Campa
Mad. di Campiglio
M. Spinale
Mga. Flavona
b. Cote
Grostè
M. Fibbion
b. Fogajard
Cima del Grostè
b. Cote
C. dei Mandrini
Cima di Brenta
M. Gallino
Cima Fracinglo
Castello
Sabbione
Cima Tosa
b. C. Brenta bassa
Pradel
Pallon dei Mughi
M. Daino
Molveno
Cima di Vallon
Corno b. Molveno
Cima di Ghes
Doss delle Saette
M. Toff
Pozzol
La Crona
b. Nembia
Castel dei Camosci
b. M. Ronzo
M. Gazza
Monte Brugnol
M. Iron
b. Glolo
G. Freytag & Berndt, Wien.

eines Absturzes dreimal das Genick brechen kann, kaum zu bringen ist, wie viel weniger kann bei dem Maßstab von 50—100 000 im Felsgebiete überhaupt Passage gefunden werden.

Jenseits des Grostèpasses auf der Alpe Flavona, wohin mich nun meine Arbeit führt, treffen wir den gleichen Typus von Terrain. Immer diese Platten, die schuppenartig in unzähligen aufeinander geschichteten Lagen allmählich gegen Süden ansteigen. Der Boden von Campo di Flavona, der durch sein üppiges und saftiges Grün einen wohltuenden Gegensatz zu der sterilen Dolomitlandschaft bildet, besteht aus den der Vegetation günstigen rätischen Schichten.

Meine Karte gibt diese Partie in braunen Horizontalkurven wieder, die allerdings eine allmähliche Steigung der Schichten gegen Süden nicht auf den ersten Blick, sondern erst nach gewissem Studium erkenntlich machen. Die Schichtköpfe, die sich unter einer dichten Humusdecke befinden, kommen in kleinen braunen Schraffenreihen, welche das Widergefälle andeuten sollen, zum Ausdrucke. Man ersieht daraus, daß ein Hochgebirgstopograph, sowenig wie ein Maler, der Bergmotive zum Vorwurf nimmt, nicht mehr ohne Kenntniß der Geologie vorwärts kommt. Verständnis für den Aufbau der Formen ist für beide notwendig. Wer sich mit der künstlerischen oder wissenschaftlichen bildlichen Wiedergabe der Erdoberfläche befaßt, muß mit den bis heute bekannten Naturgesetzen vertraut sein und darf nicht mit Nachbildungen kommen, welche das Auge des Gebildeten beleidigen. Durch Bekanntwerden der Kräftegesetze, die in der Luft, im Wasser und der Erdkruste den ewigen Wechsel der Erscheinung hervorbringen, ist unser Blick geweitet worden und wir haben Sinn gewonnen für die unendliche Schönheit der Natur in allen Gebieten. Wir modernen Menschen können nicht mehr wie ein Kind oder ein Bottokude die Welt anschauen. Früher hat man nur für den menschlichen Körper Interesse gehabt, nun wächst es gewaltig auch für die übrigen Naturformen. Das Aufblühen des Alpinismus ist nicht zum wenigsten dieser neuen Seite der Kulturentwicklung zuzuschreiben. In den drei geistvollen Aufsätzen in unserer Zeitschrift über den Werdegang der alpinen Malerei von E. W. Bredt haben wir gesehen, welchen früher nicht geahnten Aufschwung die Landschaftsmalerei, speziell die des Hochgebirgs, genommen hat. Die Liebe zur Scholle und das bessere Verständnis für die Formen der Erdoberfläche sind Eigenschaften, die wir der antiken Welt voraus haben.

Ich bitte nun den Leser, der Schilderung der Vermessung des Bergkomplexes der Pietra grande weiter zu folgen. In der Malga von Flavona wird für längere Zeit Aufenthalt genommen. Die Unterkunft dort ist die beste, die ich je auf den Malgen in der ganzen Brentagruppe getroffen habe. Dem Gaste steht dort ein eigenes Besuchszimmer, das man allerdings andernorts als eine Art von Kartoffelspeicher ansehen würde, zur Verfügung. Die Familie, welche die Alpe bewirtschaftet und die aus dem Sulzbergtal stammt, besteht aus dem alten, patriarchalischen Vater, zwei intelligenten Söhnen und einer Tochter, welche die Küche besorgt. Es sind sehr zuvorkommende liebe Leute, die in ihrer Einfachheit gern dem Gaste die Produkte ihrer Alpwirtschaft anbieten. Einer der Söhne, der hier oben im Sommer die schwere Arbeit am Käsekessel verrichtet, ist im Winter Geschäftsreisender einer Seidenfabrik in Cles und ist als solcher schon ziemlich weit in der Welt herumgekommen. Ihm verdanke ich die Nomenklaturangabe der Umgebung der Flavonaalpe. Mit der Bezeichnung der Gipfel allerdings nehmen es diese Leute nicht allzu genau, so bezeichnete er die Pietra grande als Kaiser Franz Josef-Spitze, weil sie der Kaiser bestiegen haben soll. Es gelang mir aber, ihn zu überzeugen, daß man die zur Kaiser Franz Josef-Spitze getaufte Cima di Brenta von unserem Standpunkte aus nicht sehen konnte, und daß dieser Name nicht auf eine Besteigung der Spitze seitens Seiner Majestät zurückzuführen sei. Beim Volke wird schnell etwas zur Fama. So dürfte vielleicht

auch die Bezeichnung des Campo di Carlo magno, die man von einer persönlichen Anwesenheit Karls des Großen ableiten will, entstanden sein. —

Der nächste schöne Tag wird zur Besteigung der Cima Val Scura, die sich östlich von den Alphütten in kühnen Wänden aufbaut, in Aussicht genommen. Der Sohn des Sennen erzählt mir von diesem Berge, wie er einst einen Touristen, der den direkten Weg über diese Steilwand nehmen wollte und sich elend verstiegen, auf dessen Hilferufe hin »heruntergeholt« habe. Gewiß eine Tat, die man von einem gewöhnlichen »commis voyageur« nicht erwartet. Diesen direkten Anstieg vermeiden wir lieber und schlagen den Weg ein, der zwischen den Bergsturzmassen und den Schutthalden gegen die Alpe Termoncello führt. Bei P. 1902 verlassen wir ihn und biegen rechts in das Val Scura ein. Ein wildes Durcheinander von riesigen Blöcken, trichterförmigen Vertiefungen und dammartigen Aufwerfungen verrät altes Bergsturzgebiet, wie ja überhaupt die Brentagruppe und ihre Umgebung ein klassisches Bergsturzrevier ist. Ich erinnere hier an das Blockmeer im obern Val di Brenta (das von dem im Mai 1882 erfolgten Einsturz eines Turms der Cima Tosa herrührt), an die Trümmerfelder im Hinteren Vallesinella und bei der Tukett Hütte, an das weitausgedehnte Gebiet von Nembia bis Moline, an das mit dichtem Wald bewachsene Revier vom Tovelsee. Wehe dem Wanderer, der in dieses Chaos von Steinen, Wurzeln und Löchern gerät! Es sind Tennisplätze für Meister Petz. Gewandt und sicher bewegt er sich dort und es bieten sich ihm zahllose Schlupfwinkel, von welchen aus er jedes Jahr den umliegenden Alpen unerwünschte Visiten abstattet.

Oben im Val Scura angelangt, hält man sich rechts und steigt über einige leichte Felsstufen auf den Verbindungsgrat zwischen der eigentlichen Cima di Val Scura und dem Cimon della Campa, 2597. Bei dem neuen, vom Militär-geographischen Institut errichteten trig. Signal 2597 ist die Aussicht beschränkt und ich wende mich deshalb dem alten höhergelegenen Punkte der Katastermessung zu, der einen vorzüglichen Überblick auf die Nordkette der Brentagruppe gewährt. Unser Gegenüber, die Pietra grande, ist von diesem Fixpunkte aus wundervoll anzuschauen (siehe Beilage bei S. 80); wie ein modernes Schlachtenschiff liegt sie da und kehrt uns ihre Breitseite zu, während sich ihr »Schnabel« scharf über den unruhigen Wellen des Grostèplateaus zuspitzt. Schnell wird dieser Blick in einer Skizze festgehalten, wobei auffällt, daß die Scharte zwischen den Türmen Nr. 9 (2756) und Nr. 10 (2765) (siehe Beilage bei S. 80) direkt in der Verlängerung der Bruchspalte liegt, die in nordwestlicher Richtung das Karrenplateau durchschneidet. Die Türme, die also ihr Entstehen einer tektonischen Linie verdanken, sind dann später vom Wasser noch bis in die feinsten Details »ausziseliert« worden. Gleich schlanken gotischen Strebepfeilern ragen sie empor, und um sie ziehen sich mit wunderbarer Eleganz all die durch innere Struktur gegebenen Bändchen in scharfen Ecken herum. Bei der Darstellung in so kleinem Maßstabe, muß natürlich solch ein unendlicher Detailreichtum weggelassen oder doch so generalisiert werden, daß man leider größere Kreise nicht genügend auf die Feinheit solcher Naturgebilde hinweisen kann. Ein Relief in großem Maßstabe würde vielleicht Sinn und Auge für solche Formen schärfen.

Die Skizze ist beendet und die Gratpunkte werden als die gleichen wieder erkannt, die wir schon vom Signal Spinale aus angeschnitten haben. Es sind also hier keine neuen Nummern notwendig, aber die Visuren werden gezogen und der betreffende Höhenwinkel gemessen. Da sich unser Standpunkt fast in derselben Höhe befindet wie die Pietra grande, werden sich die hier gemessenen Winkel später als sehr vorteilhaft erweisen. Bekanntlich nimmt die Unsicherheit in der Berechnung des Höhenunterschieds in dem Maße zu, wie der Winkel wächst und ein Winkel von über 8° ist zu unsicher, als daß man ihn, noch dazu mit gutem Gewissen, ver-

wenden könnte. Selbstverständlich werden nun auch neue Punkte numeriert und »angeschnitten«. Ein vom Nonstal heraufziehendes Gewitter, das immer näher rückt, erlaubt nicht, daß diese »Schneiderei« auf dem Gipfel weiter fortgesetzt wird. Von allen Seiten kriechen die Nebel herauf und Blitzschläge in der Nähe lassen es ratsam erscheinen, das »Geschäft« vorläufig wegen eintretender Elementarereignisse für heute aufzugeben. Unter einem etwas überhängenden Felsen suchen wir Schutz gegen den niederprasselnden Regen und Hagel. Das Hündchen meines Gehilfen, von uns Bellina der »Fixhund« getauft (es begleitete uns fast auf sämtliche Fixpunkte der Gruppe), findet die Situation recht ungemütlich; vor Kälte schlotternd zieht es seinen Schweif ein und schmiegt sich an seinen Herrn. Fest hängen die Nebel an den Gipfeln. Hoffentlich wird der morgige Tag wieder schön und nach nochmaliger Besteigung unseres Gipfels kann die Arbeit auf diesem beendigt werden. Nicht nur die beschriebene »Pietra grande« erledigen wir von hier aus, sondern alles, was von der Brentagruppe zu sehen ist.

Von der Alpe Flavona besuchte ich noch das Signal Val Strangola, 2133 *m*, und bestieg das Corno di Flavona, 2914 *m*, als Hilfspunkt. Ersteres ist touristisch ein unbedeutender Punkt, gewährt aber einen entzückenden Blick auf den tief unten im dunklen Tannengrün liegenden Tovelsee. Einen wunderbaren Farbenkontrast bemerken wir an diesem See. Ein tiefes Grün ist die Hauptfarbe, der südliche Zipfel aber leuchtet blutrot. Dieses herrliche Farbenspiel, das ein Motiv für Meister Böcklin gewesen wäre, entsteht wahrscheinlich durch das Eisenoxyd, das im Seeschlamme enthalten ist.

Das Corno di Flavona wurde nach ziemlich mühevoller Kletterei vom Val delle Giare aus bezwungen.

Die auf dem Punktnetz (Seite 83) weiterhin angegebenen Stationspunkte: Signal Mondifra, 2487 *m*, und Signal Monte Fibbion, 2672·6 *m*, sind von andern Standquartieren aus besucht worden.

Auf allen diesen Gipfeln wiederholt sich die eingangs beschriebene Arbeitsweise: bereits bestimmte Punkte werden identifiziert, auf ihre Lage hin kontrolliert und ferner zur Kontrolle der Höhenberechnung die Höhenwinkel gemessen. Vermittels dieser Aufnahmsmethode sind die eigentlichen Gipfel und ihre Hänge auf der Karte bestimmt; die Lücken, welche dazwischen bleiben, Talböden und mehr flache Partien, werden wie geschildert mit der Meßlatte kartiert. Diese mechanische Punktbestimmung ist wohl eine einfache Geschichte und jeder einigermaßen intelligente Mensch ist nach wenigem Drill dazu zu gebrauchen. Jedoch aus dem Netz von Punkten, das uns die rein mathematische Arbeit liefert, und das mehr einer Sternkarte gleicht, ein klares, verständliches Terrainbild zu erstellen, benötigt spezielles Talent. Die Staatsinstitute, die sich mit der Kartenaufnahme befassen, richten ihr Hauptaugenmerk mit Recht auf die immer dichtere und genauere Punktaufnahme. Was nützt das aber dem großen Publikum? Es bekommt diese Daten nie zu Gesicht und erhält schließlich eine Karte, auf welcher das Terrain unleserlich und trotz aller mathematischen Genauigkeit falsch sein kann. Zu oft fehlt es eben dort an Leuten, die richtig beobachten und vor allen Dingen zeichnen können. Vielleicht daß die Kartographie einen großen Aufschwung nehmen wird, wenn aus den Schulen, in denen Zeichenunterricht im Sinne von Lichtwark, Georg Hirth und Albert Heim erteilt wird, Zeichner hervorgehen, deren Beobachtungsgabe für die Gebilde der Natur geschärft ist.

Das Zeichnen nach der Natur läßt überdies ungeahnte Schönheiten entdecken. Das sagen die Werke von Leonardo da Vinci, von Humboldt, Goethe, Häckel, Heim und anderen großen Meistern; ihre Schöpfungen gehören zum Höchsten, was menschliche Vernunft gefunden, gleichzeitig offenbart jedes für sich ein neues Reich der Schönheit. Dazu gehören unter andern das Werk der Challenger Tiefseeexpedition, das uns mit fremdartigen schönen und grotesken Formen der Tiefseefauna

bekannt macht, das Werk der amerikanischen geologischen Anstalt, welches uns die Großartigkeit des Coloradogebiets in prachtvollen Zeichnungen vorweist, Heims Werk über die Säntisgruppe, Symonis Dachsteinwerk, Humboldts Kosmos und die Schweizer Dufourkarte. In erster Linie dienen solche Arbeiten gewiß der Wissenschaft, aber für den geistig hochstehenden Menschen bilden sie zugleich einen tiefen ästhetischen Genuß.

Man wird lächeln, daß ich hier eine Karte sozusagen als Kunstwerk angeführt habe, und glauben, die Kunst habe nur in den Gebieten des Gefühls und der Phantasie Berechtigung. Es gehört aber zu den trivialen Irrtümern, in Wissenschaft und Kunst eine Art von Gegensatz sehen zu wollen. Die Phantasie ist die Mutter beider. — Große Naturforscher sind Künstler — große Künstler sind Naturforscher! Im Menschen der Neuzeit vollzieht sich eine Umwandlung. Naturwissenschaft und Technik haben gewaltigen Aufschwung genommen und auch das Gebiet der Ästhetik nicht unbeeinflußt gelassen — andere Begriffe von Schönheit bilden sich. Wir sehen die schaurigen Marterszenen der altdeutschen Meister nicht mehr als schön an, mögen die Gewänder der sich darauf befindlichen Heiligen noch so bunt gemalt sein, wohl aber sprechen wir von der schönen Linie des Eifelturms, von einer schönen Karte, einer schön konstruierten Brücke etc. etc. Es kommt mir hier ein von Heinrich Schöpf gezeichneter Karton in den Sinn, der im Stiegenhause des Ferdinandeums von Innsbruck hängt, »Die alte und die neue Welt« ist diese Skizze sehr treffend betitelt. Über dem Gipfel des Olymps klagen die Götter Griechenlands, daß das Prometheus-Geschlecht es gewagt hat, ein trigonometrisches Signal auf ihrem geheiligten Göttersitz aufzustellen. Lassen wir sie wehklagen und freuen wir uns, durch die Entwicklung selbst dahin gelangt zu sein, wo einst Götter thronten — auf freie Bergeshöhen!

Das ästhetisch erweiterte Gefühl des modernen Menschen gegenüber dem antiken zeigt sich in der Gegenwart recht deutlich in dem Bestreben, naturwissenschaftliche und alpine Museen zu gründen. John Ruskin, der große Kunstschriftsteller Englands, hat schon vor Jahrzehnten gleiche Gedanken gehegt, indem er in seinem Museum zu Walkley neben Originalen, Kopien, Reproduktionen, Abgüssen und den höchsten Kunstleistungen aller Völker und Techniken auch Proben der feinsten und reichsten Formen der Natur, z. B. Kristalle, Edelsteine etc., gesammelt hat. Überdies hat er treffliche Worte über das Terrainzeichnen gesprochen, die zugleich allgemein menschliche Wahrheit enthalten. Besonders hat sich der Topograph den letzten Satz als Leitmotiv bei seinen Aufnahmen zu merken: »Nichts unterscheidet große Männer mehr von unbedeutenden, als daß sie immer im Leben und in der Kunst den Weg kennen, den die Dinge gehen. Der Dummkopf denkt, sie stehen still und zeichnet sie ohne Bewegung; der weise Mann sieht Wechsel und Veränderung in ihnen und zeichnet sie so, — das Tier in Bewegung, den Baum im Wachstum, die Wolke in ihrem Lauf, den Berg in seinem Abnehmen. Versuche immer, wenn du Formen siehst, die Linien zu sehen, die Macht über ihr vergangenes Geschick hatten, Macht über ihre Zukunft haben werden.«

Über das weitere Schicksal des Aufnahmeblattes bis zu der fertigen gedruckten Karte, die Sie nun in Händen haben, werde ich mich kurz fassen. Nachdem sich der geschilderte Vorgang der Kartierung in allen Teilen der Gruppe wiederholt hat, Tausende von Punkten bestimmt worden sind und das Terrain an Ort und Stelle in Blei gezeichnet ist, kann man getrost damit nach Hause gehen; zur Unterstützung des Gedächtnisses dienen ja auch die vielen gesammelten Skizzen und Photographien. Während des Winters wird nun zu Hause die Karte ins Reine gezeichnet. Die Horizontallinien, welche bewachsenen Boden darstellen, sind braun, alles Wasser, ob gefroren oder flüssig, ist blau und das vegetationslose Karren- und Felsterrain schwarz gehalten. Das Wichtigste bleibt dabei immer, in Geist und Wesen des betreffenden Terrains einzudringen und sich nicht mit der sogenannten »Schönzeich-

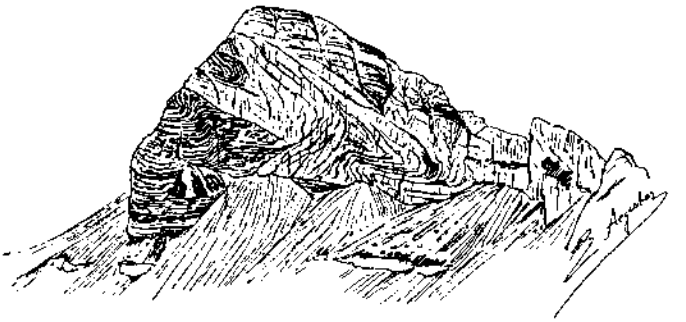


Fig. 1. Cima dei Lasteri vom Monte Gallino.

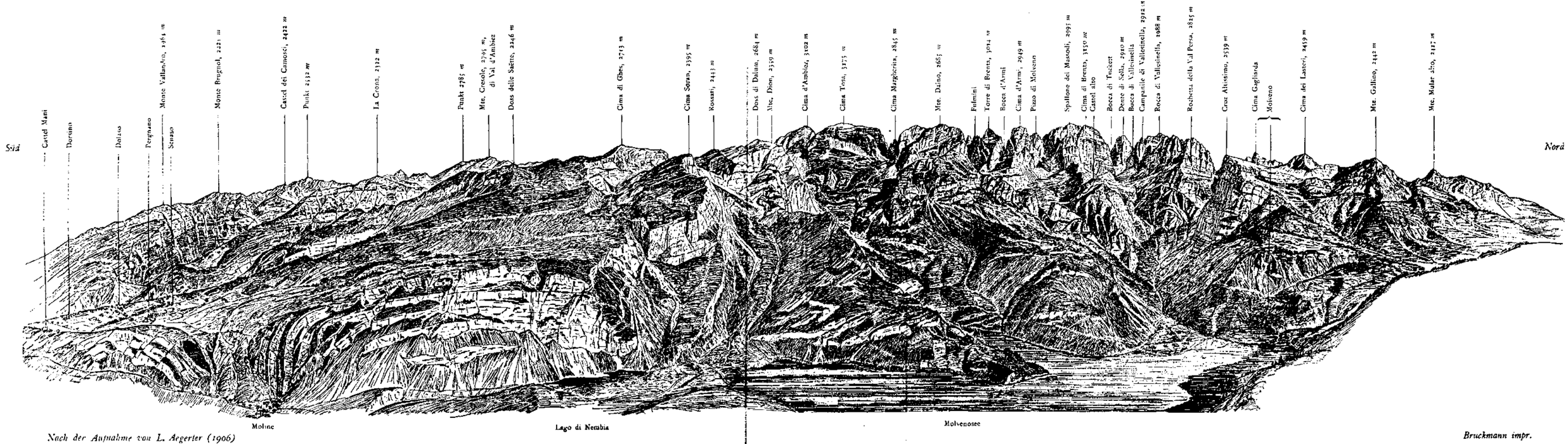
nerei« zu begnügen. Interessant zu vernehmen ist, was die beiden topographischen staatlichen Institute von Bayern und der Schweiz in ihren Instruktionen darüber schreiben. So schreibt Generalmajor A. Heller in seiner »Theoretischen und praktischen Anleitung für den Dienst der topographischen Zeichensektion« (München 1902): »Es genügt nicht, ein bloß schönes Bild zu schaffen, sondern es müssen die durch das Material, die Schichtungs-, Lagerungs- und Verwitterungsverhältnisse bedingten Momente, wie sie sich dem Beschauer zeigen, auch aus der Zeichnung zu ersehen sein.« In der »Instruktion für topographische Aufnahmen im Hochgebirge der Schweiz« lautet der betreffende Passus S. 27: »Der aufnehmende Ingenieur wird vor allem die Terrainbildung so weit studieren, daß er sich über die Art und Weise der Modellierung unserer heutigen Bodenoberfläche klar wird. Er wird dabei eine Reihe immer wiederkehrender typischer Formen finden, die, unter gleichen Gesetzen gebildet, gleichartige Gestaltung zeigen und zu deren charakteristischet Darstellung, jeweilen analoge Punktbestimmungen notwendig sind. Aus der Beachtung der wechselseitigen Beziehungen zwischen geologischer Bildung, örtlicher Lage, Vegetationscharakter, Bewohnung, Wegnetz, überhaupt der gesamten Bodenbedeckung, ergibt sich für den Aufnehmenden eine geistige Auffassung, welche ihn befähigt, die technischen Operationen mit Verständnis auszuführen und bei Anbringung aller dem Maßstabe zukommenden Details ein klares Kartenbild zu liefern.«

Die Brentagruppe habe ich, wie schon andere vor mir, als schwache kuppelförmige Aufwölbung aufgefaßt, die fast genau von Nord nach Süd, wie auch von Ost nach West gegen alle Seiten hin abfällt. Auf dem gegenüberstehenden Panorama sieht man besonders gut, wie sich in kühnem Schwunge die mächtige Wand des Liaskalks aus einer Eozänfalte in der Gegend von Moline heraufbäumt. Die darüber liegenden Schichten des Hauptdolomits, aus welchem fast alle Hauptgipfel der Gruppe bestehen, machen diese Bewegung mit. An der Cima Tosa erscheinen diese Schichten horizontal, dann folgt die Bruchspalte durch Pozza tramontana — Bocca di Brenta —, Val Brenta, von dort bis zur Cima di Brenta zeigen sie noch einmal ein schwaches Aufwärtssteigen.[1]) Es scheint also dieses Stück gegen die Bocca zu abgesunken zu sein, denn allgemein wird angenommen, daß die höchste Erhebung der Kuppel die Cima Tosa bildet, welche Erscheinung mit der Entstehungshypothese bezüglich der Nachbarschaft des Monte Sabbione stimmen würde. Von der Cima di Brenta senken sich die Schichten



Fig. 2. Palon dei Mughi (2321m) von Süden.

[1]) Siehe Abbildung Seite 344 der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1906.



Nach der Aufnahme von L. Aegerter (1906)

Bruckmann impr.

Ansicht der Brentagruppe vom Monte Gazza.

allmählich. Am Grostèpaß verschwindet der Hauptdolomit unter der Pietra grande, welche, wie alle Gipfel der Nordkette, bis zum Sasso rosso, aus rätischen Schichten und Liaskalken aufgebaut ist. Der nördlichste Punkt unserer Karte ist der Sasso rosso. Dieser, wie auch der auf dem Panorama durch dunkle Zeichnung kenntlich gemachte »Rossati«, bestehen aus roten Kreidemergeln, die in der Natur auffallend sind. Im Süden, also beim genannten Rossati, ist dieses rote Gestein zwischen hellen Liaskalk eingekeilt, im Norden dagegen liegen diese Schichten oben auf. Störungen in dem gewaltigen Gewölbebau der Brentagruppe gibt es natürlich sehr viele. Bruchspalten durchsetzen die Gruppe öfters in der Richtung von Nordwest gegen Südost. Aber auch Bruchlinien, die mit der Hauptachse parallel gehen, also Begleiterscheinungen der großen Judikarienbruchlinie sein können, sind auf der Karte zu finden. Auch Faltungen bemerkt man in der Gruppe, die Seite 88 abgebildeten (Fig. 1 u. 2) mögen vielleicht für einen Geologen, welcher erst das Gebiet genau untersuchen müßte, um bessern Aufschluß darüber zu erteilen, von Interesse sein.

Wenn schon meine Karte der Wissenschaft nicht viel Neues bieten wird, möchte ich doch etwas von ihrem praktischen Nutzen reden, nachdem ich den Leser so lange mit wissenschaftlichen und ästhetischen Betrachtungen einer Geduldsprobe unterzogen habe. Dem Führerlosen kann sie große Dienste leisten, möge er das früher Gesagte beherzigen, und die innerhalb des Maßstabs gelegenen Details beachten; er wird alle größeren Couloirs, Rinnen, Durchgänge und Bänder finden, die ihm neue Versuchsmöglichkeiten zeigen. Freilich kann für direkte Gangbarkeit, die ja übrigens ein sehr subjektiver Begriff ist, nicht garantiert werden und ich will hier nochmals wiederholen, daß im Felsterrain Höhendifferenzen nur aus den dabeistehenden Höhenzahlen zu ersehen sind. Es kann nicht genug empfohlen werden, vor einer Tour in ein unbekanntes Gebiet die Karte anzuschauen, sie kann von Unsinn abhalten, der vielleicht Menschenleben kostet. Möge folgendes Beispiel das Gesagte illustrieren. Eine Partie, und noch dazu mit Führer, wollte im Sommer 1905 von der Ombrettaspitze über den Vernalegletscher nach dem Kontrin Haus hinunter. Zu spät erkannten sie die Unmöglichkeit eines Abstiegs und das Unglück geschah; eine schwere Katastrophe war die Folge. Diese wäre nicht vorgekommen, wenn die Betreffenden die vom D. u. Ö. Alpenverein herausgegebene Karte der Marmolatagruppe zur Hand genommen hätten. Deutlich zeigt sich auf dieser, wie der Gletscherzirkus mit einer senkrechten Wand von ca. 150 *m* Höhe abschließt.

Wanderern, die unsere Karte für die unteren Regionen zu Rate ziehen, sei noch Folgendes bemerkt: In Südtirol wird im allgemeinen die Alpenwirtschaft nicht mit der Stabilität betrieben, wie in den bayerischen Alpen oder in der Schweiz. Die Alphütten, Malgen, wie sie hier genannt werden, haben vielfach einen recht primitiven Charakter. Die aus lockeren Steinen zusammengefügten Mauern sind nach vier bis fünf Jahren wieder dem Einsturze nahe, und da gewöhnlich durch das Vieh und die Faulheit der Hirten die ganze Umgebung zu einem Morast und wahrem Dickicht von Unkräutern verwandelt wird, ziehen sie es vor, an irgend einem andern Ort, manchmal weit weg vom ursprünglichen Platz, neue Hütten zu bauen. Verfallene Hütten sind an verschiedenen Plätzen zu bemerken. Selbstverständlich ändern sich dann auch die Wege, d. h. wenn überhaupt solche in der Nähe von Hütten zu sehen sind; gewöhnlich verlieren sich diese auf dem Weideboden. Vorübergehende Bedeutung haben Wege, die in das Niederholz, mit dem in Südtirol lange Bergseiten bedeckt sind, führen. Alle fünf Jahre wird dieses Niederholz, »Boscetti« genannt, abgeschlagen und es entstehen vom Herunterschleifen und den daraus gebrannten Kohlen provisorische Wege. Schäferhütten oder Baiten können durch Winterstürme oder Lawinen so demoliert sein, daß sie von einem Sommer zum andern nicht mehr zu finden sind. Ich bitte daher den Leser eindringlichst, sich in den genannten Fällen nicht allzusehr auf

die Karte zu verlassen, sondern sich mehr nach dem Terrain, das sich ja nicht so rasch wie menschliche Werke ändert, zu orientieren.

Nach Vollendung des Aufnahmeblattes, also des »Originals«, das natürlich, solange es nicht reproduziert ist, bedeutenden Wert besitzt, wird die Nomenklatur auf eine genau passende Pause festgelegt.

Die Namenbezeichnung der Gipfel und Pässe wird mir durch Kenner der betreffenden Gruppe erleichtert. So haben sich in dieser Beziehung für die Brentagruppe die Herren Hans Barth, A. v. Radio-Radiis und Prof. Dr. Orsi sehr verdient gemacht. Niemand ahnt, welche Mühen und Schwierigkeiten oft nur die Feststellung eines einzigen Namens bereitet. Die Flur- und Lokalnamen habe ich im Laufe des Sommers von Jägern, Förstern und Hirten in Erfahrung gebracht. Nachdem ich alle Namen habe, bestimme ich Schriftart und Stärke derselben je nach Wichtigkeit.

Nun ist für mich die Arbeit beendet und sie kann jetzt reproduziert werden. In kürzester Zeit muß die Reproduktion von 75000 Exemplaren vonstatten gehen. Diese Forderung — und die andere, das Original zugleich mit Verständnis, nicht nur mechanisch zu vervielfältigen, erfüllt in vorzüglicher Weise die Firma G. Freytag & Berndt in Wien. Der lithographische Stich ihres Herrn Rohn ist die Arbeit eines Künstlers, der durch eigenes Studium Gestaltungskraft besitzt, und dessen Schaffen die erwünschte Wiedergabe des Terrains garantiert.

Vermittels photographischen Verfahrens wird das Original auf den Stein übertragen, so daß auf diesem die ganze Zeichnung verkehrt zu liegen kommt. Die Aufgabe des Lithographen ist, alle Linien mit der Lithographennadel fein in den Stein zu ritzen. Selbstverständlich müssen die drei Farben, in denen das Original gehalten ist, auf drei verschiedenen Steinen gestochen sein und es ist eine große Schwierigkeit, namentlich bei den ausgedehnten Formaten unserer Alpenvereinskarten, daß alle drei Drucke haarscharf aufeinander passen. Fehlt es beim Einstellen der Steine um einen Viertelmillimeter, so entstehen unliebsame Fehler. Die Lithographie besitzt dem Kupferstich gegenüber, der in seiner Art das vornehmste, aber auch das teuerste Vervielfältigungsmittel ist, verschiedene Vorzüge, aber auch den großen Nachteil, daß nicht in dem Maße korrigiert werden darf, wie bei letzterem. Um die Zeichnung nämlich von einer bestimmten Stelle des Steins zu beseitigen, muß dieser dort abgeschliffen werden, wobei eine leichte Vertiefung entsteht. Wird ein solches Korrekturverfahren zu oft wiederholt, so werden die durch mehrfaches Abschleifen verursachten Vertiefungen und Unebenheiten des Steins so groß, daß die von ihm gewonnenen Abdrücke unscharf sind. Bei geschickter und vorsichtiger Behandlung reicht aber immerhin die Korrekturfähigkeit des Steins bis zu einer mäßigen Grenze der Wiederholung aus. Die Kupferplatte dagegen kann, wenn auf ihr etwas herausgeschliffen wird, durch einfaches Aufhämmern genau wieder in die frühere Ebene gebracht werden und man kann von ihr auch nach vielfachen Korrekturen immer wieder die feinsten Drucke abziehen. Allerdings wäre es in unserem Falle, bei der großen Auflage der Alpenvereinskarte geradezu unmöglich, der Zeit und Kosten wegen, direkte Kupferstichdrucke für die Zeitschrift zu erstellen, da solche nur durch die Handpresse erhältlich sind. Die Ötztaler-, Ferwall- und Adamellokarte, die der D. u. Ö. Alpenverein herausgegeben hat, sind zwar auf Kupfer gestochen, aber durch Umdruck auf den Stein gebracht worden, so daß durch die lithographische Schnellpresse rascher und billiger gearbeitet werden konnte. Die letzten Karten, die in der »Zeitschrift« erschienen sind, sind deshalb auf Stein gestochen und von diesem gedruckt worden, weil es keinen einzigen Kupferstecher gibt, der annähernd mit seiner Manier im Felsstich dasselbe leistet wie Herr Rohn in der Lithographie. Wirkliche Künstler in diesem Fache gibt es sehr wenige, diejenigen, die etwas können, sind für diese Arbeit zu unbeständig und zu wenig exakt. Das topographische Bureau in Washington hat

in dieser Beziehung seine Erfahrung gemacht. Der nachmalige berühmt gewordene Radierer Whistler war als junger Mensch dort beschäftigt, hat aber seine Stelle bald wieder verloren, da er eines schönen Tags seine Kupferplatte verdarb und die ganze darauf befindliche Arbeit unbrauchbar machte, indem er an der Ecke derselben karikaturenhafte Köpfe radierte.

So arbeitet ein solcher Künstler monatelang über den Stein gebeugt und sieht vor sich nichts, als die grellen, weißen und ungemein feinen Linien, die er öfter mit Hilfe eines extra zugeschliffenen Diamantsplitters in den geschwärzten Grund graviert. Diese mühevolle Arbeit wird noch dadurch erschwert, daß alles verkehrt gemacht werden muß, z. B. Schrift, Licht- und Schattenwirkung der Felszeichnung etc. etc. Täglich den Steinstaub zu schlucken und zur Abhaltung der Respiration ein Kartonstückchen beständig vor dem Munde zu haben, ist nicht gesund — es ist deshalb eine Wohltat für den Stecher unserer Karte, daß ihm die Möglichkeit geboten wird, einige Zeit von dieser Arbeit auszusetzen und sich in freier Bergluft wieder erholen zu können. Mit frischen Eindrücken der Formenschönheiten des Gebirgs kehrt er zur Arbeit zurück, und mit noch mehr Verständnis und Liebe schafft er weiter am Terrainbild.

Ist die Kartenzeichnung auf den gegen Aufnahme von Fett präparierten Stein fertig gestochen, so wird die Gravur mit Leinöl eingefettet, dann mit Wasser abgewaschen und die fettannehmende Zeichnung mit Farbballen eingerieben. Von diesem Originalsteine wird die Karte auf einen reinen, tadellosen Stein umgedruckt und von diesem die Auflage in der Schnellpresse gedruckt. Die Herstellung der Druckfarbe, Behandlung der Farbwalze und Zubereitung des Steins sind Verrichtungen, die natürlich ebenfalls aufs gewissenhafteste besorgt sein wollen, und bekanntlich eignen sich für solche Arbeiten auch nicht viele.

Wir sehen, wie viele Kräfte zusammenwirken müssen, bis schließlich ein solches Werk, wie unsere Alpenvereinskarte, daliegt. Mit gewisser Selbstverständlichkeit, ohne Gedanken an Mühe und Arbeit, die eine solche Karte erfordert, zieht alljährlich das Mitglied des D. u. Ö. Alpenvereins diese aus seiner »Zeitschrift«. Sie ist nun einmal da — wie sie entstanden, darum kümmern sich wohl nur wenige. Den Wenigen aber glaube ich mit diesen Zeilen einen Begriff von den verschiedenen Schwierigkeiten, die sich bei Herstellung von Hochgebirgskarten entgegenstellen, übermittelt zu haben, und ich darf sie wohl bitten, nachsichtig zu urteilen.

Der Mensch bleibt in seinen Werken ein Stümper gegenüber der Natur. —

≡ GOETHE UND DIE ALPEN ≡

VON DR. JOSEPH HARTMANN

Verfolgen wir den vielgestaltigen Lebensgang des größten deutschen Dichters, so tritt auch jene Zeit, in der ihm Gelegenheit geboten war, das mächtige Alpengebirge kennen zu lernen, sehr bemerkbar in den Kreis unserer Betrachtungen. Hat doch Goethe drei Reisen in die schöne Schweiz und zwei nach dem sonnigen Italien ausgeführt, und zwar zu einer Zeit, in der er schon durch die immer noch altväterlichen Zustände bei Beförderung von Waren und Personen gezwungen gewesen wäre, Land und Leute ohne die vielfach unverzeihliche Hast unserer Tage zu schauen, hätte er nicht noch obendrein dem Wandern zu Fuß stets den Vorzug gegeben und Postkutsche, Reitpferd — Goethe hatte auch das Reiten gut erlernt — oder ein ähnliches Beförderungsmittel erst in zweiter Linie gelten lassen. Dies gibt er vor allem klar und bündig in einem Briefe aus Leuk vom 10. November 1779 mit den Worten zu verstehen: »Zu Fuß zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste.« Ferner erhellt es aus Stellen anderer Briefe und gleichzeitiger Tagebücher. Was Wunder also, wenn Goethes feingestimmter Geist nur umsomehr Schönes und Gutes zu seiner und anderer Unterhaltung und Belehrung in sich aufnahm? Was Wunder, wenn uns seine Schilderungen oft und oft einen derartigen Reiz bieten, daß wir unwillkürlich ausrufen: »Wahrhaftig, ein Meister des Schauens und Erzählens.« — Die dankbare Nachwelt hat neben anderm auch dies von jeher zu schätzen gewußt und dem alpinen Teil in seinen Reiseberichten, von denen viele Abschnitte als wahre Kabinettstücke gepriesen werden, nicht minder die gebührende Anerkennung gezollt. Und weil noch dazu neueste Forschungen an der Hand quellenmäßigen Materials manche Ungenauigkeiten in den hier maßgebenden Überlieferungen richtig stellten, so greift die gebildete Welt nur um so lieber zu solcher Lektüre, die nicht bloß im allgemeinen sondern auch in alpiner Hinsicht jedem Interessenten packenden Stoff in Hülle und Fülle bietet, so daß wir es in unserem Falle nur als eine sehr angenehme Aufgabe empfinden können, hier einmal Goethes interessante Wege und Ziele in der großartigen Alpenwelt zusammenfassend zu überschauen und uns darüber klar zu werden, welcher Gewinn ihm daraus erwachsen ist.[1])

Es war im Jahre 1775, als Goethe im Alter von 26 Jahren von den beiden Mitgliedern des Göttinger Hainbundes, den urwüchsigen Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, gelegentlich eines Besuchs zu Frankfurt a. M. eingeladen wurde, sie auf ihrer Schweizer Reise zu begleiten. Goethe war ein-

[1]) Zugrunde gelegte Literatur: Goethes Werke, von mehreren Gelehrten herausgegeben, bei Gustav Hempel in Berlin, und Goethe, sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. München, Beck'scher Verlag, 1904.

verstanden, zumal ihn auch sein Vater hierzu ermunterte und er überdies den Versuch machen wollte, ob er sich auf solche Art aus einer übereilten Verlobung mit Lili Schönemann befreien könne. Als vierter schloß sich ihnen Baron Kurt von Haugwitz an, der sich gleich den andern längst für Goethe begeistert hatte. Frisch und voller Jugendlust brach die Gesellschaft Mitte Mai auf, um gemeinschaftlich von Frankfurt a. M über Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe nach Straßburg zu reisen, worauf sich Goethe für einige Tage trennte, um in Emmendingen seine Schwester Cornelia, die Frau des Oberamtmanns Schlosser, zu besuchen und dann erst über Schaffhausen den nach Zürich vorausgeeilten Gefährten nachzukommen. Hier in Zürich aber wurde er, nachdem er acht Tage geblieben war und sich mit dem berühmten Physiognomiker Lavater innigst verbunden hatte, von seinem unverhofft getroffenen Freunde Passavant eingeladen, mit ihm die kleinen Bergkantone zu besuchen, welche dieser schon früher mit großem Entzücken durchwandert hatte. Goethe folgte um so lieber, als er ja vom hochgelegenen Hause des greisen Dichters Bodmer aus nicht bloß die reizvollen Mannigfaltigkeiten des Züricher Sees, sondern auch »die blaue Reihe ferner Gebirgsrücken mit größter Sehnsucht« geschaut hatte. Die Grafen Stolberg und Baron Haugwitz schlossen sich an. Mit einer Fahrt auf dem Züricher See und mit der Landung bei dem reizend gelegenen Richterswyl ward begonnen. Dann ging es auf die dahinter liegenden Berghügel und hinab ins Tal von Schindellegi, von wo aus sie nur auf »sehr fühlbaren«, rauhen Gebirgspfaden nach Maria-Einsiedeln gelangen konnten. Am 16. Juni 1775 ward sodann der weltberühmte Wallfahrtsort verlassen und Goethe, dessen Frohsinn durch die bisherigen Anstrengungen durchaus nicht gelitten hatte, sah sich nur mehr von dem ruhigeren Passavant begleitet, während sich die übermütigeren Elemente anderswohin verzogen. »Wilde und steinige Höhen mußten überwunden« und so erst recht Strapazen mit in Kauf genommen werden, ehe sie »nach kurzer Rast im Anblicke der beiden schneebehangenen« Mythen — nicht der Schwyzer Haken, wie Goethe meinte — »auf unabsehbaren Schluchtenwegen eiligst gehend, ja springend, Schwyz, den Hauptort des gleichnamigen Kantons«, erreichten. Bereits am 17. Juni bot ihnen der Lowerzer See, auf dessen Insel man ihnen die Ruinen der angeblichen Zwingburg Geßlers zeigte, und der Anstieg auf den Rigi über Lowerz und Goldau die herrlichsten Genüsse und noch am Abend des gleichen Tags konnten sie, nachdem sie bei der »Mutter Gottes im Schnee«, an der Kapelle und am Kapuzinerkloster (heute Klösterli) vorbeigewandert, im einfachen, heute nicht mehr bestehenden Wirtshause zum Ochsen Herberge nehmen. Leider aber wurden sie am nächsten Tage, den 18. Juni, als sie endlich auf dem Gipfel standen, nicht so für ihre Anstrengungen entlohnt, wie sie sich gewünscht hatten. Denn Wolken und Nebel verwehrten ihnen eine längere freie Aussicht und nur hie und da zerriß der dichte Schleier. Doch der junge, lebensfrohe Goethe gab sich schließlich auch damit zufrieden, weil es für ihn jedesmal, so oft sich ihm die Welt für kurze Zeit auftat, »ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick« war. Goethe gehörte also zu jenen wenigen Touristen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Rigi bekannt wurden. Am 19. Juni nach Vitznau und somit zum großartig zwischen Felskolossen gelegenen Vierwaldstätter See abgestiegen, berührten sie auf einer Bootfahrt das anmutige Gersau und die durch Geschichte und Sage merkwürdigen Punkte Rütli, Tellsplatte und Flüelen, worauf sie in Altdorf, dem Orte des angeblichen Apfelschusses, übernachteten. Endlich ward der St. Gotthard, den Goethe übrigens nur drei Stunden entfernt wähnte, als das vornehmste Ziel dieser Alpenfahrt ausersehen. Darum strebten sie unverweilt in dem durch schroffe Felsklüfte sich wild und wilder gestaltenden Reußtal zum vielbesuchten Hospiz empor und passierten dabei Amsteg an der seitlichen Einmündung des romantischen Maderaner Tals, ferner

nach Überwindung einer gefährlichen Schneebrücke Wasen, »woselbst sie dem sauren Italiener Wein mit Wasser und Zucker nachhelfen mußten«, Göschenen und die eine Stunde lange Felsenschlucht der Schöllenen, den Teufelsstein und die von einem prächtigen Wasserfall bestäubte Teufelsbrücke, die noch heute — aber ungebraucht — neben der neuen besteht, das finstere, Goethe verdrießlich anmutende Urner Loch und unmittelbar darauf das »reinliche Örtchen« Urseren oder Andermatt, wo sie sich in einem bescheidenen Gasthause mit leidlichem Weine und berühmtem Käse gütlich taten. Selbstverständlich war ihnen der überraschende Gegensatz der schaurigen Felslandschaft zu dem plötzlich sichtbar werdenden Wiesengrün nicht entgangen. Endlich gab es noch einen kurzen, aber beschwerlichen Aufstieg über den wüsten, steinigen Gamsboden, den Goethe übrigens mit dem Liviner Tal verwechselte — und die Wanderer konnten am 22. Juni in dem gastfreundlichen St. Gotthard-Hause, das seit 1841 Hotel ist, 2095 *m* hoch der wohlverdienten Rast und Ruhe pflegen. Freundliche Aufnahme durch den würdevollen, gebildeten Pater Lorenz, aufmerksame Bedienung durch eine tüchtige, ältliche Frauensperson und begeisterte Gespräche über die wundervollen Eindrücke des Tags würzten ihnen den Abend. Es gefiel ihnen so, daß Passavant am heiteren Morgen des 23. Juni den Vorschlag machte, sich auch ein wenig im benachbarten Italien umzusehen, und dies um allen Preis durchsetzen wollte. Wahrlich, für Goethe keine kleine Versuchung! Aber schließlich siegte in ihm die Sehnsucht nach Lili Schönemann und nicht in letzter Linie nach dem lieben Heimatlande. Es wurde denn auch möglichst schnell aufgebrochen, worüber Goethes Begleiter freilich sehr verdrossen war. Auf dem Rückwege gab es natürlich »ebenso des Ungeheuren und des Lieblichen genug zu verarbeiten«. Die Rückreise brachte unter anderm eine erneute Fahrt über den Vierwaldstätter See nach Küßnacht mit der Tellskapelle und über den höchst malerischen Zuger See, den die Beiden schon vom Rigi aus erblickt hatten, worauf sie die Richtung über die hübschen Höhen des Albis und durch das Sihltal einschlugen, bis die Alpenreise mit der Ankunft in Zürich ihren Abschluß fand. Voll von unauslöschlichen Erinnerungen, besonders an den »grauen Gotthard«, traf Goethe am 22. Juli wieder in seiner Vaterstadt ein.[1])

Nach vier Jahren zum Weimarischen Geheimrat und Minister emporgestiegen, begleitete er im September 1779 seinen Herzog Karl August zu einer neuen Reise in das schweizerische Alpenland und es fügte sich, daß diesmal der alpine Zauber noch mehr als früher auf ihn wirken sollte. Als nämlich im Oktober des genannten Jahrs der Herzog, Goethe und Kammerherr Wedel nach Bern gekommen waren, benützten sie diese Gelegenheit, einen mehrtägigen Ausflug ins Berner Oberland zu machen. Die Reise ging zunächst das Aaretal aufwärts nach Thun, der reizenden Eingangspforte zu den wundervollsten Alpenszenerien, und am 9. Oktober standen sie in dem langgedehnten, eng zwischen Kalkfelsen eingebetteten Dorfe Lauterbrunnen. Der nahe, 300 *m* hoch herabfallende Staubbach, der heute die meisten Beschauer wegen der geringen Wassermassen ziemlich kalt läßt, erregte ihr höchstes Entzücken. Dann bestieg die Gesellschaft den Oberen Steinberg und genoß somit in einer Höhe von 1769 *m* die Aussicht auf den imposanten Berg- und Gletscherkranz, der das obere Lauterbrunnental umgibt. Auch ward ein Teil des Tschingelgletschers, der vom Oberen Steinberg leicht zu erreichen ist, besucht. Hochbefriedigt kehrten die Reisenden nach Lauterbrunnen zurück, worauf sie sich zum Weitermarsche nach Grindelwald entschlossen. Hierzu wählten sie aber nicht den beschwerlicheren Weg über die Wengernalp und die Kleine Scheidegg, sondern den über Zweilütschinen durch die Täler der Weißen und Schwarzen Lütschine. In Grindel-

[1]) Vgl. Ausg. G. Hempel, Bd. XXIII, S. 55—78, und Bielschowsky, Bd. I, S. 232.

wald, eigentlich Gydisdorf, genossen sie den prachtvollen Anblick des unteren und oberen Gletschers, um hernach über die Große Scheidegg nach Meiringen weiterzuziehen. Bewundernd genossen sie auf dem schmalen Bergrücken der Großen oder Hasli-Scheidegg, auch Eselsrücken genannt, die Aussicht auf das liebliche Tal von Grindelwald, auf die nackten Wände des zu schwindelnder Höhe emporsteigenden Wetterhorns, auf das finstere Schwarzhorn und die anderen Gipfel der Faulhornkette! Das breite Meiringer Tal verlassend, begaben sich die Reisenden nach dem hübschen Dorfe Brienz und dem von hohen, waldbewachsenen Bergen und Felsen umgebenen Brienzer See, nach Interlaken oder Unterseen, das damals natürlich noch ein unansehnliches Dörfchen war, und zurück nach dem Ausgangspunkte Bern. Goethe war von der ganzen Tour so entzückt, daß er sich für unfähig erklärte, »die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit, kurz das herrliche Stück Alpenwelt, entsprechend zu schildern«, und drückte nur das lebhafteste Bedauern aus, »daß er nicht allein gewesen. Denn in diesem Falle wäre er höher und tiefer gegangen«.[1])

Nachdem die Reisenden noch einige Tage dem altschweizerischen Bern gewidmet, suchten sie den seit Jahrhunderten wegen seiner Anmut und Erhabenheit gepriesenen Genfer See auf und ließen es sich unter anderm gelegentlich eines Abstechers in den südlichen Teil des Schweizer Jura nicht entgehen, erst den 1486 *m* hohen Dent de Vaulion zu besteigen und von dort in beglücktester Stimmung eine ganze Reihe von Gebirgen aus der Ferne zu bewundern, wie den »Montblanc, die Eisgebirge des Wallis und des Berner Oberlandes, die fernen Berge von Solothurn und Neufchâtel«, und sich im weiteren Verlauf auf dem Gipfel der Dôle, des zweithöchsten Punkts im Schweizer Jura, bei klarstem Himmel an einer Rundsicht zu erbauen, die alles bisher Dagewesene weit übertraf. In Genf selbst hielten sie sich mehrere Tage auf und während dieser Zeit kam ihnen die unwiderstehliche Lust, ins Chamonixtal und ins Wallis zu wandern. Der Plan ward verwirklicht, als ihnen der große Naturforscher Saussure, ein Kenner der Alpen, im Gegensatz zu einer übertriebenen Ängstlichkeit anderer Genfer, versicherte, daß man den Weg trotz Novemberzeit ohne Bedenken machen könne. Man müsse dabei nur zeitweilig auf den guten Rat der Landleute achten. »In einem leichten, vierräderigen Kabriolet« fuhren sie bei »angenehm zerstreuendem Farbenspiel der Landschaft« am 3. November 1779 das Tal der Arve dahin, bestiegen nebenbei einen hohen Berg, übernachteten in einem schlechten Wirtshause von Cluses, besuchten die Tropfsteinhöhle von Balme, von welcher Goethe weniger als von der Baumannshöhle des Harzgebirgs befriedigt war, und benützten die stattliche Reisekutsche nur noch bis Sallanches, von wo sie dieselbe wegen der Straßenverhältnisse wieder zurückschicken mußten. Ein Maulesel hatte jetzt das Gepäck nachzutragen. Ohne länger als bis über Mittag des 4. November im schönen, offenen Tale von Sallanches zu verweilen, gingen die Reisenden rüstig bergauf und bergab weiter. Die Felskolosse traten immer näher und näher an sie heran und schließlich standen sie, »in Betrachtung des Ungeheuren versunken, bei sternenheller Nacht vor dem Montblanc und anderen Gletscherbergen«.

Le Prieuré, das mittelste Dorf des Chamonixtals, war erreicht und nach guter Verpflegung in einer besseren Herberge stiegen die seltenen, um Allerheiligen nicht erwarteten Fremden schon am nächsten Morgen mit zwei tüchtigen Führern den Montanvert hinan, um sich so recht in den Anblick des Mer de Glace zu versenken, ja sogar »einige hundert Schritte auf den wogigen Kristallklippen« selbst zu wagen. Dann aber hielten sie es für besser, sich zurückzuwenden, weil sie »weder mit Steigeisen noch mit genagelten Schuhen« ausgerüstet waren. Unterwegs wurde noch

[1]) Vgl. auch Bielschowsky, Bd. I, S. 349—351.

ein weites, tiefes Gletschertor besichtigt und hierauf Prieuré wieder aufgesucht, woselbst man sich vor Müdigkeit bald einem erquickenden Schlafe überließ. Am 6. November morgens 9 Uhr begann »der Übergang über den Col de Balme, wovon ihnen in Genf so sehr abgeraten worden war, vorüber am Mer de Glace, dem Glacier d'Argentière und dem Glacier du Tour, vorüber an zahlreichen Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen« und glücklich hinab nach Martigny auf flachem Walliserboden. Der Wind hatte auf dem 2202 *m* hohen Sattel, von dem aus »man das ganze Massiv des Montblanc, das grüne Chamonixtal und das Wallis übersah«, empfindlich gepfiffen. Auch war ein wenig Schnee gefallen und nur ein sehr rauher, schlechter Weg hatte ihnen beim Abwärtssteigen den Zutritt zum »Tale, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt«, und zur Rhone gestattet. Daß sie ihre Anwesenheit in Martigny auch dazu benützten, am 7. November auf einer besonderen, nicht im eigentlichen Programm gelegenen Tour ins untere Wallis vorzudringen und »nordwestlich um eine gewaltige Bergecke abzubiegen«, liefert uns den hinlänglichen Beweis, wie sehr ihnen eine möglichst umfassende Kenntnis der schweizerischen Rhonelandschaften am Herzen gelegen war. Hocherfreut schildert uns Goethe den lieblich-erhabenen Charakter der durch den Trientstrom und die Rhone belebten Talwindungen, insbesondere aber die Pracht des berühmten Wasserfalls Pissevache, dessen gischtenden Schaum und flüchtigen Staub er noch dazu im Sonnenglanze sah, und die einzig schöne Gegend von St. Maurice, wo man nach seiner Ansicht »tagelang sitzen, zeichnen, umherschleichen und, ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte«. Ein Ritt »bis tief in die Nacht hinein« brachte sie am gleichen Tage wieder nach Martigny zurück, wobei sie sich in tiefer Dämmerung neuerdings von dem jetzt »graulich und bewegungslos scheinenden Pissevache« angezogen fühlten und nicht lange hernach ein schönes Alpenglühen schauten. Eine ziemliche Ermüdung hatte sich geltend gemacht, aber trotzdem drängte es sie, nicht länger als eine Nacht zu ruhen und vom 8. November ab ein »schwieriges Reisewerk«, den Übergang über die Furka und den St. Gotthard durchzuführen, ein Unternehmen, das »bei der vorgeschrittenen Jahreszeit selbst weniger ängstlichen Gemütern gewagt erschien«. Doch Goethe und sein fürstlicher Herr wollten den einmal gefaßten Plan um keinen Preis mehr aufgeben. Zu Pferd ging es wieder fort, unaufhaltsam, aufwärts durch das obere Wallis. »Böse, schwankende Brücken« über die Rhone, schlechte, steinige Wege konnten sie nicht entmutigen; denn »jeder Schritt zeigte ihnen eine Landschaft, die eines Gemäldes wert gewesen wäre«. Andererseits verdarben »die Häßlichkeit der Orte und die scheußlichen Kröpfe der Menschen« Goethes Humor in der empfindlichsten Weise und noch am Abend begaben sich die Reisenden von Sion, wo sie »das Wirtshaus abscheulich und die Stadt schwarz und widrig« fanden, zu Fuß nach Siders, ihren Pferden Schonung gönnend. Hieran reihte sich ein Besuch des seitwärts gelegenen Leukerbades, wobei sie durch den mannigfaltigen Wechsel der Landschaft für manche Unannehmlichkeiten entschädigt wurden. Erst stiegen sie drei Stunden einen steilen Berg hinan, bis sie »am Ende einer schönen, grünen Matte das wie im Brennpunkte vieler Felsen und Klüfte liegende Dörfchen Inden mit seiner weißen Kirche« erreichten. Ein in die Felswand gehauener, »zwar fürchterlich aussehender, aber nicht gefährlicher« Weg hatte sie dahin geführt. »Ein gutes Glas Rotwein mit Brot« stärkte sie zu dem folgenden Fußmarsche durch die hohe Schlucht hinter Inden hinauf und nach verhältnismäßig kurzer Zeit langten sie in einem ziemlich guten Quartier von Leukerbad am Fuße des ihnen so schrecklich beschriebenen Gemmibergs an. Es war dies aber nur eine Privatherberge; denn es gab hier ebensowenig wie in Inden einen Gasthof. Welch ein Gegensatz zu den jetzigen wirtschaftlichen Einrichtungen daselbst! — Nach Einnahme eines nachmittägigen Imbisses ließen sie sich »die warmen Quellen aufs genaueste« zeigen und

setzten noch eine starke Stunde daran, »um über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies zum Fuße der Gemmi, des Übergangs in Berner Gebiet, hinaufzusteigen«. Bald nach der Rückkehr ins Quartier — 9. November abends — hatten sie den ersten Schneefall als grellen Wechsel mit dem warmen Wetter des vorausgegangenen Tags zu verzeichnen. Dazu wurde Goethe die Nachtruhe »durch ein großes Heer blutdürstiger, hüpfender Insekten« arg vergällt, weshalb ihm der Morgen des 10. November, an dem es im frischen Schnee über Inden nach Leuk wandern hieß, sehr willkommen war. Dem Städtchen Leuk aber konnte er nicht den geringsten Geschmack abgewinnen. Darum wurde alsbald wieder aufgebrochen und »zu Fuß« nach dem gefälligeren Brieg und weiter teils zu Pferd teils zu Fuß nach Münster gewandert, wo Goethe am 11. November abends 6 Uhr schreiben konnte, daß sie, »während das Tal immer enger wurde und die Rhone in einer tiefen Schlucht rechts unter ihnen floß, an hübschen Orten, die mit ihren dunklen, hölzernen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervorguckten, vorübergewandert seien, überhaupt einen glücklichen und angenehmen Tag verlebt hätten«. Nachdem sie am 12. November morgens 9 Uhr in dem von Bergen eingeschlossenen Dorfe Oberwald eingetroffen waren, setzten sie ihre Reise mit zwei stämmigen Führern, von denen sie sich aber vorher ob ihrer Bergtauglichkeit gehörig mustern lassen mußten, mühsam durch immer tiefer werdenden Schnee zum Joche der Furka, »wo sich Wallis und Uri scheiden«, und nach dem Dörfchen Realp fort. Da »hieß es sich mit Vorsicht auf Fußpfaden, die sich um die Felsen schlangen, emporarbeiten« und ebenso vorsichtig »in einer ungeheuren, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele wußte«, in des andern Fußtapfen treten, um möglichst gleichmäßig und gefahrlos voranzukommen. Neun Stunden dauerte der große Marsch, während dessen sie auch den »Fuß des Rhonegletschers berührten«, und Goethe versichert uns, daß dieses Marschieren, »wenn es ihm auch keine außerordentlichen Mühseligkeiten verursacht habe, immerhin kein Spaziergang gewesen sei«. Besonders der Abstieg habe sich sehr schlimm angelassen und »der vorderste Führer sei oft bis über den Gürtel in den Schnee gesunken«. Selbst Goethe konnte sich eines gewissen Schauders nicht erwehren. »Sehr froh waren darum auch alle, als sie im Kapuzinerkloster zu Realp, das zwar kein Hospiz war, aber doch ausnahmsweise Fremde beherbergte«, von dem unserem weltgewandten Goethe bereits bekannten Pater Lorenz aufs freundlichste empfangen und bei lebhafter Unterhaltung aufs beste bewirtet wurden![1]) So ließ sich denn auch der endgültige Gang auf die Paßhöhe des St. Gotthard (Goethe schreibt Gipfel), auf welcher sie am 13. November morgens 10 Uhr anlangten, nur um so rüstiger und zuversichtlicher durchführen. Goethe beging so ein zweites Mal das Urserner Tal, das ihm »als die liebste Gegend« erschien und das er jetzt, wie er sich vor Zeiten gewünscht, im Winterkleide und noch dazu bei tiefblauem, wolkenlosem Himmel sehen konnte. »Fels und Matte waren durchwegs überschneit und die weißen Bergrücken erglänzten teils im Sonnenlichte, teils lagen sie bläulich im Schatten. Die prächtigsten Wasserfälle stürzten über schwarze Felsen hernieder, in deren Ritzen das angesetzte Eis gleich vielen Kristallen hellauf blinkte.« Oben angekommen aber waren sie von grimmiger Kälte und starkem Winde an die warme Stube des Hospizes gebannt und konnten nur wenige Minuten an der Seite des gefälligen Paters Lorenz, der nur italienisch mit ihnen sprach, freie Aussicht genießen. Dies veranlaßte die Reisenden auch, sich so schnell als möglich auf bereits bekannten Wegen abwärts nach Luzern zu begeben, wo Goethes großartigste Alpenreise ein würdiges Ende nahm.[2])

[1]) Vgl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 287, 289 und Bd. XXIII, S. 198.
[2]) Vgl. zur ganzen Reise von 1779 Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 217—290.

Sieben Jahre vergingen alsdann, bis er 1786 gelegentlich seiner denkwürdigen Reise nach Italien die Alpen wieder sah. Diesmal galt die Fahrt aber nicht den West-, sondern den Ostalpen. In der »Postchaise« fuhr er am 3. September von Karlsbad ab und gelangte über Zwoda, Eger, Waldsassen, Tirschenreuth, Schwandorf, Regenstauf, Regensburg, über Abbach usw. am 6. September 6 Uhr morgens nach München, wo er im Gasthof zum Schwarzen Adler (später Hotel Detzer, jetzt Kaufhaus)[1] wohnte und sich während seines zwölfstündigen Aufenthalts vom Turme aus — er meint sicherlich den Petersturm — den ersten Ausblick nach dem Gebirge verschaffte. »Leider fand er es bedeckt und der Wind blies sehr kalt von demselben her.« Um so dankbarer empfand Goethe den nächsten Tag, als die Fahrt bis Mittenwald bei schönem Wetter verlief. Schon bei Wolfratshausen ging ihm, nachdem er über die grünen Isarhöhen weggefahren, »eine neue Welt auf«. Er nähert sich den Bergen. Die Lage von Benediktbeuern findet er überraschend und am Kochel- und Walchensee begrüßt er die ersten, mit Neuschnee bedeckten Berggipfel feierlichst. Mit sichtlichem Behagen berichtet er ferner über die Fahrt von Mittenwald nach dem Brenner, »von den köstlichen, stets wechselnden Bildern« bei Sonnenaufgang am 8. September, von der befestigten Scharnitz an der Tiroler Grenze, von Seefeld und dem herrlichen Blicke in das Inntal, von der einzig schönen, im Sonnenduft nur noch anmutigeren Lage Zirls und der reichen Alpenstadt Innsbruck. Des Abenteuers des Kaisers Maximilian auf der Martinswand gedenkend, meint er scherzend, »daß er sich an der fraglichen Stelle ohne Engel hin und her zu kommen getraue«. All die Pracht aber, die sich von Innsbruck aufwärts nach dem Brenner biete, zu beschreiben, sei vollends unmöglich. Schließlich habe ihm der prächtige Mond die massige Bergwelt um den Brenner »in einem tief geheimnisvollen Bilde« hingezaubert. Überhaupt gefiel es ihm auf dieser Höhe so gut, daß er erst am 9. September abends wieder wegfuhr. Rasch trieb der Postillion seine Pferde an dem reißenden Eisack hinunter — Goethe schreibt irrtümlich am Etschfluß — und schnell ging es bei Mondenschein vorüber an Sterzing, Mittewald, Brixen und Collman, so schnell, daß es Goethe »nur leid tat, die herrliche Gegend bei Nacht und wie im Fluge durchreisen zu müssen«. Um so froher war er, als der nächste Tag anbrach und sich die ersten Rebenhügel zeigten, noch zufriedener aber, als sich im glanzvollen Sonnenschein das prächtige, »gegen Süden offene, gegen Norden von den Tiroler Bergen gedeckte Tal« von Bozen mit seiner milden, sanften Luft und seinen vielen, vielen Weingeländen auftat. Doch auch in Bozen ließ ihn das heiße Verlangen nach Italien nicht rasten, weshalb er den heiteren Ort und die eben stattfindende Messe nur kurz besuchte und noch am selben Tage durch das immer breiter werdende, in üppigster Fülle prangende Etschtal bis Trient weiterfuhr. Den schon südlichen Himmel mit dem vaterländischen »bösen« vergleichend, bricht er in Entzücken aus und verweilt nahezu einen Tag, vom 10. September abends bis 11. September, nachmittags 5 Uhr, in der alten Stadt. In Rovereto, wo ihn am 11. September abends ein ähnliches Naturschauspiel entzückte, freut er sich besonders darüber, daß er jetzt »italienisch zu sprechen gezwungen sei, um Gelerntes auch praktisch erproben zu können«. Trotz all der südwärts treibenden Unruhe wollte er es sich jedoch nicht versagen, den Umweg über den nicht zu fernen Gardasee zu machen, weshalb er die Weiterfahrt durch das Etschtal aufgab und am 12. September »über einen ungeheuren Felsriegel nach Torbole am nördlichen Ende des Sees« ablenkte. Er ist überaus davon befriedigt, daß er »von seinem Zimmer aus beinahe den ganzen See mit vielen kleinen Ortschaften in einem Kranze von Hügeln und Bergen überschauen kann«. Ein abend-

[1] Der »Schwarze Adler« war im Besitze des Weingastgebers Frz. Jos. Albert und hieß auch »Zum lateinischen Wirt«. Vergl. G. Hempel, Bd. XXIV, S. 626.

licher Spaziergang macht ihn mit der Gegend und dem Leben der Menschen näher bekannt. Am nächsten Tag früh 3 Uhr unternimmt der Bezauberte eine Fahrt über den ganzen See und läßt den Eindruck dieses unvergleichlichen Naturgebildes unauslöschlich auf sich wirken. Limone, Malcésine, wo er, wie ja allgemein bekannt, sich durch das Zeichnen des alten Schloßturms verdächtig machte und nur durch einen glücklichen Zufall der Verhaftung als Spion entging, und andere Uferorte werden berührt und früh 10 Uhr landet er in Bardolino, woselbst er ein Maultier besteigt, um einen Bergrücken zu überqueren und in einer »neuen, unsagbar herrlichen Landschaft« bis Verona zu reiten, das er am 14. September gegen 1 Uhr mittags erreicht. Von dem nunmehr verlassenen Alpengebirge aber ist er so nachhaltig eingenommen, daß er noch auf dem Wege von Verona nach Vicenza, ja selbst noch vom Observatorium zu Padua und vom Markusturme zu Venedig vergnügliche Ausschau nach demselben hält.[1] Auf der Rückkehr aus Italien 1788 wurde der große Dichter zu Mailand der geliebten Alpen wieder ansichtig und wahrscheinlich nahm er von hier, wie Bielschowsky sehr glaubhaft vermutet,[2] die Richtung über den Lago maggiore und den Splügen nach dem Bodensee.[3] Auf dieser Reise war Goethes so eindrucksfähigem Gemüt hinlänglich Gelegenheit gegeben, auch an den kristallhellen, himmelblauen Fluten des Langensees und dessen südlicher Vegetation, an den Tälern des Ticino und des Rheins, an den Tessiner und Graubündner Alpen, der Adulagruppe und den Bergriesen von Glarus und Chur sich zu begeistern und zugleich wieder Neues kennen zu lernen.

Und als Goethe auch im Jahre 1790, bestärkt durch die schönsten Erinnerungen und für Italien schwärmend, sich das an Kunstdenkmalen reiche Venedig für mehrere Wochen zum Aufenthalte auserkor, hatte er wohl für seine Reise dahin unzweifelhaft wieder den Straßenzug über den Brenner eingeschlagen, wo er in Städten, Dörfern, Landschaften und den ewigen Bergen überall »gute Bekannte« fand. Dies wird wohl auch der Grund gewesen sein, weshalb er uns nichts Näheres hierüber hinterlassen hat.[4]

Im Gegensatz hierzu sind seine Aufzeichnungen für eine elftägige Fuß- und Wassertour, die er 1797, während seines dritten (eigentlich vierten) Aufenthalts in der Schweiz, durch die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug unternahm, wieder sehr inhaltreich.

Von einer Besteigung des Rigi wurde diesmal abgesehen, sonst aber wurden wohl die gleichen Wege eingeschlagen und dieselben Ziele verfolgt wie im Jahre 1775. Der 48jährige Goethe wollte in Begleitung seines kunstsinnigen, aus Rom zurückgekehrten Schweizer Freundes Meyer wiederholt die großen Naturszenen des Vierwaldstätter Sees und des St. Gotthard, »der alten Freunde, die in früherer Zeit so viel Gewalt über ihn hatten«, wieder schauen. Ein merklicher Unterschied in Goethes Aufzeichnungen ist indessen doch darin zu finden, daß der Dichter nunmehr neben den landschaftlichen Schönheiten besonders nachdrücklich auch der geographischen und geologischen Beschaffenheit sowie der kulturellen Zustände der besuchten Gebiete gedenkt. Die Seefahrt von Stäfa nach Richterswyl lohnte mit einem freien Blick auf »die Berge von Glarus und die übereinander greifenden Vorgebirge«. Der Abstieg vom Schwyzer Haken, auf welchem »nahe und ferne Nebel« alle Aussicht hinderten, war abscheulich, dafür aber der nächste Morgen so schön, daß »die Mythen und die übrigen Berge bei Schwyz klar erschienen und sich bei stellenweise

[1]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XXIV, S. 44, 51, 62 und zur Reise im allgemeinen wieder G. Hempel, Bd. XXIV, S. 3—62. — [2]) Vergl. A. Bielschowsky, Bd. I, S. 411. — [3]) Daß er wieder durch die Schweiz nach Hause reiste, beweist uns ein Brief an seine Mutter vom 4. November 1787, in dem er schreibt: »Auf alle Falle geh' ich über die Schweiz zurück.« Vergl. hierzu G. Hempel, Bd. XXIV, S. 970. Er besuchte mithin die Schweiz nicht bloß drei, sondern viermal. — [4]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXVII, S. 9, 10 und 370.

blauem Himmel eine unaussprechliche Anmut in der Natur« entwickelte. »Gigantische Felsmassen sowie groß und klein zerklüftete Kalkflötze« bei Brunnen und dem Rütli, liebliche Matten und prächtige Felswände bei Altdorf wurden mit Muße erschaut, ehe es von hier über Amsteg, Wasen, Göschenen, Andermatt und Hospental bei wechselndem Wetter nach dem mächtigen Gotthard aufwärts ging. Dazu »rauschten schäumende Wasserfälle, der Reußstrom stürzte sich unaufhaltsam in die Tiefen, Granitgestein türmte sich zu Obelisken und Pyramiden und immer riesiger werdende, mit Schneehauben bedeckte Bergkolosse reihten sich in stolzer Ruhe amphitheatralisch auf«. Hoch oben endlich »schöne Sonne« und herzlichster Willkomm bei dem getreuen Wächter des Hospizes, dem Pater Lorenz, der »noch immer so munter und gutes Mutes« wie vor 22, bezw. 18 Jahren seinen Dienst versah. Sechs Tage waren bis hierher vergangen, während die Rückkehr nach Stäfa deren fünf erforderte.[1]) Goethe hatte damit seine letzte alpine Reise vollendet.

Treten wir nun nach solchen Rückerinnerungen der Frage näher, welchen Wert diese Alpenwanderungen für Goethe hatten, so gewinnen wir die Überzeugung, daß ihm dieselben zunächst nach der intellektuellen Seite einen nicht zu unterschätzenden Gewinn eintrugen.

In einem Briefe vom 14. Oktober 1797 an seinen Freund Schiller gibt Goethe unzweideutig zu erkennen, wie vorteilhaft für ihn neben anderm die Bekanntschaft mit den Alpen geworden sei. Er habe alle Ursache, schreibt er, mit seiner Reise zufrieden zu sein. Denn das unmittelbare Anschauen der naturhistorischen, geographischen und politischen Verhältnisse der Schweiz habe ihm angenehme Unterhaltung gewährt und bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, sei er »reich geworden, ohne beladen zu sein«. Es sei nur schade, daß er wegen des nahen Winters nicht noch eine neue, vierwöchige Tour dransetzen könne, um dieses eigenartige Land eingehender zu studieren.

Einige Stellen aus seinen Reiseberichten mögen genügen, um zu beweisen, wie er z. B. topographisch lernte, und zwar in der Weise, daß er einerseits vieles, was er bereits aus der Lektüre oder aus Karten wußte, vergleichend prüfte, andererseits aber auch durch Neues sein Wissen ergänzte. Mit unverkennbarem geographischem Interesse besichtigte er z. B. die Tropfsteinhöhle von Balme, das Chamonixtal mit dem Montblanc und den ungeheuren Gletschern, deren Namen er anführt, das Panorama vom Col de Balme,[2]) »wo man, auf der Grenze von Savoyen und Wallis stehend, einen seltenen Überblick über schroffe Gebirgszüge und weit gezogene Täler habe«, und das »gewaltige Gebirge, das Wallis von Bern trennt, jenen Stock von Bergen, der in einem fort vom Genfersee bis zum Gotthard läuft und auf dem sich im Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben«, auch »die warmen, an verschiedenen Stellen sehr stark aus der Erde hervorkommenden Quellen« von Leukerbad oder gar den so lieb gewonnenen St. Gotthard, von dem er ausdrücklich zu besserer Orientierung eine geographische Beschreibung gibt, die vorzüglich genannt werden darf.[3]) Zugleich weiß er z. B. Bescheid über Richterswyls Lage, Bauart, Gasthäuser, Hafenplatz, Schiffahrt und Produktentransport, Fremdenzugang, Feld-, Obst- und Wiesenbau, Torfstich usw., über Hüttens Rinderhandel nach Italien, Weinausfuhr nach Schwaben, Wald-, Getreide-, Obst- und Wiesenbau, über Kirche, Schatzkammer, Bücherei, Naturalien- und Kupferstichkabinett von Einsiedeln, über Altdorfs Lage, stadtmäßigere, italienische Bauart usw., über Wasens karge Vegetation und viele Wasserfälle, deren einer »erst kleine Absätze macht, dann einen großen Sturz tut, worauf sich das Wasser in die Breite teilt, sich

[1]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXVII, S. 112—152. — [2]) Verg. Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 253, 256—260. — [3]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 267—269 und 290.

in der Mitte wieder sammelt und wieder trennt, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt«, über die Lage, die reinlichen Häuser, grünen Matten, hohen Nuß- und reichbeladenen Obstbäume von Beckenried, über Stanz und seinen Gasthof zur Krone mit den gemalten Fensterscheiben, seinen Kirchenplatz und den Winkelriedbrunnen, über die Ansicht von Luzern, Küßnacht, Gersau, Stansstad, über die alte, aber reinliche und feste Bauart von Zug, auch über dessen kleine, nur aus zwei Stücken zusammengesetzte Boote und seinen Handel mit Töpfer- und Metallwaren,[1]) über die »garstige Stadt Leuk, die den Besucher wegen ihrer Unsauberkeit und wegen der verfaulten und vermoosten Schindeldächer schon beim Eintritt anekle,« über den Obstmarkt, den Tuch-, Seiden- und Ledervertrieb von Bozen usw.[2])

Aus dem, was er über die Bewohner der Schweizer, Tiroler und Italiener Berge einstreut, erhellt unbestreitbar auch ein offenes Auge für ethnographische Dinge. Die Freiheit der Schweizer z. B. erschien ihm seinerzeit nicht so, wie sie immer gerühmt zu werden pflegte, weshalb er sich nicht enthalten konnte, ein abfälliges Urteil dahin abzugeben, »daß sie sich zwar einmal von einem Tyrannen losgemacht hätten, dafür aber jetzt von einem Schwarm kleiner Tyrannen unterdrückt würden.« »Gewohnheiten und Gesetze, Fraubasereien und Philistereien hielten sie hinter ihren Mauern gefangen, und wie sehe so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen mitten in der großen und herrlichen Natur aus! Voll Schmutz und voll Mist, und wo man den Menschen nur wieder begegne, möchte man vor ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davonfliehen. Ja, die Häßlichkeit der Städte und der Menschen sei geeignet, die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft errege, gar sehr zu unterbrechen. Je weiter man aber von der Landstraße und dem größeren Getriebe abkomme, je mehr die Menschen in den Gebirgen beschränkt, abgeschnitten und auf die geringsten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen seien, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Einkommen ernähren müßten, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger und gastfreier, trotz Armut«, habe er sie gefunden. Überall jedoch komme »Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegierten und freien Bewohner« zum Vorschein.[3]) Die Tiroler nördlich vom Brenner sind ihm eine wackere, gerade Nation mit ziemlich sich gleich bleibenden Gestalten. Auch gefallen ihm die braunen, »wohlgeöffneten« Augen der Männer und Frauen im allgemeinen und die schönen Augenbrauen der letzteren im besonderen, sowie die grünen, mit Bändern, Fransen, Blumen oder Federn gezierten Hüte der Männer, »nicht aber die unförmigen Baumwollmützen der Weiber, die doch im Auslande gleichfalls kleidsame grüne Hüte trügen«.[4]) — An den Welschtirolern dagegen fällt ihm eine entschiedene Veränderung der Gestalt auf. Ihre Grundbildung zwar für regelmäßig und gut erachtend, liest er doch aus der bräunlich-bleichen Farbe der Frauen, ebenso aus den Gesichtszügen der Kinder und nur etwas weniger aus denen der Männer Not und Elend. Häufiger Genuß von gemahlenem und zu einem dicken Brei gekochtem türkischen und Heidekorn sowie Entbehrung alles Fleisches gilt ihm als Ursache des krankhaften Zustands. Im Gegensatz hierzu findet er die Stadtbewohnerinnen gerade wegen der besseren Nahrung frisch und wohl. Der Körper der Mädchen sei zwar für ihre Stärke und die Größe der Köpfe etwas zu klein, ihre Gesichter aber seien hübsch und gerundet und die Frauen, die mehr Bewegung hätten als die Männer, überträfen diese noch an körperlicher Frische. In wirtschaftlicher Beziehung erfuhr er, daß die Weinbauern, die doch die wohlhabendsten zu sein schienen, sich am übelsten befänden;

[1]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXVI, S. 123—139. — [2]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 272, und Bd. XXIV, S. 19. — [3]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XVI, S. 225, 226, 266, 271, 272. Über solche Auslassungen Goethes waren die Schweizer zum Teil sehr unwillig. Vergl. G. Hempel, Bd. XVI, S. 218, 219. — [4]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXIV, S. 14.

denn sie seien in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen in schlechten Jahreszeiten den Lebensunterhalt vorschössen und in guten den Wein um ein geringes an sich nähmen. Die nichts weniger als rötliche, sondern sehr braune Gesichtsfarbe der Leute am Gardasee glaubt er der »heftigen Einwirkung der Sonnenstrahlen« zuschreiben zu müssen. Im übrigen spricht er ihnen Gesundheit und behaglicheres Äußeres nicht ab.[1]) Die Bewohner von Torbole zeiht er eines gewissen Schlaraffenlebens. An den Türen fand er keine Schlösser, welche Ausstellung übrigens den Wirt zur stolzen Versicherung veranlaßte, daß Goethe »ganz ruhig sein könnte, selbst wenn alles, was er bei sich habe, aus Diamanten bestände«. Die Fenster waren vielfach mit Ölpapier statt mit Glasscheiben geschlossen und es fehlte eine gewisse, höchst nötige Bequemlichkeit, so »daß man dem Naturzustande ziemlich nahe kam«. Dafür aber spendete er der Geschäftigkeit der Bewohner im allgemeinen und der Arbeitsamkeit der Frauen im besonderen sein ungeteiltes Lob.[2])

Auch die alpine Botanik, bezw. die Pflanzengeographie, ist bei Goethe, der um jene Zeit mit seiner Arbeit über die »Metamorphose der Pflanzen« hervortrat, nicht leer ausgegangen. Dies bezeugt er selbst in seinem Aufsatze »Geschichte meines botanischen Studiums«, indem er bemerkt, sein Interesse für die Pflanzenwelt sei trotz seines so schnellen Übergangs über die Alpen lebhaft angeregt worden. Der in den Alpen häufiger als sonst vorkommende Lärchenbaum, die Zirbelnuß, eine für ihn neue Erscheinung, haben ihn sogleich auf den klimatischen Einfluß aufmerksam gemacht. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, sind nicht unbeachtet geblieben. »Linnés Terminologie, die Fundamente, worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Geßners Dissertationen zur Erklärung Linnéscher Elemente, alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich« — so erzählt Goethe wörtlich — »auf Wegen und Stegen.« Am 5. November 1779 schreibt er aus Chamonix an Frau von Stein, daß sie nächstens merkwürdige Früchte seines Botanisierens zu sehen bekommen werde, und am 8. September 1786 berichtet er vom Brenner aus, daß er sich mit Gewinn auch im Pflanzenreich umgesehen habe. Äpfel und Birnen würden schon häufig im Tale vor Innsbruck gezogen, Pfirsiche und Trauben hingegen kämen aus dem mittägigen Tirol. Um Innsbruck baue man viel Türkisch- und Heidekorn, Plente genannt. Den Brenner herauf habe er die ersten Lärchenbäume, bei Schönberg die ersten Zirben gesehen. Im Etschtale seien Mais, Maulbeerbäume, Quitten, Nüsse und Wein massenhaft gepflanzt. Der »Attich werfe sich lebhaft über Mauern herüber und Efeu wachse in starken Stämmen die Felsen hinauf«. Bei Torbole habe er zum erstenmal Ölbäume und weiße, kleine Feigen, bei Limone terrassenförmig angelegte Gärten mit Zitronenbäumen getroffen. Zum weiteren bekennt er etwas bescheiden, daß er betreffs der Pflanzen noch sehr seine Schülerschaft fühle. Er habe allerdings seinen Linné bei sich und dessen Terminologie wohl eingeprägt, es fehle ihm jedoch die Zeit zum Analysieren, das ohnehin, wenn er sich recht kenne, seine Stärke niemals werden könne. Daher schärfe er sein Auge aufs allgemeine. So sei es ihm z. B., als er am Walchensee die erste Gentiana erblickt habe, aufgefallen, daß er auch bisher die neuen Pflanzen am Wasser gefunden. Was aber seine Wißbegierde noch mehr als dies alles anzog, das war der Einfluß, den ihm die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand er da, sondern auch das Wachstum der bekannten (Stärke von Zweigen und Stengeln, Abstand der Augen und Breite der Blätter) verändert. Er bemerkte dies bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte sich, daß es nicht etwa verschiedene Arten wären. Am Walchensee fand

[1]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXIV, S. 31 und 32. — [2]) Vergl. Ausgabe G. Hempel, Bd. XXIV, S. 23 und 24.

er die Binsen länger und schlanker als im Unterlande. 1797 traf er auf dem Wege nach Hütten in etwas rauherer Gegend Binsen und Farnkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume, von Hütten aufwärts Stechpalmen, in der Nähe der Tellsplatte schöne Bäume und Büsche, unfern Amsteg viele Nußbäume und noch weit gegen den Gotthard zu saftig grüne Matten, jedoch von Wasen an eine immer dürftiger werdende Vegetation im allgemeinen.

Auch die Geologie, Mineralogie und Meteorologie kamen nicht zu kurz; waren doch diese Zweige der Wissenschaft dem großen Geiste allmählich sehr wertvoll geworden. 1775 in dieser Hinsicht noch nicht so durchgebildet, verließ Goethe das Naturalienkabinett zu Maria-Einsiedeln mit der Erklärung, daß ihn die »phantastische Geologie noch nicht in ihre Irrsale verschlungen habe«, und zu Wasen wies er Bergkristalle von sich, da er, von solchen Naturstudien sehr entfernt, sich »nicht einmal um geringen Preis mit solchen Erzeugnissen beschweren mochte.« Auch 1779 schimmert das Studium der Geologie und Mineralogie nur unmerklich durch und lediglich die Beschäftigung mit Meteorologie tritt nachdrücklicher hervor. So schien es ihm z. B., als sich zu Sallanches der Himmel mit Schäfchen (cirrocumulus) überzogen hatte, »wie wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden«. Auch glaubte er, solch durchsichtige, lichtgewobene Lufterscheinungen zu Hause selbst in den Hochsommertagen nie gesehen zu haben. Auf dem Rückwege von der Gemmi nach Leukerbad befaßte er sich näher mit den leichten Nebelwolken, die mit großer Schnelligkeit aus der Schlucht von Inden kamen und bald vorwärts bald rückwärts wechselten. Im Bade angekommen, konnte er nicht umhin, sein Augenmerk noch einmal auf die Wolken, »eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung«, zu richten und schließlich vergleichend zu bemerken, daß man auf dem flachen Lande die Wolken doch nur als »etwas Fremdes, Überirdisches zu betrachten gewohnt sei, — als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend her augenblicklich vorbeizögen, als Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor den Augen der Menschen verschlössen«. In den Bergen aber sei man »von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt und die ewige, innerliche Kraft der Natur fühle man sich ahnungsvoll durch jeden Nerv bewegen«. — Sehr schön erklärt er ferner, wie der seitliche Druck des Hauptluftstroms im Wallistale gegen den von den benachbarten Schluchten kommenden Zugwind schuld gewesen sei, daß sie auf dem Wege Leuk—Brieg vom Gewölk, welches abends hinter ihnen her trieb, nicht erreicht werden konnten. In der Nähe von Brieg aber fiel ihm auf, wie die Wolken von der kalten Luft zur Konsistenz gebracht waren und da, wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel abhob, »schöne, leichte und muntere Formen« hatten. — Erst 1786 und noch mehr 1797 kommt neben dem Meteorologen der fertige Mineralog und Geolog auch in alpiner Hinsicht zur Geltung. Als solcher redet er z. B. von den »Kalkgebirgen, die in ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort streichen, sich an das quarz- und tonreiche Urgebirge anlehnen und in der ältesten Schicht noch keine Versteinerungen enthalten«. Auf dem Brenner (8. September 1786) faßt er den Vorsatz, seine Idee vom Aufbau der Erdrinde, »seine Welterschaffung«, in einem Modell zu veranschaulichen, und erweitert seine Kenntnisse an den »sonderbaren, unregelmäßigen Formen der grauen Kalkalpen, deren einzelner Fels sich in Lager und Bänke teile, an dem dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerschiefer, der sich an den weißen, dichten Kalkstein anlehne und an dem sich weiter hinauf zeigenden Gneis und Granit«. Den kolossalen Gebirgsdamm östlich vom Gardasee schreibt er gewaltigen, einander entgegenwirkenden Strömungen des »Urwassers« zu, und nachdem er bei Collmans einen sich in regel-

mäßige Platten spaltenden Porphyr gefunden hat, macht er sich darüber lustig, daß »14 Jahre vorher der Naturgeschichtsprofessor Ferber so etwas für ein vulkanisches Erzeugnis gehalten habe, allerdings zu einer Zeit, wo die ganze Welt in den Köpfen gebrannt habe«. Goethe war somit gleich Abraham Gottlob Werner, dem Begründer einer wissenschaftlichen Geologie, ein Anhänger des Neptunismus. Er war es jedoch nicht so unbedingt, daß er nicht auch den Vulkanismus, wie aus seinen Schriften erhellt, wenigstens da, wo »mit ruhiger Bildung der Erdoberfläche einfach nichts zu machen ist«, gelten ließ.[1]) Die Reise über den Brenner benützte er auch dazu, Gesteinstücke verschiedener Art zur Vermehrung seiner Mineraliensammlung mitzunehmen, wie grauen Kalkstein bei Innsbruck, Gneis nahe dem Brenner, Feldspat am Brennersee, Marmor bei Sterzing, Porphyr mit grünem Talk bei Bozen, Basalt nicht weit von Rovereto, Granitgeschiebe aus dem Gardasee etc., und auf der Wanderung von Stäfa am Züricher See nach dem St. Gotthard besah er oftmals die Gesteine und deren Lagerungsverhältnisse, ja, er klopfte sich auch da und dort ein Stück ab, um, wie er an den Geheimrat Voigt am 17. Oktober 1797 schreibt, »selten schöne Sachen« nach Weimar mitbringen zu können. Er hatte nach seinem eigenen Geständnisse der wohlverzeichneten Mineralien »fast mehr als billig« gesammelt und eine geraume Zeit zu ihrer Verpackung gebraucht. — Das Wetter auf dem Brenner betrachtend, verbreitet er sich über angebliche Vermehrung oder Verminderung der Anziehungskraft des Alpengebirgs auf die Atmosphäre und über dadurch hervorgerufene Veränderungen in derselben (Regen, Gewitter, Nebel, schönes Wetter), was indes nur als ein im Unsichern tastender Versuch ohne besondere Bedeutung zu nehmen ist. Sachverständig bemerkt er dagegen, daß Klima und Witterung nicht allein durch die Polhöhe, sondern auch durch die Bergketten, besonders jene, die von Westen nach Osten streichen, bedingt seien. In diesen gäbe es immer einen merklicheren Umschlag und nordwärts liegende Länder verspürten dies am meisten. Die vom Brenner immer mehr südwärts gehende Fahrt vergewissert ihn, daß das Wetter, »je tiefer man hinabkäme, desto schöner werde, weil die Dünste in der Atmosphäre sich gleichmäßig verteilten und alle von Süden kommenden Wolkenstreifen sich nach den nördlicheren Gegenden verzogen«. Eine ziemlich entfernte »Wassergalle« (Regengalle) über dem Gebirge war ihm nicht entgangen.

Doch nicht bloß der intellektuellen sondern auch der ethischen, beziehungsweise ästhetischen Seite ist zu gedenken, wenn es gilt, den Wert, welchen die geschilderten Alpenreisen für den geist- und gemütvollen Goethe hatten, vollends klarzulegen.

Als sich sein Liebesverhältnis zu Lili Schönemann, der reizenden Bankierstochter zu Frankfurt a. M., mit der er sich sogar schon verlobt hatte, im Mai 1775 aus mehrfachen Gründen zu lockern begann, da waren es die Schweizer Berge, die ihn mit köstlichster Zerstreuung den Schmerz eines ersten Trennungsversuchs nicht so fühlen ließen, wenn auch zugegeben werden muß, daß das Feuer trotz allem noch ein paarmal gewaltig aufflackerte. Auch hatte er es ohne Zweifel nicht in letzter Linie den heilsamen Nachwirkungen des läuternden Verkehrs mit der alpinen Natur zu verdanken, wenn er schon wenige Wochen nach seiner Heimkehr sich stark genug wußte, einer leidenschaftlichen, nicht die richtige Aussicht bietenden Liebe zu entsagen und wieder in vernünftigere Bahnen einzulenken.

So recht eigentlich waren aber erst die Alpenreisen von 1779 und 1786 dazu angetan, den dreißig- bezw. siebenunddreißigjährigen Goethe moralisch zu heben. Auf der ersteren macht ihn die Größe der Natur selber größer und reiner, so daß er vielfach nicht mehr mit dem ausgelassenen Tun und Treiben früherer Jahre zu-

[1]) Vergl. auch O. Wünsche, Goethe als Naturfreund und Naturforscher, Zwickau 1894, S. 14 und 15.

frieden ist. Ein durch »Welt- und Selbstschau« gestählter Mannesernst läßt ihn die besten Vorsätze fassen, »Unschickliches, Nichtbefriedigendes abstreifen und Neuem, Besserem zusteuern«. Von der zweiten kehrt er sodann, alles Trübsinns ledig und seelisch überhaupt genesen wieder, was allerdings besonders der lange Aufenthalt in Italien verursacht hat. Doch hatte auch die zauberisch waltende Hoheit der Alpen einen gewissen, wenn auch beschränkten Anteil an dem glücklichen Erfolge.

Vergegenwärtigt man sich überdies mit Goethes eigenen Worten, wie dessen allzeit lebendige Begeisterung für die Natur gerade durch die Alpenwelt in gesteigertem Maße zum Ausdruck kam, so kann dies die Wahrheit des Vorstehenden nur bekräftigen. 1779 seine Touren in den Schweizer Landschaften nach ihrer Bedeutung schätzend, erklärt er unter anderm, »daß es wohl der Mühe wert war, die Berghöhen zu erklettern, diese Täler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, — zu sehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige, stumme Notwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist«.[1]) Desgleichen an einer anderen Stelle: »Hat der Mensch solch große Gegenstände der Natur gesehen und ist er mit ihnen vertraut geworden, so besitzt er, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.«[2]) Auf dem Gipfel des Dent de Vaulion sich zu den himmelragenden Schweizer Bergriesen hinübersehnend, vertieft er sich in dem schönen Gedanken, daß diese Felsmauern nur anscheinend im Besitze von Völkern und Fürsten, in Wahrheit aber »einem großen Herrn und dem Blicke der Sonne« unterworfen seien.[3]) Und nachdem ihm auf der Dôle die glänzenden Eiskolosse wiederholt vor Aug' und Seele getreten, bekennt er unterwürfigen Sinnes: »Man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen in Anschauung und Gedanken fertig werden kann.«[4]) Mit stolzem Selbstbewußtsein ruft er ferner 1779, nachdem er die Reise beendet hat, aus: »Ich habe die Furka, den St. Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen!«[5]) 1797 »fühlt er auf dem Gange zum St. Gotthard die unbeschränkte Größe der Natur und ahnt das Ungeheure in derselben«, und während er dem Ziele immer näher rückt, preist er »die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese«.[6])

Dazu fand sein künstlerisches Wollen und Können in so vielen ansprechenden Objekten eine unbezahlbare Anregung. Er, der schon seit längerem »leidenschaftlich gewöhnt war, die Natur in der Kunst zu schauen«, der schon in frühen Jünglingsjahren nach der Natur zu zeichnen begonnen hatte, nahm wiederholt den Stift zur Hand, um prächtige Alpenbilder so gut als möglich auf dem Papier festzuhalten und so dem Gedächtnisse genauer einzuprägen, wie beim Teufelsstein, auf dem St. Gotthard, dem Albis, dem Brenner und bei Torbole. Und wenn ihn seine Leistungen auch nicht ganz befriedigten, so waren sie ihm doch sehr viel wert, weil sie ihn an manchen glücklichen Augenblick erinnerten, dessen Seligkeit ihm eine »stümperhafte Übung« eingetragen, an sein »sonderliches Streben von der Kunst zur Natur und von der Natur zur Kunst zurück«. Überdies konnten sie einiges dazu beitragen, daß sein Auge geübter ward, in Beurteilung der Kunst das Richtige zu treffen. Noch birgt das Goethe-National-Museum zu Weimar eine Anzahl solcher Skizzen, welche der Dichter allerdings sehr flüchtig hinwarf. Dr. C. Ruland hat in

[1]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XVI, S. 229. — [2]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XVI, S. 271. — [3]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XVI, S. 246. — [4]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XVI, S. 250. — [5]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XVI, S. 229. — [6]) Vergl. Ausg. G. Hempel, Bd. XXVI, S. 131.

einem der früheren Bände des Goethe-Jahrbuchs darüber berichtet und dort auch die Zeichnung der Aussicht vom Gotthard — 22. Juni 1775 — nachbilden lassen.

Daß endlich die Alpen den bevorzugten Liebling der Musen wiederholt auch in poetische Stimmung versetzten, kann zwar als selbstverständlich vorausgesetzt werden, berührt aber nichtsdestoweniger außerordentlich sympathisch und ist geeignet, unsern Betrachtungen einen besonders weihevollen Abschluß zu verleihen. Goethe in den Alpen und darob keinen poetischen Erguß, keinen Tribut den Geistern, die er niemals aus sich bannen konnte? Wie ließe sich das eine ohne das andere gut denken?

»Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Ruderakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.«

So floß es ihm drangvoll aus der Feder, als er 1775 sich angeschickt hatte, vom Züricher See aus nach dem Rigi zu wallen, und nachdem er 1779 durch das geheimnisvolle Rauschen des so hoch herabstürzenden Staubbachs bei Lauterbrunnen förmlich bezaubert worden, entlockt er seiner Leier den »Gesang der Geister über den Wassern«,[1]) symbolich beginnend:

»Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.«

Desgleichen hat sein Singspiel »Jerry und Bätely« als eine alpine Frucht des nämlichen Jahrs zu gelten, eine Dichtung, in der es uns »wie Bergquellen und Mattenduft anmutet und wir uns in die Einsamkeit und das einfache, idyllische Leben natürlich edler Menschen versetzt fühlen.«[2]) Goethe selbst sagt darüber in seinen Tages- und Jahresheften: »Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch.«[3]) Im Jahre 1782 läßt er, bereits bestiegener südlicher Höhen gedenkend, die über die Alpen nach Deutschland gebrachte Mignon in Wilhelm Meisters Lehrjahren (in Wirklichkeit sich selber) verlangend singen:

»Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
Dahin, dahin
Geht unser Weg! O Vater laß uns zieh'n!«[4])

Herrlich malt uns der Dichter die Schweizer Berge und das Schweizer Volk auch mit Leonardos Erzählung von mühsam erstiegener Bergeshöh', von Saumrossen auf schwindelerregenden Pfaden, von Tälern, Schluchten, rieselnden Quellen, schwarzen, mit Steinen beschwerten Schindeldächern, von Rädligarn spinnenden Frauen und Mädchen in Wilhelm Meisters Wanderjahren.[5]) — Angesichts des Lago di Garda, der ihm bei stark wehendem Winde und höherem Wellengang den Virgilischen Vers: »Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino«[6]) ins Gedächtnis ruft, geht ihm, wie er in seinem Tagebuch freudig bemerkt, in Torbole 1786 das Arbeiten

[1]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXVII, S. 366, und Bielschowsky, Bd. I, S. 350. — [2]) Ausg. G. Hempel, Bd. IX, S. 139. — [3]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXVII, S. 6. — [4]) Ausg.G. Hempel, Bd. XVII, S. 147. — [5]) Ausg. G. Hempel, Bd. XVIII, S. 309—313. — [6]) Resonans statt assurgens ist eine Verschreibung Goethes. Vgl. G. Hempel, Bd. XXIV, S. 633.

an seiner hochklassischen »Iphigenie« gut von statten. Er träumt sich am sturmgepeitschten Ufer des Sees, in einem »neuen Lande« und in »ganz fremder Umgebung« in die Lage seiner Heldin an der taurischen Küste hinein.[1]) Und wenn er 1797 einem Brief an Schiller sinnvolle Distichen unter dem Titel »Schweizeralpe« beigibt[2]) oder wenn er im »Schweizerlied« mundartlich singt: »Uf em Bergli bin i g'sässe, ha de Vögle zuegeschaut etc.«, endlich wenn er in der antik gehaltenen Elegie »Euphrosyne« angesichts der beeisten, zackigen Gipfel der Schweiz, des tosenden Stroms und des grausen Geklüftes sich vor dem ewig festen Gesetze des Himmels und der Erde beugt, so ist dies nur wieder ein Beweis, wie sehr das einzig schöne Bergland seinen Pegasus zu beflügeln vermochte. Als er sich sodann 1799 mit der »Idee zu einem großen Naturgedichte« trug,[3]) da waren ohne Zweifel seine alpinen Erlebnisse nicht die letzten treibenden Kräfte zu einem solch großen Vorhaben gewesen. Die Krone des Ganzen aber dürfte in dieser Beziehung sein, daß wir im Grunde genommen Goethe »den Schillerschen Tell« anläßlich seiner dritten Schweizerreise zu verdanken haben. Noch auf Schweizer Boden stehend, hegte er den Plan, die Tellsage in einem Epos zu verherrlichen, nachdem er zu diesem Zwecke die in Frage kommenden historischen oder sagenhaften Plätze genau besichtigt, Charakter, Sitten und Gebräuche der Menschen daselbst studiert, sich in Tschudis Schweizer Chronik wegen des Tell umgesehen, ja sogar den Tell nebst seinem Knaben Walter gezeichnet hatte. Während er sich jedoch in Weimar mit Schiller, dem er schon am 14. Oktober 1797 von Stäfa aus Andeutungen gemacht hatte, näher darüber auseinandersetzte, gab er seine Absicht plötzlich auf und ermunterte seinen Freund Schiller, den Stoff, den er ihm gleichsam als Geschenk übermachte, zu dramatisieren,[4]) wozu sich dieser endgültig entschloß, nachdem er auch Tschudis Chronicon Helveticum sorgfältig gelesen hatte. Da erhielt denn das deutsche Volk ein Drama, in welchem Schiller, obwohl er niemals in der Schweiz gewesen, mit staunenswerter Meisterschaft die erhabene Pracht des Landes in eine großzügige Handlung zu verweben wußte, einen köstlichen Preisgesang auf Vaterlandsliebe und nationale Einigkeit. Hätte er es aber ohne Goethes freundschaftliche Anregung überhaupt in Angriff genommen und, wenn trotzdem, wäre es ihm ohne eines Goethe schriftlichen und mündlichen Beirat in solcher Vollendung gelungen?

Alles was wir im Verlaufe unserer Erörterungen über Goethes Beziehungen zu den Alpen betrachtet haben, zeigt uns, mit welch seltener Meisterschaft es dieser als Mensch, Gelehrter und Dichter verstanden hat, gelegentlich seiner wiederholten Besuche bei den alpinen Majestäten nicht bloß seine Körperkraft zu erproben oder abgespannten Nerven wieder aufzuhelfen, sondern auch geistig zu genießen und hellen Blicks unendlichen Reichtum zu bleibendem Nutzen in sich aufzunehmen.

Und noch eines lehrt uns das Beispiel unseres größten Dichters: Selbst ein Goethe hätte sich trotz seines Feuergeistes und der Gabe, schnell zu fassen und frei zu urteilen, niemals so tiefgründender Erfolge seiner Alpenfahrten rühmen können, wenn er nicht auch seinen stets beobachteten Brauch bei Reisen beibehalten hätte, nämlich nicht aufs Geratewohl zu Werke zu gehen, sondern sich auch gehörig vorzubereiten. Er las einschlägige Literatur, z. B. eine Beschreibung der Savoyschen Eisgebirge, physikalisch-geographische, auch Geologie und Mineralogie berührende Schriften über verschiedene andere Alpengebiete, historisch-kritische Nachrichten aus Italien, Briefe aus Welschland über dessen natürliche Merkwürdigkeiten, Linnés Species plantarum u. a., und betrieb mit allem Eifer das Studium geeigneter Karten sowie der italienischen

[1]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXIV, S. 633. — [2]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXVI, S. 199. — [3]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXVII, S. 51. — [4]) Ausg. G. Hempel, Bd. XXVI, S. 140—143, 151 und Bd. XXVII, S. 46, 109—111, 425—426.

Sprache, ehe er sich mit »Dachsranzen und Mantelsack«, worin notwendige Kleidungsstücke, Bücher, Karten, Teleskop, Notizhefte u. a. steckten, in Gottes weite Welt begab — auf alpine Reisen, bei denen damals mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen war, als in unseren Tagen, in welchen Tausende und Abertausende von Pionieren der Kultur in unserem einzigartigen Vereine durch Straßen- und Wegebauten, Schutzhütten und Unterkunftshäuser, treffliche Handbücher, zuverlässige Karten u. a. dafür gesorgt haben und noch sorgen, daß Unternehmungslustige möglichst bequem und sicher ihre Pfade gehen und nach des Tages Last und Müh' sich sogar noch in höchsten Regionen wohlgeborgen zu guter Atzung und stärkender Ruhe niederlassen können. War Goethe dann endlich auf dem Felde seiner Interessen, so ward hier neben dem vielen, vielen Angenehmen das Nützliche nie versäumt und nötigenfalls wieder gelesen und studiert, notiert und skizziert.

Mehr als hundert Jahre sind darüber hingegangen, so daß die schönen Unternehmungen schon in weitentrückter Vergangenheit begraben liegen. Die Verdienste aber, die sich Goethe mit ihnen erwarb, leben noch heute und leben fort für alle Zeiten. Denn dadurch, daß er seine Erfahrungen dokumentarisch niederlegte, lenkte er als einer der ersten die Aufmerksamkeit der Mit- und Nachwelt eindringlicher auf die Alpen, auf jene vieltausendbändige Enzyklopädie, welche der Schöpfer mit wuchtigem Griffel zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung der Menschen auf felsigen Grund geschrieben, in der aber bisher immer noch zu wenig gelesen worden war. Wort und Beispiel zündeten und der Dichter von »Hermann und Dorothea« sowie des »Faust« setzte sich auch in alpiner Hinsicht ein Denkmal, dauernder als Stein und Erz.

DIE BERGE DES DUAB VON TURKESTAN

VON WILLY RICKMER RICKMERS

Vor zwanzig Jahren erschien Wilhelm Geigers Buch über die Pamirgebiete (Dr. Wilhelm Geiger, Die Pamirgebiete, Bd. II der Geogr. Abh., Wien 1887). Für den Alpinisten gibt es kaum etwas Aufregenderes als diese Schrift, die eine vollständige Übersicht darüber bietet, was bis dahin bekannt war und an dessen großen Zügen die spätere Forschung bis heute wenig geändert hat. Es wimmelt nur so von langen Ketten, geheimnisvollen Gletschern und zahllosen Gipfeln von 5000 bis 7000 *m* Höhe. Und fast alle diese Herrlichkeiten sind nur vom Tale oder von begangenen Pässen aus gesehen worden. Nur wenige russische Forscher gelangten bis an die Gletscherzungen; nur ein einziger, Muschketoff, wagte eine wirkliche Hochgebirgswanderung. Vor 28 Jahren überschritt er den langen Sarafschan-Gletscher und das 4000 *m* hohe Matscha-Joch. Außer Albrecht von Krafft und mir hat noch kein geschulter Bergsteiger diese Gebiete besucht und man darf wohl sagen, daß sie die letzte große »Neue Welt« des Alpinismus waren. Obgleich darin kein bemerkenswertes Ereignis zu erblicken ist, erfüllt mich doch freudige Genugtuung, wenn ich an meinen Besuch der Hissarischen Kette im Jahre 1896 denke; denn es war das erste Mal, daß Eispickel und Nagelschuh die duabischen Gebirge, die 120 000 km^2 bedecken, für den Alpinismus in Beschlag nahmen.

Niemals werde ich auch vergessen, daß mir 1898 das Glück zuteil ward, an der Seite des unvergeßlichen Albrecht von Krafft ostbocharische Gipfelfahrten zu unternehmen. Seinen begeisterten Schilderungen habe ich es auch zu verdanken, daß ich die Fangruppe aufsuchte, die er damals leider in Eilmärschen durchkreuzen mußte, ohne Zeit für eine Besteigung zu finden. Das Bild des edlen Mannes und treuen Freundes wird immer unverwischt aus der bunten Fülle meiner mittelasiatischen Erinnerungen aufragen.

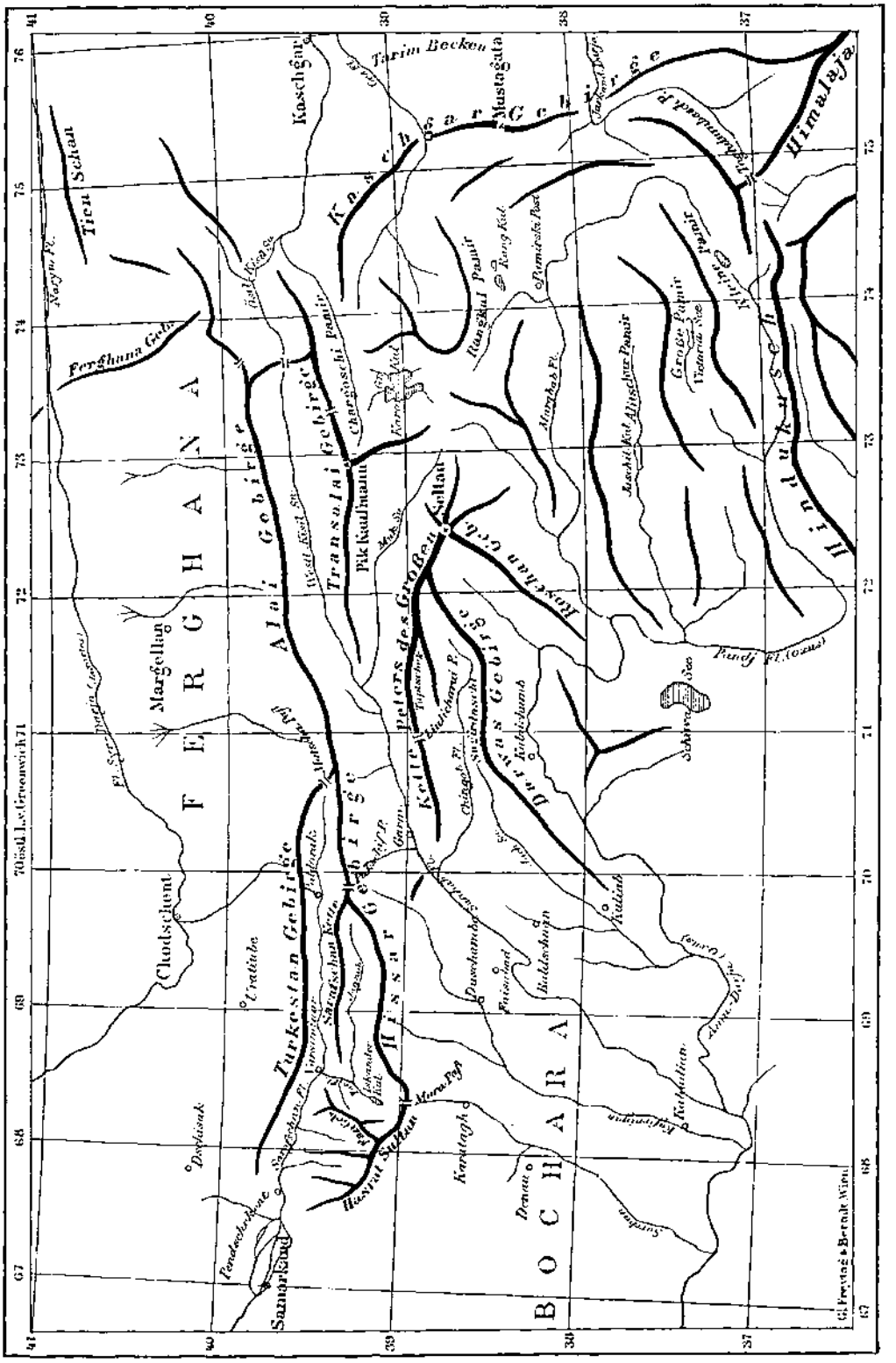
Erst im Jahre 1906 konnte ich den langgehegten Wunsch erfüllt sehen und einen tiefen Blick in die Schätze tun, die fast unberührt dalagen, trotzdem man an klaren Wintertagen vom Dache der Schir-Dar-Moschee in Samarkand die kühne Zackenreihe der Sechstausender am Horizonte sieht. Die lange Abgeschlossenheit ist verwunderlich zu einer Zeit, in der schon alle großen Hochgebirgsländer der Erde von Bergsteigern besucht worden sind. Allerdings ist mit ein Hauptgrund der, daß die englischen Pioniere durch politische Bedenken abgeschreckt wurden.

Unter dem Namen »Duab von Turkestan« verstehe ich die von den beiden großen Flüssen Oxus und Jaxartes begrenzte Fläche. Die Übersicht der darin enthaltenen »duabischen« Gebirge entwerfe ich mit Hilfe der schon erwähnten Geigerschen Schrift, um dann auf meine Erlebnisse überzugehen.

Als kurzen Ausdruck könnte man auch »Alai-Pamir« sagen, um einen bequemen Namen für diese Entfaltung riesiger Gletscherketten zu haben. In der Reihe der »alpinen« Gebirge Asiens nimmt der Alai-Pamir den dritten Platz ein nach dem Himalaja und dem Tienschan-Altai, soweit die Massenentfaltung in Frage kommt. In Bezug auf die größte Gipfelhöhe wird allerdings Mustagata (Pamir) vor Chantengri (Tienschan) zu stellen sein.

Da die großen Gebirge Asiens ineinander übergehen, muß jede scharfe topographische Grenze zwischen ihnen mehr oder weniger künstlich sein. Wählen wir den Oxus als südliche Linie, so fällt der Hindukusch außerhalb unseres Raums und hat als westliche Abbiegung des Himalaja zu gelten. Gegen den Tienschan können wir ohne Mühe eine Abschnürung finden, wo die Pässe aus Ferghana (der fruchtbaren Landschaft des Syr-Darja oder Jaxartes) nach Kaschgar hinüberführen. Diese Einteilung deckt sich allerdings nicht ganz mit dem, was ich Duab nenne, dessen Grenze ich entlang der Wasserscheide ziehe, die die Quelle des Oxus mit jenem Punkte verbindet, wo der Naryn (oberer Jaxartes) die Ferghanakette durchbricht. Danach käme eigentlich das kaschgarische Gebirge (Mustagata, usw.) außerhalb des Duab zu liegen und der Westabfall der ferghanischen Berge wäre einbegriffen. Da wir es aber in dieser Abhandlung zuerst mit dem Zusammenhange der Berge zu tun haben, passen wir den Umriß des Duab diesem Zwecke an und sagen: das duabische Gebirge ist der Alai-Pamir. Man muß eben bedenken, daß es auf der Erde keine einzige topographische Grenze gibt, die nicht irgend welche Einheiten zerrisse. Das Vernünftigste ist deshalb, einen theoretisch absoluten (aber praktisch etwas anpaßbaren) »Kernbegriff«, wie es das Duab sein soll, aufzustellen. Diesem Mittelwerte (der nur topographisch genau ist) muß man einen Spielraum erlauben, der uns ermöglicht, orographische, hydrographische, klimatische oder geologische Verbindungen frei auszubauen. Im ganzen menschlichen Wissen haben wir mit der »Interferenz der Klassen« zu rechnen; und dieser kann man praktisch nur begegnen durch »Anpassung des Kerns (oder Rumpfes)«, nämlich, wenn man überhaupt das Zusammenwirken großer Einflüsse auf gemeinschaftlicher Grundlage darstellen will. Alles wirkt auf Etwas, und darstellen kann man auch nur durch ein »Etwas«, das heißt durch einen »topographischen« Begriff (Individuum, Körper), in dem die nach Wissenschaften getrennten Erscheinungen der Natur (Gebirge, Klima, Völker) sich treffen und übereinandergreifen. Der so erzielte topographische Wirklichkeitsausschnitt der Natur ist immer das Erzeugnis seiner »Umwelten«, und doch jedesmal künstlich in Bezug auf nur eine derselben. Dieser Schwierigkeit wird man Herr, indem man den Kern als namengebende Gemeinsamkeit ansieht, seine Ausdehnung aber den jeweiligen Zwecken anschmiegt. Damit sagen wir dann also: Der Alai-Pamir ist das Gebirge des Duab von Turkestan.

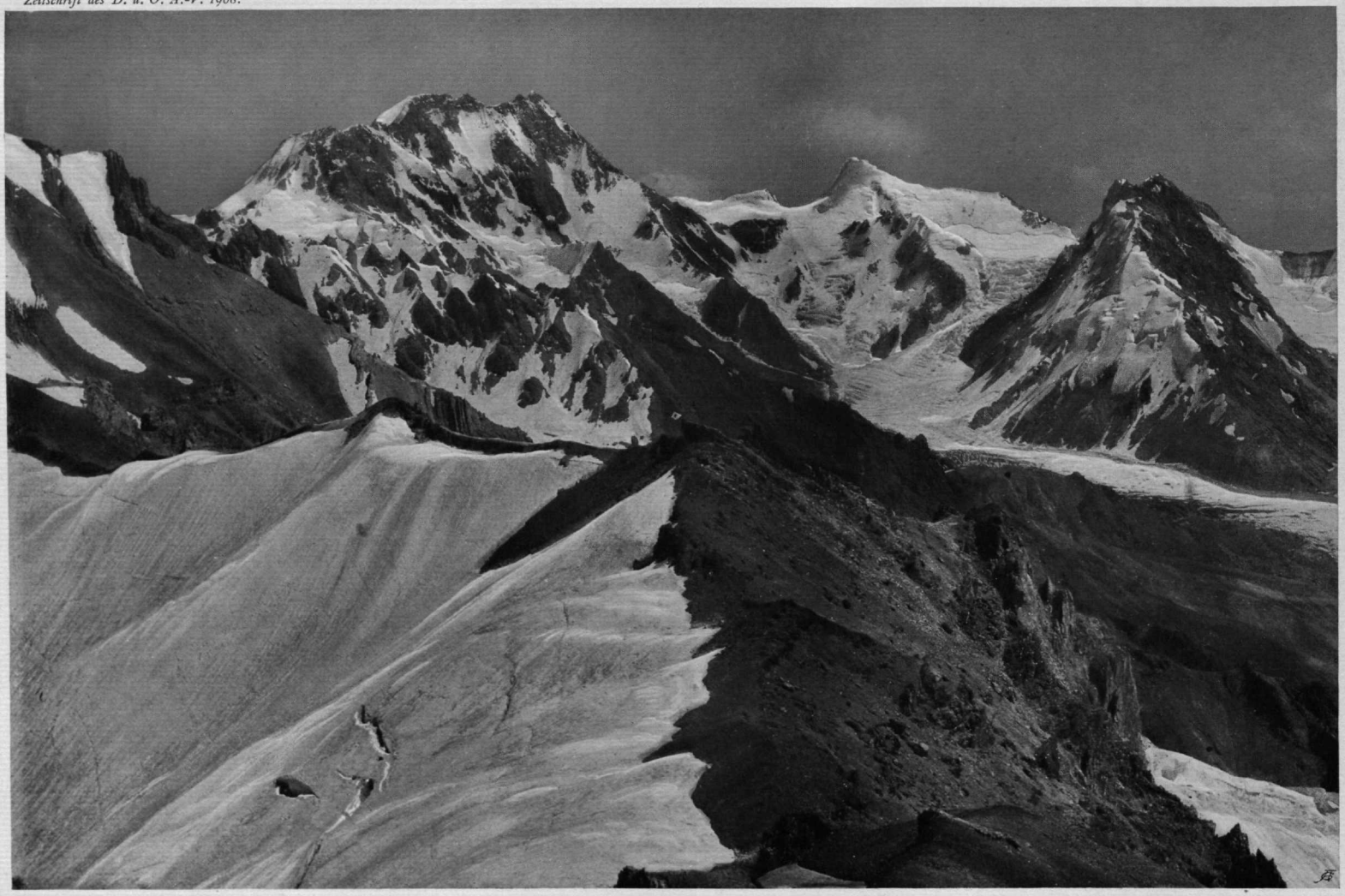
Als poetische Auslegung mag die Übersetzung »Das Dach der Welt« bestehen bleiben, aber die Sprachwissenschaft führt das Wort »Pamir« auf die Bedeutung von »rauh und öde« zurück. Eine Pamir ist ein unwirtliches Steppental in großer Höhe; der Pamir ist der eingebürgerte Name für das Gebiet zwischen etwa 37° und 40° nördlicher Breite und ca. 72° und 75° östlicher Länge von Greenwich. Die typischen Pamire (Kleine und Große Pamir, Alitschur P., Chargoschi P., Rangkul P. usw.) sind ungefähr auf die Gegend zwischen dem 73. und 75. Längengrade beschränkt. Es sind baumlose, meist sanfte und breite Täler, deren Sohle zwischen 3500 und 4000 *m* über dem Meere liegt und deren Wasserscheiden sich oft nur einige hundert Meter über dem Talgrunde befinden und selten mehr als 2000 *m* darüber aufragen. Der eigentliche Pamir ist also eine Art hoher Sockel, in den verhältnismäßig seichte und flache Täler eingekerbt sind. Er ist demnach nicht eine platte oder nur schwach gewellte Hochfläche, wie viele Leute noch glauben, die beim Lesen einer Schilderung


FERGHANA
BOCHARA
Tien Schan
Kaschgar
Tarim Becken
Mustagata
Kaschgar Gebirge
Himalaja
Hindukusch
Ferghana Geb.
Alai Gebirge
Transalai Gebirge
Pik Kaufmann
Kettenpeters des Großen
Roschan Geb.
Darwas Gebirge
Turkestan Gebirge
Hissar Gebirge
Margellan
Chodschent
Samarkand
Pendschikent
Dschisak
Karatagh
Denau
Kulab
Kabulchan
Kaschgar Pamir
Rangkul Pamir
Große Pamir
Kleine Pamir
Pandj Fl. (oxus)
Schiwa See
Hasrat Sultan
Mura Paß
Kettenpeters des Großen
Sultan
Chargoschi Pamir
Ferghana Geb.
Norym Fl.
Pamirski Post
Marghab Fl.
Aliischur Pamir
Kulab
Duschambe
Faisabad
Baldschuan
Kafirnigan
Sarchan
Amu-Darja (Oxus)
Sarafschan Fl.
Varsamjuar
Uratiube
Sarafschan Kette
Ishandar Kul
Gr. Freytag & Berndt Wien

wie der obigen (die die relativ geringe Tiefe der Mulden hervorhebt) sich die niedrige Dünung des heimischen Hügellands vorgestellt haben. Ausschlaggebend für die Eigenart ist eben die große Meereshöhe der Sohle mächtiger Täler, die über 2 *km* breit und über 50 *km* lang sein können. Zwischen ihnen gibt es Bergzüge, die manchmal 6000 *m* hoch sind, sich also auch am Seespiegel als bedeutende Ketten von 2000 *m* darstellen würden. Dieses Gebiet nun ist eine halbe Kreisscheibe, deren Bogenseite nach Osten gekehrt ist und deren Sehne durch den 73. Grad vorgestellt werden mag. Nach Westen hin läuft sie sozusagen in lange Fransen aus, während die gen China gewandte Seite nur kurz eingekerbt ist. Das liegt daran, daß die Wasserscheide nahe an den Ostrand gerückt ist, der durch die Zuflüsse des Jarkand-Darja in das Tarim-Becken entleert wird. Das langästige, durch seine parallele Anordnung ausgezeichnete Stromsystem des Amudarja (Oxus) zieht sich dagegen tief in das Herz des Pamirs hinein, ihm den Hauptteil seiner Niederschläge entziehend, um sie in den Aralsee zu führen.

Verfolgen wir die Ströme von ihrem Ursprunge aus, so wandern wir zunächst tagelang durch die unmerklich geneigten, echten Pamirmulden, in denen der Abfluß des Wassers oft durch Seen oder Sümpfe unterbrochen wird. Dann aber kommt plötzlich ein Wechsel der Landschaft, sie wird »alpin«. Die Talseiten steigen steil zu wilden Kämmen an und zwischen ihnen, in enger Schlucht, braust der Bergbach mit großem Gefälle. Wir sind am Rande des Innerpamir, des wahren und eigentlichen Pamir, während der losere Begriff »der Pamir« nur als eine ganz allgemeine topographische Orientierung in Asien zu gelten hat. Die Grenze des Innerpamir wird also durch jene Punkte angedeutet, wo die von der massigen Erhebung abrinnenden Gewässer mit stark vermehrtem Gefälle über den Rand abfließen. Es sind tief eingeschnittene, unwegsame Gebirgstäler, die das »Randgebiet« kennzeichnen. Ein Alpenwanderer kann sich ein ziemlich gutes Bild von diesen Verhältnissen machen, wenn er sich ein Firngebiet wie beispielsweise das des Cevedale als Innerpamir vorstellt, nur mit dem Unterschiede, daß dort die breiten Formen nicht durch Schnee sondern durch Geröll und Grasboden gebildet werden. Nachdem er die Mulden und gewölbten Kämme des zentralen Gebiets verlassen hat, kommt er, sagen wir durch das scharf in die »peripherischen« Berge eingeschnittene Martelltal und schließlich in die Ebene des Vinschgaus. Diese Ebene bildet vorläufig den Fußpunkt des Abfalls von der Firnregion. Es ist wohl in den meisten Fällen so, daß der Reisende, der in ein solches Tal eindringt, in den unteren Teilen einen viel gewaltigeren Eindruck von Bergeshöhe empfindet als weiter oben, beim Gletscher. (Erst später kommt er durch unbewußte Anwendung alpiner Erfahrung dazu, ferne Eisriesen trotz ihrer optischen Kleinheit großartiger zu nennen als naheliegende Türme und Abstürze.) Die relative Gipfelhöhe, das heißt in unserem Falle der Höhenunterschied zwischen der Talsohle und dem nächsten ins Auge gefaßten Gipfel der Wasserscheide, ist eben in dem tieferen Taleinschnitte meist größer als gegen den Kern der Berggruppe zu. Auf der Haupterhebung inmitten des Massivs ist die relative Gipfelhöhe gleich Null. Von da ab senken sich die Stromfäden in langer Kurve bis zum Nullpunkte der Ebene und zwar zeigt diese Gefällslinie die steilste Biegung ungefähr in ihrer Mitte. Die Gipfelhöhen nehmen von der Mitte der Berggruppe gen außen hin langsamer ab als die Meereshöhen der Talsohle und bilden gewöhnlich erst dort eine abstürzende Kurve, wo der Talweg schon schwächer geneigt ist.

Dasselbe Gesetz des rinnenden Wassers offenbart sich auch im Pamir. Auch hier gibt es eine Strecke, auf der die Talhöhe schnell fällt, dadurch die senkrechte Entfernung zwischen der Sohle und den Gipfelgraten steigernd. Dazu kommt aber noch der bemerkenswerte Umstand, daß gerade hier, im Randgebiete die absolut höchsten Berge liegen. Meereshöhen von über 7000 *m* kommen ausschließlich in diesem Gürtel



Aufnahme von Willy Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Berge am Gletscher Peters des Großen vom Südgrat des Gr. Atschik aus.

(Standpunkt etwa 5000 m hoch.)

vor (Pik Kaufmann, Mustagata), der den Innerpamir als ragende Mauer umgibt. Der Unterschied zwischen den inneren und den randlichen Erhebungen ist im Durchschnitte auf etwa 1000 *m* zu veranschlagen. Die Ursache dieser großartigen Erscheinung müssen wir in der Entstehungsweise des Pamirklotzes suchen. Durch Bewegungen der Erdkruste wurden die mächtigen Gebirgszüge Asiens, Himalaja und Tienschan, aufgefaltet. Wo sich diese gewaltigen Aufschiebungen im Westen trafen, dort preßten sie durch ungeheuren stetigen Druck das zwischen sie eingeklemmte Land als den massigen Rumpf des Pamir empor. Der durch diese Hebung noch nicht aufgezehrte Überschuß an Faltungskraft ließ sich am Rande des selbstgeschaffenen und zusammengekneteten Hindernisses aus, die äußeren Teile über das Niveau der Mitte hinaufreißend. Jedoch darf man nicht denken, daß der Pamir etwa als ungestörte Scholle wagrechter Gesteinsschichten, als Tafelscherbe der Erdrinde, gelüftet wurde. Seine Masse ist auch in sich verdrückt und gefaltet. Eine andere Anschauung sagt, daß der Pamir ein uraltes Grundgebirge ist, dessen Oberfläche schon vom Wasser verebnet war, als die jüngere Faltung der großen Kettengebirge begann; ein alter Wurzelstock, der sich den neueren Bildungen in den Weg stellte. Doch wie dem auch sei, bleibt in beiden Möglichkeiten dieselbe Deutung der randlichen Überhöhung als wahrscheinlich bestehen. Wir können sie uns als aufbäumende Brandung, als Überwulstung der Faltenzüge an der Pamirinsel vorstellen, einerlei ob dieser breite Kern selbstgestaut oder schon vorher an dieser Stelle lag.

Die Landschaft des Innerpamir verdankt ihre Eigenart einem zweiten bestimmenden Grunde, dem Klima, das die durch den Gebirgsbau geschaffene Form in das Kleid der Steppe hüllt. Das Aussehen eines Steppenhochtals habe ich im vorjährigen Bande dieser Zeitschrift geschildert. Ausschlaggebend ist die große Höhe der Schneegrenze, die sich aus Wärme und Trockenheit der Luft ergibt. Unter sonst gleichen Verhältnissen (Steilheit der Hänge usw.) steigt bekanntlich die Schneegrenze um so höher, je weiter nach Süden das Gebirge gelegen ist, außerdem aber auch je weiter gegen die Mitte des Hochlands oder der Gruppe die Berge sich befinden. Diese Wirkung der Luftwärme wird aber ganz bedeutend durch den Einfluß der Trockenheit übertroffen, was sich beispielsweise im Himalaja beobachten läßt, wo die den Meereswinden ausgesetzte Südseite eine tiefere Schneelinie aufweist als der den Wüsten Tibets zugewandte Nordhang.

Der Innerpamir gehört zu den niederschlagärmsten Teilen des Duab und die meteorologische Station auf Pamirskii Post hat gezeigt, daß die Wintermonate die trockensten des ganzen Jahres sind. Durchschnittlich kann man sagen, daß die Schneegrenze im Herzen der duabischen Gebirgswelt bei etwa 5000 *m* anzunehmen ist. Wäre die Luft feuchter, dann hätten wir, auch ohne Abnahme der Temparatur, an Stelle der aperen Mulden ein unaussprechlich großartiges innerpamirisches Firngebiet, von dem riesige Gletscherbrüche durch die randlichen Steiltäler abfließen würden.

Infolge seiner örtlichen Lage wäre der über den Innerpamir erhöhte Hindukusch ebenfalls als Randgebiet aufzufassen. Jedoch fällt er durch das Entwässerungsnetz aus dem Rahmen heraus, denn er wird nicht von den aus der Mitte abfließenden Strömen durchschnitten. Mit Bezug auf die Gebirgsentstehung nimmt er eine Art von Zwischenstellung ein, da er wohl ohne Zweifel als ganz selbständige Falte, als Umbiegung und Fortsetzung des Himalaja angesehen werden kann, allerdings beeinflußt durch den Widerstand des Pamirblocks. Es zeigt sich wieder, welche Schwierigkeiten sich der Einteilung der Erdoberfläche entgegenstellen, und wie notwendig der Topographie eine gewisse Willkür und Künstlichkeit ist. Noch fehlt uns ja sehr viel zu einem klaren Verständnisse des Aufbaues dieser Gebiete und es sollte mich beispielsweise gar nicht wundern, wenn in späteren Zeiten Transalai und

ostbocharische Gebirge (Kette Peters des Großen usw.) bestimmt als Fortsetzung des Tienschanzugs aufgefaßt werden.

Wähle ich nun den Amudarja als Südgrenze des Alai-Pamir, so kann man diesem scharfen Schnitte auch manch natürliche Begründung geben. Es ist kaum möglich, den Hindukusch vom Himalaja zu trennen, und wir können sagen, daß entlang dem obersten Oxus der Innerpamir und ein anderes System (Himalaja) hart aneinander liegen. Die Kette des Hindukusch wird nicht vom Tale des obersten Oxus durchbrochen, sondern senkt sich als Hang der Wasserscheide zu ihm hinab. Also zieht die Nordabdachung des fremden Gebiets unmittelbar in den Innerpamir hinab und wir müssen den Fluß als Grenze betrachten, die knapp innerhalb des Randwulstes verläuft. Weiter gen Osten kommt dann aber ein viel kitzlicherer Punkt, jene Gegend, wo Pamir und Himalaja sich gründlich mischen und drei Quellgebiete bilden, die zum Aralsee, zum Tarimbecken und zum Indischen Ozean gehören. Rein hydrographisch, nämlich nach Wassermengen, würde die Einteilung der asiatischen Hauptgebirge auf diesem Flecke einsetzen, und man darf sich solange an die Abgrenzung nach Wasserscheiden halten, als sie nicht gegen das natürliche Formgefühl verstößt. Ich erfasse nun die Pamir-Tagdumbasch, d. h. den Oberlauf des Jarkand-Darja als Grenze der Südostecke und muß die Strecke zwischen ihr und der Kleinen Pamir als unsicher in der Schwebe lassen.

Auf diese Weise nun erhalten wir folgende Einteilung für den Zweck der Namengebung und Beschreibung: Der Innerpamir ist ein durch morphologisch-klimatische Eigenheiten gekennzeichnetes Gebiet, dessen Umrisse ich schon früher andeutete. Der Pamir als Weltgegend liegt zwischen Pandsch (oberer Oxus) und Jarkand-Darja im Süden und den beiden Kisil-Su im Norden, während seine Breitenausdehnung sich in große Ebenen verliert. Der Alai-Pamir oder das duabische Gebirge reicht, alles Vorige einbegreifend, bis an den Naryn-Syr-Darja.

Die Höhen dieses Gebirgslandes sind bis heute nur sehr mangelhaft und schätzungsweise bekannt. Durch Winkelmessung ist von den ganz hohen Gipfeln, soviel ich weiß, nur der Mustagata bestimmt worden und zwar durch englische Reisende. Er ragt fast unmittelbar aus der Ebene von Chinesisch Turkestan auf und ist von dem etwa 150 *km* entfernten Kaschgar sehr gut sichtbar. Kapitän Deasys Berechnung ergab 7440 *m*, was auch mit den Ergebnissen der Berechnung eines seiner Vorgänger ziemlich genau übereinstimmt. Der Name dieses Bergs, der einstweilen als der höchste zu gelten hat, ist durch Sven Hedins Ersteigungsversuche allgemein bekannt geworden. Etwas über 7000 *m* soll Pik Kaufmann im Transalai hoch sein und wenig niedriger sind die Beherrscher des Seltau, jenes Knotens, in dem die ostbocharischen Ketten zusammenlaufen. Ob im Alai Gipfel von 7000 *m* vorkommen, ist fraglich, doch dürften einige der mächtigsten Riesen nahe an diese Zahl herankommen.

Der eigentliche Alai reicht bis zum Matschapasse am Sarafschangletscher, von wo aus das merkwürdige Längstal eine Spaltung herbeiführt. Der nördliche Zug heißt das Turkestanische Gebirge, der südliche wird unter der Bezeichnung Hissarische Alpen zusammengefaßt. Diese wiederholen eine ähnliche Teilung, indem durch das Jagnobtal die schmale Sarafschankette abgetrennt wird. Gen Westen verbreitet sich das Gebirge immer mehr und wird zu einer Versammlung großer Gruppen, die durch Ströme, wie den Fan, quer zu der bis dahin vorherrschenden Längsrichtung aufgeteilt sind. In den Fanbergen finden wir noch Gipfel von 5600 *m*, die von Samarkand aus zu sehen sind.

Das ganze Duab samt den auf chinesischem Boden befindlichen Ostgebirgen des Pamir ist durch russische Militärtopographen vollständig aufgenommen worden. Diese Karte im Maßstabe von 1 : 420 000 (Zehn-Werst-Karte) wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts abgeschlossen und muß als eine großartige Leistung bewundert werden.

Zwar sind die Einzelheiten des Hochgebirgs mangelhaft und die meisten Höhen nur durch das Aneroid bestimmt oder geschätzt, aber das sind zunächst noch Dinge von untergeordneter Wichtigkeit. Flüsse, Orte, Wege, Pässe sind dagegen sehr gut verzeichnet, so daß man nach dieser Karte reisen und sie als Grundlage für Detailarbeiten benutzen kann.

Ebenso erstaunt würde man sein, die lange Liste der russischen Erforscher dieser Gebirge zu lesen und die Werke, die sie schrieben. Die Russen haben sich sogar sehr in die Geheimnisse der Pamirgebiete vertieft und die Kenntnis der großen Linien ist fast ihnen allein, die Beschreibung der westlichen Teile eigentlich nur ihnen zu verdanken. Aber niemals waren sie Bergsteiger und konnten daher bei uns nicht jene Teilnahme erwecken, die sie verdient hätten. Es fehlte ihnen der Drang nach Fels und Firn und damit auch die Fähigkeit, uns Bergsteigern verlockend darzustellen, was sie gesehen hatten. Außerdem sind die meisten ihrer Veröffentlichungen in russischer Sprache erschienen und fast nur den Geographen bekannt, die sich näher mit Mittelasien befassen. Erst vor wenigen Jahren noch ist das »Bergige Bochara« erschienen, ein dreibändiges Werk des Botanikers Lipskii, das viele gute Photographien der Hochregion enthält. Viele dieser Bilder zeigen eine Gletscherzunge mit dahinter aufragenden Eisfeldern und Graten. Bis hierher und nicht weiter! Man fühlt den Forschungsdrang des wackeren Mannes; er wäre gerne weiter hinaufgegangen und hätte das Zeug dazu gehabt, aber der Mangel bergsteigerischer Erfahrung und geübter Begleiter hat ihm Halt geboten.

Der längste Gletscher ist der Sarafschan-Gletscher, doch ist es möglich, daß im Seltau Eisströme entdeckt werden, die, wenn auch nicht vielleicht an Länge, so doch an Masse größer sind. Leider hatte ich noch keine Zeit, mir den Fedschenko-Gletscher anzusehen, der den Muksu zwischen Transalai und Seltau speist. Alle Gletscher haben einen starken Rückzug hinter sich, der noch fortdauert. Die Firnbedeckung ist in Anbetracht der großen Höhen sehr spärlich zu nennen, so daß die Felsformen der riesigsten Gipfel nur mangelhaft verhüllt werden. Sanfte Firnkuppen und lange Hänge sind sehr selten; meist stellen sich Eisbrüche und scharfe Zacken dem Ersteiger in den Weg. Dagegen gibt es apere Grate und Geröllhänge, die oft gefahrlose Routen bis zur Höhe von 6000 *m* bilden können.

Was das duabische Gebirge von den Alpen und vom Kaukasus besonders unterscheidet, ist der Mangel an Wald und frischem Grün. Richtigen Wald gibt es überhaupt nicht, nur Nußhaine und lichte Bestände von Thujen. Die Wiesen sind nur im Frühjahre saftig und vertrocknen dann. Nur sehr feuchte Talgründe und künstlich bewässerte Dorfoasen behalten ihre freudige Farbe. Anderseits gewinnt der geologische Anblick der Landschaft. Durch nichts verkleidet zeigen sich Schichtenbau, die Reste alter Terrassen, die Vorgänge der Verwitterung. Fels und Erde leuchten grell und ersetzen durch ihre bunten Töne den Teppich der Pflanzenwelt.

Die Tiere, die der Bergsteiger außerhalb seines Bettes am häufigsten zu sehen bekommt, sind Raubvögel, darunter der prächtige Lämmergeier. Rote Murmeltiere kann man massenhaft auf den höheren Bergweiden beobachten. Steinböcke sind ziemlich häufig, aber scheu und kommen nur dem vorsichtigen Jäger zu Gesichte. Das alpine Haustier ist das Fettschwanzschaf.

Der Mensch des Innerpamir ist der Kirgise, der in Filzhütten wohnt und zahllose Herden sein eigen nennt. In den Tälern der Randgebirge und des Alai finden wir meistens Stämme arischer Abkunft mit persischen Mundarten, während die mongoloiden Usbeken mehr in den Ebenen anzutreffen sind.

Nach diesem kurzen Überblicke wende ich mich zu unserer Reise des Jahrs 1906.

Wir waren unserer vier, schon alte Gefährten auf Sommerfirn und Winterschnee der Alpen und des Kaukasus und voll freudiger Zuversicht auf das gemeinsame Er-

leben von Neuem und Schönem: Zenzi von Ficker, das »Uschbamädel«, meine Frau, der brave Führer Albert Lorenz aus Galtür, und ich. Mein bewährter Dolmetsch Makandaroff, der immergetreue »olle Kaukasier« – oh, nennet ihn nicht Armenier – war auch dabei. Mit Hilfe des allezeit liebenswürdigen Herrn Hattier in Samarkand war es mir gelungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Mietvertrag für 20 Pferde nebst vier Roßbuben für drei Monate mit einem sartischen Unternehmer abzuschließen; und am 19. Juli brachen wir auf.

Der frühe Morgen hat in Mittelasien immer etwas Mißmutiges an sich, besonders wenn es der erste Morgen ist, der des Abschieds vom Liebgewonnenen und des Anfangs vom Ungewissen. So sehr man ihn mit wachsender Ungeduld herbeigesehnt hat, die Langsamkeit des Volks verfluchend, so unausbleiblich ist ein kleiner Katzenjammer als Rückschlag auf die Freude der endlichen Erfüllung. Die Stimmung der Natur bietet dazu den Hintergrund. Farblos und schwül ist in der turkestanischen Ebene die Stunde, bevor die Sonne sichtbar wird, sei es über der geraden Linie der Steppenkimmung oder über den Bäumen der Gärten. Auf dem Himmel liegt ein matter Bleiglanz und die Luft ist bedrückend, vielleicht weil ein etwaiger Wassergehalt zu dieser Zeit am stärksten auf die menschliche Spannkraft wirkt. Während der Nacht hat die dem heißen Erdboden nächste Luftschicht den meisten Wasserdampf in sich aufgenommen und nähert sich im Laufe der gen Morgen fortschreitenden Abkühlung immer mehr der Sättigung. Diese selbst, das heißt Dunst- und Nebelbildung, wird allerdings selten erreicht, zumeist nur in Talniederungen und Sümpfen. Auf unser Gefühl und Befinden äußert sich eben die verhältnismäßige Feuchtigkeit, auch wenn sie noch sehr gering zu nennen ist, gegenüber einer Sommerschwüle, wie sie bei uns vorkommt und in den Tropen die Regel ist.

Welch großer Unterschied dagegen am hellen Tage. Da schneidet die Sonne kräftige Schatten und Lichter ins Land; was Farbe hat, das glüht und leuchtet; was glänzen kann, das schimmert und blinkt. Und zum grellen Lichte gesellt sich die scharfe, durchdringende Trockenheit, die den Körper ausdörrt und den Geist aufstachelt. Die Willenskraft kann sie erst dann lähmen, wenn der Leib nahe daran ist, ihrer größten mittelbaren Folge, dem Durstestode zu erliegen. Freilich ist auch sie kein Hindernis jener bewußten oder unbewußten Faulheit, für die der Mensch unter allen Umständen und Breitengraden Bedürfnis oder Vorwand hat. Aber es ist eine freudige Faulheit, mit der man sich aus Brand und Blendung des Mittags in kühlen Schatten zurückzieht, um dort in voller Erkenntnis des Angenehmen die Glieder zu strecken. Der Steppentag kennt nicht jenen feuchtwarmen Dämmerzustand der Unlust und Ohnmacht, jenen schwülen Druck, der dem willenshärtesten Kämpfer Schaffensdrang und Genußfähigkeit rauben kann und ihn mit beklemmender Hoffnungslosigkeit in die Zukunft blicken läßt.

Wohl ist der stählerne Hitzstrahl aus der Scheitelhöhe keine Liebkosung und dickwolkiger Lehmstaub keine Erfrischung, doch empfindet man dabei nicht Erschlaffung, sondern bleibt aufmerksam, sozusagen angriffsmutig und bereit, sich zum Äußersten anzustrengen. Der Leib wird nicht im weichen Siededunst geschmort, sondern zieht sich zusammen, schwitzt fast gar nicht und muß sogar durch feste Kleider geschützt werden. Er ist beweglich, tätig, hungrig, kurz, er brütet nicht, sondern lebt mit gesunder Begier. So geht es jedenfalls dem Europäer, denn 25 Grad im Schatten am Kongo oder Rheine belästigen ihn viel mehr als dieselbe Wärme im Duab, wo auch über 30 Grade die Gesundheit kaum gefährden. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist noch der, daß man ruhig weitertrinken darf, während in den Tropen auch mäßige Mengen geistiger Getränke die Gewöhnung an das mörderische Klima verzögern.

Mit der Höhe nimmt die Wirkung noch zu, so daß man sich beispielsweise in

Tuptschek (über 3000 *m*) wie mit Energie geladen fühlt, die dann in noch größerer Höhe bei längerem Verweilen in Überreizung ausarten würde.

Für uns — denn wir müssen uns hüten, Zuständen, die auf uns als Neues und als Gegensatz wirken, ohne weiteres den gleich starken Eindruck auf die Bevölkerung zuzuschreiben, die ja ihre allgemein menschlichen und besonderen stämmlichen Schwächen schon längst der Gunst des Klimas angepaßt hat — für uns hat die mittelasiatische Dürre etwas Aufreizendes. Vielleicht ist das mit ein Grund, warum Rußland seine glänzendsten Erfolge der Jetztzeit in Turkestan gewann. Die Eroberung dieser Gebiete und der Bau der transkaspischen Bahn, das sind entschiedene, ausgiebige Errungenschaften gewesen, deren rechnerische Unkosten gleich Null sind, weil des Volkes Seele und Vermögen daraus schnell einen gewaltigen Nutzen zogen. Sibirien wurde nur langsam, sozusagen unbewußt besiedelt, der Kaukasus nach langwierigen Kämpfen niedergeworfen, aber Turkestan war dagegen ein frischer, froher Siegeszug zu nennen. Ohne Zweifel verdankt Rußland den sibirischen Schienenweg nicht zum wenigsten der Ermunterung durch das Meisterstück des Generals Annenkoff, der in unglaublich kurzer Zeit die 1000 *km* zwischen Kaspisee und Samarkand in Eisen schlug. Das japanische Pech war noch ein Schritt weiter, es war die Überhastung des neugestärkten und ungeduldigen Selbstbewußtseins und Kraftgefühls.

Diese Gedanken schickte ich unserem Ausritte voran. Und nun aufs Pferd. Die blanke Sonne glitzert und wir sind frohgemut, wenn auch nicht ohne Sorgen, denn am ersten Tage ist der plötzliche Beginn und Höhepunkt des großen Kampfes zwischen Theorie und Praxis, der jedem geplanten Unternehmen als Wehe seiner Tatgeburt beschieden ist. Er endet manchmal mit dem Siege reiner, durch kein nützliches Erreichen getrübter Begriffe, das heißt, er endet mit einem Durchfalle. Sonst klingt er ab mit allmählicher Anpassung der berechneten Vorstellung an die Macht des Geschehens, und so bleibt er bestehen, beschränkt, aber nie aussterbend. Das Ringen zwischen der absoluten Tücke des Objekts und dem ebenso absoluten Willen des Menschen wird zu einem Spiele sich wägender Kräfte, deren Ausgleich die zweckstrebende Bewegung am Leben erhält. Wie schön ist alles ausgedacht; jeder Knopf hat seinen Platz, jeder Mann und jedes Tier sein Amt. Das ist die unfehlbare Theorie. Aber ein Knopf kann reißen, auch wenn er es nicht soll; Sardinenbüchsen können in die Patronenkiste wandern, auch wenn sie es nicht dürfen; und Pferd sowohl als Diener sind nur unvollkommene Verkörperungen des leitenden Gedankens. Das ist die launige Praxis. Verzweifelt sieht man Fehler in der Ausrüstung oder vielmehr Bosheit in den Dingen. Wer zählt die Aufenthalte des ersten Tags, die abrutschenden Traglasten, die Unbequemlichkeiten manch neuer Einrichtung, die vergessenen Sachen und die vielen kleinen Ärgernisse, die riesenhaft erscheinen, weil sie als Bleikugeln der Enttäuschung an den Beinen der Ungeduld hängen. Aber nicht lange dauert dieser Zustand bei erfahrenen Reisenden, deren Ausrüstung einigermaßen vernünftig ist. Schon am zweiten Tage beginnt das Sichineinanderleben der Menschen, Dinge und Ereignisse; man sieht ein, daß dieses auch so und jenes auch anders geht, daß man manches besser gebrauchen, vieles ersetzen und noch mehr entbehren lernt. Nicht nur der Mann und das Pferd haben ihre Eigenheiten, denen man etwas entgegenkommen muß, um sie zu lenken, auch jeder Gebrauchsgegenstand und jeder neue Tag der Zukunft hat seine besonderen Mucken. Der Kluge erkennt, daß das Schnürchen, nach dem es gehen soll, nicht seine vorgeschriebene Ideale ist, sondern sich als die Diagonale eines Vierecks der Kräfte erweist, dessen eine Seite er bestenfalls sein wird. So ist die Mühe schließlich doch nicht vergeblich und die Adjustierung wird zu dem, was ihr Name besagt, zur Anpassung und Annäherung an die wirklichen Verhältnisse. Das Werkel kommt in flotten Gang, und solange als das Ziel vor Augen schwebt oder kein Un-

glück es trifft, wird es auch nicht stille stehen. So fängt jeder Feldzug an und selbst der harmlose Sonntagsspaziergänger leidet an einer Übergangszeit, wenn es ihn die Schulter beengt, weil der Erfinder seiner neugekauften Hosenträger alle Träger von Hosen als Durchschnittsbild vor seinem schauenden Geiste sah.

Natürlich gibt es Schmerzenskinder, die während der ganzen Reise Ansprüche machen. Bei uns waren es die photographischen Glasplatten und die vier Eispickel. Es sind nur zwei Platten und zwei Pickel gebrochen, die letzteren, weil sie auf dem Steilhange eines schwierigen Passes in einem unbewachten Augenblicke den emporklimmenden Pferden zur Aufmunterung nachgeschleudert wurden, die anderen, weil sie gut verpackt waren. Für die nächste Reise ist ein kleiner Vorrat Wurfglas für die Pferdebuben und ein Panzerkoffer für die Pickel in Vorbereitung. Allmählich wird man aber bei der Beförderung belichteter Platten abgehärtet wie der Kapitän eines Pulverschiffes. Man paßt scharf auf und versäumt keine Vorsicht, aber ohne zappelig zu sein.

Herrlich funkelt im Frühlichte die türkisblaue Kuppel des Gur-Emir, unter der der tote Timur liegt, eine stille Größe im Wechsel der bunten Schicksale des Landes. Wir erhaschen noch einen letzten Gruß der halbzerstörten Bibi Chanum, die ihre wunderlichen Formen in die Morgenstimmung reckt, und verschwinden dann mit unserem trappelnden Trosse in den schattigen Hallen der Pappelgänge. Lange geht es so hin zwischen den endlosen gelben Mauern, in die jedermann sein Besitztum eingeschlossen hat, seine Felder, Weinlauben, Gemüseäcker und Obstbäume. Das ist die Gartenwirtschaft, wie die künstliche Bewässerung sie mit sich bringt. Sie verlangt sorgfältige Pflege und Aufsicht auf beschränktem Raume, lohnt aber reich durch üppige Fruchtbarkeit. So kommt es, daß man in dicht besiedelten Gegenden oft einen Tag reiten kann, ohne das Freie zu erreichen, weil die Lehmwälle sich endlos fortsetzen und immer wieder ein Haus im Laube sichtbar wird. In Ferghana sind manchmal 100 km^2 auf diese Weise ein einziges zusammenhängendes Gartendorf, worinnen benannte Orte durch Teebuden, Läden und Gasthäuser nur als Knotenpunkte von Handel und Verwaltung gekennzeichnet sind.

Auf unserem Wege erblicken wir um uns den Segen des Sarafschan, des Flusses, dem wir aufwärts folgen. Ihm verdankt die Gegend ihre Blüte; kein anderer ist ihm an Ruhme gleich, denn auf seinen Ufern steht Samarkand, seine letzten Tropfen sind das Wohl und Wehe von Bochara, der heiligen Stadt. Für sie stirbt er im Sande, statt mit der vollen Kraft seiner Gewässer das Ziel seiner Sehnsucht, den fernen Aralsee zu erreichen.

Samarkand liegt nicht weit von den kahlen, schwarzen Felskämmen, den Ausläufern der Turkestan- und Hissar-Gebirge. Schon nach etwa 20 *km* beginnt der dichte Garten sich zu lichten, die Bäume werden spärlicher und über offenes Feld läßt sich zuweilen ein Wink der Berge erhaschen, die mit dunklen Umrissen und Schneeglanz den verschwommenen Staubflor des Gesichtskreises zu durchdringen suchen. Bei der Abendrast am Rande der Steppe vor Pendschekent mustern wir sie mit dem Zeißglase durch die klare Abendluft und unterscheiden zwischen vielen weiten Firnen und mächtigen Kalkkegeln eine Riesengestalt, die wir später als Tschapdara kennen lernen sollen. Am nächsten Tage überschreiten wir ein kurzes Stück Steppe, welches uns andeutet, daß nun die Ebene gleichmäßiger Fruchtbarkeit abnimmt, weil im bergigen Lande die Erde seltener wird und die Bewässerung schwieriger. Pendschekent ist noch eine große Gartenstadt, an der unser Strom über weite Kiesbänke und schwarze Triebsande vorbeifließt. Oberhalb wird es öder; die kahlen Berge treten näher zusammen und auf den dürren Flächen liegen einige armselige, fast baumlose Siedelungen. Wir befinden uns auf den letzten und ausgedehntesten Terrassen, die langsam verlaufend den Übergang zur Ebene vermitteln und in die

das Wasser um so tiefere Schluchten gerissen hat, je näher die Berge liegen. Hier unten bestehen die Terrassen fast ganz aus Löß, jenem feinen Luftlehm, den die Winde nach der Eiszeit den Gebirgen zu Füßen legten. Er bedeckt nicht nur ebene Flächen, sondern auch alles Mittelgebirge, sofern es nicht zu felsensteil war, und seine mächtige Dicke biegt er dann in die sanfte Form der Rundhügel und Mulden. Wo Frühjahrsfluten brausen, ziehen sich Risse mit senkrechten Wänden durch die gelbe, lockere Masse, aber auch der Mensch hinterläßt seine Spur. Wo Geschlechter denselben Weg gereist sind, haben sie enge Hohlkehlen eingeschnitten, die oft nur den einzelnen Reiter durchlassen.

Terrassen begleiten den Sarafschan bis nahe an seinen Ursprung, und je weiter wir hinaufkommen, desto dünner wird die Lößschichte auf dem Kittkiese (Konglomerate), mit dem der Strom den Taltrog ausgefüllt hatte und den er nachträglich wieder durchsägte, so daß sein Bett als Cañon zwischen den hohen Bänken gähnt. Das ist eine rechte Bergwüste, denn das graue Wasser unten ist zu fern und vom Himmel fällt nicht genug. Nur wo die Terrasse einem Seitenbache günstig liegt, wird sie von fruchtbringender Huld beglückt. So sehen wir viel traurige Dürre auf dem dicken Lößboden oberhalb Pendschekent, weil die aperen Grate kein Vorratsnaß spenden können, wohingegen wieder mehr Gestein als Erdreich dort liegt, wo im höheren Tale die Adern frischer fließen. Ganz außer dem Bereiche jeder künstlichen Bewässerung sind die meisten Hänge der Vorberge, die sich nur im Frühjahrsregen mit herrlichen Wiesen und Blumen schmücken. Im Sommer sind sie staubtrocken, so daß die Landschaft in kräftig bunten Strichen und Flecken prangt. Weiße Mergel, gelber Löß, rote Tone und Sandsteine, graue Schotter malen ein kühnes Farbengemenge auf die Wände und Kuppen. Nur unten im Grunde, wo das Bächlein rinnt, zieht sich eine sattgrüne Schlangenlinie hin.

Bis hierher ist das Reisen leicht, dann aber treten wir in die Pforte des 300 *km* langen Schlauches und die Berge stemmen ihren nackten Felsenleib gegen des Menschen Wege und Werke. Bis Paldorak wechseln wilde Klammen mit Talweitungen ab, und immer sind wir tief zwischen den beiden gewaltigen Bergreihen. Der Pfad wird schwierig und gefährlich, und gerade die unterste Strecke bis Warsiminar ist die schlimmste. Die noch ungeübten Pferde mühen sich auf dem spitzen Geröll und kommen oft in böse Lage. Die schmalen Bänder sind manchmal so nahe an den Abgrund gerückt, daß man die Lasten abladen und durch Träger über die Stelle bringen lassen muß, während die Tiere einzeln geführt werden, zwei Mann am Kopfe und zwei am Schwanz. Sogar der ebenen Terrassen erfreut man sich nie lange, denn plötzlich erscheint der Einriß eines Seitentals, auf dessen Grund steile Schrauben hinabführen, die in die harte Nagelfluh gehackt sind. Um Nasen oder Plattenschüsse zu vermeiden, kriecht der Pfad in ärgerlicher Weise herum. Sechsmal zwischen zwei Dörfern geht's hinunter, als wollte er am Flusse trinken, dessen Eishauch uns Bergsteiger ermuntert, und dann steigt er wieder 100, auch 300 *m* hinauf, als hätte er dort irgendwo plötzlich einen besseren Durchschlupf entdeckt. Erst wenn es anders nicht mehr geht, wird Brücke und Karnies gebaut, um die drübere Seite zu gewinnen oder ein Entlanggehen an der Wand zu ermöglichen. Sie sind die wichtigsten Teile des Wegs und zugleich die schwächsten; sorgenvoll fragt der Reisende, ob sie zufällig noch da sind und in welchem Zustande. Dank dieser Sorge predigen sie wie kaum sonst etwas von den Gefühlen und Anschauungen der Einwohner. Beide Arten der Überführung sind Notbrücken, denn unser Freund, der Sarte, baut überhaupt nur Notwege, Notbrücken, Nothäuser; sein ganzes Leben ist ein einziger Notbehelf, der ja deshalb um so sicherer ins Paradies hinüberführt, wo die lieblichen Huris uns auf den Händen tragen. Nur wer den Selbstmord als Sport betreibt, reitet über duabische Brücken. Menschen dagegen, die an den Freuden

dieser Welt noch Geschmack haben, steigen ab, schicken den Gaul mit einem Peitschenhiebe voraus und vertrauen sich dann selber dem schwankenden Stege. Diese Vorsicht wird von vielen aus Gleichgültigkeit versäumt, wie das Beispiel eines Kaufmanns zeigt, den wir überholt hatten. Als er am Abend nicht ankam, ließ ich Makandaroff Nachfrage halten, und er berichtete: »Oh, er ist schon in Samarkand — Brücke — Saraſschan-Express«! Greulicher noch sind die Karniese, welches Wort mit »cornische« also »Wächte« gleichen Sinnes ist. Eine Brücke täuscht doch wenigstens Verbindung sichtbarer Stützpunkte vor, die dem Auge noch Halt gewähren, aber diese Hängewege — »Balkönchen« taufte sie der russische Soldat, der auch für das Unding noch Kosenamen findet — scheinen nur durch Reibung zu haften. Die gute Semiramis wird ihre Blumen wohl auf festerem Stande gepflegt haben und ihre Dachgärten verdienen nicht den bänglichen Namen. Kein Zuwort ist aber schwindelerregend genug, um den ganzen perversen Sinnenkitzel dieser Luftgerüste auszudrücken, die den Pferden dasselbe bedeuten, wie eine Eistraverse den Menschen. Nach keiner Seite ein Ausweg. Auf vorspringende, oft nur handbreite Felsleisten sind krumme Äste gestellt, oder Mäuerchen aus losen Steinen geschichtet. Dieses Grundgeripp wird durch in Spalten verkeilte Zweige, Blöcke, oder durch einen Faschinendamm aus Lagen von Reisig und Schotter ausgefüllt. Dadurch entsteht ein in alle Richtungen des Raums gekrümmter Wulst, der sich an der Wand der düsteren Klamm entlang windet. Die glattesten Stellen müssen durch lange Bäume überwunden werden, die man zu zweit oder dritt nebeneinander knapp an den Felsen legt, sie hüben und drüben und wenn möglich in der Mitte durch eine Strebe unterstützend. In die klaffenden Lücken klemmt man dann Felsbrocken oder wirft flache Steine darauf, so flach als man sie in der Nähe findet. Weil es nun erster Grundsatz ist, daß niemals mehr geschehe, als eben genügt, so gibt es immer nur einen Platz und einen Stein, wohin das Pferd bei jedem Schritte treten darf. Hier, und wo zahllose Hufe die Kanzeln der Wegbiegungen glatt gewetzt haben, sind die wirklich gefährlichen Stellen. Dem Fußgänger noch eine Bequemlichkeit, sind sie für die Pferde schlechtversicherte »mauvais pas«, die schon manch bravem Gaule und unvorsichtigem Reiter das Leben gekostet haben. Da steigt man lieber ab und führt das Tier am Halfterband. Auch sonst soll man scharf achtgeben und den Fuß nur locker im talseitigen Bügel haben, um sich jederzeit nach innen werfen zu können. Überdies drohen manchmal Vorsprünge uns an den Kopf zu schlagen oder aus dem Sitze zu heben, weswegen träumerisches Versunkensein keinesfalls zu empfehlen ist. Es ist aber gerade der Standpunkt hoch zu Roß, der Blick aus dem Sattel, der den Balkonpfaden den vollen Reiz verleiht, weil man mit Pferdefüßen nach Tritten tastet und mit Menschenaugen den Rand des Verderbens schaut. Wer die Hand am Wanderstabe hat und alle Habe auf dem Rücken, wird nie so voll begreifen, daß es hier galt, dem Saumtiere des Handelsmannes den Durchgang zu erzwingen. Diesen Zweck erfüllen die tollkühnen Bauten. Wir müssen den Wagemut und das wunderbare Geschick der armen Bergbewohner preisen, die, von harter Notwendigkeit bedrückt, ohne technische Hilfsmittel, ohne Pulver, Drahtseil oder Eisenstrebe ihre wilden Schluchten dem Verkehre öffneten. Vom Beg gepreßt, — der den Wegzoll gerne nimmt, aber unwillig ausgibt, — fast ohne Lohn und mit eigener Lebensgefahr haben sie diese Leiste an den Berg geklebt, mit Recht sich sagend, daß nun der schwerste Schritt getan, die bare Möglichkeit gegeben sei, somit alle Arbeit und Gefahr der Benutzung füglich nur als des Reisenden kleineres Übel erscheine. Daß ich nicht übertrieben habe, beweist der Verlust eines guten Hengstes, der vor unseren Augen von einem Karniese des Fantals in den 200 *m* unter uns dahinbrausenden Strom fiel und sofort verschwand. Er war auf schmalem Balkenstege gestolpert und mit einem Beine durchgebrochen. Lorenz warf ihm das Alpenseil um

den Hals, aber statt ruhig abzuwarten, raffte sich das Tier auf und stürzte ab, dabei den Knecht Ischankul mitreißend, der unvorsichtigerweise in die Schlingen getreten war. Zu seinem Glücke hielt Lorenz gut und brachte den Knäuel in einer seichten Rinne 15 *m* unter dem Wege zum Stehen. Der Ungeschickte hatte sich kaum losgemacht, da ging es unaufhaltsam weiter und wir beklagten den Verlust eines schönen Pferdes, eines englischen Sattels, eines neuen Gletscherseils und mehrerer Quadratzoll Haut von Alberts Handflächen.

In den Alpen wäre dieser Ort ein durch die Geschichte geheiligter Glanzpunkt der schauerlichen Sehenswürdigkeit geworden. Da empfände der Ausflügler jenes süße Grauen, das so viel Geld einbringt, das aber der Klammerschließer bei uns nur in minderwertiger Weise liefern kann, weil Gesetze über Unfallverhütung und Haftpflicht sein Leben sauer und das der Fremden nicht sicher machen. Man ist deshalb gezwungen, den prickelnden Reiz mit beträchtlichen Unkosten über der Schneegrenze zu suchen oder aber die Einbildungskraft durch großkapitalistische Wunder der Technik mühsam auf die Höhe zu schrauben.

Diese Schwierigkeit und Langsamkeit des Fortkommens mit der ständigen Sorge um das Heil der Karawane verstärkt den seelischen Eindruck, mit dem das mittlere Sarafschantal auf den Besucher wirkt. Düstere Engen im Schiefergebirg wechseln ab mit Kesseln, wo aufs taube Geröll die Sonne prallt. Kein Halm beut sich dem Hauch der Hitze, kein Vogel zwitschert, die Kühle des eisgrauen Flusses donnert tief unten im Steinkanal durch die Bergwüste. Das ist die Glutluft der Sandmeere. Sie liegt im Kampfe mit den Schneebergen, gegen die sie anzieht, hinauf bis in die höchsten Täler und noch auf den Gipfeln nicht ganz erschöpft. Ihr senden die Firne im Sturmlauf das Wasser entgegen und so ungestüm ist der beiden Drang, daß sie sich unterfahren und überrennen. Oben die Luft die Flanken der Berge verdorrend, das Wasser unten, wild in den Schleusen rauschend, als wüte es in Ohnmacht, weil über ihm der heiße Feind einstreicht, sengend und brennend. Bei uns ist es anders, denn zur Zeit des sommerlichen Pflanzenwuchses sind beide gemischt und nasses Gewölk zaubert Alpengrün aus der benetzten Erde. Hier schießen die sich rufenden Gewalten übereinander hinaus. In Wahrheit ist es Raserei der Liebe, die sich ewig sucht. Nicht sollen sie sich siedend lösen und zergehen in schwüler Tropenbrunft. Weit droben erst im klarsten Himmelsblau streicht der Wüstenflamme Sehnsucht kosend um der Berge Häupter und erst im Tiefland unten stillt der Strom der Steppe feuriges Verlangen. Dort entquillt der gesegneten Fülle des Landes ein Blühen; auf unendlicher Ebene flutet das üppige Grün der Gärten von Ferghana und Samarkand.

Drum ist das mittlere Gebirge arm und trocken, aber um so herrlicher schwillt die Oase, wo seltene Gelegenheit ein Rinnsal spendet. Viele Stunden erscheint uns das Sarafschantal eine leblose Welt und aller Trost der Ton des Wildbachs, der vom fernen Gletscher spricht, dahin die Gedanken uns voranziehen. Doch plötzlich an der Wegecke steht ein Bild wie aus Tausendundeiner Nacht. Ein großer, großer Glanz aus lichtem Grün, ein schimmernder Smaragd auf aschfarbener Klippe, wie in matten Stahl gefaßt. Senkrecht hebt sich die dunkle Kieswand aus dem Schlunde des Cañons. Oben ist eine weite Staffel bedeckt mit dichten Kronen und frischen Wiesen. Am Rande senkt der Pflanzenwuchs sich etwas hinunter zwischen die wunderlichen Formen des Konglomerats und in den Rinnen steht der grüne Schaft der Pappel neben den Pfeilern des düsteren Menggesteins. Wenn wir den Hain erreicht haben, finden wir unter dem schattigen Blätterdache das Dorf versteckt und reiten zwischen engen Mauern dahin, die von Baumhallen überwölbt sind. Auf glattem Rasenplan ist gut lagern. Da liegt ein viereckiger Teich mit hellem Wasser und ringsherum tragen riesige Aprikosenstämme eine hohe Laubkuppel, in der das gold-

saftige Obst blinkt. Nachts ruft das Käuzchen leise und sanfter Wind spielt mit den kühlen Wipfeln, darunter wir schlafen.

Diese feuchtfrohen Eilande im sonngebackenen Felsentroge verdanken ihr Dasein dem Wasser, das aus den Seitentälern kommt und durch kunstvolle Leitungen — »bisses« nennt sie der Walliser — der Terrasse des Haupttals zugeführt wird. In der Höhe des zu bewässernden Bodens wird der Nebenfluß angezapft und in die Rinne gelenkt, die man im Gerölle durch Graspolster dichtet oder am Steilhange nach Art der Karnieswege entlangführt. Zuweilen läuft die Wasserader in einer durch Krautwuchs verfestigten Lehmbahn, die mit langen Bäumen gestützt und gegen den Felsen gepreßt ist. Sogar das harte Konglomerat wird durchbohrt und lange Gänge beweisen, daß die Wasserfrage, die Entscheidung über Leben und Tod, zu den größten Anstrengungen treibt.

Auch der bebaute Acker macht viel Arbeit, denn die Erde liegt nicht in dicker, reiner Schicht und muß von vielen Steinen gesäubert werden; das zeigen uns am Raine die oft mannshohen, vielmeterbreiten Wälle ausgelesener Blöcke und Kiesel. Die niedrigen Häuser sind je nach der Lage des Dorfs aus Rundstücken oder Bruchquadern gebaut und stufenartig nebeneinander gedrängt, wie um sich gegenseitig zu halten. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie geschickt die glatten Bachroller mit wenig Mörtel zu schöner Mauer gekittet sind. Die Bewohner sind hart und wettergebräunt und machen einen kernigeren Eindruck als die Siedler des Flachlands, doch sind sie argwöhnisch und geizig wie so viele Bergvölker. Ohne den Schutz der Regierung fällt es dem Reisenden schwer, Unterkunft oder Nahrung zu bekommen. Wie überall im Duab sind Hammelfleisch, Brot, Hühner und Eier die gangbarsten Eßwaren, auf die man so ziemlich sicher rechnen kann. Alles andere hängt von der Jahreszeit und vom Reichtume der Gegend ab. Reis ist regelmäßig nur in der Ebene oder bei wohlhabenden Leuten zu finden; Milch und Käse gibt es nur in den Bergen. Dazu kommt das Obst je nach der Höhenlage. Am schwierigsten ist im Sommer im Mittelgebirge die Versorgung vieler Pferde, da bei den Dörfern nur kleine Kleefelder gehalten werden. Alles Vieh ist auf den Almen, und Wintervorräte sind noch nicht eingeschafft. Wir waren gerade zur Reife der Aprikosen im Sarafschantale und schwelgten gerne in der köstlichen Frucht. Die ergiebige Ernte wird an der Sonne gedörrt, teils zum eigenen Gebrauche, teils zum Verkauf nach jenen Bezirken, wo Aprikosen selten sind. Geröllfelder und Felsplatten dienen als natürliche Backofen; und wie wir die rostgelben Sprenkel zum ersten Male im graubraunen Schutte sahen, glaubten wir, daß vielleicht ein Pilz oder Blütenkissen so den grellen Mittag flecke.

Wie eine weitgereihte Perlenkette folgen sich die Dörfer des Sarafschantals, dessen frühere Geschichte und heutige Nacktheit es zu einer großartigen Schausammlung von Gebilden der Oberfläche machen. In faßlichen Beispielen sehen wir die mannigfachsten Formen vor uns, die jeden Tag etwas Neues lehren. Wir sehen die Arbeit des Wassers als Anhäufer und Zerstörer, als Erbauer und Bildhauer. Den Grundton geben die mächtigen Lager eiszeitlicher Flußgeschiebe, die nachher zu mauerfestem Kiesbeton wurden und die der Fluß dann scharf durchsägte. Wir sehen die merkwürdigen Halbsäulen und Riefen, die langsames Gerinnsel aus den lotrechten Wänden dieses Konglomerats meißelte; dann Täler aller Art, vom Gesetze des Gefälls und der Wasserscheide redend; weiter dann die vielen Gattungen der Geröllkegel und Schuttfächer, die wie genau berechnete Gipsmodelle vor dem Auge stehen; und wir sehen die zahlreichen Muren, von den Wulstringen im feinen Gruse bis zum Erbrechen des Bergs in weiten Schlammfluten mit schwerem Felsgebrock. Hauptsächlich sind es ja die Mörtel, Zemente und Betone der Natur, die uns hier auffallen, weil das Klima diese wichtigen Zeugen so gut und in so weitem Maße erhalten hat. Diese Ablagerungen und was das Wasser an ihnen schuf, geben dem Saraf-

schangaue seine Eigenart mit der noch frischen Schrift der Diluvialzeit. Der Grund, warum wir das alles in klaren Linien schauen, warum es so gerundete Vorstellungen gibt, ist in der Trockenheit zu suchen, insbesondere, weil sie eine verbreitete Pflanzendecke nicht aufkommen läßt. Gras und Wald verhüllen die feineren Umrisse, während sie anderseits, wie bei uns, die sanften Großformen vor Zerstörung schützen. Fehlt die Vegetation in einem feuchten Lande, dann bleibt nur Fels oder gebreitetes Schwemmland. In diesem kahlen Gebirge verbirgt kein Pflanzenkleid den Untergrund und das niederfallende Wasser würde schnell abräumen, wenn es viel und stetig auf die Hänge und Terrassen wirkte. Es kommt aber mit langen Unterbrechungen und eilt, durch keinen Waldschlamm aufgesaugt, auf rasch gefundenen Wegen hinunter, bald wieder eine trockene Bahn zurücklassend. Dadurch entsteht das Linienhafte seines Einflusses, der Kerbschnitt auf den Talseiten, die mit parallelen oder gegabelten Rinnen geschrafft sind. Die Tropfen treiben viel Kleinkunst und härten im sonngebrannten Kalke die Furchen durch Mörtelbildung. Die Muren der Schneeschmelze und die Ergüsse von Wolkenbrüchen haben schon längst geräumige Mündungen ins Haupttal und brauchen alte Ablagerungen nur selten außerhalb der angewiesenen Grenzen anzugreifen. An all dem liegt es, daß die Eiszeitgebilde und andere Formen gut erhalten und daß sie vor allem klar zu sehen sind. Die Zerstörung wirkte nur in der Art scharfer Schnitte — Wunden, die das Auge mit wenig Übung ausfüllt —; die Gliederung wurde nicht durch Nässe oder zermürbendes Gewächs verwischt, sondern liegt reinlich offen zutage. Schwebende Feuchtigkeit begünstigt milde Übergänge und Mischungen im Formenbilde, in der Beleuchtung und im Leben. Das trockene Klima bevorzugt einfachere und regelmäßigere Entwicklung der Körper; es arbeitet gerne mit Kantenstoß und starrer Begrenzung. Dabei erinnere ich, daß wir hier Landschaften innerhalb des Pflanzengürtels vergleichen, denn oberhalb desselben und jenseits seiner nördlichen Breite, im Hochgebirge und in der Polarwelt vermindern sich die Gegensätze, weil die Vergleichsmöglichkeiten, also Menschen, Tiere, Pflanzen, Verwitterungsformen seltener werden, die morphologische Differenzierung abnimmt. Die Trockenheit liebt den Kontrast im Mannigfaltigen, besonders wenn, wie hier, Sonne und Wasser als getrennte Verschiedenheiten sich mit ungefähr gleicher Stärke begegnen. Da heben sich geometrische Figuren aus gigantischer Fassade; grüne Anmut ist al fresco prall auf die harte Wand gemalt; im weißglühenden Lichte klaffen tintenschwarze Schatten; die Espe von Ferghana trinkt mit den Wurzeln und mit den Zweigen hängt sie über der Lehmkruste der Hungersteppe; der Mensch kommt als ungestümer Eroberer und versumpft in Faulheit. Mann und Stein dringen vor und bleiben liegen, bis ein neuer Schwall aus Osten, eine neue Welle von oben sie aus besonnter Trägheit reißt, bis sie schließlich in der mittelasiatischen Niederung vereint zu Staub und Salz verkrümeln. Da ist die längste Ruhe des Festen, bis unendliches Warten sie stört. Wo aber gedörrte Luft und gefestigtes Wasser allein herrschen, im Sandmeere und in der Polarwüste, tritt an die Stelle der Abwechslung im Innern die gewaltige Einheit, der Gegensatz nach außen. Die selbständigen Arten verblassen in der Heerfolge einer großen Richtung; sie sind in strenge Wiederholung gebannt, unter dem Hinstreben eines allgemeinen Drucks.

Und dann der Ozean und die Atmosphäre; da ist nur eine Masse und nur Bewegung ist Gestalt.

So bleiben Augen und Gedanken wach auf der Reise durch das lange Tal. Wer zählt die Brücken, die uns von Ufer zu Ufer trugen! Kaum merklich ändert sich die Landschaft, aber an den Dörfern sieht man am besten das allmähliche Fortschreiten in der Höhe. Langsam, ganz langsam schälen sie sich aus dem Laubkleide heraus, denn die Bäume werden spärlicher und verschwinden. Der üppige Hain,

in dem die Behausungen versteckt waren, lichtet sich und in Paldorak stehen nur zwei oder drei ehrwürdige Schattenspender im nackten Steindorfe. Die höchsten Sommerwohnungen endlich sind Höhlen aus lose gehäuften Blöcken, weil Holz und Mörtel gänzlich fehlen.

Oberhalb Paldorak nimmt die Gegend ein mehr alpines Gesicht an. Felsvorsprünge, Terrassen und Kleinformen unterbrechen weniger die Seiten des Taltrogs und lange, schwach begraste Hänge ziehen zur breiten Sohle herab. Dazu im Hintergrunde schneeige Gipfel. Ebenso wird das Reisen leichter. Wüßte man es nicht besser, man möchte meinen, es ginge nun aus den Klammen talaus. Am letzten Tage konnten wir eine tüchtige Strecke zurücklegen und befanden uns dann am Fuße des Sarafschangletschers, auf dem 350. Kilometer von Pendschekent. In der letzten Ansiedlung hatten wir ein Dutzend bärtige, in Loden gehüllte Gestalten als Träger angeworben und sie nun in einem zerfallenen Hirtenobdache neben unserem Zeltlager untergebracht.

Die Gletscherzunge war zweifellos im Rückzuge. Vor ihr lag ein kreisrunder See von etwa 50 *m* Breite, durch einen niedrigen Moränenwall abgedämmt. Da die Träger bestimmt behaupteten, wo jetzt Wasser sei, wäre im vorigen Sommer Eis gewesen, so muß die Zungenspitze in einem Jahre um den Durchmesser des Beckens zurückgegangen sein. Der See war ganz seicht; nur wenige Zoll Wasser standen auf einer dicken Füllung schwärzlichen Sandschlamms. Noch auffälliger sprach die Schwundspur, jene Narbe, die das schrumpfende Eis an den Talhängen hinterläßt. Sie ist ein vom Grase und von dunkel verwitterten Oberflächen scharf abgesetzter Streifen aus körnigem Hangschotter, in dem zuweilen abgeschleppte Rasenpolster liegen. Überhaupt machen die meisten Gletscher des Duab augenblicklich den Eindruck von Todeskandidaten; sie sehen in sich zerfallen und schwindsüchtig aus. Im trockenen Klima sind die Ferner so wie so klapperdürr und knochig im Vergleiche zu den behäbigen Firnquallen und fetten Würmern des Kaukasus und der Alpen. Kommt dazu, wie jetzt, ein Rückzug, dann macht er sich durch schnelle Auflösung im Ganzen bemerklich. Der Eiskörper zersetzt sich in großer Ausdehnung auf seiner Oberfläche und liegt wabig zerfressen wie ein schmelzendes Stück Zucker da. Das kontrastreiche Klima drückt den Unterschied der Ernährung mehr durch große Zustandsgegensätze derselben Masse als durch Wechsel der Länge aus. Die Schwankung arbeitet schnell mehr in der Richtung auf völlige Zerstörung des Gebildes von gegebener Größe, das, von allen Seiten angegriffen, sozusagen keine Zeit hat, sich zu verkürzen. Dadurch kommt ein packendes Bild von Krankheit und Tod. In den Alpen wächst der Gletscher und zieht sich zusammen; wir betrachten ihn aber ob dieses stetigen Dehnens und Abnehmens eher als ein gesundes Individuum, das nur wie der Regenwurm seine Ringe auseinanderschiebt oder einholt. Der Vorgang gleicht dann einer Anpassung an neue Verhältnisse, nicht dem Sterben aus Schwäche. Nur glaube man nicht, daß der Rückgang in Turkestan »größer« sei als anderswo. Seine allgemeine Ursache ist wahrscheinlich über die ganze Erde gleich verbreitet, nur die Art der Erscheinung zeigt sich den örtlichen Bedingungen entsprechend in verschiedener, eigentümlicher Weise, ohne die Proportion der relativen Wirkung zu ändern. Was im Duab ein Schwellen und Abfallen ist, kommt bei uns als kriechende Erstreckung zum Vorschein, in der Hauptsache nämlich, denn immer spielt sich beides zugleich ab; es kommt nur darauf an, welcher Prozeß eiliger ist. Das wenigstens ist meine Ansicht, und ob sie richtig ist, müssen genaue Forschungen der Zukunft lehren. Ich habe keine peinlichen Untersuchungen angestellt — die hier aus verschiedenen Gründen sehr langwierig sind —, sondern nur nach großen Zeichen ausblicken können. Diese machen den Eindruck auf mich, als sei der eiszeitliche Sarafschangletscher wohl dick, aber verhältnismäßig kurz gewesen.

Das Betreten des Gletschers brachte uns in eine merkwürdige Welt. Wir verschwanden in einem Gebirge riesiger Kegel aus Moränenschutt, die meist von größeren Blocknestern gekrönt sind. Aus weichem Schiefer, der die äußerste linke Seite bedeckt, kommt man in das Wirrsal von kantigem Granit und Gneis. Erklimmt man die Kegel, so befindet man sich oft genug am Rande eines kraterähnlichen Eistrichters, in den dunkle Eiswände 50 *m* tief hinabschießen und auf dessen Grund ein trüber See oder ein Tümpel Erbsensuppe liegt. Alles ist ungeheuer groß; eine Flut von Stein wälzt sich aus den Bergen, aber es ist, als sei das tragende Eis zu schwach, sie noch viel weiter zu schleppen. Blickt man vom Lager über das steinerne Meer hinweg, so sieht man im Hintergrunde den Matschapaß, zu dem der Gletscher wie ein gleichbreites Band fast gerade hinweist. Dorthin zog es uns.

Muschketoff war diesen Weg vor einem Vierteljahrhundert gewandert, ein Säkulum nach der Ersteigung des Montblanc und doch noch wie Saussure, nein, sogar mit noch geringerer bergsteigerischer Erfahrung als der schweizerische Gelehrte. Schon stand in hundert Bänden alpiner Vereine die ganze Vorschrift entwickelt und noch war in ganz Rußland kein Verständnis für Berge und ihre Bezwingung. In der Beschreibung lesen wir, daß Nagelschuhe unbrauchbar sind und manches andere. Die Russen hatten ein ganzes Heer eingeborener Träger, die natürlich die Unwissenheit und Hilflosigkeit ihrer »Herren« zu gründlichen Erpressungen ausnützten. Sie drohten, die Reisenden in der Wildnis allein zu lassen, und gaben vor, die Gefahren zu fürchten, die sie übertrieben schilderten, wobei zu bemerken ist, daß die Eingeborenen alle hohen Pässe überschreiten, die nicht Kletterei oder Stufenarbeit verlangen. Die Länge macht diesen zähen und hungergewohnten Gebirglern nicht das mindeste aus. Trotz des schönen Wetters brauchte Muschketoffs Karawane — es waren Kosaken, Hunde und Schlitten dabei — drei Tage, um die 16 *km* bis zum Matschapasse zurückzulegen, besonders weil die Träger immer wieder streikten und neue Forderungen stellten. Dazu kam ungenügende, fehlerhafte und überflüssige Ausrüstung nebst Mangel an Übung und Müdigkeit, denn ich kann wohl verstehen, wie ein Neuling auf dieser gräßlichen Moräne fürchterlich zu leiden hat und als Opferlamm der »Führer« auf der Scharte landet. Deshalb bin ich auch weit davon entfernt, die Russen etwa lächerlich machen zu wollen. Dazu hat niemand ein Recht. Sie haben Tüchtiges geleistet und wacker gerungen mit unbekannten Mächten, die ihnen geheimnisvolles Grauen einflößen mußten, und durch böswillige Menschen wurde ihnen die schöne Aufgabe unsäglich erschwert. Zu tadeln ist nur die Unkenntnis der Fortschritte in der Bergkunde, im Jahrhundert des Alpensports. In der letzten Nacht froren sie so jämmerlich, daß sie die Holzgriffe ihrer Instrumente verbrannten und der Anstieg über den etwas steileren Sardoliu-Firn der anderen Seite sträubte ihnen die Haare zu Berge. Die Schilderung dieser Überschreitung liest sich wie eine Erzählung der Abenteuer einer Polarfahrt.

Auch wir hatten unser Kreuz mit den biederen Sarafschanern. Zwar ließen wir uns keine Mätzchen vormachen, aber das Wetter war mit ihnen im Bunde und so brauchten auch wir drei Tage, denn niemand wird gerne naß. Täglich kam um Mittag ein Landregen und wir mußten uns unter Riesenblöcken ein trockenes Lager suchen. Das war die einzige Regenzeit während unserer dreimonatlichen Reise. Glücklicherweise hatten wir zwei Hammel mitgenommen, die dazu beitrugen, die Meuterer auf dem Wege des Magens bei guter Laune zu erhalten. Von der Moräne ist nicht viel Gutes zu berichten, außer daß sie einen großartigen Eindruck macht. Es ist ein ewiges Auf und Ab über wackelige Klötze und weitschweifiges Umgehen zahlloser Eislöcher. Endlich kamen wir auf graues Siebeis und dann auf immer weißeren Schnee, der in den sanften Firnhang des Matschapasses ausgeht. Dort oben, in 4000 *m* Höhe, kamen wir bei herrlichem Sonnenscheine an und konnten eine

prachtvolle Aussicht nach allen Seiten genießen. Gipfelmeere blinken im Osten und Westen: in der Nähe abschreckende Felskolosse und der reine Dom der Bjelaja, der »Weißen«. Da erkannten wir auch, daß dieser Paß nicht etwa der Talschluß ist, sondern ein Sattel im linken Kamme und daß der Gletscher in scharfem Bogen aus Nordwest und Nord herauskommt und dann die lange Ost-West-Richtung einschlägt, in deren Fortsetzung der Matschapaß von unten aus sichtbar ist. Das wollten wir uns näher betrachten und beschlossen, die Nacht hier oben zu verbringen. Am nächsten Tage schickten wir die Träger hinunter und nahmen nur den großmauligen Jüsbaschi mit, der sich immer als kundiger Mann der Berge aufspielte. Er trug meine Kamera, war aber bald so matt oder ängstlich, daß wir ihn abseilen und liegen lassen mußten, mit dem strengen Befehle, sich nicht von der Stelle zu rühren. Dann teilten wir uns alle in die schwere Last, sie der eigenen zufügend, und wanderten über ziemlich spaltenfreien Firn unter den Wänden riesiger Gipfel bis nahe an die Eisrinne, die zu dem von uns so genannten Sarafschanjoche hinaufzieht. Das ist der wahre Talschluß, vielleicht 5 *km* weiter als der Matschapaß. Wir schauten uns die Sache an, photographierten sie und machten kehrt. Auf dem Rückwege war der Held des Tages nicht mehr zu finden; er hatte sich inzwischen gedrückt, wohl in der Hoffnung, bürdelos und leichtbeschwingten Fußes zu verduften. Eine Stunde weiter unten fanden wir ihn aber bei den Versuchen, ein Preisrätsel von Spalten zu lösen. Unsere Ankunft erlöste ihn aus seinen Nöten und verhalf ihm wieder zu seinem Packe, worauf er im Sturmschritte voranlief, als solle die Gletscherwelt ihn niemals wiedersehen.

Leider kam es zu keiner Besteigung, denn die Träger verleideten uns den Aufenthalt in Biwaks. Sonst hätten wir gerne das verlockende Schneedreieck des Achun belagert und berannt.

Somit hätten wir denn am Ende und am Anfange des Sarafschan gestanden, der Mittellinie des Duab, die als Sinnbild des Ganzen gelten kann. Auf seinen Ufern stehen die herrlichsten und heiligsten der Städte. Der Sarafschan ist Geschichte. Er rinnt durchs Herz des Landes und zieht sich durch die Fülle seiner Ereignisse. Seine Wässer bersten und spalten den Fels und zermalmen die Berge zu Staub; sie sprengen die Blöcke vom Rückgrat der Welt und tragen sie als Eislast hinab; sie graben das Tal und meißeln die Klippe; sie bauen die Erdstaffeln mit Dörfern und Gärten; sie schwemmen die Ebene an und machen sie grün mit Bäumen und gelb mit dem Korne und lebendig mit dem Gewühle der Menschen. Diese Gewässer waren das Herzblut eines Kaiserreichs; innen die herrlichen Tempel, für sie und um sie das Getöse vieler Schlachten. Nun wacht ein neuer Stern über den Wassern des Sarafschan, sieht, wie sie den letzten Tropfen hergeben und dann im Anblicke der westlichen Ferne dahinsterben. Sie fluten als Ader des Volks; sie sahen die Größe Tamerlans und die Herrlichkeit von Samarkand. Der Sarafschan ist Geschichte, Geschichte der Landschaft, Geschichte der Menschheit. Wollt ihr sie hören: die leise Schneeflocke der Empfängnis, die Macht des tragenden Eises, den Donner einer Flußgeburt, die Jugendlust, den männlich ruhigen Strom und das Sterbegemurmel! — Dann gehet hin und lauschet den Wassern des Sarafschan.

Um eine Folge zu entwickeln, habe ich das gewaltige Längstal in einem Stücke vorweg genommen. In Wirklichkeit unterbrachen wir es durch einen Abstecher und machten von Warsiminar einen vierzehntägigen Ausflug in die Berge der Fangruppe. Der brachte uns schnell ins Hochgebirge; nach drei Tagen standen wir auf dem Laudanpasse und bestaunten die roten Dolomitgestalten vom Chontagh und Tschapdara, die beide etwa 5600 *m* messen. Der Kalk dieser Stöcke ist mit einer rostigen Verwitterungskruste überzogen, so daß man zuerst die Abstürze granitischer Riesen vor sich zu haben glaubt. Hier fanden wir in den Tälern manch liebliche Seenstufe,

Moränenlandschaft mit nordischen Mahnungen. Besonders auf der Lailak Tschapdara, jener Alm, die am höchsten im unerforschten Pasrudtale liegt. Da haben sich drängende Moränenschübe, vereint mit Bergstürzen, eine Reihe kleiner Seen gestaut. Das Sickerwasser durchzieht den Untergrund und ruft kräftigen Pflanzenwuchs hervor. Unten ist ein ausgefülltes Becken zu Moor geworden, mit schwammigen Wiesen zwischen flechtengrauen Felsblöcken und klaren seichten Bächlein, die still über flachen Kies plätschern und von wuchernden Kräutern eingerahmt sind. Ein Thujenwäldchen zieht sich das Tal hinauf. Das Geäste der krummen Bäume ist von Rosenschlingen durchrankt und aus dem dunklen Koniferenlaube brechen Bündel rotweißer Blüten. Aufwärtsgehend treffen wir einen See nach dem anderen; jeder hat seine Eigenart. Der größte ist düster im Schatten der überragenden Herrscher und sein Rand ist ein graues Getümmel zerborstenen Gesteins. Die Quelle des Pasrud suchend, klimmen wir weiter; die Bäche verschwinden und nur von Zeit zu Zeit ist ein kleiner Tümpel, dessen Aus- oder Einlauf sich schnell im Geröll verliert. Dann kommen immer größere und steilere Riesenwälle, zertrümmerte Berge, eingeschüttet in das schmale Tal. Zuletzt, nach langer, wasserloser Wanderung, trifft uns der Hauch des Eises und wir stehen in weitoffenem Rundbaue, dessen Grund ein schöner See einnimmt. In ihn münden die über eine Sandfläche gabelig verteilten Rinnsale aus den Gletschern, die sich zwischen den Türmen und Vorbauten des mächtigsten der Hochgipfel herabziehen.

In dieser Nähe bezogen wir auch ein Lager, um die Erzwingung des Chontagh zu versuchen. Dessen einer Anblick ist furchterregend, aber die andere Seite wird guten Bergsteigern nicht ernstlich widerstehen. Wir hatten nur nicht hoch genug übernachtet und ich war durch einen früheren Blutverlust etwas geschwächt. Deshalb kehrten wir an der schweren Stelle um, denn es war verhältnismäßig spät und wir hätten wegen der gebotenen Vorsicht doch mehrere Stunden in der Kaminreihe verloren. Bis dahin waren wir fast ununterbrochen sechs Stunden lang über Moränenblöcke und Geröllhänge gestiegen. Man macht sich so leicht keinen Begriff von der Ausdehnung dieser Schuttbedeckung. Sie ist eine Wirkung der geringen Abfuhr durch Gletscher. Doch bleibt sie in ihrer Weise großartig und schafft Eindrücke, die nur unser schwacher Leib nicht ganz würdigt. Wahrlich, die Steine predigen und der Mensch flucht. Das etwas einförmige Steigen wird sehr sauer, wenn man sich auch sagen muß, daß, leichte Firngehänge ausgenommen, diese trockenen Geröllfluchten doch die günstigsten Anstiege sind. So dachten wir auch am Waschantagh, der etwa 5000 *m* mißt und dessen Siegespreis uns ein mißliches Geschick entriß. Nach vielstündigem Mühen über endlosen Schotter und rutschigen Grus standen wir kurz unter dem Gipfel an einem Kamin, den Lorenz und die anderen bald überwunden hatten. Während ich wartete, fiel ein kleiner Stein auf meine Mütze und als ich diese, um mich zu reiben, nach einiger Zeit zurückschob, floß mir plötzlich ein Blutschwall über das Gesicht und in den Ärmel. Mein lauter Ruf brachte das Seil in geschwinde Tätigkeit, aber viel des guten, roten Saftes verspritzte während der kurzen Fahrt auf die Wände des Felsenrisses, und noch mehr rann mir in die Kleider. Oben wurde schnell ein Finger auf die Schläfenader gedrückt und Alberts Führerverbandzeug brachte die Blutung bald zum Stehen. Erbrechen bei mir und allgemeine Aufregung ließen uns dann das nahe Ziel vergessen. Waschantagh ist noch jungfräulich und ein Traum der Zukunft. In 50 Jahren steht vielleicht ein Hotel in Pasrud – denn Rußlands Kalifornien muß hier die nächste Sommerfrische für die schnell wachsende Bevölkerung finden. Und abends sitzt dann ein Herr am Tische, bei der Flasche Schaumwein. Die anderen Gäste schauen ihn tuschelnd und raunend an: Der hat den Waschantagh durch den Blutkamin gemacht.«

Noch ein anderes Abenteuer ward uns hier zuteil. Eines Abends war ich mit meiner Frau ausgegangen und hatte die Kamera aufgeladen. Wir stiegen etwa 300 *m*

über trockene Grasgehänge an und verschwanden über einem runden Grate, wo ich an guter Stelle ein Bild des stolzen Chontagh traf. Kaum hatten wir wieder eingepackt, als auf einmal heisere Rufe ganz in der Nähe erschollen. Da sahen wir zwei wilde Hirten vielleicht 20 *m* unter uns stehen. Die hatten uns regelrecht beschlichen. Es konnte ja sein, daß sie aus bloßer Neugier kamen, denn das ist hier so üblich; und niemals noch war ich im Duab ängstlich, denn der Russenarm hält gute Ordnung im Land. Aber diesmal durchblitzte mich ein Gefühl, daß Stimme und Auge dieser Leute nichts Gutes ahnen lasse. Mir schwante Böses: Frauenraub und Mord. Schnell fuhr die Hand in die Tasche und fand sie leer; ich hatte nur eine leichte Zeltjoppe an und die Pistole war im anderen Rock geblieben. Mit der Kamera Kanone zu spielen, war auch zu spät. In der ersten Abwehr machte ich eine drohende Gebärde und griff zu einem Steine, was mit den gleichen Gesten und hervorgesprudelten Schimpfworten erwidert wurde. Da zwang ich mich zu kaltem Blute, obgleich innerlich vor Wut kochend, und gedankenschnell prüfte ich die ungemütliche Lage. Kein Zweifel; sie war schlimm und voll gräßlicher Möglichkeiten. Waffenlos, doch mit Frau und Habe, stand ich zwei Burschen gegenüber, die langen Zielwurf, gute Lungen und mannslange Knüppel ihr eigen nannten. Auch dagegen wäre schließlich noch Hoffnung mit des Westländers größerer Gewandtheit und Berechnung, aber was mir die Hände zu gänzlicher Ohnmacht band, das war die Gegenwart dreier Hunde, die lauernd ihren Herren auf den Fersen folgten, dem Winke gehorchend. Da blieb mir nur die Höflichkeit, wollte ich nicht unser Leben dummer Roheit opfern. Jetzt schwangen sie die Stäbe und gurgelten zornige Laute hervor. Den Ärger verschluckend, zwang ich mich zu freundlicher Rede und rief huldvoll lächelnd einen frohen Gruß. Die wenigen Worte ihrer Sprache zusammenraffend, sagte ich den Willkommen und ging ihnen einige Schritte entgegen. Sie schrien noch »Mardschan, Mardschan« (das Weib, das Weib) und huben an zum Schlage auf meinen Kopf. Aber es gelang mir, sie mit gemütlichem Nicken zu beruhigen und wir setzten uns zusammen auf das dürre Gras, das ihren Schafen die karge Weide bot. Rauh fragten sie nach Woher und Wohin des Wegs und was mein Zweck hier sei. Ich bot ihnen Zigaretten an, gab Anweisung, wie selbige zu rauchen seien und machte Unterhaltung, so gut es ging, dazwischen meine Gedanken ordnend. Dann wagte ich die weitere List. Wir befanden uns 50 Schritte von dem Gratrücken, der vom Zeltlager aus sichtbar war. Dorthin stand mein Wunsch zunächst, wenn auch das Weitere von da ab noch dunkel war. Ich stand auf, ergriff den einen der blatternarbigen Halunken bei der schmutzigen Hand und lockte ihn mit süßen Flötentönen zehn Schritte weiter. Dort Zögern und Ungeduld und neuerliche Einladung, mit ihnen in das Hirtenlager abzusteigen, mit Androhung von Gewalt. Lächelnd sagte ich wieder zu und deutete auf den breitgetretenen Grat als besseren Weg für unsere ungeübten Füße. Ich schmunzelte, klopfte sie auf den zerlumpten Rücken und ließ sie wissen, was sie für verflucht schneidige Kerle seien. So ging es weiter, immer in banger Schwebe vor dem Ausbruche einer blutigen Entscheidung in ungleichem Kampfe. Aber es glückte; wir standen auf der freien Schneide und ich verschnaufte mich innerlich etwas. Aber nun war guter Rat noch teurer wie zuvor. Welche Entschuldigung konnte ich jetzt der immer bösartiger sich äußernden Ungeduld dieser Raubtiere entgegenstellen? Doch einmal im Leben trifft auch das Wunderbarste zu und jeder May-Roman wird für Sekunden wahr. — — — Es kam jemand!! — — — Ganz unten, mit dem Schritte des Bergsteigers; also entweder Zenzi oder Albert. Eine Minute standen wir alle ruhig; jeder, wir und unsere Feinde, heftete sein Auge fragend auf den kleinen Menschen, der da heraufklomm. Einen Augenblick stand mein Herz still; es konnte das Mädchen sein und dann war nur ein Mehr der Angst. Wie von unbändiger Tollheit gepackt, schrie mich da der eine an und wirbelte den Stock — — —, da rief der andere ein Wort:



Aufnahme von Willy Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Berge am Gletscher Peters des Großen vom Südgrat des Gr. Atschik aus.

(Standpunkt etwa 5000 m hoch.)

beide machten kehrt und verschwanden auf leisen Sohlen. Es war Albert auf der Murmeltierjagd. Er hatte uns bemerkt und das Gewehr geschwungen. Daher der Schrecken und das schleunige Verduften. Rachebrütend verbrachte ich eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen ging's auf die Strafjagd und schon von weitem sah ich zwei Gestalten vom Grate sich lösen, wo ihr böses Gewissen sie wach gehalten hatte. Doch kaltlächelnd erbeuteten wir die Schafherde, etwa 100 Tiere, und trieben sie gemütlich ins Tal. Hoch oben, in achtungsvollem Abstande, hüpften die Hüter und schimpften wie die Rohrspatzen durch die helltragende Luft der Berge. Der Beamte des nächsten Dorfs sandte Häscher aus, die auch einen der Übeltäter erwischten. Er wurde vor meinem Zelte an einen Baum gebunden und ich weidete mich am Anblicke der gefesselten Bosheit. Die weitere Bestrafung überließ ich den Behörden und ich glaube, daß der saftige Hammel, von dem uns der Richter vorsetzte, nur ein kleiner Teil der Buße war.

Es schien, als sollten alle Unfälle der Reise in der kurzen Zeit und auf dem kleinen Gebiete dieses Ausflugs erledigt werden, denn später, außerhalb der Fangruppe, ist uns nie etwas zugestoßen. Um die Liste voll zu machen, will ich nur noch kurz erwähnen, daß meine Frau mit dem Pferde stürzte und sich am Felsen empfindlich verletzte, sowie daß mein Fuchshengst in einer Engschlucht zum Falle kam und mich beinahe an der Wand zerdrückte. Das war aber alles und nach dem Verlassen des Fantals waren wir gefeite Leute.

Vom oberen Sarafschan überschritten wir den Pakschifpaß, den schlimmsten »Pferdepaß«, den ich kenne. Der Schnee hatte sich vom Gesteine der Sattelhöhe zurückgezogen und auf kleinen Tritten mußte jedes Tier einen vielleicht 4 *m* weiten Quergang an glatten Felsen machen. Gleich darunter war ein steiler Firnhang und mancher Tourist hätte das Seil verlangt. Da oben kein Platz zum Abladen war, mußten wir am Fuße des steilen Hangs haltmachen. Von dort wurden die Gepäckstücke einzeln hinaufgeschleppt, dann den Pferden nacheinander über den bösen Schritt geholfen. Jenseits der Paßhöhe wurde wieder aufgeladen. Es dauerte über drei Stunden, bis alles über der Wasserscheide der Hissarkette wieder marschbereit in Reih und Glied stand. Nach Norden schauend sahen wir im Kamme der Turkestangebirge jenen mächtigen Berg, der auf der Karte als Sechstausender eingetragen ist. Gen Süden ist ein schöner Zwillingsgletscher, aber kein sehr hohes Haupt und vergebens schauten wir rechter Hand nach jenem Guibaß aus, der den gewaltig hohen Treffknoten des Sarafschanischen und des Hissarischen Zugs darstellt. Von Gorif aus suchten wir dann uns ihm zu nähern, kamen aber nicht weiter als auf den Aussichtspunkt Schindalu-Dará, einen 3300 *m* zählenden Hügel, dessen Besuch, der damals mit Ächzen und Stöhnen geschah, mir heute in angenehmer Erinnerung ist. Es war ein brennend heißer Tag und die Luft enthielt unsichtbaren Wasserdampf. Nie noch habe ich mich so zermürbt gefühlt und mich mit größerer Unlust emporgewunden. Langsam krochen wir die Hänge hinan, auf runde Steine tretend, die zwischen brusthohen, welken Kräutern auf dem kalkharten Boden wackeln. Hin und wieder stolperte man in ein Murmeltierloch, dessen Insassen vernünftigerweise schon zum Trockenwinterschlafe verschwunden waren. Nirgends ein Tropfen Wasser und auch auf des Gipfels Schattenseite nicht der geringste Schneefleck. Noch ekliger war der langwierige Abstieg zur Quelle weit unten im Tal, wo wir unseren Wegweiser und die Rucksäcke gelassen hatten. Das unsäglich harte, glühend heiße, die Sohlen bratende Gehänge mit den zähsehnigen Staudengerippen und Rosenranken, unter denen auch noch Fußfallen lauern, ist eine Folter, die den Kniegelenken und Zehenspitzen grinsend zusetzt. Um so schöner war dann die Rast, wo uns der Begleiter mit einem zwei Fuß breiten, famos schmeckenden Kuchen aus buttertriefenden Schichten knusprigen Blätterteigs überraschte, den er bei einer verschleierten Sennerin bestellt hatte und

der uns zum kühlen Trunke köstlich mundete. Die Aussicht oben hatte uns nicht sehr viel verraten und so richteten wir unsere Gedanken auf die Eisriesen Peters des Großen. Wir verbrachten einige schöne Ruhetage im romantischen Gorif, wo ein verwittertes Heiligengrab unter kernigen Nußbäumen steht und wo zwischen malerisch an den Berg gebauten Häusern die Pappeln und Kugelulmen wie ferne italische Gedanken träumen, während aus nahem Hintergrunde eine firngestreifte steile Flanke in die Abendwolken steigt.

Hier waren wir nun auf bocharischem Gebiete und wurden von den Gesandten des Emirs festlich empfangen. Drunten im Surchabtale führten wir ein schwelgerisches Leben; aßen an reich gedeckten Tischen und pflegten den müden Leib auf seidenen Betten. Dann ging es wieder hinauf zu den tatfreudigen Bergen.

In der Gruppe des Sari-Kaudal (siehe auch meinen Aufsatz in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1907) drangen wir im Tale südlich des Bergs hinauf und lernten einen Gletscher kennen, der nur aus Lawinen besteht, die, von den riesigen Hängen abfahrend, in der engen Tiefe zusammengepreßt liegen. Unter dieser Masse hat sich der Strom durchgenagt und der Weg vom Liuli-Charvipasse führt teilweise über diese verderbenschwangeren Gewölbe. Allerdings sind sie meist so stark, daß man nicht einmal das Tosen des Wildwassers hindurchhört und getrost darüber reiten darf. Die gegen das Surchabtal gekehrte Seite des Sari-Kaudal ist eine stolze Mauer, gebaut aus den Streben aufrechter Schichten, zwischen denen weiße Schneerunsen liegen. Wir griffen ihn von einem Freilager auf der anderen Seite an und fanden sanfte Firne bis kurz an den Gipfelblock, bis wohin die Steigeisen unser flinkes Wandern beflügelten. Die Kletterei über Wandeln und Bänder von bekannter Kalkalpenart war leicht, nur vor dem tückischen Steinfalle mußte man sich hüten. In der Scharte vor der höchsten Spitze war eine aufstrebende Schneeleiste zu überwinden, von der man unmittelbar durch 1000 *m* Luft an der Surchabflanke hinabblickte. Herrlich war das Gefühl des Sieges bei diesem ersten großen Gipfel, 5400 *m*, und wundervoll die Rundsicht. Gleich nebenan war der kleine Liuli-Charvi, 4400 *m*, den wir vom Passe aus vor zwei Tagen mitgenommen hatten (siehe auch Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1907), und weiter im Osten das spitze Ungeheuer Sagunaki, aus toll überschobenen schiefen Sandsteinplatten aufgetürmt. Unbeschreiblich des Alai unfaßbare Heerschau.

Was wir dann weiter um Tuptschek trieben, möge man am angewiesenen Orte lesen, ebenso in einem früheren Jahrgange unserer Jahresschrift, was sich in ostbocharischen Konglomeraten zugetragen hat. Wir besuchten das Birkental, das uns auch diesmal ein heiliger Hain des Schweigens war, wo die schwarzen Türme wie Säulen eines göttlichen Dunkels ragen und wo das funkelnde Frühlicht im zitternden Herbstlaube wie ein goldenes Opferfeuer flammt.

HOCHTOUREN IN DEN ZENTRAL-PYRENÄEN. VON DR. H. BERTRAM UND DR. H. RENNER. II. TEIL*)

(B.) Der Winter 1906/07 hatte auch den Zentralpyrenäen ungewöhnlich reichliche Schneefälle gebracht und das Frühjahr war ein ganz abnorm rauhes gewesen. Als wir am 10. Juli in Luchon ankamen, hatte die Saison kaum begonnen, die sonst so belebte Allée d'Etigny war noch öde und leer und über dem Grenzkamm im Süden lagen schwere Nebelmassen, durch die hie und da breite Schneehalden durchschimmerten.

Welch ein Gegensatz zu den Ostpyrenäen, auf deren weit gegen das Mittelmeer vorgeschobenem Eckpfeiler, dem Canigou, wir noch tags zuvor gestanden hatten. Dort ein sonnentrockenes Gebirge wie der algerische Atlas und ein Klima, das schon unter dem Einfluß des halbtropischen Passates steht, und hier ein Bild von fast nordisch alpinem Charakter. Unsere Pläne wurden dadurch beträchtlich verändert. Wir gedachten zuerst einen Vorstoß in die Gruppe der Posets zu unternehmen, nun mußten wir erfahren, daß der Weg über Port de Venasque noch nicht ausgeschaufelt sei und erst in acht Tagen für Packpferde, deren wir hierbei nicht entraten konnten, eröffnet werden würde. Und eine noch schmerzlichere Enttäuschung wurde uns zuteil: Marcel Spont, der treffliche Pyrenäist, auf dessen tätige Beihilfe wir sicher gezählt hatten, war nicht mehr; an einer ungefährlichen Stelle, in den Wänden über dem Lac d'Espingo, war er beim Photographieren ausgeglitten und tödlich verunglückt. Schlechte Auspizien für den Beginn unserer Fahrten, über die uns auch der liebenswürdige Empfang, den uns die Leiterinnen des vortrefflichen Hotel Continental bereiteten, nicht hinwegtrösten konnte. Erst am folgenden Abend, als ein frischer Nordwind Bewegung in die Wolkenbänke brachte und wir erst die Hochebene von Superbagnères, dann die zackigen Berge des Talhintergrunds, Pic de la Mine und Bec de Corveau, einen kleinen Zahnkofel, aus den Nebelballen heraustreten sahen, kam die alte Bergsteigerlust über uns.

VAL DE LYS, PIC DE BOUM OCCIDENTAL

Im Park de Quinconces von Luchon steht ein Marmorbild, ein Meisterwerk französischer Plastik, eine Mädchengestalt von zartestem Liebreiz; mit Blumen ist ihr Haar bekränzt und eine Fülle von Blumen hält sie im Schoße, daß sie sanft hinabgleiten in die klare Quelle, die zu ihren Füßen aus dem Fels entspringt; es ist die Nymphe des Lystals. Dahin wollen wir zuerst unsere Schritte lenken. Entlang dem Ufer der glasklaren Pique, von alten Linden beschattet, führt der Fahrweg; wo der Lysbach einmündet, biegt er rechts ab und nach einer kurzen Steigung liegt der weite, ebene Talboden vor uns. Wenn Ratzel eine Doppelzügigkeit von Kraft und Milde als das Kennzeichen unserer Gebirge an-

*) Fortsetzung vom Jahrgang 1906.

spricht, so kommt hier ein weiteres hinzu: ein Ausdruck unendlich fein abgestimmter Grazie und gerade das Lystal stellt das Ideal eines Typus dar, der sich in allen diesen kleinen französischen Pyrenäentälern mehr oder weniger ausgesprochen wiederholt. Die Wiesen haben jetzt gerade ihr buntestes Gewand angezogen, rote Orchideen, violette Federnelken und die weißstrahligen Paradieslilien leuchten zu Tausenden aus dem hohen Grase hervor; von den Hängen steigt ein prachtvoller Hochwald von Buchen bis zur Talsohle herab, dichtes Strauchwerk überkleidet die Felsen und nirgends ist der grüne Vegetationsmantel durch Lawinenzüge oder die Bahnen der Wildwasser zerrissen; selbst die mächtige, über 200 *m* hohe Cascade d'Enfer, deren Brausen nur wie eine gedämpfte Melodie zu uns herübertönt, scheint aus einem grünen Tor hervorzuschießen und im Waldesdunkel wieder zu verschwinden. Kein schönerer Talschluß läßt sich denken als diese grüne, sonnige Wand, vor ihrer Mitte die riesige, alabasterschimmernde Säule des Wassersturzes, und über ihr »wie ernste Gedanken, die hinter einer heiteren Stirne thronen«, in der Himmelsbläue fast verschwindend, die drei hohen Gipfel des Cirque de Lys: Crabioules, Intermediaire und Quaïrat. Das ist ein Stück der großen Stille, das in das freudige Land hineinragt und ihm einen Zug von Erhabenheit verleiht, ohne seine Harmonie zu stören.

Vor dem kleinen Hotel »Au delices de Lys« nehmen wir unter uralten Bäumen unseren Kaffee ein und dann geht es rasch bergauf. Ein steiniger Reitweg führt dicht neben dem Wasserfall in scharfem Zickzack zum oberen Talboden. Nirgends habe ich noch eine derartige Üppigkeit alpinen Wachstums gesehen wie hier! Das Lystal heißt wahrlich nicht umsonst das Val fleuri:[1]) im Grunde der stets von Wasserstaub übersprühten Schluchten wuchern Straußenfarne mit meterlangen Wedeln und über sie erheben sich fast mannshoch die Blütenkandelaber der goldgelben Pyrenäenlilie; die Rasenflecke sind überzogen vom Hundszahn, und wo nur auf den eben schneefrei gewordenen Hängen die Felsblöcke ein paar Meter Raum geben, stehen, Blumen an Blumen, die Pyrenäenscillen, so leuchtend, als ob ein Stück Himmelsblau daran hängen geblieben wäre. Nicht nur der Botaniker schätzt diese seltene Lilie, noch viel mehr der Bär, der in der schlechten Jahreszeit nach ihren Zwiebeln gräbt.

Nach einer Stunde ist der Reitweg zu Ende. Wir stehen vor der Gouffre d'Enfer, dem Eingang einer wüsten, bis zur Hälfte mit Lawinenschnee erfüllten Klamm, aus der der Bach hervorbricht. Durch den Einschnitt schauen aus der Höhe die Crabioules herab mit dem zerrissenen Gletscher zu ihren Füßen. Auf altem Schnee wird nun der Bach überschritten und dann geht es auf schlecht kenntlichen Steigen durch Erlengebüsch und Alpenrosen den jenseitigen Hang scharf hinan. Nach drei Viertelstunden stehen wir vor der Klubhütte Prat long. Ein alpiner Prachtbau ist es gerade nicht, es ist derselbe Backofenstil, der uns auch bei den übrigen Klubhütten der Pyrenäen erfreut;[2]) aber sie ist geräumig, und was die Hauptsache ist, wir sind allein! Dafür entbehrt sie auch allen Hausrats und die Türe ist durch irgend einen cholerischen Touristen aus den Angeln gerissen.

Ein Proviantdepot findet sich in Gestalt einer vorjährigen Kartoffel. Zuerst gingen wir daran, die Holzpritschen zu polstern. Freund Ronkettis Technik hierin kannte ich schon von Korsika her; in unglaublich kurzer Zeit hatte er einen ganzen Haufen Tannenzweige und Huflattichblätter aufgetürmt, so daß wir mit Zuhilfenahme einer nicht zu knappen Portion Phantasie uns einbilden konnten, auf wirklichen Matratzen zu schlafen; wir waren aber doch froh, als wir am andern Morgen 1/2 5 Uhr unsere Lotterbetten, wie sie Renner nannte, verlassen konnten.

---

[1]) Orchis Traunsteineri, Dianthus Monspessulanus, Paradisia Liliastrum Struthiopteris Germanica, Lilium pyrenaicum (Martagon aureum), Erythronium, Scilla pyrenaica, Cardamine asarifol.

[2]) Es sind deren im ganzen fünf: Die Balaïtous Hütte, die Cabane d'Ossoue, die Tucquerouye Hütte, das Refuge Packe am Néouvieille, Prat long und das bewirtschaftete Chalet am Canigou.

Der Hüttenplatz ist vorzüglich gewählt; er beherrscht in gleicher Weise die Cirken von Lys und Graouès, deren Berge von hier aus sämtlich in 4—5 Stunden ersteigbar sind. Die Aussicht auf die Grenzkette ist beschränkt; nur der breite Intermediaire und der zackige Quairat sind sichtbar, im Osten weiter entfernt die ansehnlichen schwarzen Granitberge von Gaouès; Sacroux, Estaouas und Mail Pintrat.

5 Uhr 20 Min. verließen wir die Hütte und verfolgten zuerst scharf östlich den begrünten Pratlong-Rücken, eine kleine Lacke links liegen lassend. Dann wurde in leichter Kletterei ein Plattenschuß von etwa 50 *m* Höhe überstiegen und eine höhere Bergterrasse erreicht; aus der Tiefe schimmerte der Lac vert herauf, wie ein kleiner stiller Kratersee; aus seiner Mitte ragt ein flaches Inselchen empor, das eine einsame Tanne trägt. Einst hallten die Bergwände hier wider von fröhlichem Gejaide; ganze Kavalkaden vornehmer Damen und Herren lagerten hier, um des edlen Weidwerks zu pflegen. Jetzt ist hier schon lang, seit Jahrzehnten, alles stumm geworden. Auf dem flachen Rücken, der den See nach Westen begrenzt, steigen wir nun in südlicher Richtung etwa eine Stunde empor, bis wir unter uns den Lac bleu erblicken; er ruht noch im Banne des Winters, nur dort, wo der Gletscherbach über eine Steilstufe in ihn hinabstürzt, ist die Eisdecke zertrümmert und aus den Spalten leuchtet das saphirblaue Seewasser herauf. Nun wird der harte Firn, den wir schon längst betreten haben, fast eben und geht unmerklich in den spaltenlosen Glacier de Boum über. Da stehen sie endlich vor uns, die beiden Pics de Boum, 3060, zu deutsch Seeköfel, schwarze Felstrapeze, durch ein hohes Schneejoch voneinander getrennt. Wir wenden uns dem näheren, westlichen zu. Seine Nordflanke ist unangreifbar, wir gehen dicht unter ihr hin und ersteigen schließlich den Moränenwall, in dem sich der Nordostgrat des Bergs verliert.

Jetzt sehen wir unter uns den steilen, vom Ostgipfel zum blauen See abschießenden Gletscher; da wird es plötzlich neben uns lebendig, ein Gemsrudel, wir zählen 40 Stück, stürmt von der Moräne auf den Gletscher hinab und dann in langer Linie den jähen, steinharten Firnhang hinauf. Jetzt ist der Leitbock an der Randkluft, nach kurzem Probieren hat er eine schmale Stelle gefunden; in elegantem Schwung geht er hinüber und ihm nach das ganze Rudel, nur ein ganz kleines Kitzchen irrt lange ängstlich hin und her, bis es einen besseren Übergang gefunden hat; rasch ist es wie die andern über den Ostgipfel hinweg auf der spanischen Seite verschwunden.

Wir stiegen nun gemächlich den Geröllhang hinan und erreichten erst hoch oben den Nordostgrat; ein paar Schritte schmaler Grat, dann ein kleiner Stemmkamin zwischen zwei Blöcken hinauf zum Vorgipfel und von da sind noch 20 *m* zum Steinmann; die ganze Kletterei hatte kaum zehn Minuten gedauert und der Berg lohnte die geringe Mühe überreichlich. Der Tag war wolkenlos und die hohen Berge der Nachbarschaft bis ins feinste Detail erkennbar.

Auf Tusse de Maupas, Perdighero und Posets können wir alle möglichen Anstiege deutlich studieren; was mich aber ungleich mehr fesselt, sind die Seitenketten, zumal des Val Ramuñe, in denen eine ganze Reihe zum Teil recht kühn aussehender Berge steht; sie sind fast alle unbenannt, unkotiert und unbestiegen. Prächtig ist der Tiefblick in das Barranco de Ramuñe. Russell meint, ein Abstieg vom Col de Boum oder den beiden Gipfeln nach der spanischen Seite würde wohl sehr große Schwierigkeiten bereiten; ich glaube, es geht sogar ganz gut; freilich ist das Gestein sehr brüchig und die weglose Schlucht kann wohl auch noch Überraschungen bereiten; ihren oberen Teil füllt ein Schneefeld aus, an dessen jenseitigem Rande ein kreisrunder See heraufglänzt wie ein blauer Edelstein. Darunter dehnt sich das waldige Esseratal und jenseits ragt die mächtige Gruppe der Maladetta empor.

Wir stehen ihrer nur äußerst selten betretenen Westseite gegenüber und können ihren eigenartigen Aufbau aufs genaueste erkennen. Die Gletscher, es ist das kleine

steile Eisfeld des Pic d'Albe und das der östlichen Maladetta, nehmen nur einen geringen Raum ein, der Fuß des Massivs ist von dichten Tannenbeständen bekleidet und zwischen Schnee und Wald liegt der breite Gürtel der Deserts, der Maudits-wüsten, wenig geneigte felsige Flächen von karstartigem Charakter. Ihre wunderbaren Schönheiten, ihren Reichtum an Blumen, an Wasserfällen und unzähligen ganz kleinen Seen kann man von hier aus nicht ahnen.

Die spanische Sonne hatte mir über Gebühr zugesetzt und ich war bald in einen tiefen Gipfelschlaf versunken, aus dem mich Freund Renner nur mit Aufgebot seiner ganzen »urpusterer« Höflichkeit erwecken konnte.

Im Abstieg steuerten wir über die große Blockhalde direkt auf den Ostgletscher los; dann wurden die Pickel eingerammt und in sausender Fahrt ging es hinunter bis zu den Abstürzen über dem Lac bleu; drei Viertelstunden nach Verlassen des Gipfels standen wir an seinem Ostufer.

Ein übler, kaum sichtbarer Steig führte von hier an den östlichen Berghängen hinab zum Lac vert, den wir eine halbe Stunde später erreichten. Wir überschritten den Abfluß des Sees und auf einem vielfach unterbrochenen und bös verwachsenen Pfad ging es durch Latschen und Kraut, horizontal über den Wänden des Tals von Graouès querend, zum Rücken von Prat long; die letzte Stunde hatte uns mehr Arbeit gemacht als der ganze übrige Tag. Eine Andeutung von Markierung wäre uns sehr erwünscht gewesen; daß sie selbst hier, wenige Stunden von einem Weltbade wie Luchon entfernt, gänzlich fehlt, ist ein Zeichen für die Unbetretenheit des ganzen Gebirgs.

TUSSE DE MAUPAS, 3110 *m* = *(H.R.)* 14. Juli. Da wären ja nun wahrhaftig und wirklich Berge! Das stellte ich tief befriedigt fest, als vor der Cabane Prat long der Rucksack herunterflog und ich mit frohen Augen hineinsah in den Cirque de Lys, aus dem schimmernde Eisfelder leuchteten, hinüber zum Cirque de Graouès, dessen dunkles Gestein den Bergen ein weit drohenderes Aussehen gibt, als ihnen eigentlich zugehört. Fast zwei Wochen waren wir schon auf der Reise, hatten in der Römer Riesenbauten hineingestaunt, deren Quadergefüge Jahrtausenden getrotzt, hatten Städte gesehen, von deren Türmen der Westgoten rauher Wächterruf geklungen, um deren Mauern der Sarazenen geschmeidige Scharen geschwärmt, die heute abseits vom hastenden Weltgetriebe beschaulich von vergangenen großen Tagen träumen; ich war zum ersten Male am unabsehbaren, brausenden Meere gelegen, hatte den Sonnenball in leuchtender Glut daraus erstehen und das letzte Fünklein Lichts in zitterndem Schein darin erlöschen gesehen, nimmer aber schlief die Sehnsucht nach den Bergen. Arg ungeduldig war ich manchmal geworden. Dann warf mir Candy einen Kunstbarbaren oder andere Höflichkeiten an den Kopf und ich mußte mich bescheiden. Aber ich weiß wohl, da wir vom Pic de Boum weite Ausschau hielten ins herrliche, sonnumglänzte Bergland, kehrte in unser aller Herzen erst volle ungetrübte Freude ein.

Nun waren wir von der ersten Bergfahrt heimgekehrt. Aus der dumpfigen Kellerluft der Cabane flüchteten wir ins Freie, tafelten dort und schmiedeten Pläne für den kommenden Tag. Freund Bertram zog's zu Luchons Fleischtöpfen, wir wollten die Umrandung des Cirque de Lys näher beschauen. Doch blieb's beim guten Willen. Da der Morgen erwachte, war unsere Tatenlust schlafen gegangen. Unsere Glieder lagen im Banne unsäglicher Faulheit. Spät erst und mühselig genug krochen wir in lastender Sonnenglut den Hang empor zur Tusse de Prat long. Statt nun gleich rechts drüben absteigend, den Gletscher zu gewinnen, wollten wir ohne Höhenverlust an den Hängen des Maupas hinqueren und so den Col vor den Crabioules erreichen, trotzdem das Trieder einen hohen Abbruch ahnen ließ. Über Schnee und Geschröf ging's eine Weile ganz gut, dann kam schwererer Fels und endlich der Abbruch. In ge-

waltiger Neigung schoß das Firnfeld zur Tiefe, aus der plattig und abweisend Steilwände zum Maupas aufstrebten. Es war kein rechter Ernst in dem Stufenschlagen, das ich nun begann, und das Dutzend war noch nicht voll, da stand das Gemsrudel, das die zur Tiefe klirrenden Splitter dort unten aufgeschreckt, bereits auf dem Felskopf ober uns. Ob ihn das langsame Vorwärtskommen ärgerte, ob ihm unser Tun überhaupt unverständlich schien, jedenfalls äugte der Bock mißbilligend herunter und pfnurrte verachtungsvoll. Erst Candys drohendes Pickelschwingen vertrieb die leichtbewegliche Schar. Wir aber rechneten, wie lange der Abstieg dauern dürfte, und dann das Schneewaten in sengender Sonnenglut. Unserer Faulheit graute. So begruben wir denn unsere kühnen Pläne und strebten durch die Wand dem Grate zu, der vom Pic de Prat long zum Maupas zieht. In halbstündiger netter Kletterei ward er erreicht und damit der Weg, den Russell 1865 eröffnete. Er führt über grobes Blockwerk, das nur an wenigen Stellen Kletterei erfordert, dem Grat folgend zum Gipfel.

Mittag war's. Die Aussicht, die wir gestern vom Pic de Boum genossen, erschloß sich noch einmal in all ihrer leuchtenden Schönheit vor unseren Augen. Nicht umsonst haben seinerzeit die Mappierer neben Balaïtous und Pic de Troumouse den Maupas als einen Scheitelpunkt ihres Vermessungsdreiecks gewählt. Es müssen ganze Männer und tüchtige Bergsteiger gewesen sein, die in den Jahren 1825—1827 ihrer schweren Aufgabe mit eiserner Willenskraft gerecht wurden und die Namen dieser Pioniere in der Hochregion der Pyrenäen sollen in ehrendem Gedenken verzeichnet werden. Rittmeister Coraboeuf und Leutnant Testu bearbeiteten die Ostpyrenäen, während die Leutnants Peytier und Hossard hier in den Zentralpyrenäen die Vermessung durchführten. Besonders die beiden Letztgenannten haben ganz Außerordentliches geleistet. Neben Balaïtous und Pic de Troumouse, außer Pallas, Quaïrat und Maupas haben viele andere Gipfel sie als Erste auf ihrem Scheitel gesehen und nicht weniger als 101 Gipfelfreilager im Zelt haben sie in den zwei Jahren durchgemacht. Unweit vom Gipfel liegt noch der Steinring, der ihr Zelt beschwert, das durch 30 volle Tage ihr luftiges Heim war, und rührend in seiner Anspruchslosigkeit klingt der Bericht, in dem sie ihre Leistung verzeichnen: »Wir verreisten am 8. August 1827 zu Mittag und langten am 9. August ebenfalls zu Mittag auf dem Gipfel an. Eine halbe Stunde unter dem Gipfel trafen wir auf eine schwere Stelle, die unseren Leuten Angst einflößte, und wir hatten große Mühe, sie darüber hinwegzubringen. Große Hilfe hatten wir an zwei Führern, die mutiger waren als die anderen; sie trugen die Instrumente, die Zelte und Seile und unterstützten noch die anderen bei den schweren Stellen. Unser Zelt wurde eine kleine Viertelstunde vom Signale entfernt aufgestellt. Mit Ausnahme des 14. August war das Wetter stets ziemlich schlecht; Sturm, Gewitter und Hagel haben uns arg zugesetzt.«

So ihr Bericht und es werden wenige auch unserer Jungen schärfster Richtung Ähnliches zu verzeichnen haben. Wir freilich hatten es besser. Schwelende Sonnenglut schloß unsere schauensmüden Augen, im mageren Schatten des 3½ *m* hohen Steinmanns, der seit der Erstersteigung allen Stürmen und Wettern getrotzt, streckten wir uns zu einem Schlummer hin. Da wir nach langem Schlaf erwachten, schämten wir uns doch ein wenig und beschlossen, über den Ostgrat abzusteigen, der mit seinen Zacken und Türmen schon vom Pic de Boum her unser Auge gefesselt. Über einen breiten Schneerücken, der wohl nur nach so schneereichem Winter vorzufinden ist, trabten wir bequem dahin bis zu einem Steinmann, der vielleicht den Ausstieg der alten Route kennzeichnet. Diese führt vom Lac bleu den Gletscher herauf und es mag wohl sein, daß die im Bericht der Erstersteiger angeführte schwere Wandstelle die Namengebung Maupas veranlaßte. Nun fängt ein luftiges, abwechslungsreiches Klettern an. Das eine Bein in Spanien, in Frankreich das andere, reiten wir scharfe Gratstücke entlang, hangeln im Streckhang an steil aufragenden, glatten Platten hin,

manchen Zacken geht's hinauf, manchen Turm hinunter. Von einer nach Süden ausspringenden Felskanzel gewinnen wir, allerdings mangelhaften, Einblick in die Plattenflucht der Südwand, die Spont als undurchsteigbar kennzeichnet. Vor dem letzten Gratturm verlassen wir den Grat und gewinnen durch ein kleines, aber schweres Eiscouloir den Gletscher. Nachfolgern würden wir raten, auch diesen Turm zu übersteigen, weil der Firn drüben vom Sattel viel bequemer erreicht wird.

Soweit unsere allerdings lückenhaften Kenntnisse reichen, ist vor uns der Ostgrat nicht begangen worden. Im Zusammenhange mit dem Wege der fünf Brüder Cadier, die als Erste über den Westgrat heraufkamen und diesen als schwierig und zersägt bezeichnen, wäre damit eine Überschreitung gesichert, die gewiß des Kletterfreundes Beifall findet und den Maupas auch als Tour erstrebenswert macht. Die Cadiers stiegen über den Westgrat in 45 Minuten wieder zum Col ab und überschritten noch beide Crabioules.

Wir queren nun über den Glacier des Graoues gegen die Tusse de Prat long und wandern, sie rechts liegen lassend, über Felsstufen und Schneeflecken hinunter zur Cabane. Dann hasten wir eilends zu Tal. An der Gouffre d'Enfer finden wir Herren und Damen, die heraufgeritten, das herrliche Bild zu schauen, und einer der Führer teilt uns mit, daß der Wirt des Auberge auf uns mit seinem Wagen warte. Das spornt zu doppeltem Jagen. Doch auch den eilendsten Fuß hemmt die Schönheit der fallenden Wasser an der Rue d'Enfer. In brausendem Schwall brechen sie aus finsteren, baumriesenüberdachten Toren, stürzen in tollen Todesstürzen zu nachtdunklen Tiefen, um in schimmernden Wasserschleiern leichtbeschwingt emporzustreben, der Sonne zu.

Unter den weitschattenden Bäumen des Auberge funkelt im Glase tiefdunkel der Wein, den wir durstig hinuntergießen, noch dunkler der kleinen Französin Augen, die mit uns den Platz auf des Wirtes hohem Break teilt. Die Rößlein traben lustig die breite Straße talaus, noch lustiger sprudelt von Candys sonst schweigsamen Lippen unermüdlich gallische Liebenswürdigkeit. Zwei Stunden später schauen wir von der Allée d'Etigny das herrlichste Feuerwerk, mit dem Luchon die Fête de la Republique begeht. Da die Nacht die Ströme flutenden Lichts verschlungen und die letzte Feuergarbe erlischt, ersteht weit hinten im Tal ein dämmerig Scheinen. Da grüßen wir noch einmal die stillen stolzen Gesellen und nicken: Ist's uns vergönnt, ein andermal.

VAL D'ESSERA, VENASQUE =

(B.) 17. Juli 1907. An einem trüben Morgen verließ unsere Karawane Luchon; Renner, Ronketti, Dr. Lennig, meine Frau und ich. Zur Bedienung der Pferde war uns ein Spanier aus Venasque, José Serra, mitgegeben, ein vorzüglicher junger Mann, der sich als äußerst brauchbar erwies. Der Buchenwald des Piquetals troff vor Nässe, der weiße Granitturm des Pic de la Pique stak im Nebel. Ein ganz anderes Bild, wie zwei Jahre zuvor, bot jetzt das enge Hochtal, das vom Hospiz de France zum Port de Venasque hinaufzieht. Schon kurz hinter dem Hause, wo die Pique wie durch ein Tor im grünen Hochwald verschwindet, lagen mächtige Lawinenreste und weiter oben wurde noch tüchtig am Wege geschaufelt; es bot einen merkwürdigen Anblick, wenn meine Frau, die voranritt, uns Nachkommenden plötzlich zwischen den vielen Meter hohen Schneewänden des Reitsteigs entschwand. Dickes Eis bedeckte noch die vier Seen unter der Paßhöhe und ein eisiger Wind pfiff uns entgegen, als wir den engen Spalt des Puerto betraten.

Die Gipfel der Maladetta waren verhüllt, die zerrissenen Gletscher ihrer Nordseite tief verschneit, bis herab in die Talsohle lagen große zusammenhängende Schneefelder. Rasch liefen wir die paar Minuten hinab zum Hause des alten Cabellud, uns am Kaminfeuer zu wärmen und vom berühmten Anisette zu kosten, der hier von alters her, aber nicht umsonst, kredenzt wird. Der Fußsteig biegt von hier stark nach

Westen ab durch die Felsplatten der Peña blanca, es ist ein ganz infam vernachlässigter Weg, der vor zwei Jahren einer Dame das Leben gekostet hat. Wir trafen seinerzeit ihren Gatten beim Cabellud mit mehreren Führern, die seit Wochen auf der Suche nach der Verschollenen waren; erst im Jahre darauf sind ihre Reste hier gefunden worden.

Bereits drei Viertelstunden nach Verlassen des Paßwirtshauses standen wir vor dem Hospice de Venasque. Hier nahte sich das Unheil in Gestalt eines Trupps spanischer Karabinieri. Schmierig lächelnd betrachteten sie unser hochbepacktes Tragpferd und sagten nichts als: bajo! d. h. auf deutsch: runter, und zwar nach Venasque zur Zollstation! Damit hatten wir nicht gerechnet; wir hatten geglaubt, noch heute in Malibierne unsere Zelte aufschlagen zu können, statt dessen sollten wir vier Stunden tiefer hinab, ein ganzer Reisetag war uns verloren gegangen. Ingrimmig musterten wir unsere neuen Bekannten; es war eine nette Sorte von Vertretern, die uns die Nation der Hidalgos zum Empfang entgegengesandt hatte. So etwas von polizeiwidrigen Gestalten, von Schmutz und zerrissenen Uniformen hatte keiner von uns für möglich gehalten; die Kerle schrien förmlich nach Schmierseife und grauer Salbe. Und erst das »Hospiz«! »Vermine, ordure, cuisine nauséabond, très-cher, — Ungeziefer, Gestank, ekelhafte Küche, unverschämte Preise«, sagt Bondidier vom Hospiz von Viella, das von Venasque ist um kein Haar besser. Schleunigst brachen wir wieder auf. Um aber ein Durchbrennen unserseits zu verhindern, wurden wir bis Venasque unter militärische Bedeckung gestellt; der Mann, er trug außer dem geladenen Gewehr auch einen riesigen Regenschirm übergeschnallt, war noch relativ anständig; wenigstens hat er uns nicht angebettelt, wie seine anderen Kameraden.

Die Landschaft des Esseratals ist prächtig; vor dem Hospiz dehnen sich große Weideflächen, auf denen viele Hunderte von Maultieren grasen. Hoch oben stehen die Schneegipfel der Grenzkette, Boum und Maupas und ihre herrlich profilierten Vorberge: Pico de Ramuñe und Pico de aguas pasas, genannt nach einem wunderhübschen Wasserfall, der fächerförmig über die Felsen zur rechten Hand herabschießt. Auch aus dem Val d'Astos, das in die Wildnisse der Posets hinaufführt, und dem Val Gregonio kommen starke Wasser herab und wenige Kilometer unterhalb der Zollstation, wo sie aus dem Boden heraussickert, ist die Essera ein brausender Bergstrom, der der Mattervisp an Wasserreichtum wenig nachgeben dürfte. Der Weg ist in einem erbärmlichen Zustand; dazu war das Wetter wieder bedrohlicher geworden, und als wir in Venasque einzogen, goß es in Strömen. Der Zöllner torkelte unter seinem Regenschirm den andern voran. Blitzschnell hatte der schlaue José die Situation erfaßt und schon flogen die vom Pferde abgeschnittenen Rucksäcke mit den teuersten Sachen in die nächste Haustür hinein, von wo sie dienstbereite Hände in unser Hotel beförderten. Das kleine Gasthaus Cabellud war gut und reinlich; Freund Renner freilich hätte lieber bei einem Gutsbesitzer übernachtet, der ihn in sein Haus eingeladen hatte. Dort waren ihm in altspanischer Weise sofort Stuben, Möbel und sämtliche weibliche Aszendenten und Deszendenten zur Verfügung gestellt worden und nur seine Sprachunkenntnis hatte ihn verhindert, allerlei Spanisches, Allzuspanisches zu erleben.

Venasque ist ein Ort, uralt, wie irgend ein Städtchen der Sabina; noch mehrfach tragen die Häuser ihre alten Streittürme, überall treten in den Mauern romanische und gotische Architekturfragmente zutage. Das Hauptgebäude ist der Regatillo, ein verwahrloster Renaissancepalast; er gehörte den Marquesen von Ribagorzia, wilden Seitenschößlingen der ausgestorbenen Könige von Aragon. Die Zollrevision am andern Tage dauerte stundenlang; wir wurden gründlich ausgeplündert; für unsere Nahrungsmittel mußten wir 52 Frs. Zoll bezahlen! Nur ungeheure Grobheit und

Drohungen verhinderten, daß uns auch Zelte und Kleidungsstücke besteuert wurden. Cosas d'España! Ich glaube nicht, daß es bei solchem Gebahren dem spanischen Verkehrsministerium gelingen wird, den Touristenstrom in dieses Land zu lenken.

18. Juli. Der Rio Malibierne mündet zwei Stunden oberhalb Venasque in die Essera ein, dann überschreitet der Weg den Bach und wendet sich nach rechts. Durch kurzen Fichtenwald führt er steil bergauf; er ist schrecklich, mit Rollsteinen bedeckt, so daß man glaubt, im Bette eines Wildbachs zu marschieren. Nirgends habe ich das ausgezeichnete Pferdematerial der Pyrenäen so bewundern können als hier; zumal das Packpferd mit seiner wohl 100 *kg* schweren Last schritt so rasch aus, daß wir kaum folgen konnten. Nach einer Stunde hat der Schinder ein Ende und der Weg wird zusehends besser; schließlich verläuft er fast horizontal hoch über dem rechten[1]) Bachufer dahin; nach 1 1/2 Stunden wird die untere Alm erreicht, wo der Fluß durchwatet werden muß, nach weiteren drei Viertelstunden stehen wir vor der oberen Hütte; sie war leer, nur drei einsame Muli grasten auf der Wiese.

Der Platz war gut; eine Quelle sprudelte neben der Hütte, Holz lag massenhaft im Walde umher und José, dem das ganze Terrain von der Jagd her vertraut war, stieg noch rasch eine halbe Stunde höher hinauf zu den Sennen der obersten Alm, um mit ihnen wegen der Milchlieferung zu unterhandeln. Der alte Knabe kam auch dann jeden Morgen und jeden Abend mit einer riesigen, fünf Liter haltenden Kuhglocke voll prachtvoller Milch. Nun wurde eifrig geschafft, galt es doch, ein Lager für acht Tage herzurichten. Almen in unserem Sinne fehlen den Pyrenäen gänzlich, hier gibt es nur 1 1/2 *m* hohe Erdhütten, in denen höchstens zwei Menschen nebeneinander liegen können. Wehe, wenn sie bezogen sind. Eine Nacht wie am Espingosee vor zwei Jahren, wo ich dicht neben einem leprösen Hirten zu schlafen kam, möchte ich niemanden wünschen.

Jetzt waren wir mit Zelten und allem Zubehör reichlich versehen; dem haben wir es zu verdanken, daß wir das wilde Leben hier oben ohne alle Beschwerde vertragen konnten, daß Malibierne für uns alle den Höhepunkt touristischer Erlebnisse darstellte.

Noch jetzt, während ich dies schreibe, liegt es wie ein warmer Abglanz auf meiner Erinnerung, wenn ich der hier verlebten Stunden, wahrer alpiner Feierstunden, gedenke. Der erste Abend: »Friedlich sitzen wir nach harter Arbeit auf selbstgezimmerter Holzbank um den steinernen Tisch vor der Hütte; die letzten Lichter des Tags verglimmen auf den seltsam gebänderten Wänden der Tuca blanca und die rosafarbenen Abendwolken, die still über dem feingeschwungenen Schneegrate der Tuca d'Arnau stehen, werden blaß und farblos. Kurz nur währt die Dämmerung in diesen südlichen Bergen, dann flutet über die Schneefelder der Maladetta die Nacht herein wie ein breiter Strom und durch das flüssige Dunkel gießen die Sterne ihre fast geistigen Strahlen herab. Und welche Morgen erwarten uns, wenn wir nach kräftigendem Schlaf die Zelttür zurückschlagen! Da stehen vor uns, dem Talausgang gegenüber, im ersten Frührot gewaltige Berge, im winterlichen Schneekleid ihrer Nordflanken fast den Riesen des Berner Oberlandes vergleichbar; mit ihrem viereckigen Eisdach die Bagueñola und von ihr getrennt durch den tiefen Einschnitt des Col Eristé der Pic d'Espada und die vielgipfeligen Posets. Im Norden streckt sich die schwarze Crête de Milieu, zu ihren Füßen ein tief verschneiter Gletscher und hinter uns der finstere Russell und die hellen Granitwände der Picos de Malibierne. Noch nie ist eine so intensive Empfindung von Lebensfülle und Kraft über uns gekommen, wie in diesen Höhen; wir haben wie in einer Ekstase gelebt und gearbeitet. Und dann die Rasttage! Dann wandern unsere Augen von den Bergriesen in der

[1]) Topographisch genommen, während sonst »rechts« und »links« im Sinne des Auf- beziehungsweise Abstiegs gemeint ist.

Höhe wohl auch herab und ruhen voll Teilnahme und Freude auf der vielgestaltigen alpinen Kleinwelt zu unseren Füßen, dann beobachten wir die sonderbaren Spinnen, wie sie im Moose winzigen Käfern auflauern, die kleinen funkelnden Schmetterlinge, die an den Blüten der lodenhaarigen Alpenveilchen[1]) naschen, und studieren die Farben der Tautropfen, die an den riesigen, goldgelben Blütensternen der pyrenäischen Adonis hängen. Langsam fühlen wir uns ein, werden selbst eins mit der Bergnatur, mit der Stille der verlassenen, unbekannten Täler.

TUQUETA BLANCA, 2600 *m*, PIC MALIBIERNE, 3081 *m* *(B.)* 19. Juli 1907. Auf unseren Zeltstangen haben sich zwei Rotkehlchen niedergelassen; das sind unsere Wecker. Ganz früh, noch ehe die Dämmerung beginnt, erhebt das eine sein Stimmchen; ein paar verträumte, abgerissene, leise Töne; ebenso antwortet das andere. Aber immer lebhafter wird mit werdendem Tag ihre melodische Zwiesprache, da erwachen auch im Nachbarzelte die Brüder — mit weniger melodischen Stimmen; nach vielem Oha! und Sakra! erscheint endlich der eine; wir sind schon längst bei der Toilette, das Tagwerk beginnt.

Der Weg ist gegeben; den rechtsseitigen Berghang steigen wir direkt hinauf, hoch über der Klamm, aus der »unser Waschwasser« als rostfarbener, starker Eisenbach hervorbricht, schwenken dann nach Osten ab und erreichen über Rasen und leichte Schrofen den Gipfel der Tuqueta blanca. Eine ganz eigenartige Aussicht erschließt sich uns hier auf die wohl noch nie von eines Touristen Fuß betretenen südlichen Täler und Vorberge der Maladetta-Gruppe. Vor uns liegt eine halbzirkelförmige Hügelkette, Sierra negra: schwarze Sandhügel; das Tal zu ihren Füßen ist erfüllt mit Schneeresten, die durch eisenschüssige Quellen blutrot gefärbt sind, und darüber hinaus, so weit wir nach Süden ausschauen, überall Sand und Schutt, die Mulden mit spärlichem Grün bedeckt wie mit einem alten verschlissenen Teppich; ein Gebirge im letzten Stadium der Auflösung, wahrhafte Bergleichen. Glanzvoll präsentiert sich die Maladetta, und Renner studiert eifrig die Rinnen der großen Südwand des Aneto. Um die Türme des Pic Malibierne zogen die Nebel; sie schienen uns unendlich weit zu sein; zu einem Joch südlich von ihnen zog eine breite Trasse hinauf, in einer Stunde hofften wir sie zu erreichen. Der schwarze Eisensand war fest wie eine Tenne und wir konnten mächtig ausschreiten.

Da wich der Nebel und wir standen nach wenigen Minuten am Beginn der Halde und bald darauf auf dem Joch; der Pfad, der uns im Nebel fast wie eine Straße erschienen war, war ein Gemswechsel, der auf der andern Seite in ein grünes Tal hinableitete, in dessen Grund ein großer Bergsee lag. Nach einer halbstündigen Rast wurde der Grat in Angriff genommen; der Stein ist gut kletterbar, Schwierigkeiten sind nicht vorhanden. Über eine Schneeschneide, von der ein Eiscouloir steil nach Malibierne hin abschießt, und über eine niedere Wand wird der Südgipfel erreicht. Oha! rief mir Renner zu, jetzt kommt etwas für Sie! Reitsport! Ein 20 *m* langer, prächtiger Reitgrat führte hinüber nach dem Nordgipfel, eine bretterdünne, aber eisenfeste Schneide. Das war der Clou der ganzen Tour; nur Freund Lennig mit seinen kurzen Beinchen schien die schöne Stelle nicht recht zu gustieren. Nach ein paar Griffen standen wir neben dem Steinmann (11 Uhr 10 Min.).

Der Gipfel ist bereits 1864 von Packe, zwei Jahre später von Russell erstiegen worden. Die Zahl aller Besteigungen dürfte kaum ein halbes Dutzend übersteigen; die Überschreitung beider Gipfel ist vor uns meines Wissens nur von dem Ehepaar Le Bondidier durchgeführt worden (1905). Die Aussicht ist außerordentlich instruktiv, vor allem in die Gruppe östlich des Aneto. Die sehr schwer zugänglichen Berge

[1]) Viola cenisia.

sind wenig bekannt; in der schroffen Kette des Pic Féchan ist nur der schwierige Hauptgipfel, und auch dieser nur ein einziges Mal erstiegen worden. Sehr schön stellt sich die Sierra de Montarto dar mit ihrem Kulminationspunkt, dem schwarzen Comolo forno, der ganz der Punta dell'Uomo gleicht; er trägt die östlichsten Gletscher der Pyrenäen. Darüber hinaus liegt ein Gewirr von Bergen, zwischen denen unzählige kleinere und größere Seen eingebettet liegen; es ist das Quellgebiet der Garonne. Außer den Pionieren der Pyrenäen, Packe, Schrader, Wallace, hat wohl noch kein Wanderer diese merkwürdigen Regionen betreten. Die weite Entfernung von menschenwürdigen Quartieren, die Schwierigkeit der Verproviantierung und die Carabinieri werden diese Berge wohl noch lange der Touristik verschließen. Von menschlichen Behausungen sind nur ein paar Häuser des Dorfes Castaneza sichtbar, — außer unseren Zelten, vor denen wir mit dem Glase meine Frau eifrig im Kochkessel rühren sahen.

Der Weiterweg bietet nicht die geringsten Schwierigkeiten; zuerst wird der schmale, aber harmlose Grat noch bis zu seinem Ende weiter verfolgt; dann laufen wir eine Schutthalde hinab zu einer karstartigen Hochfläche, auf der eine Anzahl gefrorener Seen liegt.

Russell hat mit Packe hier vor seiner Ersteigung des Malibierne genächtigt. Das Joch, das wir gleich darauf überschritten, ist wohl dem Col de Bouquetin benachbart; so nannte ihn Russell nach einem einsamen Steinbock, den er hier erblickte. Den eigentlichen Col Malibierne haben wir wohl kaum betreten, wenigstens haben wir nicht die leiseste Andeutung eines Steigs entdecken können. Wir stiegen nun über Fels und Rasen steil hinab zu drei unbenannten Seen und umgingen sie an ihrem nördlichen Ufer. Um die Abstürze an ihrem Ausfluß zu vermeiden, mußten wir noch einmal ziemlich hoch über einen Querriegel hinwegsteigen, dann lag der Weg offen vor uns; zwischen stürzenden Wassern, über Gras und schließlich durch schüttern Tannenwald erreichten wir noch am frühen Nachmittag unsern Lagerplatz.

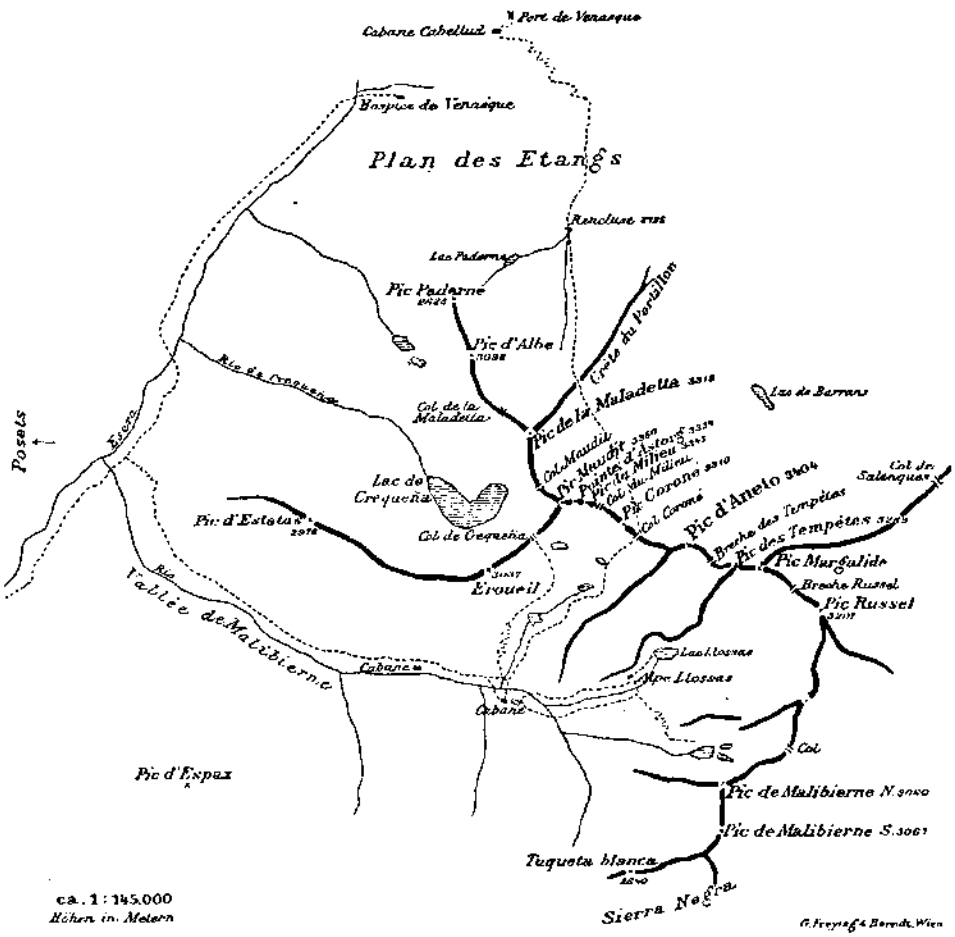
Gehzeiten: Lager ab 6 Uhr, Tuqueta 8 Uhr 10 Min. bis 8 Uhr 40 Min. Schartel an 9 Uhr 20 Min., ab 10 Uhr. I. Gipfel 10 Uhr 40 Min. II. Gipfel 11 Uhr 10 Min. Col 12 Uhr 20 Min. Lager 3 Uhr.

= PIC D'ANEIO, 3404 *m* (SÜDWAND) *(H. R.)* 20. Juli. Vereinzelt zwinkerten noch Sterne im grauen Morgendämmern über Malebierne, da ich den Kopf zum »Zuckerhut« hinaussteckte. Freund Bertram, der Dachzeltprotz, hatte unser österreichisches Armeezelt schadenfroh verkleinernd so getauft und konnte sich unbändig freuen, wenn an Rasttagen das so erfreulich späte Aufstehen uns zu melodischen Morgengesängen begeisterte, die, wie er behauptete, unglaublich ulkig aus dem kleinen Bau herausklangen. So frühe Morgenstunde fand uns aber stets sehr kleinlaut. Frau Doktor, unser Chef de cuisine, hatte mich als Hilfskoch zur Frühstücksbereitung herangezogen, was Candy willkommenen Vorwand gab, noch ein Viertelstündchen der Ruhe zu pflegen. Ich aber trabte, über Candys Faulheit brummend, die wenigen Schritte hinunter zur niedrigen Rasenhütte, vor der wir unseren Herd gebaut, blies dem unter der Asche schlafenden Feuer neues Leben ein und begann, zum großen Entzücken Freund Lennigs, der drinnen schnarchte, ein heftiges Geklapper mit Töpfen und Pfannen. Wenn ich dann die Milchsuppe, die voll heimtückischer Selbstmordgedanken immer geneigt war, ins Feuer zu springen, glücklich auf unsere Prunktafel, einen großen Stein, gerettet hatte, plätscherte und gurgelte Candy noch immer mit dem Bache um die Wette, salbte seine Locken, bürstete den Schnurrbart und brachte mich, den Verächter derartiger Reinlichkeitsausschreitungen am frühen Morgen, zur Verzweiflung. Erst wenn ihm bei meinem emsigen Löffelgeklapper um seine Morgensuppe bange ward, kam er mit langen Schritten zum Futtertrog gestiegen.

So ähnlich war's jeden Morgen. Nur ging mir heute José, unser braver

Pferdeführer, ganz besonders eifrig mit kleinen Hilfeleistungen an die Hand. Ich wußte wohl, er wäre zu gerne mit auf den Néthou gegangen. Wir waren nicht sehr dafür. Zwar hatte die gestrige Ausschau vom Pic de Malebierne keine übermäßigen Schwierigkeiten entdecken lassen, immerhin wob für uns der Hauch der Unberührtheit seine Schleier um die Südwand und konnte Überraschungen verhüllen. Sein stummes Werben gewann uns aber schließlich doch und so zogen wir zu dritt der Höhe zu. (5 Uhr 30 Min.)

Steigspuren leiten durchs taufeuchte Gras in den Wald, wo zu Füßen der knorrigen Nadelbäume hellfarbige Alpenrosen ihren schimmernden Teppich weben. Uns zur Linken rauscht der Bach, springt in fröhlichen Sätzen von Stufe zu Stufe, um mit



seinen anderen jungen Bergbrüdern vereint durchs Tal von Venasque hinauszuziehen zur spanischen Ebene, dem Ebro und dem Meere zu. In drei Viertelstunden sind wir auf dem Almboden von Llosas, wo unser Milchmann haust. Eine große Muliherde hat hier ihre Sommerweide; einzelne Kühe stapfen bedächtig durch den von zahlreichen Wasseradern aufgeweichten Plan, da und dort springt ein Jungtier in übermütigen Sätzen, daß es nur so aufspritzt. In weitem Bogen umwandern wir den grundlosen Almboden und finden am linken Hang ein Steiglein, das zum Lac de Llosas hinaufführt. Wie viele der kleinen grünen Bergaugen haben wir dort

drüben gesehen und immer wieder hat uns ihr stiller Gruß beglückt. Über die Steilwände, die an der Bergseite zur Höhe streben, tollen mit Kichern und Lachen junge Bergwässerlein, baden die geschmeidigen Glieder in den reinen Fluten, um dann eilends, als ob sie was versäumten, aus dem starren, ernsten Hochland hinauszuziehen ins farbenfrohe Tal. Und ziehen doch nur der Sorge zu und harter Fron. Wenn sie die knarrenden, ungefügen Mühlräder drehen müssen oder atemlos durch sausende Turbinen jagen, wenn der Städte dumpfes Kanalgewirr sie in schmutzige Fesseln schlägt, dann erwacht wohl auch in ihrem Herzen unstillbar die Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendland.

Am See vorbei, steigen wir über Schutt und Schnee den linken Hang hinan, gewinnen die Höhe der steil niedersetzenden Wände und steuern nun dem Firnfelde zu, das mit klammernden Armen in die Rinnen und Furchen der Südwand hineinlangt. Auf des höchsten Riegels ebener Fläche, die guten Überblick über die unteren Teile der Wand bietet, halten wir halbstündige Rast, überprüfen die gestern festgelegte Anstiegsroute und steigen dann im Zickzack das Firnfeld an bis dort, wo's mit scharfer Spitze in der Fallinie des Gipfels zuhöchst in die Felsen schneidet. Rechts drüben trennt die tief eingerissene Brèche des Têmpetes den Néthou von dem Pic des Tempêtes, links scheidet ein das Firnfeld säumender Seitengrat uns von dem Hochtal, das vom Col de Corones zum Malibierne niederzieht. Über die Brèche des Tempêtes hatte, vom Glacier de las Salanques kommend, 1902 einer der fünf Brüder Cadier den Néthou über den Südostgrat erreicht.

Wir sind nun an der Randkluft. In schneearmen Jahren kann der Übergang vom Firn zum Fels seine Schwierigkeiten haben, heuer aber hat der massenhafte Schnee vielfältige Brücken geschlagen. Wären wir nun etwas weiter links in die Rinne eingestiegen, die wir ursprünglich ausersehen hatten, hätten wir viel Zeit gespart. So wollten wir in übergroßer Fürsorge uns Wasser sichern, das gerade oberhalb in rieselnden Faden durch die Felsnische rann. Die griffarmen, wasserüberronnenen, stellenweise von Eis überglasten Granitstufen geben harte Arbeit, bis ein sehr heikler Quergang den Einstieg in die Rinne ermöglicht. Knapp drüber schließt die Rinne ein Überhang, über den absturzbereit lockere Blöcke herausgeschoben sind, und manch sorgender Blick irrt hinauf zu ihnen, da Meter für Meter des Seils einkommt. Ein riesiger Block, der mit furchtbarem Gepolter drüben in der Wand niedergeht, bekräftigt eindringlich das Mahnen zur Eile und froh atme ich auf, als erst José, dann Candy über die Verschneidung taucht. Rasch die Rinne gequert! In leichtem, losem Fels geht's drüben hinauf, und nun haben wir offenes Feld bis zum Gipfel, der über einen Schneerücken und Blockgeschiebe um 11 Uhr 45 Min. erreicht wird.

Heisa, wie freuen wir uns der sonndurchfluteten Welt und unseres Erfolgs, umsomehr da wir der Meinung sind, einen ganz neuen Zugang auf den höchsten Pyrenäengipfel eröffnet zu haben! Nunmehr, da die Stunde frohen Siegesjubels längst verrauscht, hat freilich eine Mitteilung des Herrn Le Bondidier unseren, von Literaturkenntnis ungetrübten Erstersteigungshimmel arg umdüstert. Er schreibt nämlich, daß bereits 1879 ein Herr Narino durch die Südwand angestiegen sei.[1])

Mag nun ein kurzer Auszug aus der Ersteigungsgeschichte hier Platz finden. Die erste Ersteigung fällt in das Jahr 1842, da Franqueville und Tschichatscheff den Gipfel vom Col coroné erreichten. Ihr Weg zum Col ist nicht bekannt. Russell kam 1863 auf dem heute meist benützten Wege von der Renkluse über den Portillon zum

[1]) Herrn Le Bondidiers Liebenswürdigkeit verdanke ich in letzter Stunde einen Auszug aus der Tourenbeschreibung im Annuaire du Club Alpin Français 1879. Daraus geht hervor, daß Herr Narino nicht eigentlich eine Durchsteigung der Südwand ausführte. Er stieg weiter östlich ein, querte gegen die Brèche des Tempêtes und erreichte den Ostgrat 300—400 *m* vor dem Gipfel. Somit ist unsere Route dennoch neu und auch die erste eigentliche Durchkletterung der Südwand.

Col coroné und auf dem Wege der Erstersteiger zum Gipfel. 1876 eröffnete er eine neue Route vom Lac des Barrancs über die steingefährliche Firnwand. Etwas weiter östlich durchstiegen vier der Brüder Cadier dieselbe Firnwand und kamen so direkt zum Hauptgipfel, während Russell zuerst den Dom erreichte.

Lange lagen wir und tranken mit durstigen Augen uns satt an dem wundervollen Blick ins weite Bergland. Candy vermochte seine Gefühle so wenig zu bändigen, daß er sie in einem lyrischen Erguß ins Gipfelbuch entströmen ließ, dessen Vorhandensein den starken Besuch kennzeichnet. Manches Jahr zeitigt acht Ersteigungen; für einen Pyrenäengipfel eine riesige Zahl, die der Großteil in Jahrzehnten nicht erreicht.

Um 1 Uhr 30 Min. brechen wir endlich auf, überschreiten den Pont du Mahomet, eine harmlose Gratschneide, um nun vom Dom über tief verschneiten Gletscher, der nur bei scharfem Schauen vereinzelt eine Spalte ahnen läßt, den Col coroné zu erreichen. Jenseits fahren wir in sieben Minuten hinunter zu den kleinen Eisseen und, diese rechts liegen lassend, eine steile Schneerinne hinab, wo im wandumschlossenen Trichter ein offenes Bergauge blinkt. Ein Riesentor entläßt uns aus dem dräuenden Schlund und bald stehen wir an den Steilwänden, die einem wassererfüllten Becken entsteigen. Über Rasenhänge und Schuttströme steigen wir links von den Wänden ab, wo beim Seeabfluß ein Steiglein den linken Talhang hinableitet. Ein grobblockiges Trümmerfeld, in dem die roten Alpenrosen und der gelbe Ginster schon wieder lebenweckende Kulturarbeit verrichten, entläßt uns auf weiche Alpenmatte. Durch den schmalen Waldgürtel kommen wir zum rauschenden Bach und erschrecken mit wildem Jauchzen unsere liebe Hausfrau, die fürsorglich als Wäscherin sich betätigt. 3 Uhr 30 Min. schütteln wir den zwei Daheimgebliebenen die Hände und erzählen von der schönen Bergfahrt.

— — —

PIC RUSSELL, 3201 *m* *(B.)* 22. Juli 1907. Im ersten Licht eines wolkenlosen Morgens übersprangen wir den Wildbach dicht unter unseren Zelten und schritten auf bekannten Wegen — drei Tage vorher waren wir vom Pic Malibierne absteigend hier gegangen — rasch aufwärts durch den dicken Tannen-Hochwald bei 2200 *m*! Höher als bei uns schlagen hier die Wellen der Vegetation an den Felsgerüsten der Berge empor! Nach zwei Stunden standen wir wieder über den dunklen Seen von Llosas. Unsern Nachfolgern empfehle ich einen anderen Weg: vom Lager aus sieht man hinter der Alpe Llosas einen markanten Felszahn in Form eines gleichschenkligen Dreiecks aufragen, diesen läßt man links liegen und kommt so, ohne an Höhe verlieren zu müssen, auf die Blockhalde oberhalb der Seen. Nun halten wir uns scharf östlich gegen die großen, zusammenhängenden Schneefelder, die im Halbrund von den Felsen des Südwestgrats des Russell herabziehen. Der Firn ist steinhart und erfordert höher oben Stufenschlagen.

Eine tiefe Scharte, die wir schon von unseren Zelten aus deutlich erkennen konnten, ist unser nächstes Ziel. Der Schnee reicht hier am weitesten hinauf, nur die letzten 50 *m* ist leichter Fels. Renner war zuerst oben. Wir fragten, wie steht's? Bös! war die Antwort. Wir sahen gleich, warum. Unter uns lag, schwer erreichbar, ein dreieckiges Schneekar, flankiert von den beiden vom Pic Russell nach Südost und Südwest ausstrahlenden Graten. Unser Südwestgrat: eine Reihe sehr problematisch aussehender Türme von respektabler Höhe. Tief unten, auf der Ostseite, ließen sich sämtliche Türme sicher vermeiden, das war ohne Schwierigkeit festzustellen. Es scheint mir, als ob auch Russell bei seiner ersten Besteigung 1865 hier gegangen wäre; leider ist in seinen so poetischen Beschreibungen die Topographie oft recht stiefmütterlich bedacht, so daß es manchmal fast unmöglich ist, seine Anstiegsrouten zu rekonstruieren. Zu seiner Verteidigung muß man freilich sagen, daß damals die ganze Gruppe der Maudits samt den angrenzenden Tälern, außer dem

Néthou, unvermessen, unkartiert und unbenannt war, und eine topographische Schilderung einer Terra incognita ist ein Kunststück, das nicht jedem gelingen mag. Selbst die jetzigen Schraderschen Karten (im Maßstab von 1:100000) lassen noch recht viel zu wünschen übrig; in der Hochregion allein nach ihnen zu gehen, möchte ich niemandem anraten.

Den ersten Turm überkletterte Renner mit bewundernswerter Schnelligkeit; der zweite nahm schon längere Zeit in Anspruch; auf der Höhe des dritten, recht brüchigen Turms angekommen, wickelte er wortlos unser 30 *m* langes Seil auf und warf mir das Ende zu; ich hatte trotzdem große Mühe, ihm zu folgen. Der letzte Turm war unersteiglich; wir umgingen ihn rechts und gelangten in eine steile, schneeerfüllte Schlucht, die sich nach oben zum Kamin verengt, und so auf dem Gipfel endigt. Drei Stunden hatte uns der Grat gekostet; wir hätten dringend einer längeren Rast bedurft. Das Wetter trieb uns bald weiter. Wohin? auf dem gleichen Weg zurück? Um keinen Preis! Also vorwärts, den Nordgrat hinunter, soweit es möglich ist. Hätten wir nur irgendwelche Notizen zur Hand gehabt, so hätten wir erfahren, daß die wenigen Ersteiger des Russell die folgende Gratstrecke südwestlich umgangen hatten und von dem darauf folgenden Plateau direkt nach Malibierne über die unschwierige Westflanke abgestiegen waren. Statt dessen hielten wir uns weiterhin streng auf der recht zerrissenen Gratschneide, liefen dann rasch über das Plateau des »Faux pic« bis zu dessen Ende und standen — vor einem enormen Gratabbruch.

Sehr geistreich dürften unsere Mienen wohl nicht gewesen sein, als der Berg uns diese gänzlich unvermutete Brèche bescherte; aber jetzt, wo ich die Literatur eingesehen habe, weiß ich, daß wir auch hierin unbewußt einem illustren Beispiel folgten. Russell (Souvenirs, Seite 476) schreibt: »Ayant eu l'idée bizarre, de continuer de là vers le Néthou sur la crête praticable et presque horizontale qui paraissait unir les deux sommets, je fut bientôt arrêté net, par la vue d'une immense brêche, béante et diabolique, ouverte en forme de »V« entre moi et le Néthou. Je l'ai appelé Brèche des Tempêtes.[1])

Zu Reflexionen war keine Zeit, Renner verschwand in einem nach der Scharte hinabführenden schwarzen Riß und hieß uns bald nachkommen. Eine halbe Stunde scharfen Kletterns und wir standen im Grunde der Brèche. Ein Zurück gab es nun nicht mehr. Aber wie weiter? Die jenseitige Wand der Brèche zu erklettern und den Grat bis zum Pic Margalide zu verfolgen, hätte wenig Aussicht auf Erfolg gehabt; der Fels hängt über und ist glatt wie Glas. Mit Kletterschuhen meinte Renner vielleicht hinaufzukommen, aber dazu war es zu spät. Nach Salanques? Brr! Unmöglich! Bleibt nur noch der Abstieg nach Malibierne. Der untere Teil des Kamins steckt im Nebel; da scheint ein Überhang zu sein; es hilft nichts, hinunter! Hätten wir hier, wie überall sonst, Granit unter uns gehabt, ich glaube, wir wären in eine elende Situation geraten, so kam uns der Berg selbst zu Hilfe. Der Grund des Kamins war Kalk, fester griffiger Dolomit; nur dem hatten wir es zu verdanken, daß wir verhältnismäßig rasch vorwärts kamen — bis es nicht mehr ging; doch der Überhang war nur kurz; unser Seil reichte bequem aus.

In einem wüsten Eisloch, in der Randkluft, standen nun Renner und ich und sahen zu, wie Freund Ronketti, als letzter, elegant wie immer, an fixem Seile herabglitt. Es war höchste Zeit! Der Himmel ließ ein Hochgewitter vom Stapel und im Kamin wurde es lebendig. In rascher Abfahrt ließen wir uns über zwei Spalten

[1]) Hier ist Russell ein Gedächtnisfehler unterlaufen: die Brèche des Tempêtes, zwischen dem gleichnamigen Pic und dem Néthou, ist von unseren Bergen aus nicht sichtbar. Russell ist dann auf dem gleichen Weg, wie er gekommen, wieder abgestiegen. Narino (Bull. C. A. F. 1879) hat im Abstieg einen Kamin südlich von dem unsern durchklettert, der ebenfalls recht schwierig zu sein scheint. (Privatmitteilung des Herrn Le Bondidier.)



Gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Mont Perdu, Cylindre du Marboré und Lac Glacé.

hinauswerfen, bis wir außerhalb der Geschoßbahn des Russell standen, dann blickten wir noch einmal hinauf zur Brèche und zu unserem Kamin — »er schaut fast daher wie der Winklerriß, der Teufi!« meinte Renner — und zu unserm Berge, dem wir heute zwei neue Wege abgerungen hatten. Beim weiteren Abstieg hielten wir uns mehr nach Westen, dicht an dem Grat, der vom Tempêtes abzweigend das Néthoukar östlich begrenzt. Der Schnee gestattet vielfaches Abfahren; schon 1½ Stunden nach Betreten des Gletschers standen wir vor dem Wigwam unseres Milchmanns von Llosas, und genehmigten uns einen Stehschoppen. Als wir zu unseren Zelten kamen, harrte unser eine ganz besondere Überraschung: José hatte uns aus Venasque einen Bockschlauch voll Wein heraufgebracht, schwarzen, feurigen Wein von Huesca. Hei, wie die Becher klangen! — wenn es auch nur klappernde Aluminiumgeschirre waren. Heil Malibierne!

23. Juli Rasttag. In Malibierne schien die Sonne, aber tief unten, durch das Esseratal aufwärts, wälzten sich vom Morgen bis in die Nacht hinein schwere Gewitterwolken; aber durch die Regenböen hindurch leuchteten, wie durch einen feinen, wallenden Gazeschleier die sonnenbeglänzten Posets zu uns herüber. Über Nacht entlud sich ein Hagelwetter mit heftigem Getrommel über unseren Zelten.

Am 24. Juli: Regen. Ronketti und Renner machten sich trotzdem zur Maladettaüberschreitung fertig. Ich konnte einer derartigen touristischen Polyphagie keinen Geschmack abgewinnen, fürchtete auch eine allzu energische elektrische Behandlung auf dem Gipfelgrat. Die Zelte wurden abgebrochen, fluchtähnlich traten wir den Rückzug an.

Als wir am Abend beim alten Cabellud ankamen, hofften wir die Freunde schon hier zu finden; sie waren noch nicht angekommen. Wir waren nicht ohne Sorge; die ganze Kette der Maudits bedeckte eine schwarze Wolkenbank, aus der ununterbrochen das Rollen des Donners herüberschallte. Auf dem Port erreichte auch uns das Gewitter, im Trab liefen wir die unzähligen Kehren hinab bis zum Hospice de France. Hier trockneten wir am Kamin unsere Kleider und ließen uns dann vom Wirt nach Luchon hinabfahren. Der Mann hat mir imponiert; ich habe ein solches Fahren noch nie erlebt: trotz tiefer Dunkelheit hat er den 25 *km* langen Weg in genau einer Stunde zurückgelegt. In Luchon stand die Saison in voller Blüte; in unserm Hotel platzten wir in eine hochelegante Badegesellschaft hinein; »entsetzt mit wollustvollem Grausen« musterten die geschniegelten Herrchen unsere »windverdrahten« Gestalten. Aber ganz fassungslos waren sie, als nach einer Stunde die deutschen Barbaren ebenso geschniegelt den Speisesaal betraten.

PIC DU MILIEU, 3354 *m*, PIC DE LA MALADETTA, 3312 *m*

(H. R.) 24. Juli. Wieder und immer wieder klingt unser jauchzender Ruf nieder ins Tal, wo ein kleiner, brauner Fleck inmitten des satten Grüns die Stätte weist, da wir im selbstgefügten Heim eine selige Woche lang gehaust. Sogar unsere vielgeplagte Hausfrau hatte wehmütig lächelnd das Niederlegen der Zelte mit angesehen; wie viel schwerer traf das Scheiden uns, die wir nach manch schöner Bergfahrt dort ein von ihrer Güte köstlich bereitetes Heim gefunden. Da schauten als traute Freunde die Berge nieder, die wir erstiegen, es sangen die Bäche ihr helles Lied und über die schwanken Wipfel dunkler Nadelbäume ging der Blick in blauende Taltiefen, denen im schimmernden Firnenmantel die Posets entstiegen, ob sonnenumglänzt, ob wolkenumdräut, der Bergschönheit lockend Land immerdar.

Nun hatten wir scheiden müssen. Während unsere Freunde mit dem Packpferde den Talweg nach Luchon nehmen wollten, wählten wir den Weg über die Berge. Wir waren durch prächtigen Hochwald am linken Hange des Tals, das vom Col coroné niederzieht, heraufgestiegen, ein Steiglein benützend, das bald

trügerisch verschwand, bald in bequemen Schlangenwindungen aufwärts führte, um dasselbe neckische Spiel von vorne zu beginnen. Jetzt schreiten wir über spärlichen Rasen und blockiges Trümmerzeug gleichmäßig ansteigend dahin, uns zur Rechten die grünen Fluten des kleinen Bergsees, der die Mulde über der ersten Talstufe füllt, hinter uns die verlassene Stätte, die uns in wenig Tagen so lieb geworden. Zu Häupten schwere Regenwolken und treibende Nebel. Mit grauen Leibern decken sie all die Bergpracht ringsum, die wir manchen Tag in lachendem Sonnenglast geschaut. Für Augenblicke nur taucht da dräuend eine düstere Wand, dort ein scheinbar freischwebender Gratzacken aus dem wilden Gewoge. Sturm in der Höh! Vorläufig läßt uns dies kalt. Wir streben zu dem Schneefelde, das vom Milieukamm niederzieht, und fürchten nur, daß die Wände, die rechter Hand steil zum Hochtal niedersetzen, uns gar zu hoch hinaufdrängen. Die Sorge ist umsonst. Nach zweistündigem Steigen öffnet sich ein müheloser Zugang in das Kar, das vom Col Gregonio niederzieht, und da gerade eine kleine Höhlung vor dem einsetzenden Regen Schutz bietet, halten wir Frühstücksrast. (9 Uhr 35 Min.).

Eine halbe Stunde, dann gewinnen wir, mehrere Gräben durchschreitend, das Schneefeld. Recht langweilig geht's höher. Vom Grat, der zackengeschmückt zu unserer Linken emporzieht, erhoffen wir mehr Anregung und klettern durch den nächsten Kamin zu ihm hinauf. In ein trostlos ödes Steinkar taucht der Blick und findet draußen, noch halb in Eisesfesseln, die Wasser des Lac Cregueña, des größten Bergsees der Pyrenäen. Bald aber wird's uns zu anregend hier heroben. Der furchtbare Sturm, dem wir auf der Gratschneide schutzlos preisgegeben sind, treibt uns herunter. In recht schwerem Abstieg müssen wir uns das früher verschmähte Schneefeld wieder verdienen und bleiben ihm bis an die Felsen der Gipfelwand treu.

Eklig kalt ist das Klettern in dem nassen Gestein und nur vorübergehend erwärmt ein kleines Zwischenspiel. Eben drücke ich mich auf schmalem Bande einen großen Block entlang, da spüre ich, wie dieser mit leisem, aber unwiderstehlichem Druck mich in die Wand hinausschiebt. Aufschauend höre ich Candys Schreckensruf und sehe die Spitze des oben aufruhenden Riesenklotzes sich schwerfällig gegen mich neigen. Jagende Rettungsgedanken in schleichender Sekunde! Schon will ich springend eine seichte Verschneidung zu gewinnen suchen, die vielleicht vor dem Zermalmtwerden schützt, da — ein dumpfer knarrender Laut, der Druck läßt nach, die Blöcke ruhen. Mit scheuem Seitenblick auf die so leicht beweglichen Kolosse schlüpfe ich an ihnen vorbei zur sicheren Höhe.

Im Windschutz eines Gratzackens stopfen wir die Beratungspfeife, doch erreichen wir keine Einigung über die Lage des Gipfels. So zieht Candy westwärts auf Erkundung aus und bringt die Nachricht, er glaube zwar einen Steinmann gesehen zu haben, sei aber doch der Ansicht, daß der Hauptgipfel ostwärts liegen müsse. Also klettern wir ostwärts und erreichen um 2 Uhr 45 Min. den Steinmann.

Einer brieflichen Mitteilung Herrn Le Bondidiers entnehme ich nun nachträglich, daß die Pyrenäisten auf dem Milieukamm drei Gipfel unterscheiden und zwar vom Col Maudit herüber gerechnet: Pic Maudit, 1905 von unserem Gewährsmann als Erstem erstiegen, Pointe d'Astorg, die höchste Erhebung des Kamms, die 1901 erstiegen und dem Erstersteiger zubenannt ward, und endlich Pic du Milieu von Russel 1881 erstiegen und benannt. Die Ersteigungen erfolgten alle von der Nordseite her. Nur Le Bondidier kam auf die Pointe d'Astorg vom Pic Maudit herüber und stieg durch die Südwand ab. Wir waren vermutlich auf dem Russellschen Pic du Milieu, sicher entscheiden mag dies ein Nachfolger, der unsere Karte findet.

Im brausenden Sturm, im undurchdringlichen Nebelgewoge lüstet's uns wenig nach längerer Gipfelrast. Um 3 Uhr wandern wir die fast eben verlaufende Kammlinie weiter und steigen von einer seichten Schneeeinsattelung bald zum Gletscher ab,

um unter den niedrigen Nordabstürzen des Milieukamms bequem den Col Maudit zu erreichen. Das Wetter ist etwas sichtiger geworden. Der Pic de la Maladetta kehrt uns eine rote Wand zu, die oben der einer Riesensäge gleichende Grat abschließt, welcher zum Col Maudit herüberzieht. Da wir zwei nur im Ernstfalle einig sind, sonst aber stets im Kampfe liegen, ist's klar, daß der eine für die Wand, der andere für den Grat sich einsetzt. Nachgiebig, wie ich nun einmal veranlagt bin, bummle ich mit zum Grat hinauf. Oben fängt's an arg unbequem zu werden. Sind das Riesenblöcke! Nie habe ich im Leben einen Grat mit solchen Ungetümen gesehen. Lange dauert ja das Blöcketurnen nicht, aber Candy bekommt einiges zu hören, bis wir 4 Uhr 10 Min. den Gipfel erreichen.

Splendid Isolation. So stöbern wir denn die Gipfelbüchse auf und entziffern Karten. Auch hier ist Russell im Jahre 1877 als Erster gewesen. Die Brüder Spont haben einen neuen Aufstieg vom Néthougletscher verzeichnet; eine Miß sogar mit großer Gesellschaft ist vorfindig und eine Karte erzählt, daß die cinque frères Cadier 1902 nach einem Gipfelfreilager am Néthou zum Col coronè absteigend, über den Pic coronè zum Pic du Milieu kamen und dann denselben Weg genommen haben, wie wir heute.

Das immer drohender werdende Wetter treibt uns um 5 Uhr zum Aufbruch. Doch schon zu lange haben wir gezögert. Mit sausenden Peitschenhieben schlagen die vom Sturme getriebenen Hagelschwaden Gesicht und Hände, Blitze züngeln von allen Seiten, und wenn der Donner kracht, schaut man unwillkürlich, ob nicht eines der Grattürmchen Lust hat, einem auf den Kopf zu purzeln. So suchen wir denn möglichst behend den Col de la Maladetta zu gewinnen und tauchen dort schleunigst über die Gratkante hinab, um über lockeren Fels die Randkluft und den Gletscher zu erreichen.

Schwach schimmert der Schnee aus dem trüben Grau. Nur wenn sprühend ein Blitz aufleuchtet, gleitet, wie flüchtig Erglühen über weiße Mädchenwange, rosiges Rot über ihn hin. Unter stürzenden Fluten flüchten wir in tollen Sätzen zu Tal. Schon sind wir dem dicksten Wolkenbrodem entronnen. Rechts malt die Felsrippe, die zum Pic du Portillon herunterzieht, eine dunklere Tönung in das gleichmäßige Einerlei, links schießen weißschäumende Gletscherwasser über schwarze Steine. Drüberhin erspähen wir den Lac Paderne, wenn sein Auge feurig aufleuchtet in dem Glühen der Blitze. Da der erste Steinmann! In ununterbrochener Folge leiten sie zu einem halb eingesunknen Brücklein, das den Übergang zur Renkluse mehr kennzeichnet als fördert.

Die Renkluse. Ein gegen die Berge offenes Felseneirund. Von längst vergangenen Gletschern zerschrunden, von den Wettern zermürbt, steht sie, wie der Ringwall einer verfallenen Burg, in der Talschnürung. Der Bach, der mit lärmendem Brausen hereintollt, verschwindet und fast verschwindet auch das kleine, aus Rohsteinen aufgebaute Hüttlein unter dem weit ausladenden Überhange. Dachlos steht daneben die Sommerküche und der Pferch für die Pferde, auf denen ganz bequeme Hochlandspilger von Luchon heraufreiten. Hier haust sonst im Sommer eine alte Spanierin und hebt für Übernachten, Kochen usw. 7 Francs ein, was gerade genügt. Heut liegt die Klause einsam und verlassen und nur die Zwergföhren, die hoch vom Felsenrand sich weit über den Abgrund neigen, nicken still des Lebens Gruß.

Uns ist das Verlassensein gerade recht. Ein mächtiges Feuer schüren wir, errichten mit Hilfe des Seils eine Trockenanstalt, und nachdem mit Becher und Feldflasche der ausgebrochene Dachbrand glücklich gelöscht ist, kriechen wir, arg geschwärzt, unter die Decken auf das weiche Matratzenlager.

Gleichförmig rieselnder Regen geleitet uns früh hinunter zum Plan des Étangs. Jenseits führt in weitgeschwungenen Kehren der Saumpfad hinauf zur Cabane Ca-

bellud, die wir nach zwei Stunden erreichen. Über den Port de Venasque sind wir in 1¼ Stunden beim Hospice de France und in Eilmärschen geht's die breite Fahrstraße hinab durch tropfenden Buchenwald Luchon zu. Zwei Stunden später bilden wir vor dem Speisesaal des Hotels Continental die Augenweide seiderauschender Damen und »besmokingter« Herren, die hinter den gläsernen Wänden sich zum Dejeuner versammeln. Bald können wir's ihnen gleichtun und am Tische der »Allemands« klingt hell der Gläser feiner Klang dem Zeltleben in Malibierne.

(B.) Noch ein schöner Rasttag in Luchon war uns beschert. Wir benutzten ihn zum Besuch von St. Bertrand de Comminges. Die Fahrt geht durch das Piquetal hinaus bis an den Fuß des Gebirgs. Das Vorland der Pyrenäen ist von hohem Reiz; es ist nicht die herbe Schönheit der oberbayerischen Hochebene mit ihren Torfmooren, Tannenwäldern und einzeln eingestreuten Gehöften; hier sehen wir überall die Zeichen einer ungestörten, zweitausendjährigen Bodenkultur und einer Wohlhabenheit, die wir bei uns vergebens suchen. »In Gallien«, sagt schon ein Schriftsteller der römischen Kaiserzeit, »sind die Quellen des Reichtums heimisch und ihre Fülle strömt über die ganze Erde.« [1]) Gärten, blühende Felder, Haine von Nußbäumen und italienischen Pappeln, aus denen überall schmucke Landhäuser hervorschauen. Und mitten in solcher Gegend erhebt sich auf steilem Felskegel die Kathedrale von St. Bertrand. Der Ort ist ein uraltes Kulturzentrum des südlichen Frankreich; gegründet 72 v. Chr., wurde die Kirche 587 durch den Franken Guntram so gründlich zerstört, »ut non remaneret mingens ad parietem«. Im 11. Jahrhundert wurde der Bau der romanisch-gotischen Kirche begonnen, eines der schönsten und interessantesten Bauwerke von ganz Languedoc.

Am folgenden Abend fuhren wir nach Gavarnie. Die großen Lindenforste von Pierrefitte standen in voller Blüte und hüllten uns ganz in Duft ein; und dann stieg wieder die Herrlichkeit des mondbeglänzten Kalkgebirgs vor uns auf. Kurz vor Mitternacht langten wir bei Vergez-Bellou an.

MONT PERDU, 3353 *m*
CYLINDRE, 3327 *m*
PIC MARBORÉ, 3253 *m*

(B.) 28. Juli. Jetzt standen wir wieder, wie vor zwei Jahren, unter der Brèche Tucquerouye. Damals lag in der Schlucht überall der Schutt zutage, jetzt war sie ganz mit Schnee ausgefüllt. Die Schwierigkeiten des Couloirs müssen früher größer gewesen sein; dem alten Ramond (1802) hat es fünf Stunden gekostet; Guide Joanne gibt dafür 1¼ Stunden an, ich brauchte 35 Minuten und Ronketti war bereits nach 20 Minuten oben! Ich fand unseren braven Candy vor der Hütte bei einer recht sonderbaren Beschäftigung; er machte Dietriche und zwar mit einer Geschicklichkeit, die auf eine merkwürdige Vorbildung hätte schließen lassen können! Er hatte den Küchenschrank mit den Pfannen versperrt gefunden; einen Schlüssel besaßen wir nicht, nun fabrizierte er solche Diebeswerkzeuge aus alten, herumliegenden Büchsen; es war mir fast eine Beruhigung, als er nichts erreichte. Dafür montierte er eine aufgelesene Konservenschachtel als Kochtopf. Es ging auch so! Die Hütte war warm und voll frischen Strohs. Wir haben prächtig geschlafen in dem alten Fuchsbau.

29. Juli. Ein strahlender Morgen. Das ist Schönheit, wilde, verlassene Schönheit, die fast gewaltsam über uns hereinbricht: Der Perdu mit seinem doppelten Terrassengletscher, deren unterer in einem schillernden Eisbruch zu Tale geht, und der Cylindre, ein mächtiger gelber Dolomitklotz, auch er von einem schmalen, zerspaltenen Eisband umgürtet. Zu unseren Füßen ruht der noch gefrorene, große Perdusee. Rasch laufen wir zu ihm hinab und über das schon bedenklich krachende Eis zum andern Ufer. Um zum Col du Mont Perdu zu gelangen, müssen wir erst

[1]) Josephus. Bell. jud. 2, 16, 1. Mommsen, Röm. Gesch. V, 97.

den unteren Plattengürtel überwinden; mehrere Kamine durchreißen ihn; wir wählen eine Schlucht, die genau in der Fallinie der senkrechten Ostkante des Cylindre liegt. Ohne die geringste Mühe gelangen wir durch dieselbe von der unteren auf die obere Eisterrasse; zuletzt geht es über einen Schuttwall zur Höhe (zwei Stunden). Wir steigen sofort auf der anderen Seite hinab, einen Absturz auf breitem Bande von links nach rechts umgehend, zu einem blauen Seelein. Freund Renner stieg unverweilt das Firnfeld hinan, um durch die lange Schneerinne den Perdu zu erobern; wir andern, die wir den hohen Herrn schon kannten, sahen ihm dabei von unten zu. In 55 Minuten hatte er den Gipfel erreicht, zehn Minuten später stand er nach pfeilgeschwinder Abfahrt wieder neben uns. Sofort gingen wir den Cylindre an. Ein breiter Schutthang führt in einer halben Stunde nach seinem Südwestgrat hinauf. Wo die Geröllhalde oben endet, wenden wir uns nach rechts. Durch einen 10 *m* hohen Kamin — es ist die einzige Kletterstelle am ganzen Berge — und einiges Geschröf wird der nur ganz kurze Blockgrat erreicht; unmittelbar danach stehen wir auf dem sanft ansteigenden, mit feinem, nassem, fast morastigem Kalksand bedeckten Plateau, das in einer Viertelstunde zum Gipfel hinaufführt (eine Stunde vom Seelein). Der Cylindre ist eine Persönlichkeit; während der Perdu schon 1802, der Marboré 1847 durch den Herzog von Nemours erstiegen worden ist, galt sein festungsartiger Bau als unerreichbar, bis 1864 Russell auf unserem Wege den Gipfel erstieg. Er ist einer der berühmtesten Aussichtsberge der Pyrenäen; er leuchtet bis weit in die spanische Mark hinein, las tres sorellas nennen die Leute von Zaragoza ihn und seine beiden Nachbarn. Schier unermeßlich dehnen sich unter uns im Süden die Ebenen von Aragon; in äußerster Ferne glauben wir Reflexe eines großen Stromes zu sehen, vielleicht ist es der Ebro? Mit dem Glase erkennen wir Städte und Dörfer, deren Namen wir nicht kennen, von deren Bewohnern, von deren Geschichte wir nichts wissen; kein geistiges Band verbindet uns mit diesen weiten Landstrichen; da wandern unsere Augen lieber zu unseren alten Freunden, dem Vignemale mit seinem Eistalar, dem schwarzen Mont Perdu und grüßen hinüber über das weite Schneetal mit dem Lac glacé zu der Tucquerouye Hütte, vor deren Türe eben eine zahlreiche Gesellschaft auftaucht. Über den Abstieg waren wir uns nicht recht klar. Renner probierte am Westgrat; dieser endigte an einem über 100 *m* hohen Abbruch. Nach Süden dagegen ziehen mehrere Schluchten hinab. Vielleicht eine Viertelstunde nach Verlassen des Gipfels fanden wir eine praktikable Schuttrinne, die uns nach leichter Abfahrt auf dem Gletscher landen ließ. Er trägt überall die Spuren von Steinlawinen; im Geschwindschritt querten wir unter dem Abbruche des Cylindres hin zu dem breiten Col zwischen ihm und dem Marboré. Einen Abstieg nach Norden konnten wir nicht entdecken; also zum Marboré! Das ist nun wahrhaftig kein Kunststück; eine riesige Halde, bedeckt mit feinstem Schutt, führt zu ihm hinauf. Er ist ein ganz merkwürdiger Berg; sein Gipfelplateau, glatt wie ein Tisch, ist so ausgedehnt, daß ein Kavallerieregiment bequem auf ihm exerzieren könnte. »C'est une espèce de Champ de Mars: 20000 hommes y tiendraient facilement.« Nach Süden hin geht es allmählich in die Hochflächen von Millaris über; nach Westen dagegen bricht es plötzlich ab in einer ungeheuren, bis zum Grunde des Cirque de Gavarni hinabreichenden Wand von 1700 *m* Höhe. Es ist einer der riesigsten Tiefblicke. Das Hotel, fast senkrecht unter uns, ist kaum zu erkennen. Das Rauschen der Gave de Pau, die dem zerrissenen Hängegletscher unter der Schulter des Marboré entströmt, um unmittelbar darauf als Grande Cascade den Sprung von 420 *m* zur Tiefe zu wagen, dringt nicht bis zu uns herauf; nur stoßweise nach oben geschleuderte Wolken von Sprühwasser lassen erraten, wo im Abgrunde der Sturzbach aufschlägt. Der direkteste Weg vom Gipfel nach Gavarnie führt über den Col Astazou oder über die Brèche Roland; wir beschlossen, über die wohl nur sehr selten betretene Nordwand abzu-

steigen, um noch bei Tage Tucquerouye zu erreichen. Unser Weg ist schwer zu beschreiben; über Wandeln und Schuttbänder hielten wir uns zuerst nach Osten bis zum Beginn eines Rinnsals, dessen Wasser später als kleiner Fall über die unteren Abbrüche herabkommt. Dann querten wir mehr nach dem Col Astazou hin die steiler werdende Wand und kamen zuletzt ziemlich schwer durch einen schräg abwärts führenden, brüchigen Riß auf den Gletscher (1½ Stunden vom Gipfel). Mit scheidendem Tage standen wir wieder vor unserer Hütte. Am nächsten Morgen ging ich mit Lennig nach Gavarni hinab. Unter der Brèche d'Allanz machten wir die letzte Rast. Auf den Almwiesen von Pailla blühten die Zeitlosen; es lag über ihnen wie ein Hauch stiller Melancholie. Noch ein letztes Mal grüßten wir die Berge, die da drüben standen im mächtigen Halbrund, den Taillon, den Gabiétou und die königliche Vignemale, die wir im Leben wohl niemals wiedersehen werden.

DIE UMRANDUNG DES CIRQUE DE GAVARNIE

(H. R.) 30. Juli. Nie werde ich das Bild vergessen, das der Mont Perdu von der Tuquerouyescharte gewährt. — Dr. Lennig und ich stiegen als Nachzügler den steilen Schneegrund der Echelle hinan und es wollte schon Abend werden, da wir das Tonnengewölbe der Cabane mit ihrem Schornstein auftauchen sahen, die wie eine in die Berge verschlagene Lokomotive quer über die Scharte steht. — Zwischen der hochragenden Felswand und der einen Schmalseite der Cabane geht's knapp durch auf die kleine Kanzel vor der Hütte. — Da leuchtet und gleißt durch das düstere Tor ein Bild so zauberhaft hell, so lichtumflossen und formenschön, daß man unwillkürlich die Augen reibt, fürchtend, das Wunderbare möchte entschwinden. — Zu Füßen im Grund ein kleiner See. Schwerlastende Eisdecke noch auf den schlafenden Wassern, jenseits auf breitem Sockel fußend der Berg. Gleichmäßig sich verjüngend streben die Seitenlinien mit zierlichem Schwung zur Höhe, um hoch oben im Atherblau in feiner Spitze sich zu einen. Die Bergfläche überrieselt wie weiches Spitzengeflute schimmerndes Eis, da und dort ein dunkles Band, eine schmale Schleife und darüber verstreut, wie blitzendes Edelgestein, die grünen Eisabbrüche. Ohne dräuende Härten, ein Bild voll weichen Friedens und träumender Schönheit, steht das Geschaute in meinem Erinnern.

Die zweite Nacht, die wir auf dem üppigen Strohpfühle der Cabane verbracht, hatte Candys Unwohlsein wenig ruhevoll gestaltet und so wurde es 3/47 Uhr, bis wir abmarschbereit vor die Hütte traten. Lange lag wohl schon die Sonne mit leuchtendem Schimmer in den Eiswänden des Monte Perdu, als wir endlich die Schuttrinne hinunterpolterten. In der Senkung zwischen dem riesigen Moränenwall, den verschwundene Gletscher aufgetürmt, und dem Grate, der zum Astazou hinaufzieht, steigen wir auf hartem Schnee zur Höhe, wo eine Felsbarre mit scharfkantig aufgestellten Gesteinsplatten uns aufnimmt. Über breite Felsspalten, über tausend kleine Rillen und Furchen, die in zierlich geschlängelten Windungen murmelnde Schmelzwasser zu Tal führen, streben wir dem Col d'Astazou zu, der in dreifach geschwungener Sattelung zwischen Pic d'Astazou und Marboré einschneidet. Über ein steiles Firnfeld erreichen wir ihn knapp an den Felsen des Marboré (7 Uhr 50 Min.). Den Sattel überschreitend, queren wir in die Wand hinein und sind herzlich froh, der sengenden Sonnenglut zu entrinnen. Durch leichte Kamine, über niedrige Wandstellen geht's in der kühlen, düsteren Wand hinauf zum Grate, von wo kurze Schneerinnen und zwei niedere Felsgürtel den Zugang zu der riesigen Schuttfläche des Gipfels, 3232 *m*, vermitteln (9 Uhr 10 Min.).

Wo uns gestern müde die Abendsonne geleuchtet, stehen wir nun im flutenden Morgenschein. Das nachts niedergegangene Gewitter hat den Himmel rein gefegt, nur uns zu Füßen im Cirque de Gavarnie brauen und brodeln wogende Nebelmassen,

drängen mit wuchtigen Leibern gegen die Gipfel und recken die riesigen Arme, als wollten sie die Sonnenlieblinge niederziehen zu sich ins düstere Tal. Der Wind aber, der scharf von Spanien herüberzieht, aus dem Sonnenlande kommend, wo die reinen Wasser des Meeres ihn geboren, der haßt das ekle Gewürm und jagt in nimmer müden Stößen den grauen Schwarm das Tal hinaus. Da hebt sich rein und stolz der Berge Halbrund doppelt schön aus den finsteren Schlünden, eisgegürtet, wächtengekrönt. Aus dem kirchenstillen Grunde tönt's wie voller, starker Orgelton. Die fallenden Wasser der Kaskade singen ihren ewigen, dröhnenden Sang.

Stumm in ehrfürchtigem Bewundern stehen wir eine lange Weile; doch der Taillon, der weit drüben am anderen Ende des Halbkreises sein Haupt zur Höhe reckt, mahnt uns des weiten Wegs. So trollen wir denn den Schotterrücken entlang gegen die Crête de la Cascade, der die drei Pics de la Cascade entsteigen. Kaum daß da oder dort die Hand angelegt werden muß. So kommen wir schnell über die drei Türme hinweg auf eine in den Cirque einspringende Felsnase, Epaule du Marboré. Ein hoher, überhängender Absturz setzt zum Grat nieder und schiebt seine bröckligen Schieferwände in den Südhang herein. Um mit dem Suchen des Durchstiegs nicht allzuviel Zeit zu verlieren, entschließen wir uns, ein Stückchen zurückzugehen. Aber aus dem Stückchen wird ein langes Stück, denn bis in das Hochtal, das vom Marboré südwestlich niederzieht, leitet uns die Umgehungsschlinge. Da heißt es denn in schwelender Sonnenglut endlos scheinende Firnflächen queren und das eintönige Wandern erpreßt uns manch perlenden Schweißtropfen und manchen grollenden Fluch, umsomehr als die Durchstiegsmöglichkeit in der Südflanke von unten klar ersichtlich ist. Um 12 Uhr stehen wir auf dem Tours, 3018 *m*, und halten im Windschutz der Wächte einstündige Mittagsrast. Das Nebelgewoge im Cirque ist dichter geworden, doch gleißen die obersten Gletscherterrassen noch zu uns herauf und unter ihnen schießt in silbrigem Strom der Wasserschwall hinaus, der 420 *m* niedersetzt zum Grund. Ein kurzes Stück über Fels, dann fahren wir das Firnfeld hinunter und queren gegen den Sattel zwischen Tours und Casque. Mit langem Seil dürfte hier der Gratabbruch direkt zu bewältigen sein. Nette Kletterei führt uns zum Gipfel der Casque, 3006 *m* (2 Uhr 5 Min.).

Eine Weile beraten wir, ob das langweilige Umgehen nicht doch durch Abseilen zu vermeiden wäre, da die Terrasse unter uns gar lockend heraufwinkt. Doch fürchten wir, die prallen Wände könnten uns dort unten gefangen halten. So klettern wir das Gratstück zurück und fahren über die hoch hinaufleckende Gletscherzunge, die schmale Spalten durchziehen, hinunter. Knapp an den riesigen, gelbroten Wänden queren wir zur Brèche de Roland, die mit ihrem Riesentore die Felsbastei durchbricht (3 Uhr 10 Min.). Wenn nicht drüben auf der Cirqueseite ein Ausweg ist, hier gürtet der hohe Wandring derart lückenlos die oben liegende Terrasse, daß an einem Herunterkommen zu zweifeln ist.

Die Brèche de Roland ist seit urdenklichen Zeiten Schmugglern und Hirten als Übergang bekannt. 1825 ließ sich die Herzogin von Berry herauftragen und es soll eine Tafel dies ehrende Ereignis der Nachwelt künden. Wir suchten vergeblich darnach, vielleicht hat sie ebenso einen Liebhaber gefunden wie die Eisentür und die geringe Einrichtung des Refuge Russell, das auf der französischen Seite etwa 50 Schritte oberhalb der Scharte der Pyrenäen-Pionier aus der Felswand sprengen ließ.

Wie die vom Zahn der Zeit zernagte Zinne einer Riesenburg ist die westliche Begrenzungswand der Brèche dem Grate aufgesetzt, der nun gegen den Taillon hinanzieht. Ein gut kennbares Steiglein leitet durch den Schutt aufwärts zur Fausse-Brèche, die den Grat nicht schartet, sondern nur auf dem Grate selbst einen Engpaß bildet. Eine Stunde bequemen Steigens bringt uns auf den Gipfel, 3146 *m*.

Kein Wölklein trübt das tiefe Blau des Himmels über uns, doch nur gegen

Spanien vermag der Blick in die Täler zu tauchen. Einsame Steinkare, baumlose Sierren, auf denen brütende Sonnenglut lastet, weit draußen im Südost der Rio Cinca, der mit vielen schimmernden Wasseradern durch bebautes Land zieht. Uns gerade gegenüber, einem erloschenen Vulkane gleich, der Kegelstutz des Monte Arrucbo. Sein Fuß taucht in die Tiefen des cañonartigen Vallée de Arazas, das in weitem Bogen sich um ihn windet. Wo es gegen das Vorland offen, grüßt wie lachendes Leben durch der Unterwelt düsteres Riesentor das kleine Nestchen Torla herauf. Auf der französischen Seite liegt uferlos ein weites, weißes Meer, der Nebel. Nur wenige der höchsten Gipfel ragen als schwarze Klippen aus den stillen Fluten. So mag einst in der Eiszeit der Gletscher gelegen haben, der, im Cirque de Gavarnie wurzelnd, mit seinen Zuflüssen aus dem Cirque de Troumouse und d'Estaubé durchs Tal der Gave de Pau hinauszog bis ins Becken von Argèles. Weit unten im fruchtbaren Land an der Wundergrotte von Lourdes erzählen Runen, die er geritzt, heute noch von seinem Wandern.

Uns gefällt's gar wohl auf der stillen Höh'. So wohl wie dem Vöglein, das einige Schritte entfernt auf der Wächte fröhlich tanzt, bis es endlich mit jubelndem Ruf die Schwingen breitet und im Nu hinuntergetaucht ist ins Nebelmeer. Da denken auch wir der Talfahrt. Rasch geht's zurück zur Brèche und kaum haben wir sie überschritten, hält dichter Nebel uns gefangen. Den Fuß der Sarradets finden wir noch und wandern diese entlang abwärts bis zu den ersten Grasflecken der steil niederstürzenden Cirqueumrandung. Dann aber beginnt's rasch zu dunkeln. Bald rechts, bald links uns wendend, kommen wir langsam auf den steilen, schlüpfrigen Grasflächen tiefer, aber immer wieder geraten wir ans leere Nichts. Endlich, da man die Hand vor den Augen nicht mehr sieht, entschließt auch Candy sich zum Freilager. Das Seil, in weiten Ringen auf den Boden gelegt, gibt gar kein schlechtes Bett, nur der leise einsetzende Regen behagt uns wenig. — Da ich nachts einmal erwache, hat der Nebel sich geschichtet. Durch den freien Zwischenraum spinnt der Mond silbergleißende Fäden und drüben an den schwarzen Felsen schießen die Wasser der Kaskade nieder, wie der Strom des Lebens aus unerforschten Quellen kommend, in ungekannte Tiefen verrinnend. —

Das erste Morgengrauen zeigt uns, daß wir beinahe auf dem Steig gelegen. Aber bei Nacht und Nebel findet wohl nur jemand, der oft und oft hier durchgekommen, den Ausweg. Auch die Beschreibung im Guide Joanne läßt viel zu wünschen übrig; besonders verwirrend wirkt die Angabe über den Ausstieg, der sich in Wirklichkeit ganz im Hintergrunde des Cirque befindet und von links nach rechts durch den letzten überhängenden Wandabbruch fast zum Fuße des Wasserfalls leitet.

1½ Stunden nach unserem Aufbruch erreichen wir die Hotellerie am Ausgange des Cirque. Zwei ältliche Jungfrauen, die Candy durch die Schilderung unseres Freilagers mildtätig gestimmt, brauen uns furchtbar starken Tee. Die heißen Fluten tauen unsere etwas eingefrorenen Lebensgeister rasch auf, dann ziehen wir weiter, Gavarnie zu, das in drei Viertelstunden erreicht ist. Damit hat unser Bergfahren in den Pyrenäen für heuer sein Ende gefunden. Hoffentlich nicht für immer, lautet unser letzter Wunsch.

SKIZZEN AUS DER HOHEN TATRA
VON GÜNTER DYHRENFURTH UND DR. ALFRED VON MARTIN

(G. D.) Es ist eine auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß die Hohe Tatra in der deutschen alpinen Literatur eine geradezu verschwindend geringe Rolle spielt. So muß man z. B. in dieser »Zeitschrift« bis zum Jahre 1875 zurückgehen, um einem der Feder Déchys entstammenden Aufsatz über den höchsten Tatragipfel, die Gerlsdorfer Spitze, zu begegnen.[1]) Freilich erklärt sich dieser Umstand

[1]) Ohne auf irgend welche Vollständigkeit Anspruch zu erheben, will ich etwas alpine Tatraliteratur angeben, um denen, die sich mit der Tatra eingehender beschäftigen wollen, wenigstens eine Handhabe zu bieten: Griebens Reiseführer, Bd. 47, »Die Hohe Tatra« von Dr. Otto, 6. Aufl., 1906/07. — »Wegweiser für die Hohe Tatra« von Johannes Müller (Verlag Müller & Seiffert, Breslau). — »Die Gerlachfalverspitze« (gemeint ist damit die Gerlsdorferspitze) »in der Hohen Tatra« von Moritz von Déchy, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1875, S. 147. — »Aus der polnischen Tatra« von Dr. E. Witlaczil in Wien, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 177. — »Aus der Hohen Tatra« von Fritz Lex, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, Nr. 23, S. 275. — »Fünf Tage in der Hohen Tatra« von S. Haeberlein, Ö. A.-Z., Nr. 707. — »Neues und Altes aus der Hohen Tatra« von Dr. A. v. Martin, Ö. A.-Z., Nr. 711—713. — »Alpine Fälschungen« von G. Dyhrenfurth, Ö. A. Z., Nr. 738. — Eingesendet »Zum Fall Englisch« von Dr. A. v. Martin, Ö. A.-Z., Nr. 743. — Tourenberichte, Ö. A. Z., Nr. 741 und 762. — »Skiterrain auf der Südseite der Hohen Tatra« von Dr. A. v. Martin, »Ski« (Beilage zu »Alpinismus und Wintersport«) III. Jahrg. (1906/07) Nr. 9—11. — »Winterliche Bergfahrten in der Hohen Tatra« von Dr. A. v. Martin, Ö. A.-Z., Nr. 748—749. — »Die neuen Touren des Jahres 1906 in der Tatra«, nebst »Anhang« dazu, von Dr. A. v. Martin, Ö. A.-Z., Nr. 751; »Nachträge« dazu, Ö. A.-Z., Nr. 757. — Tourenberichte von Dr. A. v. Martin im IV. Jahresb. d. A. A.-V. Berlin 1907, S. 22—39. — Die Jahrbücher des »Ungarischen Karpathenvereines«. Soviel von der deutschen Literatur. (Die sehr umfangreiche wissenschaftliche Tatraliteratur kann ich hier selbstverständlich gar nicht berücksichtigen, auch die rein alpine Tatraliteratur ist, wie ich nochmals betonen möchte, von irgend welcher Vollständigkeit weit entfernt.)

Ganz kurz möchte ich auch noch auf die fremdsprachliche Literatur hinweisen, so z. B. auf die »Turistik Lapja«, das Organ des »Ungarischen Touristenklubs«. Von größter Wichtigkeit ist besonders die polnische Tatraliteratur, die heute fraglos an der Spitze steht. Überhaupt ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß, wie Dr. A. von Martin schreibt (im Eingesendet Ö. A.-Z., Nr. 743), das Schwergewicht der hochtouristischen Tätigkeit in der Tatra gegenwärtig bei den Polen liegt. Rein äußerlich dokumentiert sich dies dadurch, daß sich innerhalb des Galizischen Tatravereins eine besondere »Hochtouristische Sektion« gebildet hat, die ein eigenes Organ, den »Taternik« (= »Hochtourist in der Tatra«) herausgibt. Dieser »Taternik« und der im Erscheinen begriffene Führer des Herrn von Chmielowski »Przewodnik po Tatrach« dürften gegenwärtig das Wichtigste der gesamten Tatraliteratur darstellen.

Die für die Tatra in Betracht kommenden Karten sind: Spezialkarte 1 : 75 000, Zone 8, Kol. 22, und Zone 9, Kol. 22. — Karte der Zentralkarpathen 1 : 75 000 — Hypsom. Karte der Zentralkarpathen 1 : 100 000. — Neue Generalkarte 1 : 200 000. — Neue Detailkarte des Tatragebietes in zwei Blättern 1 : 25 000. — Touristenkarte der Hohen Tatra 1 : 50 000 von Dr. Otto (Verlag von Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau). — Karte der Hohen Tatra 1 : 75 000, Verlag R. Lechner (Wilhelm Müller), Wien, Beilage zum 27. Bericht der Sektion Schlesien des Ungarischen Karpathenvereins.

Um zum Schluß das Wesentlichste kurz zusammenzufassen: Der Ottosche Führer, die Ottosche Touristenkarte und eventuell noch die große Detailkarte, das sind die Dinge, mit denen der deutsche Tatratourist auskommt und die er mitzunehmen hat.

ganz einfach daraus, daß die Zahl der deutschen Bergsteiger (im strengeren Sinne des Worts) in der Hohen Tatra stets eine ziemlich beschränkte gewesen ist und auch noch ist.[1] An Besuchern fehlt es, wenigstens während der Sommermonate, wahrlich nicht; aber deutsche Alpinisten, besonders solche, die den Reiz neuer Touren zu schätzen wissen, sind recht seltene Gäste. Und doch verdient dieses herrliche Gebirge eine derartige Zurücksetzung keineswegs. Ich weiß sehr genau, wie gefährlich und anfechtbar ästhetische Vergleiche sind, trotzdem will ich die Behauptung wagen, daß die Tatra den Nördlichen Kalkalpen an Schönheit ebenbürtig ist.[2] Kühne Gipfel und wilde, zerrissene Grate finden sich auch anderwärts, mächtiger und schöner noch als in der Tatra, doch eines hat sie für sich allein, das ist ihr gewaltiger Seenreichtum, und gerade die fast zahllosen Seen mildern den starren Ernst der geröllerfüllten Täler und beleben das Landschaftsbild ungemein.

Da ich aus dem oben angeführten Grunde annehmen muß, daß viele Leser dieser Zeitschrift, mögen sie auch die Alpen noch so genau kennen, mit dem Begriff »Hohe Tatra« nur eine ziemlich unklare und unbestimmte Vorstellung verbinden, so empfiehlt es sich vielleicht, in gedrängtester Kürze einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.[3]

Die Hohe Tatra, der höchste Teil der gesamten Karpathen, bildet das mittlere Stück der Zentralkarpathen, und zwar reicht die Hohe Tatra (im engeren Sinne) im Westen bis zu der Linie Koprovatal–Priehybajoch–Tychatal–Lilijowepaß, im Nordosten bis zum Kopapaß. Der Hauptkamm, der eine Durchschnittshöhe von etwa 2300 *m* hat, beschreibt einen nach Norden geöffneten Bogen und entsendet nach Norden wie nach Süden eine größere Zahl von Querästen. Die südlichen Äste verlaufen strahlenförmig, sind relativ kurz und stürzen jäh zur Zipser Ebene hinab; daher erscheint die Tatra, von Süden gesehen, wie eine mächtige Mauer. »Die nördlichen Queräste sind konvergent, viel länger und fallen auch steil, aber auf ein vorlagerndes Waldgebirge von 1000—1500 *m* Höhe ab.« Gerade die höchsten Gipfel, z. B. die Gerlsdorfer Spitze, 2663 *m*, und die Lomnitzer Spitze, 2634 m, liegen zum Teil in den südlichen Querästen, von denen sich besonders der westlichste und der östlichste reich verzweigen und wohl charakterisierte Gebirgsglieder bilden, »es sind dies die Krivangruppe und die Lomnitzer Spitzengruppe; die dazwischen liegenden Queräste der Koncysta, Gerlsdorfer und Schlagendorfer Spitze, sowie des Mittelgrats verlaufen ziemlich einfach ohne nennenswerte Verzweigungen«. »Der Hauptrücken hat vom Lilijowepaß bis zum Kopapaß eine Länge von ungefähr 26 *km*, während die Luftlinie zwischen diesen beiden Punkten nur etwa 17½ *km* lang ist.« Infolge dieser im Vergleich zu der großen Höhe relativ geringen Längenentwicklung erscheint die Hohe Tatra, von Süden aus gesehen, wie eine riesige Gebirgsinsel. Eine praktische Folge davon ist ihre leichte Bereisbarkeit, da man in wenigen Stunden von der Südseite auf die Nordseite gelangen kann.

Sehr eigentümlich sind die Bewässerungsverhältnisse der Tatra. »Obwohl sie im Zuge der europäischen Hauptwasserscheide liegt, sendet sie doch die auf ihrer Südseite östlich vom Mengsdorfer Tale entspringenden Bäche sozusagen naturwidrig, wie Hunfalvy, der größte Geograph Ungarns, sich ausdrückt, nicht zur Donau, sondern

---

[1] Am Beginne seines Aufsatzes »Neues und Altes aus der Hohen Tatra« (Ö. A.-Z. Nr. 711—713) gibt mein Freund, Herr Dr. A. von Martin, eine kurze Skizze der touristischen Erschließung. Um Wiederholungen zu vermeiden, glaube ich hier darauf verzichten zu können, umsomehr, da die Erschließungsgeschichte eines den meisten nicht bekannten Gebietes im allgemeinen nur einen kleinen Kreis interessiert.

[2] Natürlich will ich damit nicht etwa zwischen der Hohen Tatra und unseren Nördlichen Kalkalpen eine Ähnlichkeit konstruieren.

[3] Ich stütze mich dabei besonders auf den Führer von Herrn Dr. Otto, dem ich die mit » « bezeichneten Zeilen wortlich entnehme.

nach der Weichsel und mit ihr zur Ostsee. Nur die Krivangruppe sendet das von ihr nach Süden fließende Wasser zum Schwarzen Meere.«

Den eigenartigen Schmuck der Tatra, die zahlreichen Hochseen, erwähnte ich schon vorhin. Es sind deren nahezu 100 vorhanden, von den winzigsten Wasseransammlungen an bis zu recht ansehnlichen Seebecken (Csorbersee 20,40 *ha*, Fischsee 33 *ha*, Wielki staw, der größte See der Tatra, 34,84 *ha*). Sehr verschieden ist ihre Höhenlage. So liegt z. B. der Csorbersee an der unteren Knieholzgrenze bei 1350 *m*, der Döllersee im Mlinicatale dagegen bei 2105 *m*, der Wahlenbergsee, der höchste von allen, bei 2154 *m*.



Mittelgrat.

Was die geologischen Verhältnisse anbelangt, so möge hier der kurze Hinweis genügen, daß die Tatra einen großen Granitkern der Karpathen darstellt und daß die Sedimentärformationen besonders auf der Nordseite entwickelt sind. Perennierende Schneefelder (nach Grissinger 40 mit einem Gesamtflächeninhalt von 93,5 *ha*) und in Schluchten verborgene, Jahrzehnte alte Eismassen finden sich in größerer Anzahl, aber Gletscher fehlen heutzutage der Tatra vollständig, »obwohl die Spitzen fast sämtlich und der Kamm des Gebirgs wenigstens an vielen Stellen über der mit 2330 *m* anzunehmenden theoretischen Schneegrenze liegen. Dies verschuldet einerseits das gegenwärtig mehr kontinentale Klima mit geringeren Niederschlägen, anderseits aber vor allem die Steilheit der Hochgipfel und Kämme, welche zur Ausbildung und Anhäufung massiger Firnfelder keinen Raum bieten.«

Doch war dies nicht immer so; in der Eiszeit trug auch die Tatra eine mächtige Vergletscherung, so daß z. B. der auf der Nordseite gelegene Bialkagletscher nach Partsch eine Länge von 11,5 *km* erreichte. Wieviel schöner muß die Tatra damals gewesen sein, als noch mächtige Gletschermassen die Täler erfüllten! Die Spuren der eiszeitlichen Vergletscherung sind gerade in diesem Gebirge ganz besonders deutlich ausgeprägt. Nicht nur der Glazialforscher von Fach, sondern jeder, der für das Wirken der Naturkräfte ein offenes Auge hat, muß seine helle Freude daran haben, in welch prachtvoll klarer, geradezu klassischer Weise hier die durch die Tätigkeit des Eises bedingten Landschaftsformen entwickelt sind, so der U-förmige Querschnitt vieler

Täler, Gletscherschliffe, Moränenwälle, Kare, ferner die zum großen Teile mittelbar oder unmittelbar durch das Eis verursachten Seen, Seewände usw.

Gerade das Auftreten dieser Seewände, d. h. die Stufenform der Täler ist für die Tatra etwas ungemein Charakteristisches. Wenn man eine dieser oft ziemlich steilen Talstufen erstiegen hat, so blitzt einem meist der Spiegel eines Sees entgegen; dann geht's wieder längere Zeit nahezu eben oder wenigstens nur ganz schwach ansteigend zum Fuße der nächsten Seewand, oberhalb deren wir mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit wieder einen oder mehrere Seen erwarten können. So kann eine ganze Reihe von Talstufen übereinander folgen, bis man schließlich zum obersten See des betreffenden Tals gelangt, der dann meist in einem öden, schneeerfüllten Kare liegt und dank seiner hohen Lage bis in den Hochsommer hinein eine mächtige Eiskruste trägt.

Die jetzige Bevölkerung auf der Südseite der Tatra ist von Felka bis Béla rein deutsch; hier finden wir im Zipser Komitate mitten im slowakischen Sprachgebiet eine uralte deutsche Kolonie. Daher ist (vorläufig noch und hoffentlich noch recht lange) für jeden Tatrareisenden die Kenntnis des Ungarischen vollständig entbehrlich. Auf der Südwestseite der Tatra wie überhaupt längs der ganzen Kaschau-Oderbergerbahn treffen wir eine slavische Bevölkerung weit verbreitet, die slovakisch spricht. Aus Slovaken besteht besonders die dienende Klasse und die Hirtenbevölkerung. Bei ihnen hat sich noch eine besonders beim männlichen Geschlecht recht hübsche, phantastische Nationaltracht erhalten. Auf der Nordseite der Tatra wohnen Polen (Goralen). Daher ist es für einen des Polnischen nicht Mächtigen oft nicht ganz leicht, die Nordseite zu bereisen, besonders wenn er von der Heerstraße des allgemeinen Fremdenverkehrs abbiegt. Endlich sind noch die Zigeuner zu erwähnen, die fast in jedem Orte der Zips ansässig sind.

STREIFZÜGE IM GEBIRGE VOR UND NACH DER SAISON *(A. v. M.)* Blauer Himmel und glühende Sonne, die eine vollkommen winterliche Landschaft beschien, das war die Signatur der Ostertage 1907 in der Hohen Tatra. Noch umringten weite Schneeflächen in ununterbrochener Ausdehnung den Fuß des Gebirgs, und oben regierte der Winter noch völlig unumschränkt. Imposant hob sich das Hochgebirge, das in seinem reichen Schneeschmucke besonders überwältigend wirkte, in seiner ganzen Länge empor. Ein verlockender Anblick für den mit winterlichen Verhältnissen vertrauten Hochtouristen, während gleichzeitig die Schneefülle in den Tälern auch dem Skifahrer manch schöne Fahrt versprach.

Als ich am Gründonnerstag — man schrieb den 28. März — in Botzdorf dem Eisenbahnwagen entstieg, konnte ich die Fahrt sogleich beginnen. Mühelos glitten die Skier über die anfänglich fast ebene Fläche dahin, bis es allmählich gegen den Fuß des Gebirgs steiler zu werden anfing. Durch die einst deutschen, jetzt fast gänzlich slavisch gewordenen Ortschaften Botzdorf und Stola und an dem im Walde versteckten Forsthause von Unter-Hagi vorüber erreichte ich gegen 11 Uhr Hoch-Hagi, wo Herr Polnisch, der Pächter des Hotels von Hoch-Hagi und des Schutzhauses am Poppersee, und die Führer Johann Franz sen. und Johann Breuer, meine schon auf mancher fröhlichen Bergfahrt erprobten Begleiter, meiner harrten. Herr Polnisch, der schon ein paar Tage vorher aus Leutschau nach Hoch-Hagi, das zur Winterszeit selten einen Gast sieht, gekommen war, hatte sich in liebenswürdiger Weise erboten, mich zum Poppersee zu begleiten und dort während der Ostertage den Aufenthalt mit mir zu teilen. Mit Lebensmitteln, die zur Ergänzung der im Schutzhause bewahrten Vorräte dienen sollten, sowie mit allem sonst Notwendigen versehen, legten wir nachmittags den Weg zum Poppersee zurück, wo wir uns im Schutzhause bald wohnlich einrichteten.

Hier, inmitten tiefster winterlicher Einsamkeit, die unter dem Einflusse des herrlichen klaren Sonnenwetters ungemein anheimelnd wirkte, fern von der Kultur, nur reine unverfälschte Natur in vollen Zügen genießend, wollten wir einige Tage hausen, um das uns schon von sommerlichen wie winterlichen Touren wohlbekannte Gebirge zu durchstreifen. Und herrliche Tage waren es, die ich wieder dort oben durchlebte. In der Frühe meist ein freilich oft ermüdender Aufstieg in steilem Schneecouloir, zuweilen auch mühsames Schneewaten, dann aber muntere, lustige Kletterei, oft schwere Arbeit, auch einmal ein Mißerfolg. Dafür aber auch wieder die Freude, dieses oder jenes neue Problem in diesen Bergen zu lösen, wonnige Gipfelrast nach vollendeter Arbeit, herrliche Rundschau über Gebirge und Ebene, und endlich flotter Abstieg und sausende Skifahrt hinab zur gastlichen Hütte am Poppersee. Köstlich mundete dann die rasch bereitete Mahlzeit, und da wirkliche Ermüdung nie aufkam, wurde der Rest des Nachmittags meist skisportlichen Übungen gewidmet, zu denen die nächste Umgebung des Sees treffliche Gelegenheit bot. Der Schnee lag dort noch in solcher Fülle, daß die Abfahrt vom Dachfirst der Schutzhütte mit Auslauf bis weit auf den See hinaus eine besonders beliebte Unterhaltung bildete.

Der Karfreitag brachte uns einen Mißerfolg ein. Wir hatten es auf jenen im Südostgrate der Tatraspitze aufragenden markanten dreigipfeligen Turm abgesehen, der aller bisherigen Annäherungsversuche gespottet hatte, und in dessen vereisten Felsen auch wir uns nur eine Niederlage holten.[1])

Mehr Glück war uns am folgenden Tage beschieden.

Zwischen der Westlichen und der Östlichen Eisernentorspitze erheben sich drei Spitzen, die unter dem Kollektivnamen »Schneekoppe« bekannt sind. Vom Östlichen Eisernentorpaß ausgehend, überkletterten wir den südöstlichen und den mittleren Gipfel des Massivs, während der niedrigere Nordwestgipfel unser Liebeswerben spröde abwies.[2]) Die Schwierigkeiten, die uns während der ganzen Kletterei entgegentraten, waren durch die noch obwaltenden, streng winterlichen Verhältnisse charakterisiert. Beim Abstieg vom Mittelgipfel kam auch die Abseiltechnik zur Geltung. Für den Mißerfolg am Nordwestgipfel bot uns die prächtige, leider kaum eine Viertelstunde währende Skifahrt vom Eissee zum Poppersee reichen Ersatz.

Am Ostersonntag gelang uns der zuvor noch nicht ausgeführte Übergang über die Kopkischarte von den Froschseen zum Drachensee.[3]) Der Abstieg zum Drachensee vollzog sich in einer ungemein steilen Rinne, die damals vollständig mit Schnee ausgekleidet war, im Sommer aber jedenfalls größere Schwierigkeiten bieten dürfte. Wir fanden den oberen Rand des Couloirs durch eine mächtige Schneewächte verziert, die erst durchgehauen werden mußte, ehe wir uns in die Rinne hinablassen konnten.

Am Ostermontag bestieg ich mit Franz (Breuer hatte sich leider eine heftige Augenentzündung zugezogen und mußte daher zurückbleiben) die Tatraspitze auf neuem Wege.[4]) In dem Couloir, das sich von der Scharte zwischen Tatraspitze und Déchyspitze nach Süden herabzieht, trafen wir so hartes Eis an, daß wir trotz Benutzung von Steigeisen genötigt waren, Stufen zu hauen. Oben gab es eine lange, genußvolle Gipfelrast. Das Wetter war noch so schön wie am ersten Tage und die

---

[1]) Sechs Wochen später erlag er einem erneuten Ansturme der Herren E. Dubke und H. Behn mit den Führern Franz sen. und Breuer. Einen neuen, erheblich kürzeren Anstieg auf den »Dubketurm« führte der Verfasser mit Joh. Franz sen. am 14. August des gleichen Jahres aus. IV. Jahresb. d. A. A.-V. Berlin, S. 33 f.

[2]) Erste Ersteigung durch den Verfasser mit Joh. Franz sen. am 12. August 1907. IV. Jahresb. d. A. A. V. Berlin, S. 22 und 32.

[3]) Ebenda, S. 23.

[4]) Ebenda, S. 23—26.

Aussicht von unbeschreiblicher Erhabenheit. — Endlich mußte geschieden sein. Bald standen wir unten am Fuße der Wände, und wenige Minuten später hatten uns die behenden »langen Bretter« auch schon wieder vor die Pforten der Poppersee Hütte gebracht.

Am Nachmittage mußten wir von dem uns lieb gewordenen Heim scheiden: die Stunde des Abschieds schlug. Talwärts ging unser Weg. Während aber meine Führer in ihr Heimatsdorf Neuwalddorf zurückkehrten, vermochte ich mich so schnell noch nicht loszureißen. Vom Mengsdorfertale aus bestieg ich noch die Osterva, damit nach dem skifahrenden Hochtouristen nun auch der reine Skiläufer in mir noch zu seinem Rechte käme. Gerade als die Sonne unterging, erreichte ich die Höhe. Im Zauberlichte des entschlummernden Tags ruhte rings die Bergwelt, still und feierlich senkte sich der Abend herab, tiefe Andacht weckend im Herzen des einsamen Beschauers, der, auf schneeiger Hochwarte stehend, Zeuge dieses Augenblicks sein durfte. Gern hätte ich noch lange dort oben geweilt, mit offenen Augen träumend und all die Schönheit in mich aufsaugend. Aber die schnell zunehmende Dunkelheit riß mich jäh aus meinem Sinnen. Hinab! hieß jetzt die Losung. Und nicht ungern folgte ich dem inneren Mahner, winkte mir doch eine ideale Abfahrt. Pfeilschnell, wie auf Flügeln getragen, glitt ich tiefer und tiefer, erst in weit ausholenden Serpentinen nach Belieben den weiten, freien Hang kreuzend, dann im Walde sorgsam dem oft schwer kenntlichen Pfade folgend, der hinab nach Hoch-Hagi führt, wo ich von Susi, dem Winterschutzgeist des Hauses, und Herrn Polnisch gastlich aufgenommen wurde.

Am folgenden Tage ging's zum Csorbersee. Noch einmal leiteten mich die getreuen Skier hinauf zur Höhe, und vom Gipfel der Patria herab war mir noch einmal ein Blick auf das unübersehbare Heer stolzer Hochgipfel vergönnt, der das Herz weitete und — den Abschied so schwer machte. Noch ein paar heitere Stunden durfte ich in dem stets gastfreien traulichen Heim des Havasschen Forsthauses verleben, — dann mußte geschieden sein. Noch am selben Nachmittag führte mich der Schnellzug von dannen.

Als ich in den letzten Septembertagen die Tatra wiedersah, hatte sich der sommerliche Fremdenstrom schon längst wieder verlaufen. Verödet standen bereits die Räume des »Grand Hotel« am Csorbersee, fast menschenleer die weiten Hallen. Nur wenige naturfreundliche Liebhaber der Tatra harrten noch aus. Die Schutzhütten im Gebirge waren größtenteils bereits geschlossen, und in den übrigen rüstete man sich gerade zur Heimkehr ins Tal, zum Rückzug in die Winterquartiere.

Doch gerade diesmal schien ein selten schöner Herbst einem jeden den Abschied vom Gebirge besonders schwer machen zu wollen. So hell blinkte alle Tage der warme Sonnenschein, so blau und klar strahlte Tag für Tag der Himmel, so warm leuchteten die dunkelblauen Blüten des hochstengligen Enzians, so verführerisch luden Unmengen von Heidelbeeren den Wanderer zum Verweilen, und so verklärt blickten die Berge drein und zogen mit unwiderstehlicher Anziehungskraft den Alpinisten in ihren Bann.

Ich gedenke eines prächtigen, taufrischen Morgens. Aus der Türe des Hotels am Csorbersee tretend, fesselt mich ein wundersames Bild und heißt mich weilen: Leicht gerötet von den ersten Strahlen der eben erwachenden Sonne, liegt da über der weiten Zipser Ebene ein unendliches Nebelmeer ausgebreitet, aus dem nur die höheren Erhebungen der Niederen Tatra gleich langgestreckten Inseln aus dem uferlosen Ozean hervortauchen. Über dem Spiegel des Csorbersees braut dampfender Nebeldunst. — Durch hochstämmigen Nadelwald schreiten wir langsam bergan, bis

die Baumbedeckung allmählich lichter wird und die Weitung des Furkotatals uns aufnimmt.

Wie still und friedlich ist's ringsum. Kaum ein lebendes Wesen zu sehen, kaum ein Laut zu hören. Nur einem Tannenhäher können wir ein Weilchen zuschauen, wie er emsig beschäftigt ist, aus den in Menge die Bäume bedeckenden Tannenzapfen die Samenkörner herauszupicken. Harmlos läßt er uns nahekommen, ohne davonzufliegen. Weiter oben ist es ein anderes Bild aus dem Tierleben, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. An den Hängen des Sedilko tummelt sich ein Rudel von etwa 30 Gemsen. Die eine hatte auf einem vorspringenden Felskopf auf dem Ausguck gestanden. Nun hat sie uns bemerkt. Ein schriller Warnungspfiff, — und in flinken Sprüngen trollt das ganze Rudel davon, einen sicheren Unterschlupf suchend.

Der Nebel über der Ebene zerteilt sich allmählich. Nur einige lichte Wölkchen flattern noch eine Weile umher, um sich bald ganz aufzulösen. Besseres Wetter zum Bergsteigen konnten wir uns nicht wünschen, und so ging es denn rasch an ein frisches, fröhliches Klettern. Wärmer als oftmals im Sommer schien die Sonne auf uns herab, dieweil wir vom Sedilkojoch her den langen Gratrücken der Ostra nebst dem vorgelagerten, kühn gebauten Ostraturm überstiegen, um dann wiederum über Türme und Zacken hinweg zum Furkotajoch abzusteigen.[1])

Feiertägliche Nachmittagsstimmung lagerte über der Natur, als wir ins Neftzertal hinabstiegen und uns dort am Oberen Terianskosee hinstreckten, der mit der Eisdecke, die seinen Spiegel verhüllte, und den Massen alten Schnees, die seine Ufer säumten, ein Bild von polarem Reize bot. Gewaltige Trümmermassen betten den See ein, und, auf riesigen Felsblöcken sitzend, bestaunten wir die himmelanragenden Wände der Ostra und Kratka, des Hrubo und der Furkotaspitze. Beim Tieferkommen aber entrollte sich vor unseren Augen das gewaltigste Bild, das diese Felsenwelt zu bieten hat: in edel geschwungenen Linien baute sich der mächtige Nordwestgrat des Krivan vor uns auf, ein Anblick, der selbst in den Alpen wenige seinesgleichen findet. Wie gebannt hingen meine Augen unverwandt an diesem Grate, und im Augenblick stand es bei mir fest, daß er das Ziel unseres morgigen Tagewerks bilden sollte.

Am grünen Unteren Terianskosee und am rauschenden Neftzer Wasserfall vorüber stiegen wir, die Knieholzgrenze passierend, in die tieferen Regionen des Tals hinab. Üppig und wild wuchert hier der Pflanzenwuchs, und nur ein dürftiger, stellenweise kaum kenntlicher Pfad führt versteckt durch dieses Dickicht hindurch. Bald winkt uns unser heutiges Nachtquartier: eine kleine, offene Wetterschutzhütte, die neben dem jetzt verschlossenen, einst für Kronprinz Rudolf von Österreich gebauten Jagdhause steht. Prachtvolle, urwaldartige Fichtenbestände, mit Laubholz untermischt, verstecken unser Hüttchen wie ein verwunschenes Dornröschenschloß. Dichtes Heidelbeerkraut bedeckt rings den Boden; die Bachufer kränzt üppiges Ebereschengebüsch, die Blätter in allen herbstlichen Schattierungen von Grün, Gelb und Rot. Dazu der prächtige Blick auf die Neftzer Talwand, über die der Wasserfall herabstürzt, von den Ausläufern des Hrubo und des Krivangrats flankiert, und nach Westen die Aussicht auf die sanfteren, welligen Höhen der Liptauer Alpen, — welch schöneren Platz hätten wir uns als Nachtquartier wohl wünschen können!

Bald waren genügende Mengen dürren Holzes zusammengetragen, und nach kurzer Zeit flackerte inmitten unserer Hütte ein lustiges Feuer, den kleinen Raum mit urwüchsiger Behaglichkeit erfüllend. Auf Heu und Latschenzweigen weich ge-

[1]) Erste Begehung der gesamten Gratstrecke. IV. Jahresb. d. A. A.-V. Berlin, S. 35 f.

bettet, lagen wir um die wärmenden Flammen herum und verzehrten unser bescheidenes, aber trefflich mundendes Mahl. Dann legten wir uns zur Ruhe.

Ich hatte die vorangegangenen Nächte nacheinander im Manöverbiwak, im Eisenbahnwagen und im Hotel am Csorbersee zugebracht; würdig schloß sich daran diese Nacht in der offenen Wetterschutzhütte im Neftzertal. Von Zeit zu Zeit mußte das Feuer wieder ein wenig angefacht werden, um uns die sehr erwünschte Wärme zu erhalten; sonst aber genossen wir einen ruhigen, ungestörten Schlaf, und es war schon ziemlich spät, als wir am folgenden Morgen an unser neues Tagewerk, die Überkletterung des gewaltigen Krivan-Nordwestgrats, gingen.



Simonturm.

Und doch wäre möglichst zeitiger Aufbruch bei dieser Tour am Platze gewesen. Nahezu 8½ Stunden bedurften wir, um vom Einstieg in die Felsen bis auf den Gipfel des Krivan zu gelangen.[1]) Und das milde Licht des Vollmonds leuchtete uns bereits, als wir abends um 3/49 Uhr, nach langer Kletterarbeit, an die sich zum Schluß noch eine eindrucksvolle Wanderung durch den nächtlichen, schweigenden Hochwald schloß, bei dem Forsthause von Pod Bansko anlangten.

Als wir zwei Tage später auf dem Simonturme standen, war das Wetter umgeschlagen: Kochende Nebel wogten über dem Kessel des Meerauges, und Nebelschwaden wallten von den Froschseen zu uns herauf. Während wir abstiegen, begann es zu schneien.

War das schon Winters Einzug, oder waren es nur die Vorboten der rauhen Jahreszeit? Gleichviel. Jedenfalls ein deutliches Signal zum Rückzuge.

In den tieferen Regionen fielen die Niederschläge noch als Regen zur Erde. Aber vielleicht war auch hier der Zeitpunkt nicht mehr fern, da ein weißes Leichentuch alles zudecken sollte, die Zeit der Winterruhe für Natur und Menschen.

---

[1]) Routenbeschreibung im IV. Jahresb. d. A. A.-V. Berlin, S. 36—38.



Nach einer Aufnahme von M. Karłowicz gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Csorbersee mit der Hohen Tatra.

VON DER PAPIRUSTAL-SPITZE ZUR GRÜNSEE-SPITZE

(Dr. A. v. M.) Strömender Regen prasselt hernieder, dichte Nebel versperren jeden Ausblick, und dazu heult der Sturm sein klagendes Lied. Seine starken Stöße peitschen mit grausamer Gewalt die Wellen des Sees empor, daß sie über die Ufer branden und der weiße Gischt hoch aufschäumt. Wenn sich der Nebel einmal vorübergehend lichtet, sieht man oben auf den Bergen den Schnee herniederstäuben, und, vom Sturmwind wild durcheinander gewirbelt, führen die dünnen Flocken einen wunderlichen Reigentanz auf. Die Kälte ist schneidend; furchtbar toben die entfesselten Elemente; die ganze Natur scheint in Aufruhr.

Drinnen aber in der traulichen Hütte herrscht Lachen und Fröhlichkeit. Ein paar vergnügte Menschen sitzen dort in der behaglich durchwärmten Küche und lassen sich durch das draußen wütende Unwetter ihre gute Laune nicht rauben. Manch lustiges Lied erklingt, als wollte es das grimme Heulen des orkanartig daherbrausenden Sturms übertönen, und unter Erzählen und Scherzen wird die ungewollte Gefangenschaft fast vergessen.

Zwei Tage lang hausen die Mächte der Finsternis. Dann aber ist ihre Kraft erschöpft. Sie haben den Kampf abgebrochen, und Ruhe und Frieden sind wieder eingekehrt in der Natur. Da hält es denn auch den Gefangenen nicht länger drinnen. »Leb wohl, kleine Julitschka, ein andermal auf Wiedersehn!« Und hinaus geht's in den frischen, Feuchtigkeit atmenden Morgen hinein.

Johann Franz sen., mein getreuer Gefährte auf so mancher Kletterfahrt in den Tatrabergen, und der Schreiber dieser Zeilen sind es, die am Morgen des 16. Juli 1907 vom Friedrich Schutzhause am Grünen See den Weg gegen das Kleine Papirustal einschlagen. Bald sind wir an den steilen Wänden, die den Zugang zum Tale sperren, angelangt; das Seil wird angelegt, und über rasen- und knicholzdurchsetzten Fels gewinnen wir rasch an Höhe.

Wir haben den Hochkessel des Kleinen Papirustals erreicht. Massen alten und neuen Schnees bilden hier eine einzige ununterbrochene Decke; selbst eine Miniaturlawine ist dort an den Wänden der Papirustalspitze niedergegangen. Zur Rechten starren die wilden Felsbastionen der Rotseespitze in das schneebedeckte Kar herab. Freundlicher Sonnenschein glitzert jetzt auf den Schneeflächen und mildert den Ernst des sonst so düsteren Landschaftsbildes. Ein Murmeltier ist das einzige sichtbare lebende Wesen, das diese Einsamkeit mit uns teilt.

Vor uns dehnt sich der die Rotseespitze mit der Papirustalspitze verbindende Grat, dem wir zustreben.

Oben angelangt, bietet sich uns ein entzückender Blick hinab ins Javorinkatal, aus dem die dunkle Fläche des Javorinkaer Schwarzen Sees heraufleuchtet. Links zeigt sich der Grat der Eistalerspitze; die Berge der galizischen Tatra nehmen den Hintergrund des Bildes ein.

In hübscher, leichter Kletterei gelangen wir über den Nordgrat auf den Gipfel der Papirustalspitze, wo mich besonders der Rundblick auf die Umrahmung des Großen Papirustals — von der Käsmarkerspitze über die Gabelspitzen und den Lomnitzergrat bis zur Grünseespitze — fesselt. In der Blechbüchse unter dem Steinmann finden wir nur fünf Karten vor: eines allzu reichlichen Besuchs scheint sich die Papirustalspitze nicht zu erfreuen.

Nun begann unser eigentliches Tagewerk: dem Grat, der sich vor der Papirustalspitze zur Grünseespitze hinüberzieht und zwischen diesen beiden Endpunkten drei ziemlich selbständige Felstürme aufwirft, ihm sollte es heute gelten.

Kecke Gesellen sind es, diese »Papirustaltürme«. Schon als ich im März des vorhergehenden Jahrs mit meinem Freunde Günter Dyhrenfurth auf der Käsmarkerspitze stand, hatten sie unsere Aufmerksamkeit erregt; aber erst jetzt kam ich dazu,



Käsmarkerspitze, Gabelspitzen, Lomnitzerspitze und Nordtrabant, von der Englischspitze.

sie mir aus der Nähe anzuschauen. Ihr Aussehen hatte nicht getrogen: sie boten eine sehr interessante, großenteils ziemlich schwierige Kletterei. Zwei Stunden benötigten wir von der Papirustalspitze bis zur Scharte hinter den Türmen, weitere 1½ Stunden bis zur Grünseespitze.[1])

Hier ruhten wir nun aus, ließen den Blick schweifen über die umgebende Bergwelt, aus der die Witterung der letzten zwei Tage eine vollkommene Winterlandschaft gemacht hatte, und freuten uns des warmen Sonnenscheins.

Dann ging's durch knietiefen Schnee in großen Schritten hinab zum Téry Schutzhaus an den Fünf Seen, wo der Rest des Nachmittags süßem Nichtstun gewidmet wurde.

Abseits des Schutzhauses habe ich mich hingestreckt und schaue, auf weichem Rasen gebettet, versunken in den Anblick der mich umgebenden Schönheit, träumend hinauf zu den Bergen, die den Kessel der Fünf Seen umrahmen. Da werde ich aus meinem Sinnen jäh geweckt. Zwei schnarrende Stimmen, die sofort die Berliner verraten, kommen näher. Gerade unterbricht wieder einer der schrillen Pfiffe, welche die hier nicht seltenen Murmeltiere vernehmen lassen, die Stille des Hochkars. Und während der eine der beiden Berliner aus dem Reisehandbuch vorliest: »Aus der Fauna der Tatra sind zunächst die Gemse und das Murmeltier hervorzuheben«, meint der andere, sichtlich befriedigt: »Na, det Murmeltier hätten wir also, nu fehlt uns nur noch die Jemse!«

Unwillig erhebe ich mich und wende mich der Hütte zu. Mit dem Naturgenuß war es für heute vorbei.

ZWEI GRATWANDERUNGEN IN DER KRIVANGRUPPE *(G. D.)* Jährlich wird der vielgepriesene, herrliche Csorbersee von vielen Tausenden besucht, und doch gehörte merkwürdigerweise gerade die Krivangruppe, auf deren Abhängen der Csorbersee liegt, noch bis vor kurzem zu den hochtouristisch am meisten vernachlässigten Teilen der Tatra. Relativ am häufigsten wird wohl noch der Krivan selbst erstiegen, eine prachtvoll geformte, auf dem gewöhnlichen Wege unschwierige Pyramide, ferner Furkotaspitze und Triumetal, Patria und Satan; alle anderen Gipfel

[1]) Vgl. Routenbeschreibung im IV. Jahresb. d. A. A.-V. Berlin, S. 26.



Papirustalttürme und Papirustalspitze, vom Gr. Papirustal.

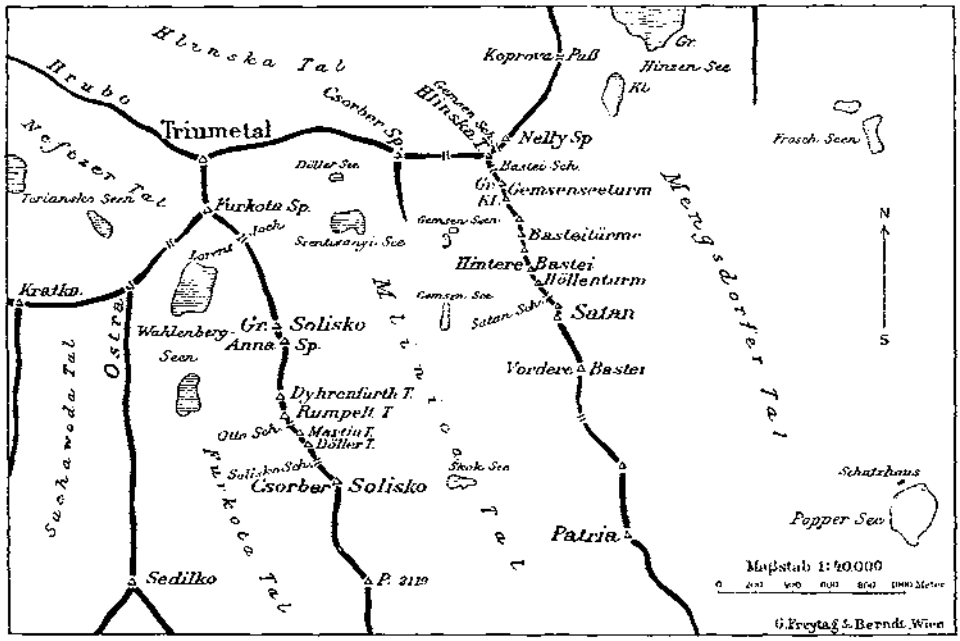
waren zum Teil sehr selten, teilweise noch garnicht erstiegen, als mein Freund Herr Hermann Rumpelt-Dresden und ich am Morgen des 2. Juni 1906 wieder einmal in der Tatra anlangten. Daher war es bei uns beschlossene Sache, uns diesmal hauptsächlich der Krivangruppe zu widmen. Rasch beförderte uns die Zahnradbahn von Csorba hinauf zum Csorbersee. Gerade vor uns zog sich das lange Mlinicatal tief hinein ins Gebirge, auf beiden Seiten von vielgipfligen, wild zerzackten Graten eingefaßt, links, d. h. westlich, vom Soliskograte, rechts vom Satan-Basteizuge. Nun, für heute war es zu spät, noch etwas Ernstliches in Angriff zu nehmen, also auf morgen!

DER SOLISKOGRAT

Da wir in rosenrotem Optimismus hofften, den ganzen Soliskograt möglicherweise an einem Tage bewältigen zu können, brachen wir am nächsten Morgen zeitig auf. Freilich, wenn man der Großstadt entflieht und, kaum der Eisenbahn entstiegen, sofort gänzlich untrainiert eine größere Bergfahrt unternimmt, so hat dies immer gewisse Schattenseiten und wirkt vor allem sehr ungünstig auf das Tempo ein. Daher dauerte es ziemlich lange, bis wir, vom Mlinicatalwege nach links abbiegend und uns durch mächtiges Knieholz hindurcharbeitend, Punkt 2119, den am weitesten nach Süden zu vorgeschobenen Vorgipfel des Soliskograts, erreicht hatten.[1]) Von dem ganz unschwierig zu erreichenden ersten Hauptgipfel der Kette, dem Csorber Solisko, 2301 *m*, hatten wir schon einen prächtigen Blick auf das mächtige Horn des Krivan und auf den Satan-Basteizug; besonders das Gratstück nördlich vom Satan erregte unsere Aufmerksamkeit durch eine größere Anzahl schön geformter Gipfel und Türme, die, wie wir wußten, zum Teil noch unerstiegen waren. Begehrlich schweifte das Auge hinüber; in wenigen Tagen hofften wir diesen Grat gemacht zu haben. Damals konnten wir noch nicht ahnen, wieviel Zeit, wieviel vergebliche Versuche, wieviel geduldiges Warten erforderlich sein würde, uns endlich ans Ziel unserer Wünsche zu bringen.

Doch »wozu in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah«; rasch ging's nach Norden zu hinunter zur Soliskoscharte und auf der anderen Seite hinauf auf

[1]) Eine genaue Routenbeschreibung findet sich in der Ö. A.-Z. Nr. 741 unter den Tourenberichten. Daher glaube ich hier auf genauere Wegbeschreibung verzichten zu können.



Kammverlaufskizze des Solisko- und des Satan-Basteizugs.

den unerstiegenen Döllerturm.[1]) Während der letzten Stunde hatte sich das Wetter rasch verschlechtert, und als wir auf dem Döllerturm standen, konnten wir den nach Norden zu folgenden, uns überragenden Martinturm durch den grauen Nebel hindurch als dunkles, gespenstisches Etwas mehr ahnen als sehen. Da seine plattige Südwand einen ernstlichen Widerstand zu versprechen schien, verbanden wir uns durch das Seil und nahmen die Sache in Kletterschuhen in Angriff. Doch hatte uns der Nebel nur etwas vorgetäuscht, denn das Gestein war gutgriffig, und in rascher, hübscher Kletterei erreichten wir den Gipfel des ebenfalls noch unerstiegenen Martinturms, 2336 *m*. Dieser ist in dem ganzen südlichen Abschnitt des Soliskograts, d. h. in dem südlich der tief eingeschnittenen Ottoscharte liegenden Teile, der höchste Gipfel und daher kotiert.

Nur kurze Zeit konnten wir die Gratkante verfolgen, dann zwang uns ein Abbruch zu einer Umgehung auf der linken, westlichen Seite. Eine Steilstufe bezwangen wir durch Abseilen, eine zweite ebenfalls nicht leicht frei kletternd, dann eine Traverse, und wir standen in der Ottoscharte, der markantesten Einsattelung des ganzen Soliskogrates. Den nördlichen Gratabschnitt an diesem Tage auch noch in Angriff zu nehmen, dazu war es schon zu spät geworden, und so beschlossen wir, die Tour hier abzubrechen. Um am nächsten Tage nicht wieder unser ganzes Gepäck hier heraufschleppen zu müssen, packten wir fast den gesamten Inhalt unserer Rucksäcke in ein Stück Billrothbatist, das wir mit Steinen beschwert in der Scharte zurückließen, und traten so erleichtert den Abstieg an.

Die nach Osten ins Mlinicatal hinabführende Rinne zeichnet sich in ihren obersten 20*m* durch ein auffallend brüchiges Gestein aus, so daß wir froh waren, als wir auf Schnee kamen. Ich ging stufentretend und nichts Böses ahnend voraus, da glitt plötzlich mein rechter Fuß ab, ich war durch eine dünne Schneeschicht hindurch

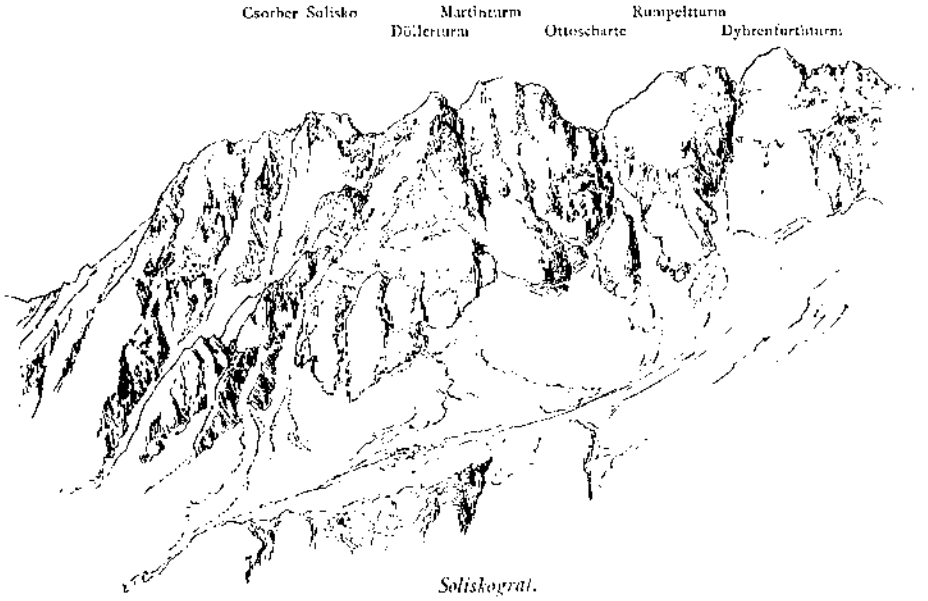
[1]) Vergl. meinen Aufsatz »Alpine Fälschungen«, O. A.-Z., Nr. 738, wo ich einige der zahlreichen alpinen Fälschungen des Herrn Dr. v. Englisch besprochen und dabei u. a. auch die Topographie und Nomenklatur des Soliskograts klargelegt habe.

auf hartes Eis getreten. Dadurch veränderte sich die Sachlage allerdings ganz erheblich, die scheinbar so harmlose Schneerinne begann mir einen gewissen Respekt einzuflößen. Die nächste Folge davon war, daß Freund Rumpelt ächzend und schimpfend wieder zur Ottoscharte hinaufkraxeln mußte, um eines der dort zurückgebliebenen Seile zu holen, während ich ein kleines Stück in die Wand hinauskletterte, um aus der Schußlinie der herabpolternden Steine zu gelangen.

Als uns endlich das Seil verband und Rumpelt mich sicherte, begann ich mit der Stufenarbeit. Durch ein laut Klinometer stellenweise 60 Grad steiles Eiscouloir im Abstieg Stufen zu schlagen, noch dazu, wenn 10 *cm* Schnee auf dem Eise liegen, ist bekanntlich nicht ganz leicht, ziemlich anstrengend und meines Erachtens überhaupt keine reine Herzensfreude. Glücklicherweise handelte es sich nur um ein kurzes Stück, dann kamen wir wieder auf Schnee und konnten rascher absteigen, und zuletzt gab's eine herrliche, sausende Abfahrt hinunter ins Mlinicatal. Am Skoksee und Schleierwasserfall ging's rasch vorbei, und am Spätnachmittag waren wir wieder unten am Csorbersee.

Am nächsten Morgen sah das Wetter zwar ziemlich ungünstig aus, doch wollten wir trotzdem, schon unserer oben zurückgelassenen Sachen wegen, versuchen, die gestern begonnene Tour zu Ende zu führen. Wir stiegen daher wieder zur Ottoscharte hinauf. Wie einfach klingt das doch und wie rasch sind diese Worte niedergeschrieben! Und doch bedeuten sie einen höchst unerfreulichen fünfstündigen »Schinder«, den wir nur der erhofften schönen Kletterei zuliebe geduldig absolvierten. Doch »was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!« Als wir glücklich wieder in der Ottoscharte saßen, da hüllte uns undurchdringlicher Nebel ein, so dicht, daß wir nicht einmal sehen konnten, an welcher Stelle wir den nun nach Norden zu folgenden Turm anpacken sollten. Also warten! Vielleicht hellt es sich ein wenig auf. Doch immer grauer, immer dunkler wurde es, und dann fing's zum Überfluß sogar an zu schneien, zuerst in einzelnen Flocken, dann immer kräftiger, bis wir die Geduld verloren und den Rückzug zum Csorbersee antraten.

Fast eine Woche verging, bis wir dem Soliskograte wieder unsere Aufwartung machten. Inzwischen hatte uns ein geradezu trübseliges Wetter großenteils an die Majlát Hütte am Poppersee gefesselt, abgesehen von zwei weiter unten zu schildernden



Soliskograt.

Touren. So war der 10. Juni herangekommen, der letzte Tag, den wir für diesmal der Tatra widmen konnten. An diesem letzten Tage sollte es dem Soliskograte gelten. Viel Hoffnung hatten wir freilich nicht, denn wogender Nebel hüllte die Spitzen ein und bis tief herab reichte der Neuschnee. Doch auf besseres Wetter zu warten, dazu hatten wir keine Zeit mehr, also probieren! Vielleicht geht's doch. Wir schickten daher einen großen Teil unseres Gepäcks durch einen ziemlich farbenfreudig gekleideten Slowaken hinunter zum Csorbersee und verließen die uns lieb gewordene Hütte in ziemlich gedrückter Stimmung.

Für den Soliskograt ist das Schutzhaus am Poppersee eigentlich nicht der geeignete Ausgangspunkt, da der Gebirgszug des Satan dazwischen liegt. Wir verfolgten daher zunächst eine halbe Stunde lang den Weg zum Csorbersee und bogen dann nach Westen ab, um, durch stellenweise recht dichten Wald hindurchkriechend, den uns schon mehr als genug bekannten Mlinicatalweg zu erreichen. Als wir am Skoksee frühstückten, regnete es kräftig, und immer dichter hüllten sich die Berge ein. Hatte es denn da eigentlich irgend welchen Sinn, wieder einen mehrstündigen »Schinder« zu machen, um dann vor Beginn der Kletterei umdrehen zu müssen? Lange währte die schwierige Beratung, bis wir uns endlich doch für den Weitermarsch entschieden; um aber diesmal nicht wieder die uns schon verhaßte Rinne zur Ottoscharte machen zu müssen, beschlossen wir, zur Abwechslung den Soliskograt von der entgegengesetzten Seite, d. h. von Norden anzupacken, und mußten somit durch das Mlinicatal fast in seiner ganzen Länge hinaufwandern.

Über eine charakteristische Seewand hatten wir den noch mächtige Eisschollen tragenden Szentivanyisee erreicht und wandten uns nun, im rechten Winkel von unserer bisherigen Marschrichtung abbiegend, nach Südwesten. Zwar sanken wir bei jedem Schritt bis zur halben Wade, oft bis über die Kniee in dem tiefen, pulvrigen Neuschnee ein, doch schien das Wetter sich zu bessern, die Sonne brach durch die Wolken, und das belebte unsere Tatenlust so, daß wir in raschestem Tempo hinaufstampften zur Gratkante, die wir reichlich 200 *m* südlich des Lorenzjochs erreichten.

Eine kurze Frühstückspause, bei der wir Gelegenheit hatten, die uns gerade gegenüber befindlichen Zinnen der Hinteren Basteigruppe zu bewundern, und schon ging's los. Nach einer knappen, allerdings durch ein direktes Renntempo ausgefüllten Stunde saßen wir auf dem 2—3 *m* hohen, seltsam geformten Block, der den Großen Solisko, 2414 *m*, krönt. Nur einmal war dieser ziemlich wichtige Gipfel, die höchste Erhebung des ganzen Soliskograts, vor uns betreten worden.

Prächtig ist die zwar nicht sehr hohe, doch steile Plattenwand, mit der der Große Solisko zu der südlich von ihm, d. h. zwischen ihm und der Annaspitze gelegenen Scharte absetzt. Und diese Stelle hielt auch, was sie versprach, denn es folgte eine nicht leichte, hübsche Kletterei; als Zuletztgehender erleichterte ich mir das letzte Stück durch zweimaliges Abseilen. Bald hatten wir die auch erst einmal vor uns erstiegene Annaspitze erreicht, und wir wanderten auf dem sich allmählich senkenden, hier ganz leichten Grate weiter nach Süden zu. Zwar verschlechterte sich das Wetter immer mehr, doch was tut's? Schon liegt ein langes Gratstück hinter uns und bis zur Ottoscharte ist's ja nicht mehr allzuweit! Eigentlich waren wir etwas enttäuscht, daß der Grat uns bisher im allgemeinen gar so wenig zu schaffen gemacht hatte, doch das sollte bald anders werden.

Von der Annaspitze an hatten wir langsam, aber stetig an Höhe verloren; nun ging's noch ein Stück etwas steiler hinunter zu einer kleinen Scharte, durch die graue Nebelschwaden träge dahinfluten. Auf der anderen Seite schwingt sich der Grat in einer kleinen, nahezu senkrechten Steilstufe auf; die rasch genommen ist. Gleich dahinter folgt eine zweite, doppelt so hohe, oben überhängende Stufe, die uns veranlaßt, die Kletterschuhe anzulegen und mit einem tiefen Seufzer die Genagelten

in unseren Rucksäcken zu bergen. Da uns ein Frontalangriff hier nicht sehr rätlich erschien, überlisteten wir diesen Abbruch durch eine Umgehungsbewegung auf der Seite des Furkotatals (Westseite). Eine kurze Traverse, ein senkrechter enger Riß, der einige Anstrengung erfordert, und »die Sache ist geschafft«.

In diesem Augenblick reißt der Nebel: Ein scharfer Reitgrat leitet von unserem Standpunkte aus hinüber zum Fuße eines höheren Turms, des trotzigsten im ganzen Soliskograt; drohend hebt sich sein dunkler Leib gegen die graue Wolkenwand dahinter ab. Wird's gehen? »Qui vivra, verra.« Schon hüllt uns der neidische Nebel wieder ein, das Ziel unserer Wünsche zerfließt scheinbar in Nichts, und wir beginnen, auf der Gratkante entlang zu klettern.

»Messerscharfe Grate« sind bekanntlich eine Übertreibung, aber so scharfkantig, wie Granit überhaupt verwittern kann, so scharf ist auch, wenigstens stellenweise, die nun folgende Schneide. Dabei sind die beiderseitigen Wände recht ansehnlich; besonders die Ostwand unseres Grats hinunter ins Mlinicatal genügt, was Steilheit und Höhe anbetrifft, selbst weitgehendsten Anforderungen.

Von jeher habe ich für Reitgrate eine gewisse Vorliebe gehabt. Wenn man so in halb reitender, halb hockender Stellung auf einer scharfen Kante bedächtig entlang kriecht und dabei nach beiden Seiten reizvolle Tiefblicke hat, so gehört das entschieden zu den eindrucksvolleren Situationen, und wenn noch obendrein, wie es hier der Fall war, das Gestein fest und zuverlässig ist, dann wird's eine richtige Genußkletterei, so etwas »fürs Gemüt«. Auf Tiefblicke mußten wir heute freilich verzichten, doch daß man durch einen undurchdringlichen, geheimnisvollen, grauen Schleier hindurch die beiderseitigen Tiefen und das vor uns liegende Gratstück nur ahnen kann, gerade das wirkt, unsere Phantasie anregend, psychisch mindestens ebenso intensiv wie das schönste Wetter und der strahlendste Sonnenglanz.

Jetzt scheint ein unbestimmtes Etwas vor uns aufzutauchen, ist es nur eine Sinnentäuschung oder? — — doch nein, es nimmt allmählich immer festere Gestalt an, und wenige Minuten später stehen wir in einer Scharte am Fuße des schon vor längerer Zeit geschauten Turms.

Umsonst müht sich das Auge, den Nebel zu durchdringen und eine Anstiegsroute ausfindig zu machen; nur so viel scheint klar, daß die Gratkante wohl nicht sehr empfehlenswert ist. Auch die östliche Flanke, die Mlinicatalseite, kommt, soweit wir sehen, nicht in Frage; also probieren wir's auf der Seite des Furkotatals! Ein Band bringt uns zum Beginn einer steilen, flachen Rinne. Sehr einladend sieht sie nicht aus, in ihrem unteren Teile ist sie mit Neuschnee ausgekleidet und von oben her rieselt überall das Schmelzwasser herunter. Jetzt handelt es sich um den Erfolg des Tags, hier muß die Hauptentscheidung fallen! Während Freund Rumpelt auf dem Bande zurückbleibt, nehme ich die Stelle in Angriff. Langsam arbeite ich mich hinauf, die durchweichten Kletterschuhe gewähren mir keinen sicheren Stand mehr, die Finger beginnen allmählich starr und gefühllos zu werden. Nun kommt das schwerste Stück, nämlich der Ausstieg aus der Rinne nach links hin. Wie ich diese Stelle nehmen soll, ist mir im ersten Augenblick nicht ganz klar; doch zu langer Überlegung habe ich keine Zeit, sonst versagen mir die Finger den Dienst. Ein rascher Entschluß, einige Augenblicke spannender, anstrengender Kletterei und ich sitze seelenvergnügt auf einer nicht übermäßig bequemen, abschüssigen Terrasse und wärme mir die Hände. Bald ist Rumpelt nachgekommen, und nun geht's gutgriffig hinauf zur Gratkante; noch eine abschüssige, glatte Platte, die, weil von Schmelzwasser überronnen, eine ziemlich vorsichtige Behandlung erfordert,[1]) noch ein paar

[1]) Ich möchte ausdrücklich betonen, daß die Schwierigkeiten der Tour durch das ungünstige Wetter, Neuschnee, Schmelzwasser usw. außerordentlich gesteigert wurden. Auf welches Maß sich diese Schwierigkeiten bei normalen Verhältnissen reduzieren, kann ich nicht sicher beurteilen.

Meter leichterer Kletterei und mit lautem Siegesruf stehen wir auf dem Gipfel des Dyhrenfurthturms.[1])

Sehr viel Platz bietet die Spitze des Turms gerade nicht. Während wir genau auf dem höchsten Punkte einen hübschen kleinen Steinmann errichteten, entglitt mir ein Stein, ein kurzer Satz und er sprang nach Osten zu hinunter ins Mlinicatal; eine Weile lautlose Stille, dann ein leiser dumpfer Ton, der uns vom Aufschlag tief unten Kunde gab.

Neben dem Hinaufkommen auf einen noch unerstiegenen Turm ist auch dem Hinunterkommen stets ein gewisses Interesse nicht abzusprechen, und gerade das schien in diesem Falle gar nicht so einfach zu sein, da wir der ganzen Tour zuliebe auf der entgegengesetzten Seite, nach Süden, absteigen mußten. Wieder versuchten wir's etwas westlich von der Gratkante, d. h. auf der Seite des Furkotatals, da der Soliskograt in seinem mittleren Teile nach Westen nicht so schroff abfällt wie nach dem Mlinicatale zu. Nur ein kurzes Stück konnten wir frei klettern, dann erschien es uns rätlich, uns abzuseilen.

Es ist ja immer ein Vorteil, wenn soviel Seil vorhanden ist, daß auch beim Abseilen die Kletterer durch ein Seil verbunden bleiben können. In solchen Fällen wie hier, wo man nur ein kurzes Stück der Abseilstrecke übersieht, ist es ganz besonders angenehm, wenn der erste, der sozusagen als Versuchsballon dient und die Stelle ausprobiert, dabei von oben gesichert werden kann. Langsam rutschte Freund Rumpelt über eine Platte hinunter, schob sich über eine Kante hinaus und verschwand; während der nächsten Minuten drangen nur hin und wieder Kraftausdrücke des Mißvergnügens zu mir herauf und belehrten mich, daß offenbar an der Stelle »etwas dran« war. Bald kam die Reihe an mich. Wenn unter einer scharfen Kante ein Überhang folgt, so ist dies bekanntlich eine geradezu ideale Handfalle; man braucht nur einen Augenblick nicht aufzupassen und schon ist die Hand zwischen dem durch das Gewicht des ganzen Körpers straff gezogenen Seile und dem Fels fest eingeklemmt und kann nur unter schmerzlichem Hautverlust wieder befreit werden. Doch »das gebrannte Kind scheut das Feuer«, und wenn man sich erst einmal in dieser nur für den Zuschauer amüsanten Situation befunden hat, so vermeidet man sie in Zukunft. Am sich drehenden Seile ging die Fahrt eine Weile frei durch die Luft, und schließlich landete ich auf einer unangenehmen Platte; ein langer Spreizschritt brachte mich hinüber zu meinem Freunde.

Rasch war das Seil nachgezogen, und wir begannen unter der den Dyhrenfurthturm und den südlich darauf folgenden Turm trennenden Scharte hindurchzuqueren. Von dieser Scharte zieht eine offenbar ganz gut begehbare Schlucht hinunter ins Furkotatal; 6½ Uhr abends war's, als wir diese Rinne erreichten. In

[1]) Ich möchte hier einmal auf die Schwierigkeit der Nomenklatur in der Tatra hinweisen. Wie auch aus den beigefügten Bildern hervorgeht, besteht die Hohe Tatra nur zum geringen Teile aus selbständigen markanten Gipfeln (der Idealberg in dieser Beziehung ist die Tatraspitze), die natürlich schon seit langem Namen tragen; zum großen Teil aber haben wir es mit lang hinziehenden, wild zerzackten, turmreichen Graten zu tun. In solchen Fällen kann man m. E. entweder nur den ganzen Grat als solchen oder aber jeden einzelnen relativ selbständigen Turm benennen, denn es wäre entschieden nicht richtig, nur dem Turm, der zufällig ein paar Meter höher ist als die anderen, einen Namen zu geben, den anderen dagegen nicht. Wir sehen nun in der Tatra dieselbe Entwicklung wie in manchen Alpengruppen, nämlich zuerst trugen nur die Hauptgipfel und die ganzen Grate Namen. Im letzten Jahrzehnt aber, d. h. seitdem der Alpinismus als Sport auch in die Tatra eingedrungen ist, seitdem um die noch unerstiegenen Türme stellenweise ein förmlicher Wettkampf entbrannt ist, in den letzten Jahren also ist es allgemein üblich geworden, jeden einzelnen relativ selbständigen Turm zu benennen. Wo soll man aber nun für den daraus resultierenden staunenswerten Gipfelreichtum der Tatra die Namen hernehmen? Namen nach äußeren Eigentümlichkeiten (Spitzer Turm, Breiter Turm, Dicker Turm, Plattenspitze usw.), sowie Lokalnamen (nach den benachbarten Tälern, Seen, Pässen usw.) reichen nicht annähernd. Daher ist man oft auf die fraglos weniger guten Personennamen angewiesen.

Anbetracht der späten Stunde war es entschieden das Richtige, die Tour hier abzubrechen und ins Furkotatal abzusteigen; und doch hatten wir diesmal so gar keine Lust, »vernünftig« zu sein, trennte uns doch nur noch ein Turm, der letzte noch unerstiegene im ganzen Soliskograt, von der Ottoscharte und damit vom Abschluß der ganzen Begehung. Kurze Beratung mit dem Ergebnis: Komme was wolle, die Tour wird zu Ende geführt.

Es folgte nun eine scharfe Wandkletterei hinauf auf diesen Turm, durch den jeden Vorsprung, jedes Band bedeckenden Neuschnee ganz außerordentlich erschwert, so daß der hier vorankletternde Rumpelt tüchtige Arbeit zu leisten hatte. Ganz zuletzt hielt uns noch ein den Gipfelgrat spaltender Riß ein paar Minuten auf, und so wurde es 7½ Uhr, bis wir den Gipfel des Rumpeltturms betraten. Prächtig war der Rückblick auf den hier vollkommen nadelförmig erscheinenden Dyhrenfurthturm. Hätten wir nicht oben den Steinmann und oberhalb der Abseilstelle die Rebschnurschlinge gesehen, hätten wir nicht genau gewußt, daß wir erst vor kurzem von der Nadel da drüben abgestiegen waren, wir hätten es vielleicht, noch dazu bei dem Nebel, für kaum möglich gehalten, so abschreckend sieht der Dyhrenfurthturm von Süden aus.

In größter Eile legten wir ein paar Steine zu einem kleinen Manndl zusammen, machten die Gipfeleintragungen und begannen den Abstieg zur Ottoscharte. Schwer war dieser gerade nicht, doch machte sich der Neuschnee und die beginnende Dämmerung schon recht unangenehm bemerkbar. Um 8¼ Uhr saßen wir in der uns so wohl bekannten Ottoscharte; die Begehung des ganzen Soliskograts war damit beendet. Während wir den Rest unseres Proviants verzehrten, berieten wir über den Abstieg. Zu der ins Mlinicatal hinabführenden Rinne, die wir schon zweimal im Abstieg, einmal im Aufstieg gemacht hatten, hatten wir, noch dazu jetzt in der Dunkelheit, sehr wenig Lust. Vielleicht war die ins Furkotatal hinabziehende Schlucht vorzuziehen.

Eine Weile ging es hier ganz gut, doch bald begann uns der auf dem harten Altschnee liegende, noch nicht verfestigte Neuschnee sehr zu stören. Rumpelt ging stufentretend voran, ich am straffen Seile hinterher. Inzwischen war die sternenlose Nacht hereingebrochen, selbst meinen Vordermann konnte ich nur noch mit Mühe erkennen und vorsichtig mußte der Fuß tasten, um die nächste Stufe zu finden. Wie in solch einem Falle die Sinne sich schärfen, die Aufmerksamkeit sich konzentriert! Alles im Leben hat ein Ende, auch diese düstere Schlucht, und um 9½ Uhr konnten wir endlich unten im Furkotatale das Seil einrollen und die Laterne anzünden.

Zunächst wurde die Karte und der Ottosche Führer studiert, und als wir da lasen, »die Tour ins Furkotatal wird im allgemeinen selten unternommen, auch ist der Weg dahin noch in voller Ursprünglichkeit erhalten«, da seufzten wir tief auf. Bei Laternenschein stundenlang von Block zu Block zu springen und zu balancieren, ist entschieden kein Hochgenuß, und doch war es noch gar nichts im Vergleich zu dem, was nachher kam, dem Krummholz. Eine Weile gelang es uns noch, durch vorsichtiges Lavieren das richtige Dickicht zu vermeiden; schließlich aber mußten wir doch hinein. Schon bei Tage ist es bekanntlich »ein Schinder ersten Ranges«, sich durch mächtiges, übermannshohes Krummholz hindurchzuarbeiten, und nun gar bei Nacht! — Das kann selbst den geduldigsten Menschen schließlich außer Fassung bringen. Als ich plötzlich in einem Loch verschwand und mir dabei beinahe ein Bein gebrochen hätte, da ergaben wir uns in unser Schicksal und entschlossen uns zum Biwak.

Obgleich wir nur noch in 1800 *m* Höhe waren und obgleich die Temperatur in der Nacht kaum unter Null sank, so habe ich doch bei wenigen meiner vielen Biwaks so maßlos gefroren, wie gerade diesmal. Es wirkte mehreres zusammen:

Wir hatten keinen Proviant mehr, waren durch Neuschnee und Schmelzwasser vollständig durchnäßt, in unseren Schuhen stand das Wasser, und obendrein mußten wir uns in das vor Nässe triefende Gras und Knieholz hineinlegen. Freilich lagen wir nur kurze Zeit, meist stampften wir und suchten uns durch gymnastische Übungen zu erwärmen. Als es dämmerte, setzten wir den Marsch fort und stolperten, steif gefroren, hinunter zum Csorbersee. Einige Stunden später standen wir am Coupéfenster und blickten sehnsüchtig zurück zu den wenigen Gipfeln und Graten, die aus den brodelnden Wolkenmassen emporragten.

DIE GRUPPE DER HINTEREN BASTEI

Am Abend des 4. Juni, des Tags, der uns den vergeblichen Marsch zur Ottoscharte beschert hatte (siehe oben), verlegten wir unser Standquartier vom Csorbersee in das gemütliche Schutzhaus am schönen Poppersee, in der Absicht, uns nun der Gruppe der Hinteren Bastei zu widmen. Doch »der Regen regnete jeglichen Tag«. Wer in den Pfingsttagen 1906 einen Ausflug unternommen oder doch wenigstens geplant hat, der wird sich wohl noch auf dies niederträchtige Wetter besinnen.

Die Lage der Hütte ist ganz besonders schön. Wenn der Wolkenflor einen Augenblick zerriß, dann hatten wir einen prächtigen Blick auf die Osterva mit der kecken Nadel des Elisenturms, auf die Tupa und den großartigen Hintergrund des Trümmertals, alles im strahlenden Kleide des Neuschnees. Auch die nähere Umgebung der Hütte ist überaus reizvoll, auf der einen Seite alter, hochstämmiger Bergwald, auf der anderen der geheimnisvolle, tiefe Poppersee, dessen Wellen beinahe bis an die Mauern der Hütte heranspülen. Dazu kam noch, daß wir bei dem scheußlichen Wetter die einzigen Gäste waren und uns mit Fräulein Nelly und Susi sehr gut gestellt hatten, kurz wir hatten es, abgesehen vom Wetter, in jeder Beziehung ausgezeichnet.

Allerdings erlebten wir während der nächsten Tage nichts Erwähnenswertes, denn Schach ist ja fraglos ein sehr interessantes Spiel, aber es ist hier wohl nicht der Ort, darauf einzugehen. Doch nein — ich will nicht übertreiben, etwas sogar recht Interessantes erlebten wir doch, nämlich eine Windhose. Es war ein imponierender Anblick, als sich plötzlich auf dem See eine mächtige, quirlende Wassermasse erhob und sich uns rasch näherte; glücklicherweise zog der Wirbel wenige Schritte an der Hütte vorbei. In einem Augenblick waren mehrere mächtige, alte Bäume teils entwurzelt, teils ein Stück über dem Boden abgedreht, doch traf keiner beim Fall die Hütte, wenngleich ihre nächste Umgebung ein Bild wilder Zerstörung darstellte. Etwas Gutes hatte dieses Ereignis insofern, als meinem schon sehr »stallmutig« gewordenen Freunde dadurch ad oculos demonstriert wurde, daß das denn doch nicht das ganz richtige Wetter für Erstersteigungen wäre.

Als am 8. Juni das Wetter, ich will nicht sagen besser, aber jedenfalls etwas weniger schauderhaft war, entschlossen wir uns, dem Satan—Basteizuge unseren Antrittsbesuch abzustatten.[1]) Zunächst wanderten wir eine Weile im Mengsdorfertale hin und erreichten dann über einen mächtigen Geröllkegel und zuletzt durch eine ewig lange, stellenweise recht steile, schneeerfüllte Schlucht die Satanscharte, die den Satan von der Hinteren Bastei trennt. Nach kurzer Frühstückspause packten wir die schöne, steile Nordwand des Satan in dickem Nebel an, und wirklich gelang es uns, dank einer uns selbst überraschenden Findigkeit, einen geeigneten Durchstieg zu entdecken. 20 Minuten mäßig schwerer, hübscher Kletterei, und wir saßen auf einem Gipfel und berieten, ob dies auch wirklich der Nordgipfel des Satan wäre; so dicht war der Nebel, daß wir diese Frage erst nach einiger Zeit bejahend entscheiden konnten.

[1]) Ich verweise auch hier, um mir genauere Wegangaben sparen zu können, auf meine Tourenberichte (Ö. A.-Z. 741 und 762).

Daß es bei einem derartigen Wetter und Neuschnee so gut wie ausgeschlossen war, die ganze Gratwanderung bis hinüber zum Hlinskaturm durchzuführen, davon waren wir eigentlich überzeugt; trotzdem wollten wir, um unser alpines Gewissen zu beruhigen, wenigstens einen kleinen, schüchternen Versuch unternehmen. Wir kehrten daher zur Satanscharte zurück und erstiegen auf der anderen Seite einen untergeordneten Zacken, von dem aus wir, da der Nebel etwas dünner wurde, die nächsten beiden Türme betrachten konnten.

Selten habe ich etwas so Abschreckendes gesehen wie die unmittelbar nach Norden zu folgende Nadel, die wir später Höllenturm tauften. Längere Zeit betrachteten wir staunend dieses phantastische Gebilde, ohne eine für den Anstieg geeignete Stelle zu erspähen. Soviel war jedenfalls klar: Wenn die Sache in der Tonart begann, dann waren Nebel und Schneetreiben, Neuschnee und rieselndes Schmelzwasser nicht gerade die geeigneten Vorbedingungen. Also ein andermal auf Wiedersehen!

Da der Basteigrat bei diesen Verhältnissen vorläufig für uns »Tabu« war, wir aber etwas vorhaben wollten, erstiegen wir am nächsten Tage eine noch jungfräuliche, hübsche, scharfkantige Pyramide zwischen Koprovapaß und Gemsenscharte, die wir »Nellyspitze« benannten. Beim Abstieg durch das steile Couloir, das von der Gemsenscharte ins Mengsdorfertal hinunterzieht, erlebten wir ein Abenteuer, das recht böse hätte ablaufen können, nämlich die Neuschneedecke bildete, sich loslösend, eine kleine Lawine, die uns ein größeres Stück mitnahm. Es ist ein merkwürdiges, doch nicht gerade sehr angenehmes Gefühl, wenn man so auf dahinflutenden Schneemassen liegt und mit den Armen rudernd sich bemüht, an der Oberfläche zu bleiben. Es ist jene unangenehme Empfindung, die wohl die meisten Sportleute haben, wenn die Entscheidung über unser Leben unseren Händen entglitten ist und wenn die Losung lautet: »Abwarten, 's wird, was wird.« Nun, diesmal ging's noch gut ab und mittags waren wir wieder im Poppersee Haus.

Am nächsten Tage kam es dann zu der schon oben geschilderten Begehung der nördlichen Hälfte des Soliskograts, mit der unser diesmaliger Aufenthalt in der Tatra abschloß.

— - - — —

Ein schöner, an herrlichen Bergfahrten fast überreicher Sommer lag hinter uns, als wir am 12. September 1906 wieder in der Majláth Hütte einrückten, von deren Insassen freudigst begrüßt. Noch vor kurzem waren wir im Unterengadin durch ein geradezu strahlend schönes, fabelhaft beständiges Wetter begünstigt gewesen, doch als wir jetzt in der Tatra ankamen, da steckten die Gipfel in dicken Wolkenmassen und bis etwa 1800 *m* herunter lag der Neuschnee, kurz es war genau so, wie bei unserer Abreise im Juni. In diesem Augenblick hatten wir volles Verständnis für den Engländer, der Salzburg bei strömendem Regen verlassen hat und, nach zweijähriger Abwesenheit wieder bei Regen ankommend, ärgerlich murmelt: »Goddam, scheußliche Stadt, regnet noch immer.« War es schon zu spät im Jahre, waren wir unmittelbar nach Toresschluß gekommen? Da wir erst den 12. September schrieben, konnten wir daran nicht glauben. Diesmal wollten wir nicht wieder unverrichteter Dinge abziehen, wir wollten die Gratwanderung von der Satanscharte bis zum Hlinskaturm machen, auch wenn wir noch so lange darauf warten müßten. In der Absicht, uns in unserer Engelsgeduld durch nichts beirren zu lassen, richteten wir uns also in unserer lieben Hütte häuslich ein.

Als am nächsten Tage, wie wir dies schon erwartet hatten, der Regen herniederprasselte und die Neuschneegrenze allmählich immer tiefer rückte, straften wir die Außenwelt mit Verachtung und widmeten uns dem beschaulichen Hüttenleben. Dieses gestalteten wir im Laufe der nächsten Tage äußerst raffiniert: Unsere tägliche

Schlafleistung schwankte zwischen 14 und 16 Stunden, 12—13 in der Nacht, 2—3 am Nachmittag; auch im Essen brachten wir es zu geradezu ungeheuren, staunenswerten Leistungen. Um nicht ganz »außer Form« zu kommen, übten wir uns täglich längere Zeit im griechisch-römischen Ringkampf und erprobten unsere Kletterkünste an den Zimmerwänden und auch am Ofen. Leider kam es am Ofen durch die »Brüchigkeit des Gesteins« zu einem kleinen Absturz, der auf den Ofen entschieden ungünstiger einwirkte, als auf mich. Dies veranlaßte uns, in Zukunft unsere Kletterübungen an die Außenwände der Hütte zu verlegen. Durch eine Sammlung alter, gänzlich unmöglicher Novellen sowie durch einen Musikautomaten war auch für unsere geistige Nahrung in befriedigendster Weise gesorgt. Vom rein gesundheitlichen Standpunkte aus war also dieser Tatraaufenthalt entschieden ideal, umsomehr, da er das richtige Gegengewicht und die erwünschte Nachkur zu unserem recht anstrengenden Sommer darstellte.

Immerhin befriedigte uns dieses Leben noch nicht so ganz, und hin und wieder unternahmen wir sogar einen Anlauf zu einer kleinen Hochtour. Geglückt ist uns eigentlich nur zweierlei, nämlich die Bezwingung des kecken Elisenturms an der Osterva[1]) und die erste Erreichung der Kopkischarte, beides den in jeder Beziehung denkbar ungünstigsten Verhältnissen abgetrotzt. Besonders die Tour zur Kopkischarte ist mir in unangenehmster Erinnerung, denn da erforderte der Anmarsch beinahe übermenschliche Geduld. Mehrere Stunden lang mußten wir uns durch etwa 3/4 *m* tiefen Neuschnee hindurcharbeiten, und wenn noch dazu unter der Neuschneedecke große Blöcke oder gar Knieholz verborgen waren, dann konnte man oft daran verzweifeln, überhaupt vorwärts zu kommen. Immerhin war diese Tour insofern ganz interessant, als wir uns, um die Kopkischarte von Nordosten her zu erreichen, 17 *m* großenteils frei durch die Luft abseilen mußten.

Diesen beiden recht unbedeutenden Erfolgen stehen mehrere Mißerfolge gegenüber. So versuchten wir z. B. mehrmals, wenn das Wetter in der Frühe ein klein wenig besser aussah, dem heiß ersehnten Ziele unserer Wünsche, der Hinteren Basteigruppe, zu Leibe zu gehen. Sehr weit kamen wir allerdings nie, kein einziges Mal erreichten wir auch nur die Satanscharte. Am 23. September setzten wir zu einem letzten Sturme an, brachen ganz zeitig auf und befanden uns 5 Uhr morgens am Beginn der Schlucht, die zur Satanscharte hinaufzieht. Diese Rinne wird durch eine kleine Steilstufe gesperrt, deren Existenz uns im Juni infolge des damals noch ziemlich reichlichen Winterschnees vollständig verborgen geblieben war. Um diese Steilstufe zu überwinden, mußte man direkt in einem kleinen Wasserfall hinaufklettern. Nur ungern entschloß ich mich dazu, doch als binnen wenigen Sekunden die Finger gänzlich gefühllos wurden, als das eiskalte Schmelzwasser mir durch die Ärmel und am Körper entlang lief, da kühlte sich meine Kletterbegeisterung vollends ab. Noch dazu setzte wieder einmal ein echt winterliches, kräftiges Schneegestöber ein und machte auch gar keine Miene, sobald aufzuhören. Da sahen wir ein, daß das Wetter unserer Hartnäckigkeit noch überlegen war, ergaben uns in unser Schicksal und fuhren noch an demselben Tage ab.

— — — — — — —

Ob und welchen objektiven, allgemein gültigen Wert etwas besitzt, ist ja relativ nebensächlich im Vergleich zur subjektiven Wertschätzung, und meine Wertschätzung des Basteigrates wuchs begreiflicherweise allmählich ins Ungeheure. Es handelte sich ja nicht nur um ein paar Erstersteigungen — auf die hätte ich ohne weiteres verzichten können —, es handelte sich vor allem darum, daß ich diesen Basteigrat

[1]) Erstersteigung des Elisenturms durch Herrn Domänenpächter E. Dubke 1904.

schon so lange vergeblich bestürmt hatte. Diese, wenn auch unverschuldeten Niederlagen mußten wieder gut gemacht werden, ich mußte diesen Grat als Erster begehen, koste es, was es wolle! Ich glaube nicht »futterneidisch« zu sein, diesmal aber hätte es mich doch gekränkt, wenn ein anderer die Tour vor mir gemacht hätte; darum mußte sie vor dem Sommer 1907 von uns ausgeführt werden, also im Frühjahr 1907.

Als das Frühjahr 1907 herankam, stellte sich ein ernstliches Hindernis ein; nämlich ich hatte das Unglück, in der Großstadt auf ebener Erde mir an einem Beine eine Sehnenzerreißung zuzuziehen. Wie es in solchen Fällen meistens geht, so auch hier: Die Sache zog sich in die Länge, und es wurde und wurde nicht besser. Schließlich war aus mannigfachen Gründen ein weiteres Hinausschieben der Tour nicht mehr möglich, und ich stand nun vor der Wahl, entweder auf die Tatrareise zu verzichten oder trotz des Beines, das, noch nicht geheilt, mir vielfach Schmerzen machte, den Versuch zu unternehmen. Ich entschied mich für den Versuch. Zwei Telegramme — und am 12. Juni 1907 in der Frühe fuhren Freund Rumpelt und ich in Breslau ab. Ich war sehr wenig hoffnungsfreudiger Stimmung und machte Rumpelt gegenüber auch gar kein Hehl daraus, daß ich ein Gelingen des Experiments für recht unwahrscheinlich hielt.

Am Abend des 12. Juni waren wir wieder in der Poppersee Hütte, und da diesmal wenigstens das Wetter nichts zu wünschen übrig ließ, trafen wir sofort unsere Vorbereitungen. Anfangs hatten wir daran gedacht, am folgenden Tage nur eine kleine Tour zu unternehmen, um mein Bein auszuprobieren und uns etwas einzulaufen, denn wir waren beide vollständig außer Training. Doch fürchteten wir, das Wetter könne am übernächsten Tage vielleicht wieder schlecht werden, und so entschieden wir uns trotz aller Bedenken dafür, sofort am nächsten Tage der Gruppe der Hinteren Bastei wieder einmal den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Prachtvoll klarer Sternenhimmel begrüßte uns, als wir 2 Uhr 15 Min. früh vor die Hütte traten. Während des Anmarsches zum Beginn der schon öfters erwähnten, zur Satanscharte hinaufziehenden Schlucht kreisten meine Gedanken immer nur um den einen Punkt: Wird mein Bein auch aushalten, wird's gehen? Und ebenso oft, wie ich die Frage stellte, ebenso oft gab ich mir auch selbst die Antwort: Es muß gehen, ich will's. Um mich nach Möglichkeit zu schonen, mußte Rumpelt, ohne abgelöst zu werden, durch das ganze Couloir bis hinauf zur Satanscharte Stufen stampfen, was, wie ich ihm zum Troste öfters versicherte, außerordentlich günstig auf die Oberschenkelmuskulatur einwirkt.

Bald standen wir wieder auf dem Vorzacken nördlich der Satanscharte und genossen das uns jetzt schon etwas vertraute Bild des überaus kühn geformten Höllenturms. Nur kurze Zeit hielt uns die gutgriffige Nordwand unseres Vorzackens auf, wenige Minuten später hatten wir, Rumpelt voran, den Südgrat des Höllenturms angepackt. Dort gab's gleich recht ernste Arbeit, und nur langsam gewannen wir in dem plattigen, äußerst griffarmen Gestein an Höhe. Da uns obendrein unsere ohnehin recht schweren, durch das Gewicht der Nagelschuhe ganz unhandlich gewordenen Rucksäcke sehr belästigten, so kehrten wir wieder ein Stück zurück und querten in nicht leichter Kletterei auf der Westseite unter dem Höllenturm durch zu der nördlich von ihm gelegenen Scharte, wo wir die Rucksäcke zurückließen.

Wenigstens war der Turm von hier aus nicht mehr so hoch, wie von der südlichen Scharte; er hatte sein Aussehen überhaupt vollständig verändert, denn während er nach Süden zu einen steilen, plattengepanzerten Grat sendet, bekamen wir es hier mit einer allerdings nicht sehr hohen, doch stellenweise überhängenden Wand zu tun. Bis zu einer kleinen Plattform am Fuße dieser Wand gelangten wir leicht, hier aber stockte unser Vordringen. Der unterste Überhang ließ sich durch menschlichen Steigbaum nicht übermäßig schwer bewältigen, aber die darauf folgen-

den 3—4 *m* verursachten uns einiges Kopfzerbrechen. Erst nachdem Rumpelt einen Mauerhaken zu seiner Sicherung eingetrieben und mit einem zweiten Mauerhaken die winzigen, durch Flechten ausgefüllten Risse und Vertiefungen ausgekratzt hatte, erst dann gelang es ihm, diese Stelle zu nehmen. Die obersten paar Meter erleichterte ein den Gipfel in zwei Hälften spaltender Riß. Es war ein recht luftiges Plätzchen, auf dem wir nun vereint saßen und uns des ersten Erfolgs freuten. Obgleich ein Gewitter drohte, ließ Rumpelt es sich nicht nehmen, nach Süden zu bis zu der Stelle hinunterzuklettern, an der wir vorher umgedreht waren, und auf diese Weise auch die Begehbarkeit des sehr schweren Südgrats festzustellen.

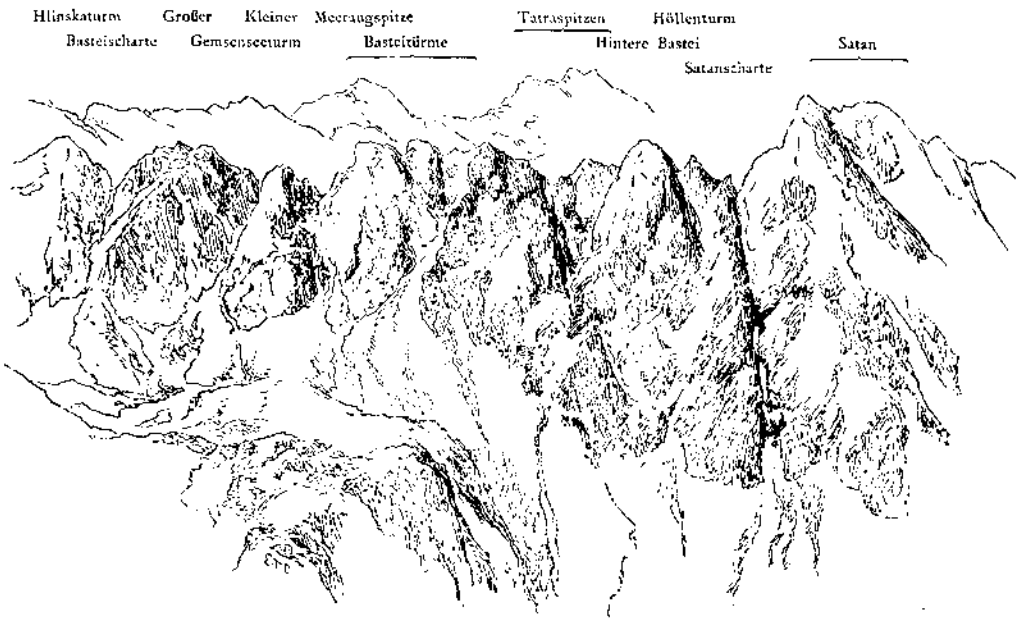
Um uns nach Norden hinunter abseilen zu können, mußten wir um die ganze eine Hälfte des gespaltenen Gipfels eine riesige, einem Halsband vergleichbare Rebschnurschlinge legen. Ich war als erster am doppelten Seile hinuntergeklettert, stand wartend auf der kleinen Plattform und betrachtete gerade liebevoll meinen schäbigen, alten Lodenhut, da ertönte plötzlich der Ruf »Achtung«. Fast in demselben Augenblick, noch ehe ich irgend eine andere Stellung einnehmen konnte, sauste auch schon ein nahezu kopfgroßes Granitstück herab und setzte, in mächtigem Schwunge von meinem Schädel abprallend, seinen Flug fort ins Mengsdorfertal. Meinem Kopf hatte dieser Zusammenstoß natürlich nichts geschadet, doch auch das Granitstück war unversehrt geblieben. Nachdem Freund Rumpelt mich auf diese Weise durch einen Vorreiter auf seine Ankunft vorbereitet hatte, erschien er bald darauf selbst; das Seil wurde nachgezogen und wir kletterten hinunter zur Scharte.

Da das Gewitter sich verzog, luden wir das Riesengewicht unserer Rucksäcke wieder auf unsere geduldigen Rücken und erkletterten ohne besondere Schwierigkeit den nach Norden zu folgenden Gipfel. Dieser ist in dem ganzen Grate zwischen der Satanscharte und dem Hlinskaturm, d. h. in der ganzen Hinteren Basteigruppe, bei weitem die höchste Erhebung und verdient daher den Namen »Hintere Bastei«. Die Aussicht von der Hinteren Bastei ist jedenfalls weniger umfassend als die vom Satan, vielleicht aber gerade wegen des Blicks auf die Nordwand des Satan abwechslungsreicher. Im Westen über unser liebes Mlinicatal hinüber zeigen sich der Soliskograt, die Furkotaspitze und das Triumetal, darüber hinausragend dahinter der mächtige Krivan, im Nordwesten und Norden die Csorberspitze und das uns noch bevorstehende, lange Gratstück bis hinüber zum Hlinskaturm, im Nordosten und Osten das ganze Heer der Tatragipfel, von denen ich nur die Meeraugspitze, die herrlich geformte, doppelgipflige Tatraspitze, die Koncysta und die Gerlsdorferspitze als die bekanntesten hervorheben will. Heute hatten wir es endlich einmal mit dem Wetter gut getroffen.

Über die nun folgende lange Gratwanderung will ich mich ganz kurz fassen. Von der Hinteren Bastei ging's nach Norden zu ziemlich tief hinunter, wobei wir uns einmal abseilen mußten, darauf überschritten wir nacheinander den »Südlichen«, »Mittleren« und »Nördlichen Basteiturm«.[1]) Während diese drei Türme sich auf gemeinsamem Sockel erheben und nur durch relativ flache Scharten voneinander getrennt sind, mußten wir dann wieder einmal tief hinunter, und zwar hielten wir uns dabei, wie überhaupt während eines großen Teils der Gratwanderung, etwas links unterhalb der Gratkante, d. h. auf der Seite des Mlinicatals. Der nun folgende, noch unerstiegene »Kleine Gemsenseeturm« kostete uns nicht viel Zeit, vor allem deshalb, weil wir begannen, unser Tempo zu verschärfen; immerhin war es schon sehr spät geworden, nämlich 7 Uhr abends, als wir den Gipfel des unschwierigen »Großen Gemsenseeturms« betraten.[2])

Nur noch die Basteischarte, eine »Scharte« im ursprünglichsten Sinne des

[1]) Erstersteigung dieser drei Gipfel durch die Herren S. Klemensiewicz und G. Maślanka im Jahre 1905.
[2]) Erstersteigung durch die Herren S. Klemensiewicz und G. Maślanka im Jahre 1905.



Satan-Basteigruppe vom Hauptgipfel des Solisko.

Wortes, trennte uns von dem uns überragenden trotzigen Hlinskaturm, 2334 *m*,[1]) dem nördlichsten Gipfel unserer Kette. Genau ebenso wie ein Jahr vorher am Soliskograt standen wir jetzt vor der Alternative, die Tour wegen der späten Stunde abzubrechen oder sie doch noch fortzusetzen, und genau ebenso wie vor einem Jahre entschieden wir uns dafür, auf jeden Fall unser Werk zu Ende zu führen. Gerade auf den Hlinskaturm zu verzichten, hätte uns sehr leid getan, denn wenn er auch hinter dem höchsten Gipfel nördlich der Satanscharte, der Hinteren Bastei, an Höhe zurückbleibt, so ist er doch fraglos der orographisch wichtigste Gipfel der ganzen Kette, da er den Knotenpunkt dreier Grate darstellt: Der Grat Koprovapaß-Nellyspitze von Nordosten, der Gebirgszug Triumetal-Csorberspitze von Westen und die Satankette von Südsüdosten treffen sich im Hlinskaturme. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade dieser hübsche Gipfel noch unerstiegen geblieben war, und eben deshalb legten wir auf den Hlinskaturm ganz besonderen Wert.

Da der geradezu phantastisch zerzackte Nordgrat des Großen Gemsenseeturms vielleicht überhaupt nicht gangbar ist, zum mindesten aber viel Zeit gekostet hätte, holten wir zu einer Umgehungsbewegung auf der Seite des Mlinicatals aus und erreichten dadurch trotz eines nicht ganz unbedeutenden Höhenverlustes die Basteischarte in ziemlich kurzer Zeit. Unverzüglich nahmen wir den Hlinskaturm in Angriff. Es folgte nun eine nicht eigentlich schwere, aber unangenehme Kletterei über auffallend brüchige, mit Rasenflecken gesprenkelte Felsen. Auf einer kleinen Terrasse ließen wir den größten Teil unseres Gepäcks zurück und drangen beinahe im Laufschritt bis an den Fuß der senkrechten Schlußwand vor. Ob man diese Wand etwa umgehen konnte, danach zu sehen nahmen wir uns gar nicht die Zeit, wir wußten nur: Hier ist eine Wand, darüber muß der Gipfel sein, also rasch hinauf! Kaum hatte ich diesen Gedanken gefaßt, und schon stürmte ich in Kletterschuhen durch einen engen, senkrechten Riß aufwärts. Immerhin konnte ich trotz meiner atemlosen Eile

[1]) Auf den meisten Tatrakarten ist dieser Punkt 2334 *m* als Hintere Bastei bezeichnet; dies ist aber ein Irrtum, in Wahrheit heißt dieser Gipfel schon seit langer Zeit Hlinskaturm.

feststellen, daß dies eine ganz besonders hübsche Kletterstelle war, eine nicht leichte, wirklich genußvolle Kaminarbeit. In einem kleinen Schartel stehend, sicherte ich den mit größter Beschleunigung folgenden Rumpelt, und kaum stand er neben mir, da setzte ich die Hetzjagd auch schon fort. Eine kleine, grifflose Steilstufe kam mir in die Quere, eine Art Stemmkippe, und sie war genommen. 8 Uhr abends — wir standen auf dem Gipfel des Hlinskaturms![1]) Einen Augenblick atmeten wir auf, einen Augenblick voll Siegesfreude, doch der wog mehr, unendlich mehr, als viele Stunden des grauen Alltags. Während der eine von uns einen kleinen Steinmann errichtete, machte der andere die Eintragungen im Gipfelbuch, und schon begannen wir den Abstieg. Diesmal umgingen wir die Schlußwand.

Allmählich begann es zu dämmern, und mochten wir uns auch noch so sehr beeilen, die zurückgebliebenen Sachen in unsere Rucksäcke hineinzustopfen, es ließ sich doch nicht verhindern, daß die letzten Minuten der Kletterei infolge der Dunkelheit ziemlich ungemütlich wurden. 8 Uhr 40 Min. erreichten wir die von der Basteischarte ins oberste Mlinicatal hinunterziehende Schlucht. Was nun folgte, war ein genaues Gegenstück zu unserem nächtlichen Abstieg ins Furkotatal. Die allmählich hereinbrechende Nacht und die ziemlich bedeutende Steilheit der Rinne machten diesen Abstieg genau ebenso unangenehm wie den damaligen, und manchmal hatte ich das Gefühl, als läge garnicht ein volles Jahr dazwischen, als wäre es eine unmittelbare Fortsetzung. Ein kleiner Unterschied bestand allerdings darin, daß eine längere Strecke ganz harten, überkrusteten, vereisten Schnees die Sache diesmal entschieden noch ungemütlicher machte; nur durch größte Vorsicht konnten wir diese Stelle meistern, indem wir besonders die Kluft zwischen Schnee und Fels benützten.

Als wir die Schlucht hinter uns hatten, da hatten wir gewonnenes Spiel, denn ein Verirren brauchten wir in dem uns so wohlbekannten Mlinicatale nicht zu fürchten. An den Oberen Gemsenseen ging's östlich vorbei und rasch gelangten wir, trotz der Dunkelheit kleine Strecken abfahrend, zum Unteren Gemsensee. Hier streckten wir uns auf weiches Moos zu kurzem Schlummer; sobald das Frieren beginnen würde, wollten wir den Marsch fortsetzen. Es war für uns ein entschieden herzerfreuender Anblick, beim Liegen auf der linken Seite die Türme des Soliskograts, beim Herumdrehen auf die rechte die eben bezwungenen Zinnen sich dunkel und geheimnisvoll gegen den Sternenhimmel abheben zu sehen. Wie wir dies schon erwartet hatten, weckte uns die Kälte pünktlich nach einer Stunde auf, und schlaftrunken setzten wir uns wieder in Bewegung. Am Skoksee und Schleierwasserfall wanderten wir vorbei hinunter zum Csorbersee. Doch damit war's heute noch nicht abgetan; zu unserer größten Betrübnis mußten wir zu guter Letzt wieder steigen, um hinein ins Gebirge zum Poppersee zu gelangen. 4 3/4 Uhr morgens, nach 26 1/2stündiger Abwesenheit, überschritten wir die Schwelle des Schutzhauses.

Zwei Tage später bezwangen wir zusammen mit Herrn E. Dubke und dessen Führer Franz sen. wohl den schwersten Gipfel der Tatra, den trotzigen Simonturm. Damit schlossen wir ab. Zwar barg und birgt die Tatra für den Kletterer noch viele schöne Probleme, doch trugen wir für den Augenblick darnach kein Verlangen. Das Ziel unserer Wünsche war erreicht, wir waren befriedigt. Obendrein ging meine Zeit zu Ende, andere Verabredungen riefen mich fort in die Alpen.

[1]) Ich möchte erwähnen, daß die von uns für die ganze Gratbegehung benötigte Zeit ein Maximum darstellt. Herr E. Dubke wiederholte unsere Tour einige Wochen später in erheblich kürzerer Zeit.

DIE SÄCHSISCHE SCHWEIZ ALS KLETTERGEBIET. VON DR. G. A. KUHFAHL

Schon seit mehreren Jahrzehnten läßt sich an dem Anwachsen des sommerlichen Reiseverkehrs in den Alpen und an dem Mitgliederstand der zahlreichen Touristenvereine deutlich erkennen, daß die Lust zur Bergsteigerei in Deutschland mehr und mehr Gemeingut breiterer Volkskreise geworden ist. Heute macht es der wachsende Wohlstand zusammen mit der Verbilligung der Reisegelegenheiten auch dem Minderbemittelten möglich, die Kosten für eine Alpenfahrt aufzuwenden. Die gesteigerten Anforderungen, die das Großstadtleben in Handel und Wandel an alle werktätigen Bewohner stellt, haben außerdem dazu geführt, daß die Gewährung einer sommerlichen Ruhepause nicht mehr das Alleinrecht der Lehrerschaft und der höheren Beamten geblieben ist, sondern daß auch andere Erwerbsklassen ihre Arbeitsstätten für einige Wochen des Jahres zu Erholungszwecken verlassen dürfen. Während die alpine Bergsteigerei also früher in der Hauptsache nur demjenigen offen stand, der Geld und Zeit in reichlichem Maße besaß, vermögen jetzt viele Tausende auch bei beschränkter Freiheit und bescheidenen Mitteln ins Hochgebirge zu ziehen.

Hand in Hand mit dieser Verallgemeinerung des alpinen Reisens ging bei einem nicht unbeträchtlichen Teile dieser großen Besucherschar eine Steigerung der eigenen sportlichen Fähigkeiten, die hinter den Durchschnittsleistungen der berufsmäßigen Führerschaft bald nicht mehr zurückstanden. Andere Gründe verschiedener Art traten dazu, um die Vorliebe für führerlose Bergfahrten rasch zu verbreiten.

Viele von diesen Alpenbesuchern streben heute darnach, während ihrer knapp bemessenen Urlaubsfrist sofort aus eigener Kraft an die schwierigsten bergsteigerischen Aufgaben heranzutreten. Da sie nicht in der Lage sind, sich vorher alljährlich aufs neue durch kleinere, zeitraubende Unternehmungen in den Alpenländern selbst das nötige Maß von Sachkunde, Gewandtheit oder Ausdauer anzueignen, so entstand das Bedürfnis, sich zunächst durch Einsicht der Literatur die Erfahrung der Vorgänger theoretisch zunutze zu machen und den Körper für die zu erwartenden Anforderungen bereits daheim gehörig zu schulen. Lange Märsche im Flachlande oder Radfahrten, Freiübungen und Turnkünste, Bewegungsspiele und Kraftproben aller Art können diesem Zwecke bei systematischer Durchführung zwar dienlich sein, sie bleiben zumeist aber doch ein Notbehelf und vermögen in ihrer Einförmigkeit dem berggewohnten Naturfreunde sicher keine besondere Befriedigung zu gewähren. Für ernstere Bergsteiger lag es darum näher, sich zur Erhaltung ihrer körperlichen Rüstigkeit und Klettergewandtheit, auch fern von den Alpenländern natürliche Übungsstätten zu suchen und dabei in Ermanglung hochragender, vergletscherter Ziele mit den vorhandenen niedrigeren Felsgebilden vorlieb zu nehmen. Den Mittelgebirgen aller Größen wurde damit eine bisher unbeachtete Seite abgewonnen. Während der gewöhnliche Verkehr daselbst nur die naturgemäßen bequemen Wege einschlägt und

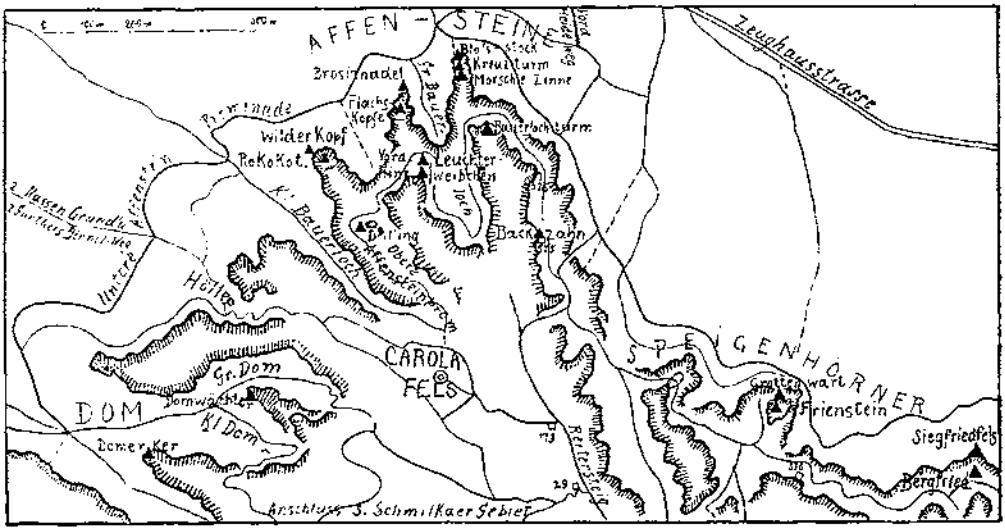


Abb. 1. Dom- und Affensteingruppe.

jedem Hindernisse sorgsam ausweicht, richtete der sportlustige Alpinist nun sein Augenmerk gerade auf die ungangbarsten Stellen.

Auf diese Weise wurden im Bereiche der mitteldeutschen Granit- und Sandsteingebirge im Badischen und Hannoverschen, in Franken und an verschiedenen anderen Stellen solche »Kletterschulen« entdeckt. Je flacher die Heimatscholle im allgemeinen sich dehnt, um so höher steigt gewöhnlich die Wertschätzung derartiger Felswändchen oder Bergknirpse. Als Kuriosum sei hierzu an einen Fall aus Westdeutschland erinnert, wo man in edler Begeisterung sogar einen harmlosen Uferhang mit Sprengschüssen und Spitzhacke erst bearbeiten ließ. Nur wer als eifriger Liebhaber der Bergsteigerei dauernd an das Tiefland gebannt ist, wird ganz verstehen können, welch knabenhafte Kletterlust auch den ernsten Mann gelegentlich in Erinnerung an frühere alpine Unternehmungen erfaßt, und welch herzliches Vergnügen ihm dann diese bescheidenen Kletterblöcke bereiten, die ihr Haupt oft genug noch nicht einmal über die Wipfel des Buchen- oder Fichtenwaldes hinausheben.

Allen jenen Klettergärten ist kaum etwas mehr als eine beschränkte lokale Bedeutung beizumessen; ein Besuch von fernher und ein breiteres Interesse der Öffentlichkeit ist kaum zu erwarten, selbst wenn gelegentlich einmal in Tagesblättern oder touristischen Zeitschriften Beschreibungen solcher Kletterfahrten auftauchen. Keines solcher Felsgebilde vermag etwas anderes darzustellen, als gewissermaßen ein von der Natur gebotenes Turngerät, denn keines wird der Aussicht halber oder sonst aus ähnlichen Gründen erklettert, die uns beim wirklichen Alpinismus zu leiten pflegen. Das Klettern ist hier vielmehr lediglich Selbstzweck.

Nicht alle deutschen Mittelgebirge aber, die nordwärts der Alpen liegen und heute von Bergsteigern als Tummelplatz aufgesucht werden, sind in dieser verhältnismäßig untergeordneten Weise bloß als Kletterschule zu bewerten. Unter ihnen besteht eine Ausnahme, die Anspruch auf eigenes Interesse nicht nur in landschaftlicher, sondern auch in sportlicher Beziehung zu erheben vermag, das ist das Elbsandsteingebirge südlich von Dresden, die sogenannte Sächsische Schweiz.

Eine ganze Reihe von Tatsachen wirkt hier zusammen, um dem meilenweiten Waldgebirge gerade im Gegensatze zu den Kletterschulen soviel Eigenart zu verleihen, daß sein Besuch allein sich auch für fernerwohnende Sportleute völlig ver-

lohnt und selbst die höchstgespannten Anforderungen des geübten Felskletterers überreich befriedigen wird. Viele Hunderte sachgemäß ausgerüsteter Bergsteiger strömen heutzutage fast während des ganzen Jahres an jedem Sonn- und Feiertage aus den benachbarten Städten hinaus, und nur bei strenger Kälte und hoher Schneelage ist dem Klettereifer daselbst eine natürliche Schranke gesetzt. Mit der stattlichen Höhe der Felstürme vereinigt sich die Schwierigkeit der Anstieglinien, sowie die Verschiedenartigkeit und die große Menge der Kletterziele; ferner tritt noch die durch den Gesteinscharakter bedingte besondere Art von Klettertechnik hinzu, für die sich im gesamten Alpengebiete nirgends ein gleichartiges Feld der Ausübung vorfindet.

Weder die übliche Bewegung im alpinen Urgestein bei Gratüberschreitungen, Wandstellen, engen Rissen oder blockgesperrten Kaminen, noch die besonderen Kletterkniffe der Dolomitsteigerei lassen sich schlechtweg mit den Anforderungen der Sandsteinklettertechnik vergleichen. An den Türmen und Felsnadeln der Sächsischen Schweiz ist für gewöhnlich nicht mit bequemen und zuverlässigen Griffen zu rechnen. Der Weg zur Höhe führt zumeist durch ein System schmaler, ausgewaschener Risse und nur selten über die freie Wand; in beiden Fällen muß der Kletterer seinen Erfolg in gründlichster Ausnützung der Reibung suchen, die an der rauhen, körnigen Fläche des Sandsteins sich in solchem Maße bietet, daß sie ein völlig neues Moment in die üblichen Formen der Kletterkunst hineinbringt.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß sich die geologischen und touristischen Verhältnisse dieses Sandsteingebirgs nicht ohne weiteres durch Hinweis auf andere bekannte Gebirgsbeispiele charakterisieren lassen. Wenn man vielmehr die landschaftliche Schönheit der Sächsischen Schweiz schildern und dabei die Kletterei auch nach ihrer technischen Seite behandeln will, so muß man zunächst einen kurzen Abriß von der geologischen Eigenart und geographischen Beschaffenheit des Gebiets geben.

Ein flüchtiger Blick auf die Gebirgskarte Mitteleuropas lehrt, daß das Elbsandsteingebirge ein Glied des großen mitteldeutschen Gebirgszugs ist und dabei mit seiner verhältnismäßig kleinen Fläche von etwa 450 km^2 gerade an derjenigen Stelle eingekeilt liegt, wo die zwei Hauptrichtungen des Westens und Ostens, die erzgebirgische und die lausitzische, nahezu rechtwinklig aufeinander stoßen. Der tiefeingefurchte Durchbruch des breiten Elbstroms schneidet dabei genau durch den Scheitelpunkt dieses Winkels und

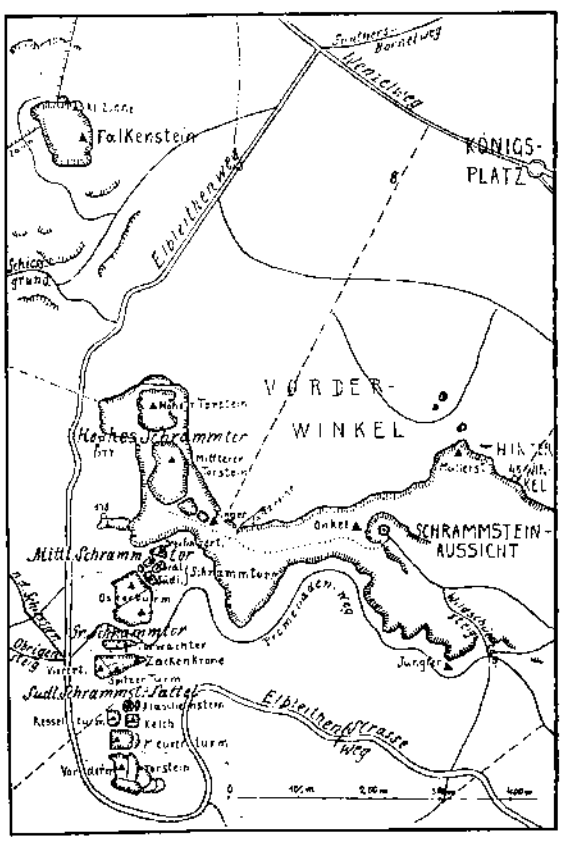


Abb. 2. Falkenstein und Schrammsteingruppe.

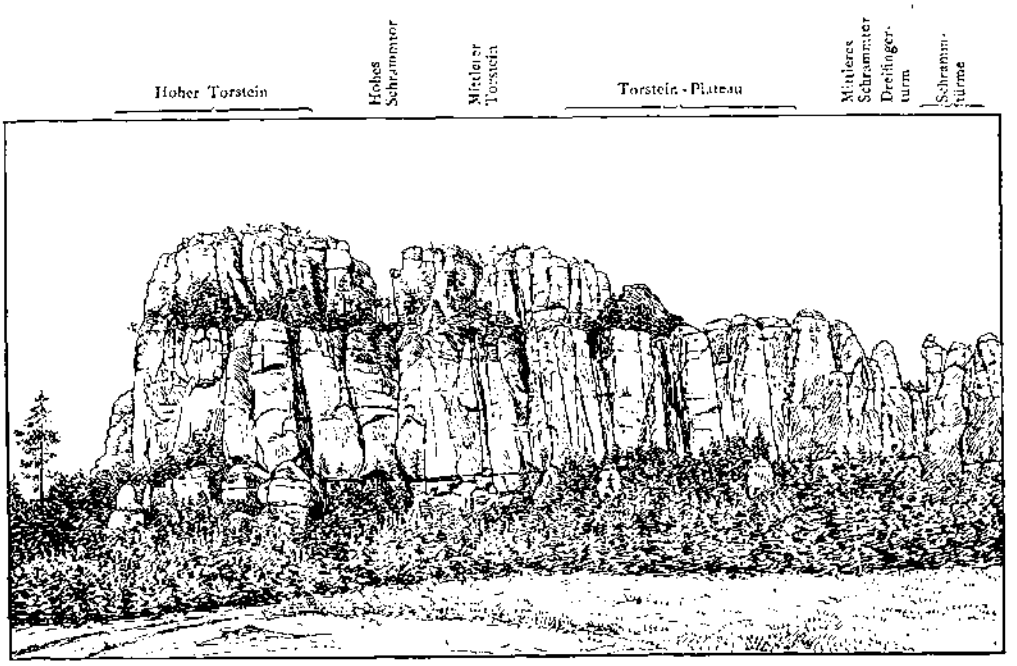


Abb. 3a. Hoher Torstein und Schrammsteingruppe von Westen.

zerlegt das Sandsteingebiet in einen kleineren südwestlichen und einen etwa dreimal so großen nordöstlichen Bezirk.

Während die Entstehung der Sandsteinformation an sich, wie selbst dem Laien ohne weiteres einleuchtet, auf die Ablagerung gewaltiger Schwemmsandmengen und deren nachträgliche Austrocknung und Erhärtung zurückzuführen ist, bedarf es einer kurzen Erklärung, inwiefern diese sedimentären Gebilde heute in einer Mächtigkeit von 4—500 *m* ganz beträchtlich über dem normalen Stand der Meere liegen und sogar die benachbarten Gebirgszüge des Urgesteins überragen können.

Die Wasserflächen, unter deren Spiegel die Sandsteinlager etwa am Ausgange der Jurazeit entstanden sein mögen, haben von Norden her den Fuß des mitteldeutschen Gebirgszugs bespült und sind zur Sammelstätte aller jener Geschiebemassen geworden, die von den Uferhöhen herabgeschwemmt wurden. Ein Zusammenhang dieser Wasserbecken mit den Weltmeeren hat dabei in der frühesten Periode augenscheinlich noch nicht bestanden, denn die untersten Sandsteinschichten sind, wie die fossilen Reste ergeben, in Süßwasser abgesetzt worden. Erst die obere, dreifach mächtigere Decke enthält Einschlüsse an solchen Meerwassertieren, die mit denen der allgemeinen Kreideformation identisch sind und somit einen wichtigen Schluß auf die Entstehungszeit gestatten.

Den Hauptbestandteil des Sandsteins bilden Quarze aller Art in feinster körniger Beschaffenheit; sie sind durchsetzt von kalk- oder eisenhaltigen Bindemitteln und wagrecht durchzogen von dünnen Pläner-, Mergel- und Tonschichten.

In dieser ursprünglich festgeschlossenen Sandsteinscholle vollzogen sich während der Tertiär- und Quartärzeit gewaltige Umwälzungen; drängende Kräfte aus dem Erdinnern zertrümmerten das Gefüge, preßten flüssige Basaltmassen vulkanartig herauf, veränderten vielfach die wagrechte Lage der Schichten und führten außerdem innerhalb langer Zeiträume eine schrittweise Hebung des Gesamtgebiets herbei. Nebenher lief von zwei Seiten aus ein horizontal wirkender Druck, dessen Richtungen dem

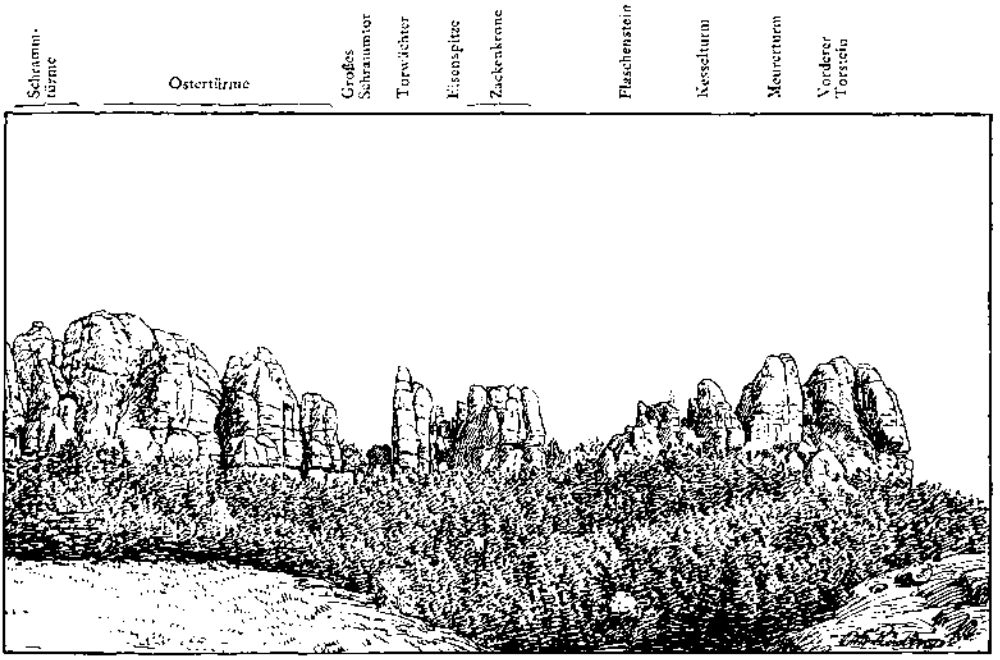


Abb. 3 b. Hoher Torstein und Schrammsteingruppe von Westen.

Zuge der anstoßenden Urgebirge entsprachen und die somit im Sandsteingebirge rechtwinklig aufeinandertrafen.

Dieser Vorgang der Urzeit ist es, dem die Sächsische Schweiz den seltsam grotesken Charakter ihrer Felsklippen und Nadeln, Türme und Kelchsteine, Säulen und Kegel verdankt und der dem Kletterer von heute die Mehrzahl seiner Anstiegslinien in Gestalt der senkrechten Kamine geöffnet hat. Infolge jener gewaltigen, doppelseitigen Pressungen, die der Sandsteinblock erlitt, durchzog er sich von Grund aus bis zur Höhe mit einem dichten Netze rechtwinklig einander kreuzender Risse. Zusammen mit der wagrechten Schichtenbildung zerlegen sie die Sandsteinbänke des Elbgebiets deshalb heute in größere und kleinere rechteckige Quader, die der ganzen Formation ein so ausgesprochenes Sondergepräge verleihen, daß die Wissenschaft den Namen Quaderstein offiziell eingeführt hat. Wo der Fels zutage liegt, arbeiten Witterungseinflüsse aller Art unablässig an der Erweiterung der Risse und an der Abtragung von Kanten, Oberflächen oder Sockeln.

Diese Zerstörung läßt sich im kleinsten Maßstabe an jedem einzelnen Felsblocke, aber ebenso auch an den allergrößten Teilen der riesigen Sandsteinscholle verfolgen. So zeigt z. B. ein Blick auf die Kartenskizze des Affensteingebiets (Abb. Nr. 1), wie der Rand dieser Sandsteinmassive durch die Witterungseinflüsse förmlich ausgezahnt worden ist, wie große Felskessel mit senkrechten, terrassenförmig aufsteigenden Wänden entstanden sind und wie die trennenden Vorgebirge nach ihrer Spitze hin vielfach in kahle Klippen auslaufen. Eines der merkwürdigsten Gebilde dieser Art ist der Domwächter, der inmitten eines runden Felsenkessels einsam aufragt (Vollbild). Ganze Bergmassive oder große Steine werden nach und nach in eine Kette von Einzeltürmen zersägt, die Affensteine und vor allen die Schrammsteingruppe mit dem Hohen Torstein sind ein augenfälliges Beispiel dieses Zerstörungswerks (Abb. Nr. 2 u. 3 a, b). Der Hauptklotz des Torsteins, der mit dem geschlossenen, meilenweiten Bergmassiv der Winterberge unmittelbar zusammenhängt, trägt noch in

ziemlicher Unversehrtheit eine durch die Vegetationsdecke geschützte obere Etage; an deren Südseite zeugt aber bereits eine weitgehende Zerklüftung und eine stehengebliebene bizarre Felsfigur (Abb. Nr. 4), daß auch hier früher der geschlossene Stein noch zu finden war. Weiter westlich dagegen ist von diesem oberen Aufbau nichts mehr vorhanden, ja das untere, etwa 80 *m* hohe Massiv des alten Vorgebirgs ist selbst sogar bis zum Grunde zerklüftet und an verschiedenen Stellen durch Einsturz oder Zerstörung der Gesteinsmassen arg durchbrochen. In ähnlicher Weise haben sich während der Jahrtausende allerwärts in den Tälern und Schluchten solche Gebilde von der geschlossenen Wand losgespalten. Die wechselnde Härte und Dichtigkeit des Sandsteins macht es erklärlich, daß einzelne Stücke hochragend ihre längst in Sand aufgegangene Nachbarschaft überdauern (Abb. Nr. 3) oder in ihrem eigenen Bestande bald am Gipfel oder am Sockel schneller verfallen wie an anderen Stellen. Die häufigste Urform dieser Felsen gleicht mit ihren senkrechten Wänden und ihrem abgestumpften Oberteile einem Mehlsack; sie findet in dem gewaltigen Aufbau des Bloßstocks im Kirnitschtale ihren eindrucksvollsten Vertreter. Nur vereinzelt und in niedrigern Beispielen steht daneben die nach oben stark verjüngte Form des Zuckerhuts oder die der unterwaschenen Kelche oder Wackelsteine (Abb. Nr. 5).

Die unterhöhlende Wirkung des Tropfenfalls am Fuße der Wände macht sich dem Kletterer überall in einer Unzahl von schweren, oft unüberwindlichen Überhängen und Grottenbildungen bemerkbar, während die erodierende Tätigkeit der Meteorwässer und des abwärts rieselnden Sandes auch die senkrechten Kamine mit erweitern hilft. Viele von diesen Rissen verengen sich dabei trichterförmig nach innen (Abb. Nr. 6), so daß sie für den Kletterer auf der einen Körperseite kaum der eingepreßten Faust Raum bieten, während die Wände nach auswärts schnell zurückweichen und den tastenden Gliedern an der freihängenden Körperhälfte nur höchst fragwürdigen Halt gewähren.



Abb. 4. Torsteinwand am Vorderwinkel.

Selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen aber, wenn zwei parallele düstere Wände den Kamin begrenzen (Abb. Nr. 7), vollzieht sich die Kletterei in solchen ausgewaschenen, grifflosen, dabei oft entsetzlich engen Rissen bei Anspannung aller Muskeln nur in anstrengendster und langsamster Weise. Arme und Beine werden hebelartig verspreizt, und wie eine Raupe rückt man durch abwechselndes Einziehen und Strecken des Körpers nach oben. Bei ganz schmalen Rissen ist eine Bewegung bloß mit Hilfe der Schulterblätter und oft nur zentimeterweise

möglich. Wenn man bedenkt, daß dazu noch die große Reibung zwischen den Sandsteinflächen tritt, so kann man ohne weiteres erkennen, daß diese Felstürme auch dem allerkräftigsten Angreifer manchmal schwer zu schaffen machen und vielleicht doch hie und da unüberwindlich wären, wenn ihr geologischer Aufbau nicht selbst natürliche Ruhepunkte in bestimmten Zwischenräumen gewährte. Die horizontale Schichtung der alten Sandablagerung tritt nämlich an der Außenseite des Gesteins durch terrassenartige Absätze, Bänder und Rillen in Erscheinung und bildet somit eine wagrechte Gliederung, die den einzelnen Gesteinslagen samt den senkrecht hindurchziehenden Kaminen eine Durchschnittshöhe von 10—12 *m* verleiht. Diese Terrassen sind selbst bei geringer Breite meistenteils von der Vegetation eingenommen. Ein weicher Moosstreifen mit Heidekraut oder Heidelbeerbüschen findet selbst auf ganz schmalen Leisten noch genügend Halt und Nahrung; dazu treten einzelne Birken oder Kiefern, die ihre Wurzeln pfahlartig in die Längsspalten hinabschicken oder aber auch auf abgerundeten Vorsprüngen wagrecht wie ein dichtes Flechtwerk flach ausbreiten. Es gehört zu den eigenartigsten Eindrücken, die ich aus diesen Bergen kenne, wenn man beispielsweise in der Nordwand des Hohen Torsteins oder in der Nordwestwand des Heringsteins diese schmalen Bänder mit ihrer unsicheren Bodenbedeckung betritt, über und unter sich die senkrechte glatte Felswand hat und dort zu Häupten des wohlgepflegten Fichtenforstes jene vereinzelten Kinder des Waldes an den Felsen sich krampfhaft anklammern sieht. Ihr fröhliches Wachstum trägt allerdings den Keim zum Absterben stets schon in sich, denn der geringe Vorrat von Feuchtigkeit reicht nicht zur Ernährung großer Bäume aus; kahl und verdorrt ragen die gebleichten Stämme dann gen Himmel und bilden so einen charakteristischen Schmuck der Felsen. Wenn sich die Krone außerdem breiter entwickelt hat, so wuchtet der Sturm gar mächtig an solchen einzelstehenden Bäumen und bald löst sich das ganze flache Wurzelpolster von der glatten Steinplatte ab, um krachend und splitternd zu Tal zu stürzen.



Abb. 5. Türkenkopf bei Rathen.

Ein besonders auffälliges Merkmal der Sandsteinformation gegenüber den Urgebirgen liegt in der Armut an Quellen und Wasserläufen. Die fünf größeren, ausdauernden



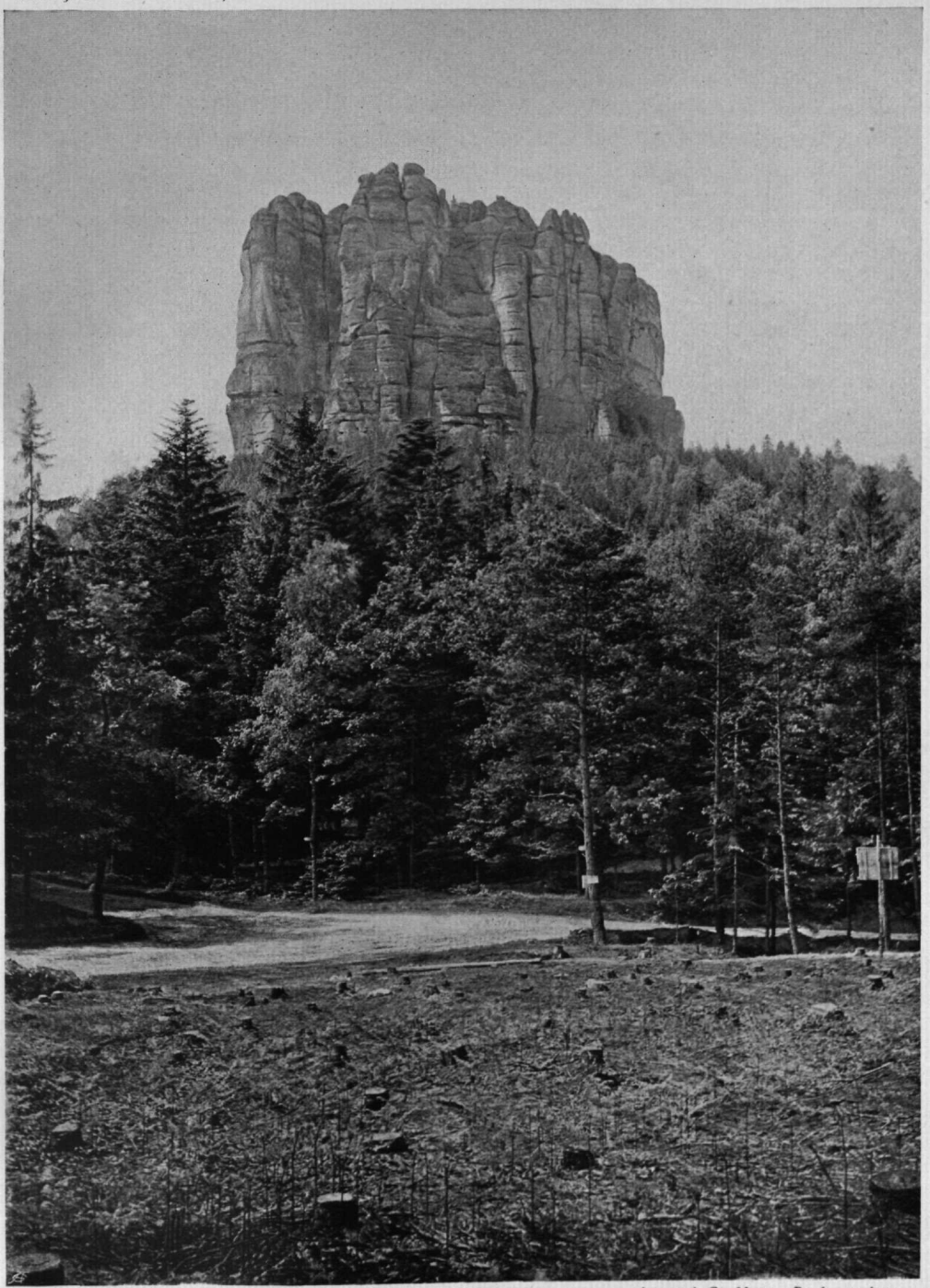
Abb. 6. Trichterförmig verengter Kamin.

Bäche in der Sächsischen Schweiz, die der Elbe zuströmen und sich wie diese selbst tiefe Schluchten in die Sandsteinbarre eingeschnitten haben, bringen ihre Wasser aus den Granitlagern des Hinterlands. Das Sandsteingebiet selbst weist keine nennenswerten Quellen oder Wasserläufe auf; spurlos saugt der Sandboden die Meteorwässer auf, und nur nach besonders reichlichen Regengüssen füllen sich die Runsen und Talsohlen mit einer jäh anschwellenden Flut, die oft genug arge Verwüstungen am Walde und in den Ortschaften anrichtet.

Wie diese Wasserarmut in der Sächsischen Schweiz der gesamten Vegetation ein unverkennbares, eintöniges Gepräge verleiht, so ist sie auch bestimmend gewesen für die Art der menschlichen Besiedelung. Abseits der Elbe und außerhalb der größeren Bachtäler finden sich inmitten der Fichtenwaldungen und der Felsenwildnis nur ganz vereinzelt ein paar Forsthäuser und Gastwirtschaften. Auch sie haben in trockenen Sommern gewöhnlich große Not, den dringendsten Wasserbedarf in Sammelbecken oder Pumpbrunnen zu beschaffen. Der Besucher des Gebirgs, der abseits der paar Hauptstraßen unabhängig seinen Weg suchen will, muß sich also selbst mit genügendem Mundvorrat versehen und namentlich für Klettertouren im heißen Sommer eine reichlich bemessene Menge von Getränk mitnehmen.

Die Erschließung des Elbsandsteingebirgs für den Reiseverkehr hat vor etwa hundert Jahren begonnen. Schon damals war der Name Sächsische Schweiz allgemein üblich; er ist beispielsweise in den Akten des Bezirksamts Hohnstein von 1804 ab regelmäßig zu finden. Über seinen Ursprung läßt sich nichts Sicheres feststellen; die Beziehung auf das ferne Hochgebirgsland wird einesteils mit der Person eines schweizerischen Malers, ein anderes Mal mit einem Rudel schweizerischer Gemsen in Verbindung gebracht, das im 18. Jahrhundert von einem sächsischen Kurfürsten an der Schrammsteingruppe gehalten wurde. Viel zutreffender dürfte aber wohl die Annahme sein, daß die ersten Lustreisenden bei der vagen Kenntnis, die man damals vom Hochgebirge überhaupt besaß, ihre ehrliche, respektvolle Bewunderung vor den unersteiglichen Sandsteinkolossen durch einen solchen weit hergeholten Vergleich zum Ausdrucke brachten.

Für Studien über die ersten Anfänge des touristischen Besuchs gibt das am Schlusse abgedruckte Literaturverzeichnis mehrfach Auskunft. Fremde Reisende finden wir schon seit 1750 in diesen Bergen. Auch Verkehrserleichterungen und Sicherungsanlagen der verschiedensten Art, wie Wege, Steintreppen, Leitern und Kletterbäume hat es an vielen Stellen schon vor dem Jahre 1800 gegeben, aber erst vom Frühjahr 1812 an wurde planmäßig mit solchen Einrichtungen vorge-



Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Der Falkenstein in der Sächsischen Schweiz.

gangen. Den Anstoß dazu bildete in der Hauptsache das eifrige Wirken des Pastors Götzinger in Neustadt, der in Wort und Schrift die romantische Schönheit dieses heimatlichen Felsgebirgs pries und seine Vorschläge für die Erschließung der Hauptpunkte bei der Forstverwaltung durchsetzte.

Sehenswürdigkeiten von europäischem Rufe waren damit geschaffen. Bei der damaligen Weltanschauung wurden die düsteren Waldschluchten samt den graugelben, senkrechten Felsgrotesken vom Rufe romantischer Schönheit oder schreckhafter Abenteuer umkleidet, so daß selbst noch Richard Wagner während seiner Dresdner Zeit einen Gang über die gebahnten Wege an der Bastei als eine Art von Wagnis schildert. Trotz der Beschwerden, mit denen um 1800 eine Reise verknüpft gewesen sein mag, nahm der Besuch des einsamen Wald- und Felsgebiets bald einen solchen Umfang an, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts bereits die meisten der heutigen Berggasthäuser erbaut wurden und dem Staate lohnende Pachtgroschen abwarfen.

Mit der Einrichtung der Elb-Dampfschiffahrten im Jahre 1836 und vor allem mit der Eröffnung der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn im Jahre 1850 trat der Zuzug von fremden Vergnügungsreisenden und von Ausflüglern aus der nahen Residenzstadt in ein neues Stadium. Die alten Poststraßen, die weitab vom Elbstrome über die Hochflächen führen, verloren sofort ihre Bedeutung, und an ihrer Statt kamen nun die Ansiedelungen im Elbtale selbst mit ihren Landungsstellen und Bahnstationen fast ausschließlich als Ausgangspunkte für Wanderungen in Frage. An diesem Zustande hat übrigens auch die Verbreitung des Fahrrades oder der Kraftwagenverkehr nicht allzuviel geändert, zumal die sächsische Bahnverwaltung ebenso wie die Dampfschiffgesellschaft den Wünschen des Publikums jederzeit durch schnelle und bequeme Verbindungen Rechnung trägt.



Abb. 7. Stemmkamin.

Für die staatliche Forstverwaltung erwuchs infolgedessen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die weitere Aufgabe, nunmehr auch von der Elbseite her regelrechte Zugangswege für den Fuß- und Fahrverkehr zu schaffen. Seit 1877 widmet außerdem ein »Gebirgsverein für die Sächsische Schweiz« dem heimischen Berglande seine private Tätigkeit; neben dem Ausbau und der Bezeichnung des vielverschlungenen Wegnetzes mit Wegweisern hat er vor allen Dingen das große Verdienst, in literarischer Beziehung einen Mittelpunkt geschaffen und in seiner Zeitschrift »Über Berg und Thal« sowie in verschiedenen buchförmigen Werken die geschichtlichen Denkmäler oder die Eigenheiten aus Natur und Kultur in sorgfältigster Sammelarbeit vor der Vergessenheit bewahrt zu haben.

Trotz der vielseitigen Bewunderung, der überschwenglichen Schilderungen und der eingehenden Betrachtung, die das Elbsandsteingebirge von alters her gerade wegen seiner seltsamen Steinformen erfahren hat, ist aber aller

Touristenverkehr und aller Forschertrieb regelmäßig vor der senkrechten Glätte seiner großen Bergmassive oder Felsnadeln stehen geblieben. Erst seit etwa 1875 wurden vereinzelte Ersteigungsversuche gemacht und an einigen der weniger abschreckenden Felsen auch glücklich durchgeführt. Dabei handelte es sich aber nicht immer um Klettereien im heutigen Sinne, sondern zur Überwindung der Schwierigkeiten wurden manchmal auch Steinstufen, Leitern und Holzspreizen, ähnlich wie bei wirklichen Wegbauten, angebracht. Aus dieser Vorgeschichte der heutigen Kletterkunst sind besonders die Namen Beck, Friedrich Hartmann, Hugo Kurze und Ufer zu erwähnen.

Die jetzige Kletterei dagegen verzichtet grundsätzlich auf alle künstlich angebrachten Hilfsmittel und bedient sich in Anlehnung an die alpinen Gepflogenheiten nur einer zweckentsprechenden persönlichen Ausrüstung. Ihr Anfang fällt in das Ende der achtziger Jahre.

Hier war es der Dresdner Bergsteiger Oscar Schuster, der seine Erfahrung in der alpinen Urgebirgs- und Dolomitkletterei verwertete und zuerst an die Verwendung von Kletterschuhen dachte. In Begleitung verschiedener Freunde, vor allem mit Friedrich Meurer, hat er die Sandsteinfelsen in großer Zahl systematisch auf ihre Ersteigbarkeit geprüft und eine beträchtliche Zahl der heute gebräuchlichen Kletterwege eröffnet. Dabei wurden die allerersten Besteigungen im Bielagrunde oberhalb der Schweizermühle in Szene gesetzt, so daß dieses abgelegene und jetzt etwas vernachlässigte Gebiet dereinst der Schauplatz für den Beginn des ganzen Klettersports gewesen ist.

Dem Beispiele Schusters folgten andere Dresdener, von denen sich ein paar Dutzend Mitglieder der Sektion Dresden des D. u. Ö. Alpenvereins später im Jahre 1894 zu einer besonderen Gruppe zusammenschlossen und nach dem größten der selbständigen Felsberge »Die Falkensteiner« nannten. Auch im Städtchen Pirna, das gewissermaßen die Eingangspforte zum Elbtale von Norden her bildet, vereinigten sich im Jahre 1898 mehrere Herren zur Pflege der Felskletterei unter dem Namen »Mönchsteiner«.

Im allgemeinen blieb aber der neue Sport bis etwa zum Jahre 1902 auf wenige Dutzend Liebhaber beschränkt und die Öffentlichkeit erhielt nur selten Kenntnis davon. Die örtlichen Verhältnisse befördern eine solche Zurückgezogenheit, denn die Mehrzahl der Kletterfelsen liegt abseits von den gewöhnlichen Touristenwegen und ihre Einstiege waren nur auf versteckten Waldpfaden dem Kenner zugänglich. Auch haben sich die damaligen Kletterer nicht sonderlich beeilt, eine lärmende Propaganda für die Sache zu machen und ihre persönliche Liebhaberei zur öffentlichen Heldentat zu stempeln. Die große Menge der sonntäglich geputzten Ausflügler hatte also damals höchstens einmal Gelegenheit, auf den Fährdampfern oder Bahnhöfen eine abgewetzte Samthose verständnislos anzugaffen oder über den Inhalt dickgeschwellter Rucksäcke ihre tiefsinnigen Betrachtungen anzustellen.

Seit einem halben Jahrzehnt ist hier jedoch manches anders geworden. Dresden kann heute als diejenige Großstadt bezeichnet werden, unter deren Bevölkerung nächst München und Wien das regste Interesse und der größte Ernst für die Bergsteigerei zu finden ist. Die Zunahme dieser touristischen Bewegung trat hier zu Beginn des Jahrhunderts durch Gründung zahlreicher Vereine, darunter allein dreier Sektionen unseres Alpenvereins und einer Sektion des Österreichischen Touristenclubs äußerlich in Erscheinung. Für den Verkehr in der Sächsischen Schweiz blieb diese Ausbreitung selbstverständlich nicht ohne Folgen. Während sich mit der Felskletterei daselbst bisher nur solche Kreise befaßt hatten, die schon von größeren alpinen Unternehmungen her ein gewisses Maß von Sachkenntnis, körperlicher Übung sowie auch von bergsteigerischen Umgangsformen besaßen und infolgedessen den Wert der hiesigen Leistungen mit richtigem Maße abwogen, wurde jetzt öffentlich die Werbetrommel gerührt, die Jugend herbeigerufen, die Tagespresse mit stolzen

Schilderungen bedacht, Schauklettern in Szene gesetzt und in einer Weise vor Laien geprunkt, die sich gerade mit dem Bergsport recht wenig verträgt. Diese Vorgänge und der sich entwickelnde Massenverkehr hatten u. a. zur Folge, daß die Forstbehörden, die an den kahlen, baumlosen Sandsteinklippen eigentlich gar kein wirtschaftliches Interesse besitzen, für den Schutz der vorgelagerten Kulturen sorgen mußten und das Betreten ganzer Täler und Waldbezirke einfach verboten. Der vermittelnden Tätigkeit der Sektion Dresden unseres Vereins ist es gelungen, diese Sperre, die tatsächlich über eine Reihe der interessantesten Kletterfelsen verhängt war, dadurch zu beseitigen, daß die Anlegung schmaler Pfade bis zu den Einstiegstellen erwirkt worden ist. Immerhin mag auch hier den berechtigten Wünschen der zuständigen Oberforstmeisterei nochmals Ausdruck gegeben werden, zur Vermeidung künftiger Einschränkungen die selbstverständlichen Grenzen des Anstands beim Betreten des Waldgebiets streng zu wahren, insbesondere Schädigungen der Kulturen und der Wegbauten zu verhüten und das Anzünden von Feuer sowie alles Johlen und Lärmen zu unterlassen.

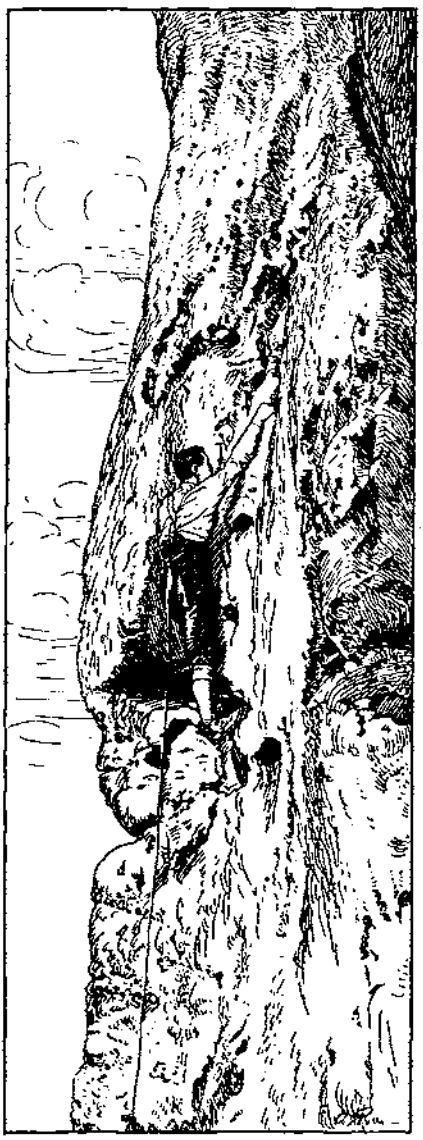


Abb. 8. Wandkletterei.

Die rasche Zunahme des Kletterverkehrs in der Sächsischen Schweiz seit dem Jahre 1902 hatte aber anderseits auch eine Steigerung der sportlichen Fertigkeit zur Folge, mit der die vermeintliche Grenze des Menschenmöglichen sich noch um ein beträchtliches Stück verschob. Die hergebrachten Kletterwege führten fast ausnahmslos durch die senkrechten Kamine; ihre Erschließung und damit die Möglichkeit weiterer Erstersteigungen von selbständigen Felsgipfeln war gerade zu jener Zeit abgeschlossen. Tatendrang und Wetteifer, die in den kleinen Verhältnissen eines solchen außeralpinen Felsgebiets unter gegenseitiger Beobachtung weit heftiger entbrennen, als vor wirklich großen Unternehmungen, lenkten deshalb den Blick der jüngeren Generation auf die bisher unbeachtete freie Wand. Der Erfolg war in den ersten beiden Jahren gering, denn die Bezwingung solcher senkrechter, griffarmer Sandsteinabstürze geht weit über das Maß von Schwierigkeit alpiner Wandklettereien hinaus. (Abb. Nr. 8.) Statt auf zuverlässige, scharfkantige Griffe und Tritte ist der Kletterer hier zumeist nur auf die schwach ausgeprägten höckerigen Vorsprünge oder auf seichte, abgeplattete Vertiefungen im Fels angewiesen; um an diesen fragwürdigen Haltepunkten nicht abzurutschen, muß die natürliche Rauheit des Sandsteins gründlich dazu ausgenützt werden, eine möglichst hohe Reibung zu erzielen. Da alle Bewegungen des Körpers

bei solcher Beschaffenheit der Stützpunkte nur unter steter Wahrung der Gleichgewichtslage, ohne hastiges, schnelles Ausgreifen, durch langsames Ausstrecken und Aufziehen der Glieder vorgenommen werden können, und da die geringen Tritte und Griffe gewöhnlich auch noch weit auseinanderliegen, so bedarf es keiner besonderen Versicherung, daß diese Art der Klettertechnik an Gewandtheit und Zähigkeit die allerhöchsten Anforderungen stellt. Erst nach mehrjährigen, systematischen Übungen gelang es einer Reihe von Kletterern, die sich die Bezwingung der Sandsteinwände direkt zur Aufgabe gesetzt hatten, solche abschreckende Felsgebilde wie den Prebischkegel, die Barbarine am Pfaffenstein, den Schrammtorwächter und andere in großer Zahl über ihre Außenseiten zu ersteigen. Neben dem Engländer Oliver Perry-Smith waren die Dresdener Rudolf Fehrmann, Walter Hünig und Rudolf Nake an diesen Erfolgen besonders beteiligt. Mehr noch als die ältere Kamintechnik weicht diese Wandkletterei infolge der Eigenart des Gesteins von gewohnten alpinen Verhältnissen ab und hat zu Leistungen geführt, die an Verwegenheit und Kraftanspannung in der Felskletterei beispiellos dastehen dürften.

Bei der besonderen Charakterisierung des Elbsandsteingebirgs als Klettergebiet würde es nun unter gewöhnlichen Umständen erforderlich gewesen sein, entweder eine möglichst vollzählige Aufstellung aller Kletterfelsen und Anstiegrouten oder doch zum mindesten einen Überblick über die Hauptgruppen nach Lage, Zahl und Größe zu geben. Ich kann mir ein solches genaueres Eingehen auf örtliche Einzelheiten jedoch an dieser Stelle ersparen, da diejenigen Leser, die sich näher mit der Sache befassen wollen oder einen Besuch der Sächsischen Schweiz zu Kletterzwecken planen, jetzt bereits eine genügende Literatur vorfinden. Neben den Reisehandbüchern und den allgemeinen touristischen oder wissenschaftlichen Schilderungen des Elbsandsteingebirgs, gibt es zunächst heute zahlreiche Beschreibungen von einzelnen Klettereien. Die Akademische Sektion Dresden unseres Vereins hat ein Verzeichnis davon in ihrem Jahresberichte von 1907 [1]) veröffentlicht. Mit freundlicher Erlaubnis der beiden Verfasser, Oscar Schuster und Walter Voigt, habe ich am Schlusse dieses Aufsatzes einen Auszug davon abgedruckt. Vor allen aber ist im Juni 1908 ein besonderer Kletterführer des Elbsandsteingebirgs im Buchhandel erschienen, der den Wünschen fremder Besucher am meisten gerecht werden dürfte.

Das von Rudolf Fehrmann verfaßte Buch betitelt sich: »Der Bergsteiger in der Sächsischen Schweiz« [2]) und ist nach Art des »Hochtourist in den Ostalpen« oder der Schweizerischen Klubführer angelegt und ausgestattet.

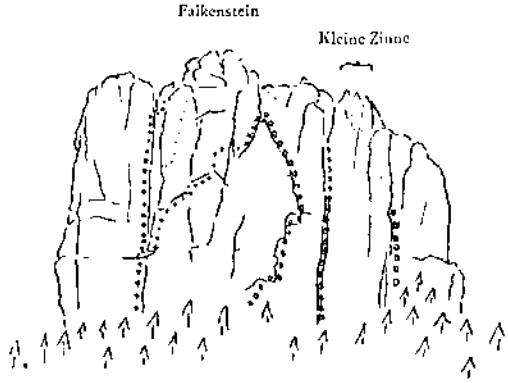


Abb. 9. Anstiegslinien des Falkensteins (siehe Vollbild).

Ein solcher buchförmiger Kletterführer durch ein außeralpines Mittelgebirge bedeutet für die deutsche Bergsteigerwelt etwas Neues. Ohne Vorbild ist er jedoch nicht, denn im sportlustigen England liegen über die verschiedenen heimischen Felsgebiete schon seit Jahrzehnten eine Reihe von Bearbeitungen vor. Darunter befindet sich z. B. ein dreibändiges umfassendes Werk »Climbing in the British Isles«, sowie als lustiges Anhängsel der in alpiner Sprechweise verfaßte und durchaus ernst zu nehmende

[1]) Erschienen im Selbstverlag. Preis 75 Pfg.
[2]) Verlag von Johannes Siegel in Dresden-A. Preis 4 M.

»Roofclimber's (Dachkletterers) guide to Trinity«, in dem durch Wort und zierliche Anstiegskizzen die haarsträubenden Waghalsigkeiten der Zöglinge von Cambridge bei der Überkletterung der alten Institutsbauten geschildert sind.

Im Fehrmannschen Kletterführer für die Sächsische Schweiz folgt dem einleitenden Teile, der nützliche Ratschläge über die besonderen Anforderungen an Kleidung und Ausrüstung, sowie über die Technik der Sandsteinkletterei gibt, die eingehende Behandlung von rund 180 Kletterfelsen mit 400 Anstiegslinien. Sie sind ihrer Lage nach in neun Gruppen geteilt. Durch Übersichtskärtchen und genaue Beschreibungen der Zugangswege ist dem Fremden zunächst die richtige Auffindung der Felsen selbst ermöglicht, während eine Reihe recht geschickt ausgeführter Grundpläne und Anstiegskizzen außerdem die Lage der Einstiege oder den Verlauf der Kletterwege kennzeichnet. Der Verfasser hat mir drei dieser Kartenskizzen zur Veröffentlichung an dieser Stelle freundlichst überlassen (Abb. Nr. 1, 2, 10).

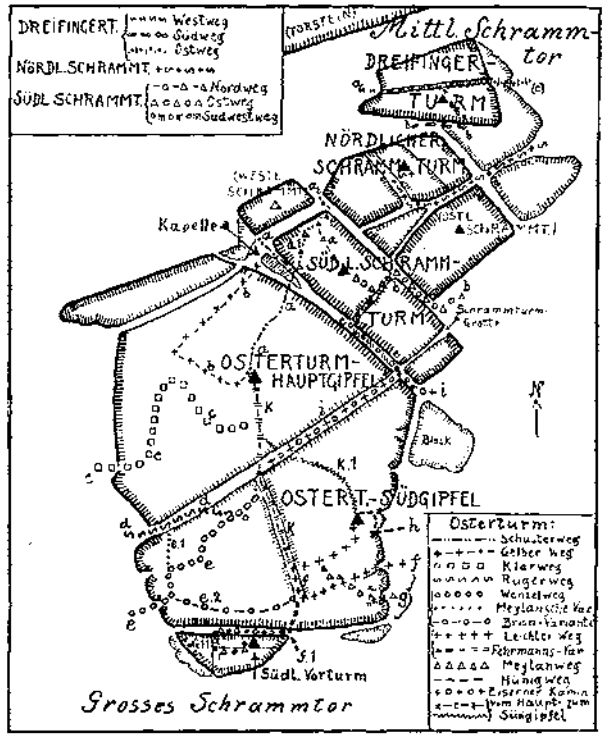


Abb. 10. Osterturm in der Schrammsteingruppe.

Für den allgemeinen Verkehr nach den verschiedenen Kletterzielen kommen etwa sieben Stationen der Dresden-Bodenbacher Staatsbahn in Frage, und da sich vom Elbtale aus die Straßen und Waldwege zu den Felsgebieten sofort wiederum vielfach verzweigen, so genießt man bei der weiten Ausdehnung der Sächsischen Schweiz trotz der Überfüllung der Bahnzüge gewöhnlich doch die große Annehmlichkeit, einsame Gebirgspfade in Menge zu finden, wenn man den großen Verkehr meiden will. Ähnlich steht es bei der Kletterei selbst und nur an einer Anzahl besonders beliebter Felsen muß man auf eine Begegnung mit anderen Sportfreunden gefaßt sein. So z. B. pflegt heute in frostfreier Jahreszeit wohl kein Sonntag mehr zu vergehen, an dem der Falkenstein, 378 *m*, bei Schandau nicht wenigstens von einigen Partien erstiegen wird. Er ist nicht nur der größte und mit seinem Dutzend Anstiegslinien sportlich bei weitem der interessanteste unter allen Kletterbergen des Elbsandsteingebirgs, sondern er vermag mit den trotzigen Wänden, der einsamen freien Lage und den edlen Abmessungen seiner Profile auch die ästhetischen Ansprüche des Naturfreundes reichlich zu befriedigen. Der flüchtigen Skizzierung einer solchen Kletterfahrt sei deshalb hier noch Raum gewährt.

Mit einem der Frühzüge verlassen wir zwischen 4 und 7 Uhr den Dresdner Hauptbahnhof, um nach etwa einstündiger Fahrt durch das prächtige Elbtal von Station Schandau aus unsere Wanderung zu beginnen. Eine stattliche Schar drängt sich dort stets auf den Fährdampfer, der stromaufwärts den Bahnhof mit dem Städtchen am rechten Elbufer verbindet. In der Frühe dominiert hier der Nagelschuh und der

schwerbepackte Rucksack, neben denen mancher auch die Knasterpfeife als unentbehrliches Requisit betrachtet. Später, gegen 9 Uhr, landet der buntfarbige Troß der Ausflügler in Kattunkleid und weißer Weste; ein umgehängtes Opernglas verrät noch touristische Absichten und in kreuzweis verschnürtem Zeitungspapier steckt der Mundvorrat. Klein aber gewählt ist dann schließlich der Besucherkreis der Mittagschnellzüge in Seidenkleid, Panamahut und Monokel. Man fährt über, man diniert auf den schattigen Elbterrassen der Hotels und entschließt sich zu einer Verdauungsfahrt im Zweispänner nach irgend einer Kaffeestation. So bewegt sich hier jeder nach seinem Geschmack durch die Felswildnis.

Wir wandern vom Landungsplatze am rechten Elbufer stromaufwärts. An der Sendigschen Hotelkolonie vorüber führt der Weg zum Dörfchen Postelwitz, dessen Bauart und Lage charakteristisch für alle diese Ansiedelungen im Elbtale ist. In langer Reihe, umgeben von schmalen Gartenbeeten, drängen sich die Fachwerkhäuschen der Steinbrecher, Schiffer und Flößer an den steilen Uferhang hinan, während davor, dicht am Strome, die neugebaute Fahrstraße hinzieht. Nach etwa 20 Minuten schwenkt unser Weg links ab und führt steil hinauf in ein felsiges Seitental, das rechtwinklig auf die Elbe stößt. In diesem Zahnsgrunde wandern wir ein Stück hinauf und beobachten Frauen und Kinder aus Postelwitz, wie sie auf den kleinen, steilen Feldstücken am Fuße der Felswände mühselig Dünger oder Wasser hinaufschleppen, um dem sandigen Boden ein paar dürftige Krautköpfe oder Kartoffeln abzuringen. Bald fallen beiderseits einige Seitentäler in den Zahnsgrund herein und wir wählen südwärts das letzte unter ihnen, den Schießgrund, als Zugang zu unserem Ziele, dem Falkenstein. Der Fichtenwald hat uns aufgenommen; eng sind die düsteren, moosbedeckten Sandsteinwände aneinandergerückt, wir stehen in einer der typischen »Schlüchte« der Sächsischen Schweiz. Feierliche Stille herrscht hier zumeist, Dämmerlicht liegt unter den alten Stämmen und ein feuchtkühler Moderdunst schlägt uns entgegen. Die Schlucht gabelt sich und wir folgen ihrem linken Zweige. Bald schon hat der erkennbare Wegbau ein Ende. Weißer Sand deckt den Boden des Einschnitts. Brombeergestrüpp breitet sich darüber aus und große Farrenwedel schlagen wie mit grünen Wogen hinter dem Wanderer wieder zusammen. Gerade hier sind die alten Fichtenbestände vor einigen Jahren abgeholzt worden, das helle Morgenlicht fällt plötzlich herein und lenkt die Blicke aufwärts. Staunend hemmt dann wohl der Neuling den Schritt, denn zu beiden Seiten lugen hoch oben über den düsteren Schluchträndern graugelbe, zerklüftete Felszinnen sonnenüberstrahlt herab. Rechts steht der Hohe Torstein und die Schrammsteinkette, links dagegen schießt vereinzelt im grünen Walde wie ein riesenhaftes Kastell von ovaler Grundform und plattem Dache die trotzige Gestalt des Falkensteins turmhoch über die Baumkronen heraus.

Ein neugebauter Steig führt hinauf an den Fuß seiner Wände; er leitet uns durch das Gestrüpp älterer Pflanzungen oder an einer niederen Schonung vorüber zu den acht Einstiegstellen des Bergs. Fünf von ihnen liegen nach Nordosten und drei nach Westen. Die Wege verzweigen sich mehrfach zu selbständigen Routen; sie erreichen das zerklüftete Gipfelplateau an den verschiedensten Stellen oder führen in besonders schwieriger Weise auf einen nordwärts vorgelagerten Nebenturm, die Kleine Zinne.

Für Neulinge in der Kletterkunst empfiehlt es sich, zum Aufstiege den Schusterweg zu wählen, da er an die Körperkraft nicht allzugroße Anforderungen stellt und keine erheblichen Schwierigkeiten aufweist.

Genau wie vor ernsteren Dolomittouren, so gilt es hier zunächst besondere Klettertoilette zu machen. Schmutzig und kleiderfeindlich ist die Kaminkriecherei im Sandstein, und nur Gewebe von allerfestester Art vermögen seiner Reibung wenigstens einige Zeit lang zu widerstehen. Zur üblichen Bekleidung zählt deshalb

neben einer Reisemütze ohne Schirm und neben Kletterschuhen mit weicher Hanfsohle die kurze Hose aus Kordsamt, die man an den Knieen zweckmäßigerweise gleich aus doppelten Stofflagen fertigen läßt. Den Oberkörper deckt eine enganliegende, hochgeschlossene, aber kurze Jacke aus stärksten Schifferleinen, sog. Pilotstoff, der an Ellbogen und Schulterblättern gleichfalls doppelt zu nehmen ist; für dies Kleidungsstück hat sich Schnitt und Farbe der Zuchthaustracht am besten bewährt und eingeführt, so daß eine Klettergesellschaft nicht gerade einen festlichen, vornehmen Eindruck macht. Wer schließlich gezwungen ist, seine Hände sorgfältig gegen die kleinsten Kratzer und Abschürfungen zu schützen, kann zwar bei leichteren Besteigungen Handschuhe aus Glacé- oder Wildleder tragen, an schwierigen Stellen vermag aber gerade in diesem Gestein doch nur die bloße Hand sicher zuzufassen und Unebenheiten auszunützen, die mit dem Handschuh nicht zu fühlen wären.

Bei gemeinschaftlichen Klettereien, die hier am besten unter zwei, höchstenfalls unter drei Genossen ausgeführt werden, ist die Verbindung mit dem Seil allgemein üblich und als eine Maßregel zu erachten, deren Vernachlässigung bei Unglücksfällen ebenso zu rügen wäre, wie bei alpinen Kletterfahrten. Die Länge des zu verwendenden Seiles bestimmt sich genau durch die geologische Beschaffenheit des Quadersandsteins, der neben den senkrechten Klüften, wie erwähnt, mindestens alle 10—12 *m* übereinander auch horizontale Schichtungen mit genügenden Ruhepunkten für Hand oder Fuß aufzuweisen pflegt. Für zwei Personen wird man also mit 20 *m* und für drei mit 30 *m* Seil reichlich auskommen. Wenngleich die runden, verwaschenen Formen des Sandsteins eine Befestigung des Seiles an Felszacken usw. eigentlich nie zulassen, so ist die Sicherung bei der Kaminkletterei im allgemeinen eine ganz ausgezeichnete, weil man sich sogar zwischen ganz glatten Wänden mit dem Körper und den Beinen so fest verstemmen kann, daß beide Hände für die Handhabung des Seiles verfügbar bleiben. Um so fragwürdiger ist freilich die gegenseitige Unterstützung an der stets griffarmen, freien Wand, zumal die kompakte Gesteinsmasse nicht die geringste Möglichkeit bietet, einen Abseilstift anders als nach langwieriger Arbeit mit Hammer, Meißel und Zement einigermaßen fest zu machen. Alle Teilnehmer einer solchen Kletterfahrt sind also im wesentlichen auf ihre eigene persönliche Gewandtheit und Kraft angewiesen; für die Helden der alpinen Mehlsacktechnik ist hier um so weniger Raum, als der gesamte Klettersport als reine Liebhabersache betrieben wird, und Führer gegen Bezahlung überhaupt nicht zu haben sind.

Die nördlichen und östlichen Anstieglinien des Falkensteins lassen sich an der Hand der Federzeichnung auch im Bilde ziemlich gut verfolgen. Der Schusterweg, an dessen schluchtartigem Einstiege wir alles Gepäck zurücklassen, liegt am weitesten links im Bilde und beginnt außergewöhnlich leicht mit einer Rippe, die von natürlichen oder künstlichen Griffen reichlich besetzt ist und schnell etwa 12 *m* hinaufleitet. Dann geht's noch einige Meter durch einen schmalen, verwaschenen Riß empor und schon vermag man wieder auf einer breiten Terrasse festen Fuß zu fassen. Ein wenig einladender Kamin führt in der Richtung des bisherigen Anstiegs schnurstracks über unseren Köpfen weiter und scheidet sich noch mehrmals zu verschiedenen Varianten. Wir wenden uns einige Schritte nach rechts zu einer überhängenden Wand, in der sich oben ein gewundener Kamin öffnet. Wabenartige Löcher, mit denen die Außenseite des Sandsteins vielfach bedeckt ist, fördern die Überwindung des Überhangs und der Wandstelle, dann windet man sich in dem Kamin mittels anstrengender Stemmarbeit langsam nach oben. Mehrere ausgewaschene, schräge Risse, die durch eine kleine Wandstelle und mehrere Klüfte voneinander geschieden sind, müssen halb kriechend, halb kletternd darnach passiert werden. Solche schräge Kamine sind im Quadersandstein ziemlich selten und der Kletter-

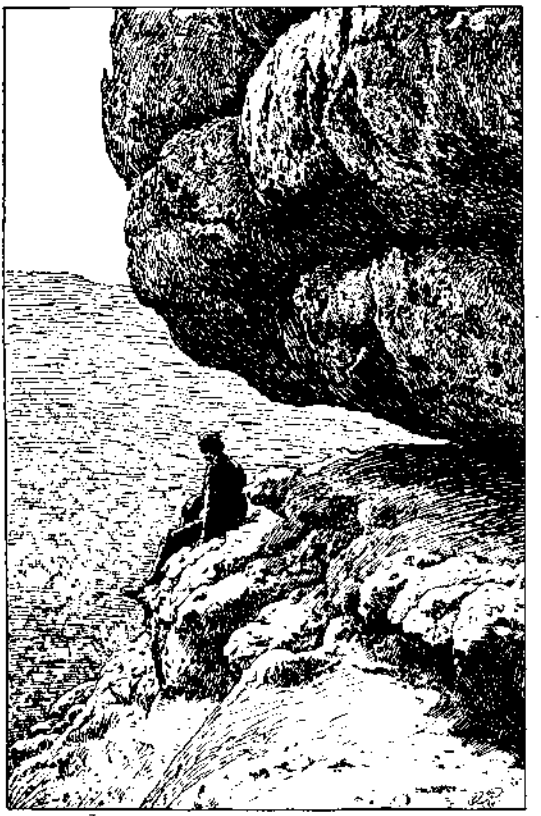
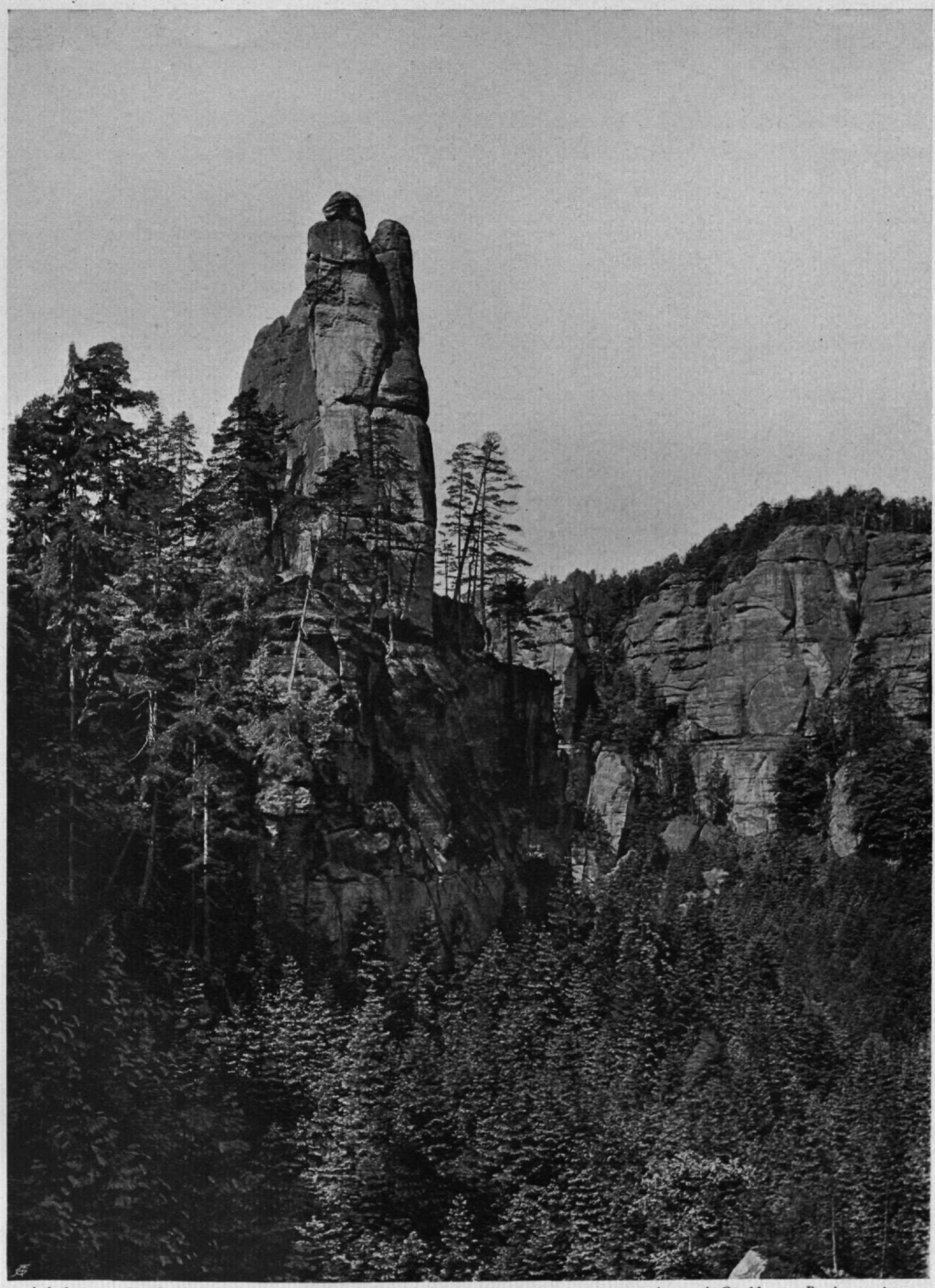


Abb. 11. Breites Felsband und Überhang.

witz hat einen von ihnen, am Vorderen Raubschloß, den Byzantinerweg genannt, weil man bei seiner Benützung durchgängig auf dem Bauche rutschen muß. Dem Anfänger pflegt gerade diese Art der Fortbewegung ein gutes Teil seines Kräftevorrats zu kosten, da er bei hastigem Vorwärtsstreben gegenüber der enormen Reibung des Sandsteins vielzuviel ausgibt. Höchlich befriedigt greift er dann gewöhnlich hier am Falkenstein nach dem Ende eines Drahtseils, das unerwartet bei einer Biegung des Kamins über seinem Kopfe erscheint. An den 180 Kletterfelsen ist dieses, sowie eine kurz danach folgende eiserne Handhabe, nahezu das einzige künstliche Hilfsmittel und von den Falkensteinern angebracht, um den Aufstieg über eine fast ungangbare Stelle dieses Wegs etwas zu erleichtern. Hinter ein paar vorgelagerten Felstürmen hinweg, klettern wir ein Stück durch eine Art zerklüfteter Grotte auf- und abwärts und treten plötzlich hoch über dem Walde wie in ein geöffnetes Fenster hinaus. Senkrecht schießen die Wände hinab, während um die scharfe Ecke nach links herum ein enger Riß sich öffnet, der den Weiterweg darstellt. Ein paar Meter arbeiten wir uns mühsam darin hinauf, dann wird vor uns der Blick wieder frei und wir sehen, daß wir uns auf einer großen, aufgerichteten Felsplatte bewegen, die schräg hinaufzieht und dicht an dem Massive ansteht. Statt der Stemmarbeit in dem Kamin kann man sich nun auf diesen »Reitgrat« hinaufschwingen und im Sitz oder Stand über die obere Kante der schmalen Platte hinaufturnen. An ihrem Ende, das weit in das Berginnere hineingerückt ist und von düsteren, baumlosen Klüften begrenzt wird, bringt uns eine überwölbte Wandstelle und eine leichtere Wiederholung jenes Reitgrats nunmehr ohne sonderliche Anstrengung auf das Gipfelplateau. Moos, Heidelbeerkraut, ein paar Birken und Kiefern bilden den dürftigen Pflanzenwuchs auf der Fläche, die durch tiefe Schluchten vielfach zerrissen ist und ihre höchste Erhebung südlich, direkt über dem Einstiege des Schusterwegs, in einigen wild übereinander geworfenen Riesenblöcken besitzt. Ächzend dreht sich hier auf stählernem Maste ein großer Falke mit ausgebreiteten Schwingen als Wetterfahne und seit Jahren sieht er schon zu, wie manch schwere Kletterfaust oder dann und wann auch eine schmale Damenhand hier Namen und Aufstiegsweg ins Gipfelbuch einträgt.

Wir legen das Seil ab und gewinnen mit einem Klimmzug diesen höchsten Block. Die weite Rundsicht pflegt den Neuling zu überraschen, denn obgleich die Kletterei selbst etwa drei Viertelstunden oder noch längere Zeit beansprucht hat und auch der geübtere Alleingänger hierfür wenigstens mit zwanzig Minuten rechnen muß, so ist der überwundene Höhenunterschied und der erreichte Standpunkt von



Aufnahme von Dr. G. A. Kuhfahl. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Der Domwächter in der Sächsischen Schweiz.

90 *m* über dem Walde eigentlich recht gering. Trotzdem schweift aber der Blick ringsum in meilenweite Fernen, bald über Felder und Dörfer des dichtbesiedelten Sachsenlandes und des benachbarten Königreichs Böhmen, bald über die Wältermeere und über die tiefeingerissenen, kañonartigen Schluchten der Sächsischen Schweiz selbst. Allerwärts entsteigen dem gepflegten Forste die graubraunen Sandsteinkolosse; mancher von ihnen thront kahl und silhouettenhaft als schlanker Turm in der Landschaft, so im Osten der gewaltige Bloßstock und seine zierliche Nachbarin, die Brosinnadel; andere von ihnen wieder, die trotz senkrechter Wände mit bequemen Steiganlagen versehen sind, tragen Gasthäuser oder ganze Wälder auf ihren weitgedehnten Gipfelplatten, so im Westen der Lilienstein, 419 *m*, und der Papststein, 452 *m*; ja einer dieser Tafelberge, der Königstein, 360 *m*, an der Elbe, war bis vor wenigen Jahren deutsche Reichsfestung und weist seit sechs Jahrhunderten über dem schroffabstürzenden, nie eroberten Naturbollwerke noch einen Gürtel von zackigen Mauern und Türmchen auf. Beim Anblick dieser romantischen Festung gedenken wir lachend der Tatsache, daß ihr einziger Bezwinger im Jahre 1848 der Urahn der hiesigen Kletterzunft gewesen ist. Sebastian Abratzky hieß der Tapfere und war seines Zeichens ein Schornsteinfeger. Er wollte — ganz nach moderner Erstersteiger Art — seinen Namen durchaus unsterblich machen und erfand dazu die Sandsteinkletterei. Er ging hin zur Nordwand des geheiligten Festungsbergs, durchkletterte barfuß nach allen Regeln der Kunst einen der Kamine und warf oben zum Entsetzen der Schildwache seine Stiefeln über die Mauer hinein. Zwar wurde er arretiert und eingesperrt, aber den Zweck hat er besser erreicht als mancher moderne Nordwandheld.

Dem Kletterer von heute winkt trotz seiner Zuchthausjacke keine Kerkerhaft mehr, aber auch keine Unsterblichkeit. Viele Hunderte von Namen aus Dresden, Berlin und Leipzig stehen schon im moderduftenden Gipfelbuche des Falkensteins eingetragen; allwöchentlich mehrt sich ihre Zahl und die Durchkletterung solcher Kamine gilt heute nicht mehr als große Heldentat.

Während der Falkenstein mit seiner weit vorgeschobenen Lage auch eine umfassende Fernsicht über die bewohnte Gegend gewährt, vermittelt mancher abgelegenere Kletterturm charakteristische Einblicke in die Fels- und Waldwildnis der Sächsischen Schweiz. So sehen wir uns beispielsweise auf dem kahlen Gipfelblock des Domwächters (Vollbild) allseitig umringt von dunkelgrünen Nadelwäldern, die über dem Rücken und zu Füßen der zerklüfteten graugelben Sandsteinwände sich hinziehen. Nur tief unten auf der Sohle des Grunds schimmert es grellweiß; dort liegt ein

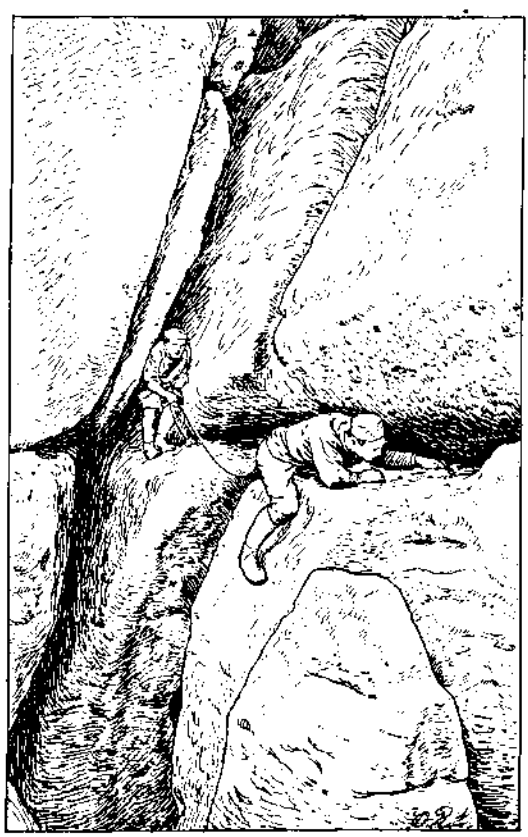


Abb. 12. Kriechband am Falkenstein (Überfallstelle).

Streifen lockeren Sandes zutage, den Regen und Wind von den Höhen hinabtragen und als sichtbares Zeichen ihres unablässigen Zerstörungswerks zu Metertiefe aufhäufen. Ernst und einsam ist also die Stimmung, die über dieser Landschaft schwebt; zwar fehlt ihren Formen eigentlich der große monumentale Zug, denn ihre jäh aufstrebenden Felsformen verkörpern durchweg das Groteske und Bizarre. Dies mildert sich aber vielfach durch die strenge Eintönigkeit der Farben und unter dem Einflusse der feinen Dünste, die den feuchten Gründen entsteigen und Wald und Fels mit ihren bläulichen Schleiern umweben.

Näher als bei irgend einem anderen deutschen Mittelgebirge sind also ernste sportliche Anforderungen und eigenartige landschaftliche Schönheit in der Sächsischen Schweiz aneinander gerückt. Wenn auch die bescheidene Höhe der Sandsteinfelsen weit hinter den Riesen der Alpenländer zurückbleibt, so wird doch der Bergsteiger hier auf engem Raume an technischen Schwierigkeiten und Kletterkunststücken mehr als genug vorfinden und als Naturfreund sich gleichzeitig daneben an einer Gebirgslandschaft erfreuen können, zu deren Ruhme kaum noch etwas Neues gesagt werden kann.

AUS DER TOURISTISCHEN LITERATUR ÜBER DIE SÄCHSISCHE SCHWEIZ. BEARBEITET VON OSCAR SCHUSTER UND WALTER VOIGT

„Über Berg und Thal." Organ des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz.

1878, Nr. 6 und 7. Notizen über eine Besteigung des Falkensteins am 20. Juni 1878.

1878, Nr. 10. Notiz über Scherben, die vom Falkenstein und vom Vorderen Raubschloß herabgeholt wurden.

1878, Nr. 10. Notiz über eine Besteigung des Vorderen Raubschlosses durch einige Mitglieder der Sektion Hinterhermsdorf des Gebirgsvereins. Dabei wurde eine alte Strickleiter aufgefunden.

1883, Nr. 6. Theile, Der Pfaffenstein. Notiz, daß sich in Kriegszeiten Einwohner auf diesen Felsen flüchteten.

1883, Nr. 9. Martin Beck, Geheime Waldmärkte. Notizen über Schmuggel auf geheimen Fels- und Waldpfaden.

1883, Nr. 11. O. Lehmann, Vergessene Höhen. Notizen über verschiedene touristisch unbekannte Höhen. U. a. eine Schilderung des Anstiegs auf den Honigstein.

1883, Nr. 1, 2, 3. O. Lehmann, Burgstätten der Sächsischen Schweiz.
Sehr interessante, ausführliche Arbeit. Für uns kommen speziell die Punkte Falkenstein, Rauschenstein, Vorderes Raubschloß in Betracht. Es wird über deren Befestigung ausführlich gesprochen, auch finden sich Angaben über Ersteigung dieser Felswarten.

1886, Nr. 4, 5. Fr. Hartmann, Streifereien im Aktionsgebiete der Sektion Dresden. Enthält unter dem Titel »Klettereien, die mit Lebensgefahr verbunden sind«, Schilderungen der ersten Besteigung des Storchnestes, der westlichsten Felskuppen der Feldsteine (P. 255 T. K., Blatt Königstein), dann eine Beschreibung des Aufstiegs auf die Hintere Kleine Gans und auf den Mönchstein. Dieser Gipfel fiel erst beim vierten Versuch. Zu diesem Artikel in Nr. 7 des neunten und Nr. 12 des zehnten Jahrgangs Noten.

1886, Nr. 8. Eine kurze Notiz über die erste Besteigung der Vorderen Kleinen Gans.

1887, Nr. 1, 2, 3, 4. Fr. Hartmann, Lose Blätter aus meinem Wandertagebuche.
Beschreibungen von Touren auf den Hohen und Vorderen Torstein, von Besteigungen des Verborgenen Horns, des Vorderen Raubschlosses, der Vorderen Kleinen Gans (zum ersten Male überhaupt), der Lokomotive, der Steinschleuder, des Jungfernsteins.

1889, Nr. 2. Fr. Hartmann, Ausflug des Wanderausschusses der Sektion Dresden, Touren in den Flügelwänden. Auch Klettereien. Eine Ergänzung dazu in Nr. 10 des gleichen Jahrgangs.

1889, Nr. 6. O. Lehmann, Die ältesten Beschreibungen der Sächsischen Schweiz. Interessante Mitteilungen über den Nonnenstein und andere Felszinnen des Gebiets, welche in der Umgebung des Königsteins aufragen.

1892, Nr. 11. Kurze Notiz betreffend neue Zugängigmachung des Rauschensteins.
1895, Nr. 5. A. Lehmann, Beschreibung einer Falkensteinbesteigung auf dem Turnerweg, eines Besuchs der Schwedenhütte, einer Überschreitung des Heringsteins. Dem Artikel sind von seiten der Redaktion einige Bemerkungen allgemeiner und historischer Art vorausgeschickt.
1895, Nr. 11. H. Engert, Partien nach den Schrammsteinen. Beschreibung des Hohen Torsteins.
1895, Nr. 11. O. Lehmann, Ein Ausflug in das Winterberggebiet. Kurze Skizzen über Besteigungen des Rauschensteins und des Vorderen Raubschlosses.
1895, Nr. 11. P. S., Wanderungen der Sektion Dresden. Notiz über »Festung« (Jägerhorn).
1896, Nr. 5 und 6. A. Lehmann, Der Falkenstein. Ausführliche Beschreibung des Schusterwegs auf den Falkenstein. Mit Photographien von Turner- und Schusterweg und einer Anstiegsskizze.
1896, Nr. 6. Eine Notiz über eine Ersteigung des Falkensteins im Jahre 1864.
1897, Nr. 4. P. S., Eine tollkühne Erkletterung der Festung Königstein innerhalb einer senkrechten Felsspalte. Eine Art Nekrolog für Sebastian Abratzky, der dieses Stücklein ausführte.
1897, Nr. 4 und 5. A. Lehmann, Die Rathener Felsen. Behandelt Klettertouren aus Rathens Umgebung. Darunter Schilderung eines neuen Aufstiegs auf den Jungfernstein. Zahlreiche, aber teilweise wenig gelungene Abbildungen.
1898, Nr. 11. Notiz über eine Besteigung des Falkensteins. (Aus dem Pirnaer Anzeiger.)
1899, Nr. 1 und 2. M. Martin, Zur Geschichte der Entwicklung des Touristenverkehrs in der Sächsischen Schweiz.
1899, Nr. 10. Meiche, Die Raubschlösser in der Sächsischen Schweiz. Verfasser sucht nachzuweisen, daß der Rauschenstein mit dem alten befestigten Weißenstein identisch sei.
1899, Nr. 12. W. Thiel, Das Schrammsteingebiet. Allgemeines über das Schrammsteingebiet.
1900, Nr. 6. O. L., Der Unglücksfall Brosin. Fälschlich wird die Brosinnadel als Stelle des Unfalls angegeben, der sich an den Rokokotürmen (Wilder Kopf) in der Umgebung der Hölle ereignete. In Nr. 7 dazu Berichtigung.
1901, Nr. 8. A. Lehmann, Aufruf zu Kletterpartien.
1901, Nr. 10. Ernst Altkirch, Der Klettersport in der Sächsischen Schweiz (*Preisarbeit*).
Allgemeines über Klettertouren in unserem Gebiet, dann eine Aufzählung und Beschreibung verschiedener Touren.
1902, Nr. 7. W. Thiel, Aus meinem Wandertagebuche. Beschreibung einiger kleinerer Klettertouren in Rathens Umgebung.
1902, Nr. 9. Beschwerde von ungenannter Seite, daß ein Kletterklub in Pirna Griffe, welche mit der Spitzhaue geschlagen sind, mit Gips verstreiche.
1902, Nr. 10. W. Thiel, Das Pechofenhorn in den Bärenfangwänden (Hinteres Pechofenhorn). Schilderung einer Besteigung dieses Gipfels.
1902, Nr. 11. Erwiderung auf die Notiz in Nr. 7, betreffend die Beseitigung eingehauener Griffe und Tritte.
1903, Nr. 1. Dr. K., Winterfahrt durch die Basteigründe. Feuilletonstil.
1903, Nr. 4. W. Thiel, Winterfreuden auf dem Hohen Torstein. Schilderung einer Besteigung des Hohen Torsteins im Winter.
1903, Nr. 9. A. Thiele, Eingerostet. Eine Besteigung des Mönchs und Prismas, mit photographischen Aufnahmen.
1904, Nr. 3. H. Gebler, Rund um den Großen Winterberg. Enthält eine anschauliche Schilderung der vierten Besteigung des Fensterleturms.
1904, Nr. 8. Oscar Schuster, Der Hohe Torstein. Eine Zusammenstellung der Kletterwege, mit Anstiegskizzen.
1905, Nr. 1. Oscar Schuster, Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Genaue Besteigungsbeschreibungen von Domwächter, Rohnspitze und Spitzes Horn mit Anstiegskizzen, im Führerstil.
1905, Nr. 7. O. Häntzschel, Neuere Klettertouren in den Sächsischen Dolomiten. Beschreibung von Besteigungen der Ostertürme, der Zackenkrone, des Dreifingerturms und Jubiläumsturms, mit teilweise guten Photographien.
1906, Nr. 1. Oscar Schuster, Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Kleine Gans, Dreilingerturm, Brosinnadel, mit Anstiegskizzen. Im Führerstil.
1906, Nr. 5. Oscar Schuster. Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Meuterturm, Mönchstein, Jungfernstein (Talwächter), Sommerwand und Einser, mit Skizzen. Führerstil.
1907, Nr. 1. Oscar Schuster, Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Böser Turm (I. Lehnsteigturm), Fensterleturm, Beckstein, Jägerhorn (Festung) und Heringsstein (mit Skizze). Führerstil.
1907, Nr. 5. Dr. Kuhfahl, Der Falkenstein. Ästhetische Würdigung, mit drei photographischen Aufnahmen.
1907, Nr. 5. Oscar Schuster, Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Goldstein, Jordanshorn, Bergfried und Blaues Horn. Führerstil.

1907, Nr. 10. H. R. Gottleuber, Kletterfahrten im Rathener Gebiet. Eine Überschreitung des Mönch (Birkenweg—Rohnspitzlerweg) und des Talwächters (Schusterweg—Uferweg).
1907, Nr. 12. Störzner, Ernstes und Heiteres vom Frienstein (Vorderes Raubschloß). Eingehende Beschreibung dieses Felsens und kurze Bemerkungen über die Kletterwege.
1908, Nr. 1. Rudolf Fehrmann, Der Klettersport und das Kletterverbot in der Sächsischen Schweiz. Der Verfasser macht Vorschläge, wie den bestehenden Mißständen besser abzuhelfen sei.
1908, Nr. 2. Oscar Schuster, Felskletttereien in der Sächsischen Schweiz. Vorderes Raubschloß (Frienstein) und Runder Stein (Kampfturm). Mit Skizzen. Führerstil.
1908, Nr. 2. Kr., Das Kletterverbot für die Sächsische Schweiz vom Gesichtspunkte des Heimatschutzes. Enthält zahlreiche Unrichtigkeiten.

Deutsche Alpenzeitung. Verlag von Gustav Lammers-München.

1903/04, Nr. 11. Dr. O. Schlenk, Klettertouren in der Sächsischen Schweiz. Schilderung von Besteigungen von Mönch, Kleine Gans, Hoher Torstein und Falkenstein. Feuilletonstil. Vortreffliche Abbildungen.
1906/07, Nr. 11. W. Fischer, Eine Überschreitung des Bloßstocks im Elbsandsteingebirge. Schilderung einer Traversierung dieses Bergs. Das Heft enthält eine größere Anzahl zum Teil ganz hervorragender Photographien aus der Sächsischen Schweiz.

Österreichische Alpenzeitung.

1897, S. 301, 313. Oscar Schuster, Alpines aus der Sächsischen Schweiz. Allgemeines über den Gebirgscharakter und die Art der Klettertechnik. Beschreibung zweier Wege auf die Vordere Kleine Gans.
1907, S. 104. Oscar Schuster, Der Falkenstein in der Sächsischen Schweiz. Vollständige Monographie dieses Bergs mit Anstiegskizze.

Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V.

1894, S. 138. Oscar Schuster, Trainierungstouren für Geübte. Aufzählung einer Reihe von Tourenzielen.

Österreichische Touristenzeitung.

1903, Nr. 19. Hans Gebler, Blaues Horn, Sommerwand und Kampfturm. Schilderung einer Besteigung dieser Felsen. Feuilletonstil.
1904, Nr. 4. Hugo Kurze, Eine Dolomitenwelt im kleinen: Kletterfelsen im Elbsandsteingebirge. Ausführliche Schilderung einer Besteigung der Vorderen Kleinen Gans. Kurze Angaben über eine große Anzahl Kletterfelsen. Dieser Aufsatz ist fast unverändert im »Jahrbuch der Sektion Dresden des Österreichischen Touristenklubs 1905« enthalten.
1904, Nr. 15. Richard Kurze, Die Errichtung einer eisernen Fahne auf dem Kreuzturm. Eingehende Beschreibung der Erkletterung dieses Turms.
1905, Nr. 10. W. Thiel, Eine Ersteigung der Kleinen Gans im Elbsandsteingebirge. Beschreibung einer Überschreitung der Vorderen Kleinen Gans. Erste Begehung der sogenannten »Gansgabelung«.
1905, Nr. 19. Otto Schneider, Ein Spannagelturm im Sächsischen Elbsandsteingebirge. Erste Besteigung des Spannagelturms im Bielatal.
1905, Nr. 19. Notiz über den Absturz der beiden Dresdner Lehrer Fischer und Schilde vom Kreuzturm.
1905, Nr. 20. Eine Berichtigung zu dieser Notiz.
1905, Nr. 20. Notiz über die Erstbesteigung des Torwächters, der Herkulessäulen und der Barbarine.
1906, Nr. 14. Notiz über den Absturz eines Touristen »von einem Felskegel, der sogenannten Bastei« mit tödlichem Ausgang (2. Juli 1906).

Wandern und Reisen. Düsseldorf, Verlag von Schwann.

1. Jahrgang, Heft 15. B. Schlegel, Bergwanderungen in der Sächsischen Schweiz. In Kürze sind einige Klettertouren geschildert.
2. Jahrgang, Heft 6. Hermann Sattler, Auf Kletterpfaden in der Sächsischen Schweiz. Allgemeine Bemerkungen über Kletterei und Charakter der Sächsischen Schweiz. Schilderung von Besteigungen der Brosinnadel und des Heringssteins (Überschreitung von Nord nach Süd). Einige sehr gute Abbildungen sind beigegeben.

Aus deutschen Bergen (Bensen in Böhmen).

1906, Nr. 12. Die Besteigung der Barbarine am Pfaffenstein von Kurt Thiele und E. Hahmann am 4. November 1906. Ausführliche Beschreibung der Erkletterung dieses Felsturms.

Sebastian Abratzky, **Die einzige Ersteigung der Festung Königstein.** 1880.

Der Verfasser erzählt seine Erklimmung des Königsteins, die er als achtzehnjähriger Schornsteinfeger glücklich ausführte. Das Wagestück erregte seinerzeit großes Aufsehen.

Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Sektion Dresden des D. u. Ö. A.-V. 1898. S. 105. Franz Baumeier, Der Falkenstein. Eine ausführliche Schilderung des Falkensteins, welcher einige Bilder beigegeben sind, die den Felscharakter zeigen.

Götzinger, **Schandau und seine Umgebung.** 1804. Kurze Bemerkungen über den Falkenstein, die Schrammsteine usw. und über deren Zugänglichkeit.

W. Bunger, **200 Lustpartien und Reisetouren durch die Sächsisch-Böhmische Schweiz usw.** 1858. Bemerkung, daß der Falkenstein noch nicht von Schweizerreisenden bestiegen worden sei, sondern nur durch Einwohner von Schandau. Auch über andere Gipfel kurze Notizen.

Zum 25jährigen Bestehen der Sektion Dresden des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz (1877–1902). Festgabe der Sektion Dresden. Interessante historische Notizen.

Besteigungen des Klubs Mönchsteiner in Pirna. Einzelne Heftchen. Aufzählung von Touren, welche von Mitgliedern des Klubs unternommen wurden. Die Nomenklatur ist vielfach falsch.

Das Jubiläum der Bastei. 1897. Kurze Erwähnung einiger Klettertouren der Umgebung.

Jahresbericht 1903/04 der Sektion Dresden des Österreichischen Touristen-Klubs. S. 12. Notizen über einige neue Touren, die von Klubmitgliedern ausgeführt wurden.

Jahrbuch der Sektion Dresden des Österreichischen Touristen-Klubs. 1905. S. 20–51. Hugo Kurze, Die Kletterberge der Sächsischen Schweiz. Eine Zusammenstellung der Kletterwege mit einer Anzahl Lageplänen. In dem vorliegenden Umfange die einzige bisher (1906) erschienene Arbeit dieser Art, jedoch vielfach unvollständig und stellenweise nicht ganz fehlerfrei.

Jahresberichte 1905, 1906 und 1907 des Akademischen Alpenvereins Leipzig. Notizen über Neubesteigungen von Mitgliedern des Vereins.

Dr. E. Schöne, Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen. **Die Sächsische Schweiz,** bearbeitet von Dr. Hans Stübler (Meißen 1905). Topographie, Geologie und Ethnographie der Sächsischen Schweiz.

Dr. Alfred Meiche, **Die Burgen und vorgeschichtlichen Wohnstätten der Sächsischen Schweiz.** Jahrbuch IV des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz. Enthält interessante historische Notizen.

Rudolf Fehrmann, **Der Bergsteiger in der Sächsischen Schweiz.** Kletterführer mit einem Vollbild, zahlreichen Lageplänen und Einstiegskizzen. Verlag von Johannes Siegel in Dresden.

IM ALPACHTALE

VON DR. JULIUS MAYR

Es ist ein Weg voll landschaftlicher Reize, der von Brixlegg nach Alpach führt. Brixlegg selbst, das seinen Sommerbewohnern nach fast gänzlich städtische und mit seinen alten Häusern und stillen Gärten doch noch so ursprüngliche Tirolerdorf — das Badl Mehren mit dem alten Spitzturmkirchlein — uralte Bauernhäuser, malerisch an Felsen gelegen — ein alter Brunnen mit Bischofsmütze — ein mit ungesucht poetischem Verständnis hingestelltes Kruzifix — solche und andere Dinge mehr sprechen zum Gemüte und kürzen den Weg. Und ist erst die schmutzige, ungemein steile Schäfergasse überwunden, dann liegt auch ein Stück weitere Welt vor den Augen. Drüben über dem klammartig eingebetteten Bach schmiegt sich das schmucke Dorf Reith an den dichtbewaldeten Reitherkogel, im Rückblick steht das Rofangebirge mit der stillen Alpe Ludoi und der Kundige weiß die Lage des Irdeinersees und des Schaf- und Bettlersteigs zu suchen. Der Inn glänzt herauf und ein Teil von Kramsach belebt ein Stücklein seines Tals. Bald entfaltet sich auch zur Linken das Gebirge der Gratlspitze mit seinen steilen Felsenrunsen, deren Blößen kurze Fichten und buschige Latschen verdecken, und das Kreuz der Spitze leuchtet hell im Sonnenglanze.

Und dort zur Rechten steht er, das Wahrzeichen des Alpachtals, hochgeschwungen und kühn, der Galtenberg, majestätisch in seiner Form und ehrwürdig durch seine ruhige, weltferne Lage — einem Philosophen vergleichbar, der trotz stiller Zurückgezogenheit seines eigenen Wertes sich bewußt ist, der der Welt und selbst den Mächtigen in ihr ins Herz hineinsieht. Unten waldreich, oben kahl, reiche Triften in den Mittellagen, keine menschliche Behausung an seinen Hängen — so steht er, ein ernster Berggreis über dem freundlichen Tale und schaut auf das Dörflein hinab, dessen schlichtes Bild gerade er vollendet. Ja, schlicht und altvorderlich! Ein echtes noch, ein unverfälschtes Tirolerdorf, so liegt Alpach mit seinen hölzernen Häusern und der mächtigen Kirche mit grünem Spitzturme in gesicherter Bucht der Berge. Bei seinem Anblick denkt man an jene Abbildungen von Tirolerdörfern, wie man sie vor dem Zeitalter der Photographie hatte: überhöht und übermäßig nahe gerückt die Berge, das eine oder andere Haus dem jeweiligen künstlerischen Gefühle des Zeichners nach versetzt, die Kirche im Mittel, der Turm höher und spitzer als in Wirklichkeit, Steg und Kruzifix im Vordergrund, kurz so naiv komponiert — und doch so ansprechend. Keine Photographie mit ihrer nüchternen Wahrheit ist imstande, dem Gemüte jenes wohltuende Empfinden, jene Pietät und Heimatliebe zu ersetzen, wie sie aus solchen Bildern sprechen, die wir teilweise noch in Amthors »Alpenfreund« sehen können. Aber diese Zeiten in der Kunst sind vorüber und es mag sonderbar erscheinen, ihr Lobredner zu sein! Allein gerade hier drängt sich dem Wanderer solche Erwägung auf. Denn wir sind in die »Traum- und Zaubersphäre« eingegangen. In die Traumsphäre insoferne, als es uns wie ein

Träumen in langvergangene Tage hinein erscheinen mag, einen Winkel in Tirol zu finden, in dem trotz Vorhandenseins eines unvergleichlichen Aussichtsbergs touristisch noch alles wie in der Väter Zeiten ist. Keine Hütte, nur Almquartiere, lange, lange Wege, Mitschleppen des Proviants, keine Markierung, kein behäbiger Steig. Und aus diesem Traumempfinden ergibt sich von selbst der Zauber, jenes geheimnisvolle Walten, das in der Ursprünglichkeit der Natur gelegen ist.

Doch nicht nur touristisch, auch in seinem ganzen Wesen ist Alpach noch ursprünglich. Die friedlichen Dorfgassen, regellos und nach Zufall angelegt, ziehen sich in Windungen bergan, bergab. Hölzerne Häuser von behaglicher Bauart und häufig von jener schönen alten Farbe, die sich weich und fein getönt wie brauner Samt ansieht, stehen baulinienlos, höher und tiefer, zum Teil mit kleinen, sorgfältig umhegten Gärten davor, in denen dem kurzen Sommer entsprechend wenig Gemüse gebaut ist, die aber nirgends des Blumenschmucks ermangeln. Wo immer möglich, stehen Obstbäume nahe den Anwesen und Getreidefelder liegen an der nächsten Halde. Rauschende Brunnen gießen da und dort das Wasser in die langen Tröge, die Pinzger-Vieh von gutem Schlage umsteht. Was wäre ein Dorfbild ohne solche Brunnen, welche die Geister von Generationen umweben? – Einfach, aber gut ist das Gasthaus zum Knollen und in dem hölzernen Zuhäusl hinter dem Schießstand, das für Touristenquartiere reserviert ist, schläft sich's erquickend. — Erhöht über das übrige Dorf steht der stattliche, gemauerte Pfarrhof und den besten Platz haben die schöne Kirche und der umliegende Friedhof. Vor der Kirche ist ein weiter, freier Platz, der dem Volke zur Sammlung vor und nach dem Gottesdienste dient. Ins Tal hinein aber stehen noch mehr als eine halbe Stunde weit schöne Bauernhöfe bis hoch hinauf an den Hängen. Die ganze Gemeinde zählt ungefähr 1000 Seelen. Die Berge steigen im Norden dicht hinter den Häusern sachte gegen den Schatzberg an, während gegen Süden Halden steil gegen den Bach abfallen. Über das ganze Dörfl ragt imposant mit geschwungener Spitze der Galtenberg auf.

Wir waren um 1/24 Uhr beim Knollenwirt angelangt und hielten nach dem heißen Marsche wohlverdiente Rast. Gästeleer war's in der Wirtschaft, die Leute waren zumeist mit Weizenschneiden auf den Feldern beschäftigt und von der Terrasse aus sahen wir auf die Dorfgasse hinab, auf der hin und wieder ein Bauer erschien, oder ein seiner Last lediger Muli, auch ein paar Kühe und zuletzt ein Quartett von Botenfrauen, die schwer beladene Kürben am Rücken hatten. Sie trugen alle jene kleinen Strohhütlein mit buntgesticktem Bande und weißer Hahnenfeder, die gewöhnlich Selrainerhüte genannt werden.

Einige Auskunft über den Galtenberg hatten wir erhalten; die Hauptauskunft bestand darin: Ihr müßt euch Nachtquartier auf einer Alm oder in einem Bauernhause suchen. Ja, wenn es eben nicht anders geht, so muß es recht sein und es hat manches für sich. Aber freilich, man fühlt sich bei solchen Aussichten zurückgeworfen in die ersten Zeiten der Alpinistik und das Verwöhnte im Touristen muß zum Schweigen gebracht werden. Leicht wirft man den Rucksack um, wenn man einen gesicherten Weg vor sich hat und die Aussicht, in einem Unterkunftshaus ein gutes Nachtlager zu finden; leicht wirft man ihn um, auch in physischem Sinne, denn er ist dann nicht beschwert mit Proviant. Aber Pfadfinden und Nächtigen auf der Alm hat auch seine Romantik. Das war ein hoher Reiz der früheren Touristik, daß man eingehender mit der Bevölkerung in Verkehr trat, daß die Berge sich suchen ließen und nicht sozusagen sich selbst anboten.

So brachen wir denn um 1/26 Uhr auf; wir hatten ja, es war der 31. August, noch zwei Stunden Tag vor uns. Über die Kare des Galtenbergs fielen schon lange Schatten herein, als wir durch das Dorf hinauswanderten, dem Haupttale entlang. Hölzerne Bauernhäuser, reiches Buschwerk und schöne Wiesen begleiten

den Saumweg, der allmählich tiefer führt, bis er Talsohle und Bach erreicht. Zwischen Erlenbäumen springt er munter herab über moosbewachsene Felsen, der Sohn schneefreier Berge, und der weiße Gischt des Sturzes wechselt mit der klaren moosgrünen Farbe der Tümpel. Im Hintergrunde aber liegt das ansteigende Tal vor dem Blick. Welch schöne Einfachheit und schlichte Offenheit! Perennierende Besiedelungen sind dahinein zu Ende, die Hänge fallen sachte ab, ein eigentlicher Talboden existiert nicht, der Bach rinnt einfach über diejenige Stelle, in der sich die beiderseitigen Talhänge an ihrer tiefsten Senkung treffen. Buschwerk begleitet die Ufer etwa eine Stunde weit, die weitere Stunde bis zum Joch sind sie nur mehr von Almtriften umsäumt. Höher hinauf an den Talflanken ist noch teilweise Baumwuchs in größeren und kleineren Waldflecken, Almsiedelungen sind erkennbar und dann beginnen die Schutthalden, die das Auge zum Grat und zu den Gipfeln führen. Die Abendschatten der linksseitigen Berge reichen schon weit hinauf auf die Hänge der rechten Bachseite, nur oben am Grat sind Zacken und Gipfel noch warm von der Sonne beschienen. Ein paar Schneeflecke leuchten aus den grauen Karen.

Wir stehen in der sogenannten Humerau, an einer Säge, an der die primitive Ausnützung der Wasserkraft bemerkenswert ist; eine Kapelle steht dabei und durch den Busch schauen kleine hölzerne Häuschen. Rechter Hand kommt ein zweites Bächlein heraus aus dem Kreit, das wohl richtiger Gereut geschrieben würde. Diesem Bach nach, der gleichfalls frisch und klar dahersprudelt, führt unser Weg in westlicher Richtung. Sachte steigt er an, waldschattig zum Teil, zum Teil offen, und vor uns steht der zackige Tristenkopf eben noch vom letzten Strahl der Sonne beschienen. Es ist ein Winkel, erfüllt von Bergfrische; würzig streicht die Luft über Wälder und Matten herab und das stürzende Bächlein sprüht leichten Wasserstaub auf Moos und Gräser. Hoch oben rechts am Hange des Wiedersbergerhorns stehen noch ein paar Bauernhöfe und auf unserem Wege liegt ein hölzernes Haus mit Stall daneben, eine Früh- und Spätalpe, ein Übergangsaufenthalt fürs Vieh aus dem und in den Winterstall. Das Haus ist unbewohnt und für uns Wanderer, die schon die nahende Nacht in unbekannter Gegend bedroht, ist es noch kein Obdach. So marschieren wir denn wieder am Bächlein fort. Immer einsamer und geschlossener wird das Tal, Wald drängt sich an Bach und Steig und düsterer wird das Licht. Mit richtigem Spürsinn aber verlassen wir den Bach und schreiten bald auf einer Almweide dahin, an deren Ende ein paar Hütten stehen, die eben noch als solche erkennbar sind, denn »absinket die Sonn' und heiliges Dunkel heraufzieht«. Und eben noch erkennbar sind auch Form und Aufbau der Berge ringsum. Kahl und rauh, die Felsbrust weitend und den zackigen Grat scharf ausziehend, stehen sie in der Runde. Nächtliches Düster umfängt sie mehr und mehr, näher gerückt scheinen sie uns entgegenzukommen, kleine Schneeflecke glänzen hoch oben in den Runsen und des sprudelnden Baches Gischt schimmert noch schwach durch das Dunkel, das auch uns nunmehr umgibt. Nur oben am Himmelszelt ist's freundlich, Sternlein gucken aus dem Schwarzblau des Firmaments und der halbe Mond steigt eben über den Grat des Galtenbergs auf. Aber damit auch auf Erden ein Bild des Friedens nicht fehle, leuchtet ein schwaches Lichtlein durch das Guckloch einer Almhütte, die jenseits des Bachs liegt.

So ziehen wir nach zweistündigem Marsche in der Almhütte am »Salcher« ein. Gern hätten wir noch die Formkeilalpe erreicht; aber den Unkundigen treibt die feindliche Nacht zum Asyle.

Zwei Buben, der eine zwölf, der andere sieben Jahre alt, der eine Leonhard, der andere Oswald geheißen, empfangen uns. Wie sich bald herausstellt, ist der »Melcher« nach Alpach um Salz gegangen und kommt erst morgen wieder. Von den zwei Buben ist der Leonhard der Hüterbub, der Oswald ist sein Bruder, der

nur über Nacht zu Besuch heraufgekommen ist. Mit offenem Munde starren uns beide an, kaum daß sie das »Grüß Gott« erwidern, und unsere Frage nach Nachtquartier beantwortet der Hüterbub mit einem kurzen »Wohl«. Bald aber werden sie zutraulicher, bringen das Verlangte willig und geben Auskunft. »Nett isch am Salcha«, sagt der Leonhard, »gel? 's ischt fein herobn«. — »Wo bleibt's ös?« meint er. »In Boarn; weißt, wo Boarn ist?« — »Na, sell woaß i nöt. Aba huier san amal zwoa da g'wen, a große Loda mit a langen Nas'n und lange Ohrwascheln und Augengläser; und a G'sellin hat er bei eam g'habt, die hat an Uhr da voarn um an Arm bunden g'habt. Dö san aa von Boarn g'wen. Kennt's is? wohl?« Wir konnten uns nach dieser Personalbeschreibung solcher Bekanntschaft nicht erinnern und verneinten. Dies erregte sichtlich des Hartl Mißtrauen. Er mochte sich ja »Boarn« etwa so groß vorstellen als wie sein Heimattal, wo einer den andern kennt.

Die Hütte war eine jener Tiroler Almhütten, wie sie primitiver schon fast nicht mehr sein können. Die Feuerstelle — von einem Herde kann man nicht sprechen — am Boden mit unbehauenen Steinen umstellt; man mußte eine Stufe tief vom Lehmboden der Hütte zu ihr hinabsteigen; ein mächtiger Käskessel im Winkel, Melk- und anderes Holzgeschirr überall herumstehend; das Kochgeschirr von einfachster Art und nur das allernötigste; zwei einzige Pfannen, eine flache und eine tiefe, beide mit Fettüberresten vom Schmarrnkochen beschmiert, kein Hafen. Da war's denn schwer zu kochen. Der Hartl aber schwang sein Mus über »des Feuers Blume«, wie Homer sagt, daß es nur so eine Freude war und leuchtenden Auges sah ihm sein Bruder, der Waldl, zu. — Wir mußten das köstliche Gericht ob wohl oder übel auch verkosten und loben. Kräftig war es, das muß man sagen, schmackhaft freilich weniger. Unwillkürlich zogen wir Vergleiche zwischen dieser Kost und derjenigen von Parvenü-Tafeln. Nicht eine — nein Welten sind dazwischen. Wir fühlen uns zurückversetzt in die Zeit der Uranfänge der Menschheit. Mehl, Wasser und Butter. Aus diesen Urgaben der Natur wird hier die Lebenskraft gewonnen. Aus diesen Stoffen bauen sich die Körperzellen auf, die einen von Städtern ungeahnten Kampf gegen Naturgewalten führen müssen. Und was das bemerkenswerteste dabei ist: diese Kost dünkt den Leuten nicht allein die kräftigste, sondern auch die köstlichste. Von den Fleischtöpfen, wenn ja sie einmal ihnen nahen, kehren sie immer wieder gerne zum Schwingmus zurück. Bauernvolk, welch eine Kraft liegt in dir! Gleich wie die Täler und Gründe der Gebirge Kühlreservoire für die Glut der Ebene sind, also bist du ein Stockfond der Kraft für die Menschheit! Unwillkürlich zwingt uns solche Einfachheit der Lebensführung Achtung ab.

Nun sollten aber auch wir mit unserem einfachen Abendmahle, das aus Erbswurstsuppe bestand, ans Kochen kommen. Das hatte seine Schwierigkeit wegen der fetten Pfanne, die geputzt werden sollte. An das, was man für gewöhnlich Reinlichkeit nennt, war von vorneherein nicht zu denken. Aber selbst eine nur oberflächliche Reinigung gelang schwer; auch hiervon fehlten dem Leonhard die Begriffe. Doch ging es leidlich und schließlich schmeckte die Suppe. Freilich die Löffel, die der Bube aus einer Spalte zwischen den Hüttenbalken zog und — er meinte es ja so gut — an seiner von Schmutz starrenden Jacke abwischte, ehe er sie überreichte, mußten erst recht gründlich am Brunnen gespült werden. — So war denn die Abendmahlzeit zur zeitraubenden Arbeit geworden und froh waren wir, als sie abgetan war und wir im Kreisterstübl des Melkers geruhsam bei einer Pfeife sitzen konnten. — Die Buben waren gesprächig und schwätzten mancherlei von Alm und Vieh, von Berg und Wild und zwischendrein erzählte der Waldl dem Bruder Neuigkeiten aus dem Tale. Denn dieser kommt zwischen Juni und Oktober nur ein einziges Mal zur Kirche hinab »zum Beichten und Abspeisen«. »Öfterer

Gang ins Tal«, so meint er, »ischt nöt der Brauch z'Alm.« Wir fragen, ob er sich nicht fürchte da heroben, zumal wenn der Melker nicht da ist, da könnt' doch der Teufel oder sonst ein böser Geist sich melden. »Na, fürchten nöt,« sagt er, »da unser isch sovl a fleißiger, da traut eam der Gankerl nöt zuawa.« Mit dem »da unser« ist der Melker gemeint, zu »fleißiger« ist Beter zu ergänzen und der »Gankerl« ist der Teufel.

Mit solchen Gesprächen verging der Abend. Der kleine Oswald lauschte aufmerksam, warf hin und wieder ein kaum verständliches Wort dazwischen und knusperte im übrigen ununterbrochen an in glimmender Asche gebratenen Zirbelnüssen, von denen er eine nach der anderen aus der Tasche zog und freigebig anbot.

Der Mond war inzwischen hochgestiegen und ging zwischen »jenen Feuern in dem Blauen« seinen stillen Gang. Sein Licht, geheimnisvoll wie die Welt, aus der es kommt, gab Baum und Felsen ungewohnte Formen und tiefstes Schweigen lag in der großen Natur, die uns umgab. Das ist die Zeit, in der dem Gebildeten die ewige Rätselfrage des Werdens und Wechsels näher tritt, und die Zeit, in der dem Volke jene Geistersagen erstehen, die ihm so manches Ungelöste befriedigend erklären. Und wenn der eine in jener bizarren Bergform seitliche Pressung, vulkanische Hebung oder gesetzmäßige Verwitterung erblickt, so erscheint sie dem anderen als Produkt von Riese, Hexe oder Teufel. Die Nacht ist des Sinnenden Freund und alles Werdens Mutter und die Nornen spinnen in ihr goldene Fäden, »sie mitten festigend unterm Mondessaal«.

Aus dieser Poesie der Nacht warf uns grausam die Prosa unseres Lagers. Wir mußten über dem Schweinstall schlafen. Begleitet von den zwei Buben unter dem elenden Lichtlein eines Öllämpchens tappten wir durch den Mist des übrigen Stalles dahin. Rasch schwangen wir uns über den Koben auf, begrüßt von dem Gegrunze seiner vier Bewohner und richteten uns so gut es eben ging auf den getrockneten Farrenkräutern ein, zugedeckt mit Decken, die der übrigen Hoteleinrichtung entsprachen. Die zwei Buben zogen sich zurück, Oswald, der Lauser aber, stieg schnell noch einmal herauf und rief uns einen »Gute Nacht«-Wunsch zu, den wir seit der eigenen Knabenzeit nicht mehr gehört und der uns trotz seiner Derbheit eben als Erinnerung an jene sorglosen Tage erfreute. — Die Nacht aber war nicht still und nicht ambrosisch. Die Grunztiere unter uns schienen, so wie wir, nicht schlafen zu können, sie schüttelten sich, ranzten sich, zerkriegten sich und ungewohnte Düfte umschmeichelten uns. Dazu erzählte der Waldl seinem Bruder, die beide in nächster Nähe am Heu lagen, bis in die tiefe Nacht hinein Neuigkeiten aus dem Tale. Dennoch fielen die müden Augen endlich zu und ein paar Stunden des Schlafs mögen es gewesen sein. Besser als nichts, dachten wir, als wir des Morgens 1/2 5 Uhr die gedrückten Körper vom Lager hoben. Solche Nächte vergißt man nicht wieder und wir wissen nun, wie es zu nächtlicher Zeit in einem Schweinestalle zugeht. Auch dort herrscht nicht der ewige Friede.

Der Tag war schon angebrochen, ein wolkenloser Tag, aber noch schien die Sonne nicht in diesen Bergwinkel. Stahlblau und stahlhart war die Luft und das volle Licht floh noch Wand und Gipfel. Auch Baum und Strauch standen reglos, kaum daß man das leise Herabrieseln der Morgenluft verspürte. Aber der glitzernde Tau sagte, daß außerhalb der Hütte die Nacht doch ambrosisch gewesen war.

So schritten wir denn nach kurzem Frühstück bergan. Frisch war die Luft und von Osten her schimmerte das »erklingend Farbenspiel« der Morgenröte. Außerhalb des Almhags nahm uns bald gelichteter Wald auf, in dem die Zirbe, dieser urkräftige, edle Baum, vorherrscht. Winzig kleine Vögelein huschten und zirpten in den Zweigen, sonst war weitum kein Lebewesen zu sehen. Auch das Almvieh war noch unter Dach.

Langsam kamen wir aufwärts; kräftig arbeiteten die Lungen, um die Labung der Nacht gegen die würzige Gabe des Morgens zu vertauschen. Die Nacht lag uns überhaupt noch in den Gliedern und bei der oberen unbezogenen Hütte der Formkeilalpe, die wir nach einer Stunde erreichten, war eine Rast angezeigt.

Da lag nun der ganze Bergkessel vor uns, der herüben im Osten vom Galtenberg, drüben im Nordwesten vom Wiedersbergerhorn begrenzt wird. Es ist ein langer Gratrücken, der sich zwischen diesen beiden Endpunkten in leichten Bogen hinzieht und der als Erhebungen das Tristenjoch, den Gamskopf und die Sagertalerspitzen trägt. Nur vom Galtenberg und Wiedersbergerhorn ziehen sich lange Gratrippen gegen das Alpachtal hin; was dazwischen liegt, stürzt steil gegen die Mulde der Formkeilalpe ab. Das Kahle herrscht vor. Nur zwischen Sagertalerspitzen und Wiedersbergerhorn reichen magere Matten bis zum langgedehnten glatten Grat. Wildzerrissen ist der Tristenkopf, der einer Gratwanderung vom Galtenberg zum Wiedersbergerhorn Kletterprobleme in den Weg stellen mag. Wo die Steilwände zu Ende sind, liegt Schutt auf den Hängen, mächtige Blöcke dazwischen. Erst verhältnismäßig tief unter dem wuchernden Alpenrosengesträuche beginnt Weidefläche und dann Wald. Wenige Almhütten sind sichtbar, die meisten gegen das Wiedersbergerhorn zu. Tiefe Stille ringsum. Getrennt durch Berg und Tal sind wir vom pulsierenden Leben der Welt, der Urkraft näher. Bergwelt, wie bist du schön! Aus Schnee und Fels, aus Bach und Baum quillt labende Kraft und selbst Blume und Gras hauchen ursprüngliche Frische.

Nun geht's durch hohes Alpenrosengestrüpp, in dessen Mitte wir hoch oben eine erfrischende Quelle treffen, pfadlos aufwärts. Ermüdend ist das Steigen, denn der Fuß tritt fortwährend in ungeahnte Löcher, so daß man bis über die Kniee im Gesträuch versinkt. Aber auch dies nimmt ein Ende, jedoch nur, um fast noch schlechterem Terrain Platz zu machen. Kippende Platten und kantige Blöcke begleiten den letzten Aufstieg. Zum Glück ist die Sonne noch nicht hoch heraufgekommen und Schatten legt sich über die ganze mehr als dreistündige Route, die wir langsam zwar und oftmals rastend, aber ungebeugt zurücklegen. Sachte, sachte erschließt sich die Aussicht, erst der Schinder bei Kreuth, dann der Rofan im Rücken und nun gucken auch schon vorne die Eisspitzen der nahen Zillertaler, anfangs zwischen den Einsenkungen, dann über die Grate heraus.

Jetzt endlich grüßt die Steinpyramide der Spitze herab und nach kurzer Weile ist sie erreicht. Vor ihr steht ein kleiner Altar aus losen Steinen erbaut und in eingefügtem Holzkästlein neben einem Kruzifix die Figuren von St. Leonhard und St. Isidor, der Lieblingsheiligen der Bauern, tragend. Wie ist ein solches Heiligtum auf einer Bergspitze so echt germanisch! Freier als jetzt, wo sie in die Kirchen gebannt ist, waltete damals die Gottheit in der Natur und Wotan, der Wanderer, rastete gerne auf Bergesgipfeln. Der Altar soll errichtet sein zum Andenken an den Besuch des Kardinals Fürst Schwarzenberg von Prag, der unter den Alpen-Pionieren eine der ersten Stellen einnimmt. Noch mit einem anderen hervorragenden Alpinisten ist der Galtenberg verknüpft: mit Peter Carl Thurwieser, der im Jahre 1826 unter Führung des Josef Pletzacher den Gipfel betrat. Seine Beschreibung des Panoramas, die in Thurwiesers Biographie von Schöpf nachzulesen ist, ist heute noch mustergültig und erregt Staunen durch die tiefe Kenntnis der Alpen, die man für jene Zeit nicht vermuten möchte.

Die Aussicht ist von unbeschreiblicher Großartigkeit. Ja, unbeschreiblich. Aufzählen lassen sich ja Berge und Täler, aber die Schönheit einer umfassenden Aussicht läßt sich nie beschreiben. Stummes Empfinden, Versagen des Wortes. Überhaupt ist es mit dem Ausdruck des Naturempfindens eine eigene Sache. Das Breite ist hier feindlich, freundlich allein das Konzise. Aber wer vermag es, mit ein paar

Worten sein Gefühl zu erklären? Goethe allein hat das gekonnt und nie wird das Empfinden von Naturschönheit besser wiedergegeben werden können, als in jener einfachen, schlichten Weise, wie sie aus seiner reichen Seele kam.

Das Panorama des Galtenbergs hat als Endpfeiler im Osten Steiermärkische, im Westen Vorarlbergsche Gebirge, im Süden die Hochfeilergruppe und im Norden die bayerische Hochebene. Als breiteste Einsenkung dort hinaus erscheint merkwürdigerweise der Spitzingsattel zwischen Falepp und Schliersee. Was innerhalb dieser vier Punkte liegt, aufzuzählen, ist weder notwendig, noch auch möglich. Es genügt wohl, zu sagen, daß sich Tauern und ZillertalerAlpen in nächster Nähe mit großartiger Pracht entfalten. Kaum eine Spitze von ihnen ist verdeckt, so glücklich stellen sich die Einsenkungen zwischen den Spitzen in die Rundsicht. Eine Grenze für diese scheint überhaupt nur in der Höhe der Gipfel und in der Entfernung zu liegen. Imposant ist auch der Blick gegen Norden über das Rofangebirge hin, das sich gar lieblich erschließt, und zu den Felsmassen des Karwendel und Wettersteins. — Was eine Bergaussicht großartig macht, ist aber am Ende nicht die Längsausdehnung derselben, sondern es sind die hintereinanderliegenden Schichten der Gebirge. Und dies ist beim Galtenberg, wie nicht leicht wieder bei einem anderen Gipfel gegeben. Von Osten her z. B. sind folgende scharf abgesetzte Reihen deutlich zu erkennen: Steiermärkische Berge, etwa in der Gegend des Dachsteins — Übergossene Alpe und Steinernes Meer — Loferer und Leoganger Steinberge — Kitzbühlerhorn und Pinzgauer — Salve und Bölf — Kelchsauer — Wildschönauer — Alpacher Berge — Gipfelzug, auf dem wir stehen, das sind neun Schichten. Thurwieser drückt das aus, wenn er sagt: »Besonders in dieser Gegend (gegen Steiermark zu) und über das entgegenliegende Oberinntal sah ich Berge hinter Bergen fortziehen — bis in die weiteste Ferne, wo ich keinen Berg mehr zu nennen weiß.« Ich selbst kann nur sagen: unter den vielen Tiroler Gipfeln, die ich schon erstiegen, weiß ich drei zu nennen, die Aussichtspunkte allerersten Rangs sind — die Kassianspitze im Süden, die Parseyerspitze im Westen und der Galtenberg im Osten des Landes. Ein besseres Mittel, das Riesenpanorama des Galtenbergs zu charakterisieren, weiß ich nicht, als folgende kleine Geschichte, die in Kürze hier eingeschaltet sein mag:

Vor 25 Jahren besuchte ich einmal Freund Leopold Trier, den leider so früh verstorbenen, begeisterten Alpinisten und grundehrlichen Meister im Panoramazeichnen. Ich fand in seinem besseren Zimmer die Möbel alle an die Wände gerückt und den Fußboden bedeckt mit einer Menge von Blättern der Generalstabskarte, die alle aufs genaueste zusammengepaßt waren. Der Freund selbst aber lag in seiner ganzen Länge vor diesen Blättern. Ungefähr in der Mitte dieses Kartenkonglomerats war eine Nadel eingesteckt und Trier war eben beschäftigt, von ihr aus Fäden nach allen Richtungen zu ziehen. Ohne sich stören zu lassen, rief er mir in heller Begeisterung zu: »Da schau nur her, ich habe einen Berg entdeckt, von dem aus man alles sieht, was überhaupt zu sehen möglich ist, kein Gipfel deckt den andern, überall ist eine Scharte am rechten Platz.« Dieser Berg war der Galtenberg. — Triers sehnlichster Wunsch war, ihn zu ersteigen. Freund Hain ließ es nicht zu. Ich selbst aber dachte oft und oft an den Berg und nach 25 Jahren endlich ist er mein geworden. Kein Wunder, wenn ich des verständigen Alpenfreundes und treuen Kameraden auf dem Gipfel mit Wehmut gedachte und wenn ich es als eine Ehrenschuld betrachte, den Berg bekannt zu machen. Wahrhaftig! er wäre eines Unterkunftshauses würdig. Allein bisher hat sich noch keine Sektion für den Berg erwärmt. — Und es wäre doch sicher dankbar, nicht nur auf dem Galtenberg eine Hütte zu bauen, sondern jene schönen, zwischen Pinzgau, Brixental und Zillertal gelegenen Berge, die touristisch noch so wenig erschlossen sind, sich zum Arbeits-

gebiet zu wählen; diese Gegend besitzt außer dem Galtenberg noch eine Reihe von Punkten mit großartiger Fernsicht; ich erinnere nur an das Sonnenjoch, den Schafsiedel und Torhelm.

Der Blick in die nähere Umgebung aber bringt Bilder von anmutigem Reize. Alpach, das schmucke Dörflein, liegt in offenem Grün da unten, der Märzgrund gegen das Zillertal ist so ernst durch seine geschlossenen Wälder, eine Spannlänge Zillertal und ein Stücklein Inntal bei Kramsach mit der Kirche von Mariathal leuchten herauf und wie eine liebliche Oase stellt sich Eben und Pertisau mit der Südspitze des Achensees in die Fernsicht. Zunächst um uns aber ist's wilder und in steilen Sätzen bricht der Gipfel ab. Es ist eine Felsenöde, die uns umgibt und die mit jener am Gran Sasso d'Italia viele Ähnlichkeit hat.

Wir hatten bei dem wolkenlosen und warmen Tag nahezu 3½ Stunden am Gipfelsignal verweilt, das eine Meereshöhe von 2422 m bedeutet, also die Ellmauer Haltspitze um 78 m überragt.

Zum Abstieg wählten wir wieder die gleiche Route. Möglich, daß der Weg über das Morraith, die Kolbentaleralpe und den Bubenwald etwas kürzer ist, aber schöner ist es sicherlich, in dem einsamen Kessel der Formkeilalpe und am frischen Kreitbache zu wandern. Mittagzeit war's, kein Lüftchen regte sich und die Klötze und Platten und das Alpenrosengesträuch erforderten aufmerksamen Tritt. So war das Absteigen eine heiße Arbeit, weit ärger als der Aufstieg. — Bei der Hütte von Formkeil und bei jener des Salcher wurde kurze Rast gehalten und die geniale Erfindung bewundert, die Butterfässer durch den Bach treiben zu lassen. Noch einmal ein Rückblick auf die Felsenöde, in die jetzt das volle Sonnenlicht leuchtete — dann war bald wieder der sprudelnde Bach und ein schattiger Talweg erreicht. Da, wo das Kreit ins Alpachtal mündet, grüßte uns wieder das Rofangebirge, das scheinbar als Querriegel vor der Talmündung liegt. In der ersten Schenke, die am Wege lag, wurde ein Viertel getrunken und dann die letzte kurze Strecke gegen Alpach hin gewandert. Müde, müde zogen wir um 4 Uhr nachmittags wieder beim Knollenwirt ein.

Bei weiter vorgeschrittenem Abend machten wir noch einen kurzen Spaziergang durch das Dorf und besichtigten die Kirche. Der freundliche Pfarrherr, der eben anwesend war, machte dabei den Führer und pries die wenigen Sehenswürdigkeiten, die das Gotteshaus hat. Es ist im Barockstil eingerichtet und das bemerkenswerteste sind eine aus Holz geschnitzte Kreuzigungsgruppe von recht guter Arbeit und ein paar holzgeschnitzte Bilderrahmen. Diese Kunstwerke, mehr als 100 Jahre alt, entstammen der Bauersfamilie Pletzacher, in der mehrere Glieder mit Kunstanlage begabt sind. So war auch der einst viel gerühmte Wiener Baritonist Pletzacher ein Kind dieser Familie. Interessant ist auch ein naiv gemaltes Votivbild, das eine Innüberfahrt Alpacher Wallfahrer nach Breitenbach zum Gegenstand hat. Sämtliche Teilnehmer fielen in den Strom, aber alle wurden gerettet. Das älteste Stück der Kirche aber ist ein Weihbrunnkessel auf einer Säule, der vor der Kirchentüre steht; er ist uralt romanisch. — Der Friedhof um die Kirche ist wohlgeordnet in den Gräberreihen und mit gutgemeinten Monumenten bestellt; freilich die einzelnen Gräber sind meist von hohem Grase überwuchert.

Der Abend aber sah uns bei wohlverdientem Schmause auf der Veranda des Gasthauses. Wie schön ist solche Ruhe nach glücklicher Bergfahrt! Ein wohliges Gefühl der Neubelebung durchzieht die Sehnen, es ist, als ob sich alles gereckt und gedehnt hätte, als ob frische Beweglichkeit in die Gelenke gekommen wäre. Da schmeckt das einfache Mahl doppelt gut und der würzige Wein labt die trockenen Gewebe. — Die Sonne war lange schon hinter dem Wiedersbergerhorn hinabgesunken; das milde Mondlicht fing an das Tal zu füllen und von feinsten Silber-

tönen umflutet ragte der imposante Galtenberg in scharfer Kontur über dem bescheidenen Dorfe auf, dessen Kirchturmspitze wie ohne Ende in den ruhenden Äther tauchte. Das Leuchten der Sterne begann.

Still und stiller war's um uns geworden, die wir bei altmodischem, durch Glasglocke geschütztem Kerzenlichte saßen, nur der Dorfbrunnen rauschte im Gleichfluß beruhigend wie epischer Sang. — Da aber auf einmal unterbrach gehäuftes Kuhglockengeläute die Abendruhe; es kam von den Hängen unterhalb des Dorfs und näherte sich einem Hause. Im Halbdunkel gerade noch erkennbar, bewegte sich ein Zug gegen den Bauernhof, voran eine Dirne, eine Garbe am Kopfe tragend, hinterdrein eine Menge kleiner Buben und Mädchen, jedes eine Kuhschelle schwingend und dabei johlend. Das ist das sogenannte »Braut-Einläuten« in Alpach. »Braut« wird die letzte Garbe genannt, die vom Felde heimkommt. Es ist dies ein uralter Brauch, dessen Herkunft ich nicht zu deuten weiß, der mir aber als eine heute noch lebendige Huldigung vor der altgermanischen Göttin Nerthus erscheint. Bei dem kleinen Feldbau, der im Tale ist, drückt dieser Brauch jedenfalls die hohe Achtung aus, die vor dieser hier seltsamen Gabe der Mutter Erde besteht. Ein kleines Gelage bei Wein und Schnaps im Hause der »Braut« schließt sich dem Geleite an.

Solche Bräuche mag es noch manche im Alpachtale geben; seine Abgeschlossenheit ist ja sehr geeignet, alte Bräuche und Sagen fortleben zu lassen. — So ist denn auch das Tal eines der sagenreichsten Tirols und in dem schönen Buche Alpenburgs »Mythen und Sagen Tirols« finden sich mancherlei Alpacher Sagen verzeichnet, die auf das Almenleben und den einstigen Bergbau Bezug haben. Insbesondere erwähnt Alpenburg auch, daß sich gerade im Alpachtale der Brauch erhalten habe, am Gömnachtabend (das ist der Abend vor Hl. drei König) allen Flachs sauber vom Rocken zu spinnen, weil sonst die gefürchtete Berchtl sich dort einniste.

Andern Tags — am 2. September — war Sonntag. Ein leuchtender Morgen beglückte das Tal. Von unserem Verandensitze aus schauten wir wieder auf die Dorfgasse hinab, um die spärlich anrückenden Kirchengänger zu mustern. Ein paar Weiber mit vollen Kürben waren darunter; sie kamen von Reith herein und trugen kleine Pflaumen und Birnen, um sie vor der Kirche zu verkaufen. Sie hatten richtig spekuliert und innerhalb einer Stunde war ihr Vorrat zu Ende. Es war ein schöner Anblick, das Ab und Zu des Volks auf dem Platze vor der Kirche zu sehen. Die Männer, in einfacher trachtloser Kleidung, zumeist von kräftigem Bau, sammelten sich alle vor dem zweiten Gasthause des Dorfs, einem behäbig breiten, hölzernen Bauernhause. Die Weiber, zumal das junge Volk, frische Gesichter und beste Figuren, saßen auf der Hausbank der Krämerei und boten mit ihren farbigen Schürzen und dem einfachen Inntalerhute ein reizendes Bild. Andere umdrängten die Obstverkäuferinnen. Nur einige ältere Weiber trugen noch die bekannte Alpacher Tracht. Wie der Herr Pfarrer uns tags vorher sagte, seien es noch etwa fünfundzwanzig im ganzen Tale; die Tracht sei zu teuer. — Schön kann man sie nicht nennen, praktisch wohl auch nicht. Aber sie hat etwas ungemein Originelles und Ehrwürdiges und es besteht kein Zweifel, daß der Eindruck sich heben würde, wenn in dem Gewande eine jugendliche Gestalt stecken und unter dem Hute ein frisches Gesicht hervorschauen würde. Trotz aller Schwerfälligkeit, die die Tracht bietet, überkommt uns das Gefühl des Leides, daß auch dieses Stück Volkstum dem Ende entgegengeht. Freilich das die Brust beengende rote Leibchen, das mit roten Bändern verschnürt ist und leichte Goldstickerei trägt, erscheint unzweckmäßig. Aber frei, ohne Hüftenbeengung fließt der schwarze, leicht gefaltete Rock, über dem die farbige breite Schürze liegt, bis nahe an die Knöchel — unbeengend und fußfrei, ein erfreulicher Anblick unseren Reform-Damen. Ebensowenig zwängt die hellgraue

Lodenjoppe mit kurzer Taille und bis über die Kniee hinabreichenden Schößen, ohne Kragen, mit schwarzen, abgenähten Samtaufschlägen um Hals und Ärmel, den Körper; sie ist vorne weit offen und läßt sich überhaupt nicht schließen. Aber den Hals umgibt ein auf der Brust gekreuztes Tuch, das Nacken und Kehle schützt. Der Hut aber, ein abgestumpfter, schwarzer Kegel mit abwärts gebogener Krempe, der nur eine einfache blaue Schnur als Zierde hat, ist von primitivster Art, nicht das Schöne, sondern nur den Schutz beachtend. Das seltsamste aber sind die riesigen, in dicke Wulsten gelegten weißen Strümpfe, die sogenannten Hosen, die über die ganze Länge des Beins emporgezogen werden können; Max Stichlberger nennt sie mit Recht ein Monstrum. Sie endigen an den Knöcheln; die Frauen stehen barfüßig in den ausgeschnittenen Schuhen. — Ein hübscher Brauch ist es, daß fast alle, Männer wie Frauen, eine Nelke, Geranie oder sonst ein Blümchen über das Ohr gesteckt tragen; es scheint dies zum Sonntagsstaat der Alpacher zu gehören. Ein Bild, das in Amthors »Alpenfreund«, Band IV, enthalten ist und eine Alpacherin zeigt, ist gut, gibt aber den Ansatzpunkt des Rockes, der in Wahrheit unter den Armen beginnt, nicht richtig wieder.

Die Glocke rief zum letzten Male zum Gottesdienst und der Platz leerte sich. Wir besichtigten noch kurz den Schießstand des Dorfs neben dem Knollen und erfreuten uns an der einfachen Einrichtung und den alten Scheiben. Noch blüht in den Tälern Tirols das Schützenwesen und bildet einen Teil jener alten Kraft, die das Volk durchströmt. Auch die Alpacher wissen den Stutzen zu führen und in der Festschrift des Schützenfestes zu Innsbruck im Jahre 1863 sind Michel Schoner und Georg Proßer von Alpach als Preisträger auf der Scheibe »Rudolf« verzeichnet. — Aber auch im Ernstfalle waren sie am Platze und im Befreiungskriege von 1809 standen sie mit den Zillertalern fest bei den Ihrigen. Ein Befehl Andreas Hofers vom 28. September jenes Jahres trug dem Speckbacher auf, »den Männern von Alpach sofort zu melden, sie sollen sich schnell in Bereitschaft stellen und die Zillertaler in der Vertreibung des Feindes unterstützen«.[1])

So war denn für uns, 8 Uhr morgens, die Stunde gekommen, die Gratlspitze in Angriff zu nehmen.

An dem reizenden Försterhause und an einer Gruppe herrlicher Ulmen und Ahorne vorüber, führt der Weg zu den obersten Höfen, die am Hange der Gratlspitze liegen. Schon bald oberhalb des ersten Waldes erschließt sich ein schöner Blick auf das Alpachtal; besonders das Kreit mit dem Galtenberg liegt offen vor dem Auge. Auswärts zeigt die gewaltige Vomperkette ihre Majestät. — Durch Wiesen führt ein kleines Steiglein aufwärts, an einer Kapelle vorbei, in der vielleicht der blutigste Christus von ganz Tirol hängt; die überströmenden, erhaben geschnitzten Blutläufe lassen kaum die Figur erkennen. Sonderliche Art, ein religiöses Gemüt zu erbauen!

Der Weg ist gut markiert und bald oberhalb des letzten schönen Hofs beginnt Fichtenwald. Und wenn bisher, wohl der Felder und Wiesen wegen, der Pfad geradean führte, so fängt jetzt ein Serpentinensteig an, der zu der Felsen- und Latschenregion emporzieht. — Wilder wird die Umgebung, schon öffnen sich die Rinnen und Klammen des Bergabsturzes, Schutt und Felsenrutschungen sind zu überqueren und die Legföhre wuchert an Zacken und Spalten. — Kleine Bilder von rauher Kraft erschaut man hier und dort und etwa in der Mitte des Wegs ist eine Felskanzel erreicht, die gegen das Alpachtal vorspringt und einen prächtigen Blick in die Tiefe erschließt. Das wald- und weidereiche Wiedersbergerhorn steht gegenüber. Nun aber nimmt der Steig die Felsenwildnis in Angriff und zwischen

[1]) Egger, Geschichte Tirols.

Klötzen und Latschen durch Klammen und Rinnsale windet er sich empor. Ein schöner Felszirkus noch — dann ist der Grat erreicht und in Kürze die Spitze, auf der ein Kreuz steht und unterhalb desselben eine Unterstandshütte. — Wir waren bei langsamer Gangart nahezu drei Stunden von Alpach her auf dem Wege gewesen.

Nur kurz ist unsere Umschau; denn ein Schwarm fliegender Ameisen feiert heute auf der Gratlspitze ein Tanzfest. Aber diese kurze Umschau schon belehrt uns, daß die Rundsicht von dieser Spitze keinen Vergleich aushält mit jener des Galtenbergs. Wie ragen dort die Zentralalpen frei empor, mit mehr als der Hälfte ihres Aufbaus sichtbar, wie drängt sich dort Bergreihe hinter Bergreihe hin! — Hier aber, auf der 1891 *m* hohen Gratlspitze, strecken sich Tauern und Zillertaler nur mühsam über die vorgelagerten höheren Alpacher, Wildschönauer und Kelchsauer Gebirgszüge herauf und nur Inn auf und ab lassen sich Bergreihen zählen; gegen Süd und Nord ist die Schau eine einfache. — Aber was an Bergen fehlt, das ersetzt die Aussicht ins Inntal, die voller Leben und Schönheit ist. Bis über das Kirchlein St. Nikolaus bei Ebbs hinaus reicht der Blick gegen Osten, gegen Westen aber schließt er mit dem Gnadenwalde ab. — Überall leuchtende Häuser und Kirchen, größere Ortschaften und Schlösser und mittendurch der schimmernde Strom, von Auen begleitet. Eisenbahnzüge geben Kunde, daß sich die Welt da unten bewegt. — Der Aufbau des Bergs selbst aber ist massig und breit; weit ins Inntal vorgedrängt hebt sich Stufe auf Stufe, belebt von Bauernhöfen, die in waldbesäumten Feldern liegen. Wie eine Idylle ruht dort unten in der Wildschönau das kleine Thierbach und vom jenseitigen Hange dieses Tals schaut das weiter gedehnte Obernau aus grüner Mulde herauf. Herüben aber weilt das Auge gern auf dem stillen Alpach. — Heiter ist der Ausblick von der Gratlspitze, majestätisch jener vom Galtenberg.

Der Ameisenschwarm hatte uns von der Rast beim Gipfelkreuze aufgescheucht und wir suchten Zuflucht in der geräumigen Hütte. Doch auch hier war des Bleibens nicht lange. Wenn dort der Gefühlssinn gequält wurde, so war hier das Opfer der Gesichtssinn. Nichts Widerlicheres, als ein dem Schutze gewidmetes Haus so verunstaltet zu sehen: die Wände bis zum Dache mit Namen und Versen beschmiert, Tisch und Bänke zerschunden durch eingeschnittene Namen, selbst im Fensterglase solche eingeritzt. »Ich hab' mich dort verewigt«, sagen sie dann. Ja, das ist richtig. Durch Ewigkeiten schleppt sich das Niedrige fort. Steub sagt einmal in Bezug auf Fremdenbücher über diese Neigung der Menschen: »Sie sind verschmiert, verschmiert zum Zeichen, daß mit der Bildung auch die Ungezogenheit zu wachsen pflegt.«

Schon nach halbstündigem Aufenthalt rüsten wir zum Abstieg. Sanfter als gegen das Alpachtal dacht sich der Berg gegen das Inntal zu ab und ein schöner, breiter Steig windet sich durch Latschenwirrnisse hinab. Auf halber Höhe über der Holzalm biegt er weit in der Richtung gegen Thierbach aus, wendet sich aber endlich wieder nach links gegen den schönen Wald zu. Eine halbe Stunde nach Aufbruch vom Gipfel sind wir — 12 Uhr mittags — bei der bewirtschafteten Hütte der Holzalm.

Eine ruhige, anspruchslose Landschaft. Alte Hütten am weiten Anger, der, auf drei Seiten von Wald umsäumt, auf der vierten von dem raschen Aufbau der latschenreichen Gratlspitze abgeschlossen ist. — Ein altvorderlicher, fast wackliger Holzbau ist die Wirtshütte und klein und gemütlich, einfach und sauber sind ihre Räume. Gut ist der Wein, köstlich das Wasser und das bescheidene Mahl mit Verständnis und Reinlichkeit zugerichtet. — Sonntag ist's heute und übermütiges junges Volk macht sich unter den Bäumen breit. Sang und Gitarreklang erschallt und ein Mundschenk springt häufig genug mit der leeren Flasche her, mit der vollen

hin. »Den Teufel spürt das Völklein nie, und wenn er sie beim Kragen hätte!« Und gut so. Den Griesgram mag dies daran erinnern, daß die Fugen der Welt auch noch durch anderen Kleister zusammengehalten werden als durch Kontemplation.

Die Gratlspitze ist jetzt ein stiller Berg. Wenig Alpenwirtschaft, wenig Wild, kein Bergbau. Nur Touristenvolk allein muß ihn beleben. — Das Wild ist, wie überall in Tirol, wo Bauernjagden sind, nahezu verschwunden und ein »Jäger« in Hemdärmeln, mit blauem Arbeitsschurz, den Patronengürtel umgeschnallt und den Schrotzwilling über dem Rücken, der in der Holzalm zusprach, ist charakteristisch für den Jagdbetrieb, der nur nach Eichhörnchen, Hähern und seltenen Hasen geht. Man kann es beim Anblick dieses schluchten- und waldreichen Bergs kaum begreifen, daß Hirsch und Gemse und so ziemlich auch das Reh verschwunden sind. — Auch der Bergbau hat längst aufgehört und man weiß keinen Stollen mehr zu finden. Aber unter Erzherzog Sigmund, dem »Münzreichen« (1439—1490), der heute noch im Rufe steht, das schönste Geld der Welt geprägt zu haben, da ward auch hier, wie überall in Tirol, auf Silber gebaut. »Tirol war damals«, sagt Egger, »das Kalifornien unserer Tage.« — Der ganze Berg heißt ursprünglich Thierberg und eigentlich nur die Spitze, die sich als höchste unter den vielen Gratln darstellt, die den ganzen Stock bilden, sollte den Namen Gratlspitze tragen.

Nachmittags schritten wir zu Tal. Der Weg führt bald in bewohnte Gefilde, über schöne Fluren und an stattlichen Höfen vorüber. In zwei Stunden war Bad Mehren wieder erreicht und dort brachten wir, vollbefriedigt von unserer Bergfahrt, dem schönen Lande Tirol den Abschiedsschoppen.

Wie schön wär's gewesen, von hier aus wieder ins Alpachtal zurückzukehren zu stillem Verweilen, um manche Lücke zu füllen, die uns dieser erste Besuch zurückließ! Aber über des Menschen Erdenwallen liegt nun einmal der Virgilsche Imperativ: Eia age, rumpe moras!

AUS DER FIRNWELT DES MONT-BLANC. VON DR. KARL BLODIG

»Er stieg auf den Berg, um zu beten.«

Der freundliche Leser findet in den nachfolgenden Blättern das Ergebnis von Reisen, welche ich während acht Sommern in der Hochregion der Montblanc-Gruppe unternahm. Die Erzählungen von den einzelnen Besteigungen sind hinsichtlich ihrer Ausführlichkeit sehr verschieden behandelt. Haben doch Euringer, Dr. Pfannl, Hacker, von Radio-Radiis, Pfann und Ittlinger eine Reihe von Touren auf die Hauptgipfel der Gruppe, welche auch ich besuchte, bereits eingehend in dieser »Zeitschrift« sowie in den »Mitteilungen« geschildert. Um aber ein übersichtliches Bild meiner Wanderungen zu geben, glaubte ich über jede Tour wenigstens »ein kräftig Wörtchen« sagen zu sollen.

Ich betrat das Gebiet des Herrschers über Europas Bergwelt zum ersten Male im Jahre 1890. Am 18. Juli jenes Jahrs ging ich mit meinem Freunde Purtscheller von Chamonix nach den Grands Mulets und wir versuchten, noch am selben Tage den Aufstieg auf den Montblanc auszuführen. Ein ganz entsetzliches Unwetter, welches uns um 1 Uhr nachmittags auf dem Grand Plateau überfiel, zwang uns sowie zwei Führerpartien zur schleunigen Umkehr. Der Schnee fiel so dicht, daß wir schon einige Minuten nach Beginn des Rückmarsches die tiefe, von uns acht Männern herrührende Trasse nicht mehr sehen konnten. Nun begriff ich es, daß auch von den besten Lokalführern geleitete Partien hier bei Schneegestöber und Nebel umkommen können. In der darauffolgenden Nacht erlebten wir das großartigste Gewitter, dessen wir uns entsinnen konnten. Das waren keine einzelnen Donnerschläge mehr, sondern nur ein An- und Abschwellen des Höllenlärms, da konnte man nicht mehr von einzelnen Blitzen, welche das Dunkel zeitweilig erhellten, sprechen, sondern nur von einer größeren und geringeren Helligkeit. Am 19. Juli aber standen wir dennoch bei wolkenlosem Himmel um 8 Uhr morgens auf dem höchsten Punkte Europas, auf dem 4810 *m* hohen Montblanc. Ich entsinne mich noch, daß wir beide damals die Aussicht mit den Worten charakterisierten: »Schön ist anders«. Der Spiegel des Genfersees, Chamonix und Sallanches auf französischer, Morges und ein Stück des Wegs gegen Aosta sowie einige Häuschen im Val Ferret auf italienischer Seite, der Gran Paradiso und der Mont Pourri, das sind die einzigen Objekte, die in meiner Erinnerung haften geblieben sind. Von 9 Uhr bis 11 Uhr 15 Min. gingen wir nach den Grands Mulets und von 1 Uhr 15 Min. bis 4 Uhr 15 Min. nach Chamonix hinab, nicht ohne daß uns zwei mächtige Eislawinen auf dem Petit Plateau und auf dem Bossonsgletscher einen nachhaltigen Schrecken eingejagt hatten. Ich war allerdings gerade von der Meije gekommen, aber auch sonst hätte mir die ganze Tour hinsichtlich der Schwierigkeiten gewiß den Eindruck größter Harmlosigkeit gemacht. Nur die stundenlangen Wanderungen unter den Sérakstandbatterien kamen Purtscheller und mir höchst bedenklich vor.

Dann vergingen neun Jahre, ohne daß Purtscheller sich entschließen konnte, wieder in die Montblanc-Gruppe zu reisen. Sehnsüchtig hatte ich von Süden, Osten

und Norden die Verte, die Grandes Jorasses, die Aiguille de Bionnassay und die Aiguille Blanche de Pétéret mit den Augen umfangen, bis endlich 1899 die heiß herbeigewünschte Stunde schlug. Die Nacht vom 3. zum 4. August verbrachten wir in der Cabane de Saleinaz und um 8 Uhr morgens standen wir auf der prächtigen Aiguille d'Argentière, 3907 *m*.

Schon diese erste Tour gab mir einen kleinen, aber deutlichen Vorgeschmack, wessen wir uns in diesen Bergen zu versehen hätten. Am Vortage schon wurden wir noch weit unter der Hütte von einem ausgiebigen Steinschlage überrascht; beim Überschreiten eines breiten Firnfelds, kurz vor Erreichen der Cabane, kollerten eine Unmasse Steine an uns vorbei, und als wir am Haupttage um 5 Uhr morgens, noch im tiefsten Schatten stehend, am Fuße des Bergmassivs die Steigeisen anschnallten, da sausten mehrere große Steine an unseren Köpfen vorüber. Solche Morgengrüße wurden uns später noch häufiger zuteil, aber das erste Mal waren wir begreiflicherweise sehr erschrocken. Am 5. August bestiegen wir dann die Aiguille de Chardonnet, 3822 *m*, deren oberster Wächtengrat vorher einige Partien mit und ohne Führer abgeschlagen hatte. Die Tour auf den Mont Dolent wurde am 7. durch Regen vereitelt, wir stiegen anstatt auf diesen, zur Cabane de Triolet hinauf, wo wir in der Nacht zum 8. Zeugen eines gewaltigen Bergsturzes wurden. Vom Kamme der Monts Rouges ging vielleicht 50 *m* von uns entfernt durch etwa eine Viertelstunde eine Steinlawine nieder, die den Boden unter uns zittern machte. Der Lärm, den das Aufschlagen der Blöcke verursachte, wie sie über den sehr steilen Berghang hinabschossen, das unaufhörliche Funkenschlagen, welches blitzähnlich die ganze Umgebung zu beleuchten imstande war, der Donner, das Prasseln des Regens, das Heulen des Sturms in den uns umgebenden Klippen, konnte auch mutige Männer fürchten machen. Da das Wetter sich nicht aufhellen zu wollen schien, entschlossen wir uns am 9. zum Abstiege nach Courmayeur, wo wir auf Empfehlung von Turiner Freunden Purtschellers hin im Restaurant Savoye Quartier nahmen. Ich blieb dem gemütlichen Hause bis heute treu und segne Purtschellers Wahl stets aufs neue.

GRANDES JORASSES, 4196 *m*

Mit dem 10. August 1899 setzte eine Periode besseren Wetters ein. Der Nachmittag des 11. sah Purtscheller, Dr. Löwenbach, dessen Führer Oberhollenzer aus dem Fuschertale und mich von Courmayeur nach dem Ferrettale pilgern. Während man von Courmayeur selbst nur einen geringen Ausschnitt der Montblanc-Kette übersieht, ändert sich dieser einzige Nachteil, welcher der Lage dieses gemütlichen Orts anhaftet, schnell, sobald man taleinwärts schreitet. Schon in la Saxe erblickt man den an das Täschhorn erinnernden spitzen Mont Maudit, 4471 *m*, und auf dem Wege gegen Pompallière werden rasch nacheinander die Aiguille Blanche de Pétéret, die Dames Anglaises, der erhabene Montblanc de Courmayeur und endlich der zauberhaft kühne Obelisk der Aiguille Noire de Pétéret sichtbar. Auch unser Reiseziel, die Grandes Jorasses, tritt plötzlich in ihrer ganzen riesenhaften Majestät vor uns, sobald wir das Fußgestell des Mont de la Saxe umwandert haben. Nach dem Dafürhalten des wohl berufensten Beurteilers, unseres Meisters Compton, haben die Grandes Jorasses, was Wucht der Erscheinung und Eigenart im Aufbau betrifft, keinen Rivalen in den Alpen. Vom Couvercle ob Montanvert und vom Mont de la Saxe aus gesehen, üben sie eine zauberhafte Wirkung auf den Beschauer aus. Der Eindruck des Erhabenen und Würdevollen überwiegt so sehr, daß der Wunsch, sie zu besteigen, erst ganz langsam zum Durchbruche kommt. Dieser besondere Umstand kann vielleicht daraus erklärt werden, daß die gesamte Anstiegslinie vom Tale aus überblickt werden kann; das Moment des Geheimnisvollen und dadurch zur Erforschung Reizenden fällt bei diesem Berge, den die Natur so recht aus dem Großen, Vollen schnitt, hinweg. Wir hatten Courmayeur um

10 Uhr vormittags verlassen und wanderten am linken Ufer der rauschenden Dora Baltea gemütlich durch die herrliche Landschaft taleinwärts. Der schöne Wald, welcher die Talsohle stellenweise bedeckt, trägt viel dazu bei, das italienische Ferrettal zu einem der malerischsten der ganzen Alpen zu machen. Immer höher schwingt sich die Aiguille Noire de Pétéret hinter uns auf, selbst mit dem gewaltigen Matterhorn, dem »Einzigen«, wetteifernd. Allmählich hatte sich die ganze nördliche, wasserscheidende Kette des Montblanc entwickelt: der scharfkantige Mont Maudit, der breitere Montblanc du Tacul, die Tour Ronde, die Flambeaux. An deren Fuße sehen wir deutlich das Rifugio Torino dicht unter der Senkung des Col du Géant; dann schwingt sich die Kammlinie über die Aiguilles Marbrées zur bizarren Aiguille du Géant, 4014 *m*, empor, um sich dann in vielfach gebrochenem Verlaufe über mehrere tiefe Scharten und die markanten Gipfelbauten der Aiguille de Rochefort, 4003 *m*, und des Dôme de Rochefort, 4012 *m*, zum Col des Grandes Jorasses fortzusetzen, wo das eigentliche Massiv der letzten beginnt. Nach 1½stündigem Marsche überschritten wir auf dem Pont Pélérin, welcher am malerischsten Punkte des ganzen Tals liegt, die Dora Baltea; wild schäumend überschlägt sich der weiße Gischt zwischen den moosbewachsenen Blöcken. Stundenlang möchte man da sitzen und schauen und träumen. Wenige Schritte noch und wir haben den Pavillon des Jorasses erreicht, ein kleines Hüttchen, welches dem Unternehmungsgeiste eines Führers von Courmayeur seine Entstehung verdankt. Der gute Kaffee und die freundliche Bedienung waren uns noch vom Abstiege von der Cabane de Triolet her in bester Erinnerung geblieben. Wir nahmen hier im Angesichte des schrecklich-schönen Pétéretgrats ein bescheidenes Mittagessen ein und setzten um 12 Uhr 15 Min. unsere Reise fort. Ein Fußpfad führte uns durch prächtigen Lärchenwald und über üppige Wiesen nach dem Alphüttenkomplexe von Planpansière. Wir erschöpften uns in Mutmaßungen, wie der Aufstieg nach der schon von weitem sichtbaren Jorasses-Hütte sich gestalten würde. Nachdem wir bei 1900 m die obere Waldgrenze überschritten hatten, ging es vorerst über magere, mit stacheligem Grase bedeckte Hänge gegen einen breiten Wall von abgeschliffenen Felsköpfen hinan; zwischen den größeren Felsbuckeln sind eine Unmenge schmaler Schluchten eingebettet; eine deutliche Wegspur führte uns durch eine derselben hinan gegen einen kurzen Graskamm, an dessen Ende wir eine kleine Leiter antrafen, die den Aufstieg nach der oberen Felsstufe erleichterte. Wir betraten den oberen Grashang um 2 Uhr 5 Min. und es war durchaus nicht die Ermüdung, sondern lediglich der Wunsch, das berückende Bild länger und nachhaltiger auf uns einwirken zu lassen, daß wir hier eine halbe Stunde sitzen blieben. Gutgestufte Felsbänke ermöglichten einen bequemen Quergang gegen rechts in nördlicher Richtung, wobei wir eine Anzahl Wasseradern überschritten, die wir schon vom Tale aus deutlich wahrgenommen hatten. Wir näherten uns nun einem sehr steilen Moränenrücken, über dessen First ein wohl ausgeprägter Pfad führte. Nur durch die gespannteste Aufmerksamkeit und unter fortwährenden Zurufen ließ es sich hier vermeiden, die Nachgehenden durch die abrollenden Blöcke zu verletzen. Bald betraten wir den hier flachen, gänzlich spaltenlosen, aber mit herabgestürzten Steinen dicht besäten Glacier de Planpansière. In etwa zehn Minuten ist der schmale Seitenarm, um den es sich hier nur handelt, überschritten, und wir stehen etwa 2700 *m* hoch am Fuße einer ungefähr 30 *m* betragenden Felswand, welche den untersten Absatz jener Felsinsel bildet, auf der die Jorasses-Hütte sich befindet. Der jetzige Aufstieg zur Hütte entbehrt durchaus nicht der Pikanterie. Früher war man genötigt, die Felswand rechts zu umgehen; aber da hier ein im höchsten Grade durch Steinschlag gefährdetes Terrain überschritten werden mußte, auf welchem u. a. im Jahre 1884 ein Herr Göttinger verunglückte, so wurden an der Stirnseite der Fels-

wand ein Seil sowie solide Eisenstifte angebracht, welche den Anstieg in einer nahezu senkrechten Rinne ermöglichen. Um das untere Ende derselben zu erreichen, muß man sich vorerst einem sehr schmalen, wagrecht aus der Wand tretenden Bande anvertrauen; Führertouristen, die keinerlei Gepäck tragen und womöglich noch die eigene Lodenjoppe ihrer alpinen Kinderfrau auf den übervollen Rucksack werfen, »denn diese Gebirgsbewohner sind das schwere Tragen ja von Kindesbeinen an gewöhnt«, werden hier keiner besonderen Schwierigkeit begegnen. Unsere gefüllten Rucksäcke aber machten dieses an und für sich leichte Stückchen Wegs zu einem recht unangenehmen. Am oberen Rande der Felswand angelangt, hatten wir noch eine Strecke über Felsboden und einige steile Grashalden zurückzulegen, bis wir um 3 Uhr 40 Min. die Hand auf die Klinke der Hüttentüre legen konnten. Die Cabane liegt 2804 *m* hoch, dicht am Rande einer kleinen Plattform; eine Hüttenwand schmiegt sich an den Fels an, der sie vor Lawinen schützt. Zwei Schritte von der Hüttentüre entfernt stürzt der Fels steil gegen den Eisbruch des Glacier de Planpansière ab, in dessen blaue Klüfte man unmittelbar hineinsieht.

Darüber hinaus trifft der Blick die grünen Wälder des Ferrettals; über der Furche der Dora zwischen dem massigen Mont de la Saxe und dem spitzen Pain du Sucre erscheint das Dörfchen Dolone oberhalb Courmayeur; den würdigen Abschluß des Bildes bilden der Gran Paradiso, die Grivola und das Heer des zwischen beiden Gipfeln liegenden Gebiets von Cogne. Nach den Anforderungen, welche wir an die Hütten des D. u. Ö. A.-V. zu stellen gewohnt sind, darf die Jorasses-Hütte nicht beurteilt werden, aber nach dem mufligen Ziegenstalle, den wir als Cabane de Triolet hatten betrachten müssen, kam uns die Jorasses-Hütte als ein geradezu idealer Aufenthalt vor: das Innere war trocken und rein, das Inventar bescheiden aber ausreichend, und der durch Tür und Fenster hereinflutende Sonnenschein tat das übrige, um den Aufenthalt in dem kleinen Raume zu einem höchst angenehmen zu machen. Während Purtscheller und Oberhollenzer Wasser holten und die Küche besorgten, stieg ich mit Dr. Löwenbach den Felshang ober der Hütte hinan, um den Weg für den folgenden Tag auszukundschaften. Bald hatten wir den Gletscher erreicht und ich bemühte mich, den besten Weg durch das Spaltengewirr zu finden. Zu unserer Rechten erhob sich ein Felsmassiv, welches die Gletscher von Planpansière und de Prá Sec teilt. Nach etwa einstündigem Vordringen hatten wir den zerklüfteten Teil des Gletschers hinter uns. Wir machten kehrt und brachten im Rückwege eine große Anzahl Pfeile an, um in der Nacht rasch durch das Labyrinth hindurchzufinden. Kurz vor 6 Uhr trafen wir bei der Hütte ein, wo eine köstliche, aus Erbsensuppe, Makkaroni und frischem Obste bestehende Abendmahlzeit unser harrte. Während die Genossen es sich in der Hütte bequem machten, stieg ich nach beendeter Mahlzeit ein wenig an dem Felshange an und schwelgte in dem entzückend schönen Farbenspiele, welches der von goldig warmen Tönen überflutete Himmel zeigte. In scharfen Umrissen hob sich im Süden die zackige Gruppe des Gran Paradiso gegen das bläulich violette Firmament ab, während gegen Westen die pralle Felsenmauer des Dôme de Rochefort sich auftürmte. Die Kälte trieb endlich auch mich unter das schützende gastliche Dach.

Am 11. August erhoben wir uns um 3 Uhr. Oberhollenzer hatte sein Tagwerk schon um 2 Uhr begonnen und für alle einen trefflichen Milchkaffee bereitet. Um 3 Uhr 20 Min. brachen wir bei herrlichem Sternenscheine auf; die erste Strecke ging ich an der Spitze der kleinen Gesellschaft, da ich ja die Route kannte. In einer guten halben Stunde standen wir am Ende des »markierten« Wegs, dann traten durch einige Zeit Purtscheller und Oberhollenzer abwechselnd vor, da der reichliche Neuschnee, der vom 7. bis zum 9. August gefallen war, sehr ermüdend wirkte. Je näher wir hinaufkamen, um so besser wurden die Verhältnisse auf dem Gletscher

bezüglich Spaltenbildung. Purtscheller und ich gingen von P. 3290, dem oberen Rande des mächtigen Felssporns, der die Gletscher von Planpansière und Prá-Sec teilt, ohne durch das Seil verbunden zu sein. Um 5 Uhr 15 Min. hatten wir das untere Ende des Rocher du Reposoir erreicht und wir nahmen denselben nach Hinterlassung der Laternen alsbald in Angriff. Hier zeigte es sich, was entgegen dem Urteile mancher Alpinisten die Leibeslänge für Vorteile bietet. Die sehr steilen Felsen waren reichlich mit Neuschnee bedeckt und die Auswahl für Griffe und Tritte deshalb recht karg bemessen. Der lange Oberhollenzer erreichte des öfteren einen aperen Griff, während wir uns von demselben Stande aus erst mühsam emporarbeiten mußten. Die Kletterei, welche bei trockenen, aperen Felsen sehr anregend sein muß, dauerte volle drei Viertelstunden und wir standen nicht an, sie unter den vorliegenden Verhältnissen als schwer zu bezeichnen. Um zu dem nächsten Felsriffe, dem Rocher de Whymper, zu gelangen, handelte es sich nun zunächst darum, die große, von Lawinen bedrohte Eisrinne zu queren, die vom Hauptgrate der Grandes Jorasses herabzieht. Unter Purtschellers Führung war die Gesellschaft soeben im Begriffe, den Eishang in einer Isohypse zu überschreiten; ich war etwa 50 Schritte zurückgeblieben, da mir die Route durchaus verfehlt erschien; ich wäre lieber noch ein Stück, aber dann allerdings in Eisstufen, in der idealen Verlängerung des Rocher du Reposoir aufwärts gestiegen. Während ich noch zaudernd stehen blieb, ertönte plötzlich über uns ein kurzer, scharfer Knall, und unter entsetzlichem Getöse polterte eine gewaltige Menge großer und kleiner Eisblöcke aus dem oben sichtbaren Sérak auf meine Gefährten zu. Aber mit blitzartiger Geschwindigkeit hatten sich diese umgedreht und rannten auf Leben und Tod zu mir zurück. Purtscheller, welcher nun der letzte geworden war, flogen ein paar Trümmer dicht am Kopfe vorbei. Ohne ein Wort zu verlieren, schlug ich nun durch drei Viertelstunden Stufe auf Stufe in den steilen Eishang. Meine lieben Gefährten sahen noch längere Zeit ganz verstört drein. Der Sérak war ihnen buchstäblich in die Glieder gefahren und ich glaube, daß keiner augenblicklich zu einer größeren Kraftentfaltung geeignet gewesen wäre. Wir querten dann das böse Couloir über dem erwähnten Sérakbruche und betraten um 7 Uhr den Rocher de Whymper. Derselbe befand sich in denkbar schlechtestem Zustande. Die sehr steilen, plattigen und wohl auch unter den besten Verhältnissen ziemlich schwer zu begehenden Felsen stellten an den vorankletternden Oberhollenzer bedeutende Anforderungen. Purtscheller und ich hatten uns hier wieder angeseilt, weil sehr viel lockere Steine vorhanden waren, die unter dem trügerischen Neuschnee verborgen lagen. Es durfte immer nur einer klettern, während der andere jede Bewegung des Freundes gespannt beobachtete. In unserem Falle bestand die große Schwierigkeit darin, den Plattenschuß, der zum Selskamme hinaufführte, zu erklimmen. Die Art und Weise, wie Oberhollenzer die sehr steilen, vereisten und verschneiten Felsen erkletterte, trug ihm Purtschellers wohlverdiente Lobsprüche ein. Purtscheller verschmähte solche Hilfsmittel, Löwenbach und ich aber ließen uns mit Wonne über die ganz außergewöhnlich schwierige Stelle hinaufziehen. Auf dem Grate angekommen, mußten wir uns entscheiden, ob wir uns dem Ost- oder dem um 10 *m* niedereren Westgipfel, dem Pic Whymper, zuwenden wollten. Da der Neuschnee hier oben ganz ungeahnte Dimensionen annahm — es lagen etwa 35 *cm* —, so sprach Purtscheller seine Meinung dahin aus, daß die Querung des Firnhangs gegen den Troncheygrat allzu lawinengefährlich sein dürfte. Auch Oberhollenzer wollte sich von dem sichereren Felsgrat gar nicht mehr trennen. So begann denn alsbald ein Turnen um die Wette über die verschneiten Zacken und Platten, bis wir um 8 Uhr 15 Min. die letzten Felsen hinter uns hatten und am Beginne der schmalen Firnschneide standen, die uns zum eigentlichen Gipfelbau führen mußte. Ohne Steigeisen wären wir hier ziemlich schlimm

daran gewesen. Purtscheller und Oberhollenzer, welche abwechselnd vorausgingen — von mir war überhaupt gar nicht mehr die Rede —, mußten immer zuerst den massenhaften Neuschnee wegräumen, bevor sie an die Erstellung einer Stufe gingen. Unter dem Gipfel verzeichnen einschlägige Berichte noch einen Felshang; wir bekamen von demselben nichts zu sehen. Mit größter Behutsamkeit stiegen wir den letzten Firnhang hinauf. Die Lawinengefahr war hier schon eine ganz enorme. Um 8 Uhr 45 Min., 5 1/2 Stunden nach unserem Aufbruche von der Hütte, stießen wir unsere treuen Pickel in den Firn des Westgipfels, 4196 *m*. Ich wollte sofort nach dem höheren Ostgipfel aufbrechen, aber die Mehrheit beschloß, vorerst zu essen und sich an einer Limonade, die Purtscheller schon am Vortage mit gewohnter Meisterschaft gebraut hatte, gütlich zu tun. Als der erste Hunger gestillt war, wurde noch die geradezu unermeßliche Aussicht gründlich studiert. Die Grenzen derselben sind im wesentlichen die gleichen wie vom Montblancgipfel, mit der Beschränkung, daß durch diesen selber ein etwa 90° betragendes Stück der Rundschau, welches allerdings den unbedeutendsten Teil derselben gegen Savoyen hin inbegreift, verdeckt wird. Ich verzichte auf den Versuch, die Erhabenheit des Anblicks zu schildern, welchen der Monarch selbst bietet. Auch der Niederblick auf das abgrundtief am Ende der Mer de Glace gelegene Hôtel Montanvert, sowie auf die rund 2500 *m* unter unserem Standpunkte befindlichen Häuschen im Ferrettale soll nur erwähnt werden.

Einen unvergeßlichen Eindruck machte uns die in unerreichter Steilheit zum Leschauxgletscher abstürzende Nordwand des Bergs. Sie ist noch jungfräulich! Als gewaltiges Trapez erhebt sich über der Furche des Großen St. Bernhardspasses der Grand Combin. Daneben erschienen meine lieben Walliser Berge bis zum Monte Rosa in Reih und Glied. Aber auch der Tödi und die spitzen Brigelserhörner sind gut erkennbar.

Gegen Norden schließen der Schwarzwald und der Jura das Bild ab. Gegen Südost begrenzt die Paradisogruppe den Horizont, daran reihen sich die Alpen des Dauphiné, der Maurienne und Tarentaise. Wie oft hatten Purtscheller und ich sechs Jahre zuvor von dort aus die Grandes Jorasses angestaunt, wie sie, selbstherrlich aus der Masse des Montblanc sich ablösend, einem Riesenerker vergleichbar, gegen Ost hinausragte. Schulter an Schulter gelehnt saßen wir auf dem treuen Seile, welches uns ein Dezenniumlang so oft auf Leben und Tod miteinander verbunden hatte, und schätzten uns glücklich im Gefühl gegenseitiger Liebe und Hochachtung. Und genau 14 Tage später um dieselbe Stunde lag mein unvergeßlicher Freund zu Tode getroffen in einer Eiskluft an der Aiguille du Dru.

Nach einer halben Stunde sprang ich empor und forderte die Gefährten zum Gange nach der höheren Ostspitze auf. Aber ich flehte vergebens. Oberhollenzer weigerte sich, die steile, mit durchschnittlich 40 *cm* Neuschnee bedeckte Firnwand zu betreten. Purtscheller hielt mich mit sanfter Gewalt zurück und sprach in tiefen Herzenstönen von meiner Frau und meinem Kinde, von der Rücksicht, die wir als Vorkämpfer dem Alpenvereine, dem Österreichischen, Schweizer und Italienischen Alpenklub schuldig seien; mir traten vor Ingrimm die Tränen in die Augen, aber ich konnte doch unmöglich allein hinübergehen und auch Dr. Löwenbach zuckte die Achseln und lehnte die Teilnahme aus guten Gründen ab, wenn doch Männer wie Purtscheller und Oberhollenzer die Mitwirkung versagen zu müssen glaubten. Wütend, aber im Innern den Genossen recht gebend, wandte ich mich um 9 Uhr 15 Min. zum Abstiege. Wenn ich vorweg nehme, daß derselbe um 1 3/4 Stunden länger dauerte als der Aufstieg, so dürfte die Schwierigkeit desselben damit genügend charakterisiert sein. Auf den obersten Firnpartien mußten wir nahezu ausnahmslos mit dem Gesichte gegen die Bergseite gewendet absteigen, weil nur auf diese Art die Gefahr des Lostretens einer Lawine auf ein Minimum reduziert werden konnte. Der Schnee auf den Felsen war inzwischen tropfnaß geworden und glitt

bei der geringsten Berührung in großen Massen ab. Wir banden die beiden Seile zusammen, Purtscheller ging voraus, dann folgte Dr. Löwenbach, dann ging ich nach meiner Lieblingsgewohnheit unangeseilt zwischen diesem und Oberhollenzer, der als der kräftigste den Zug beschloß.

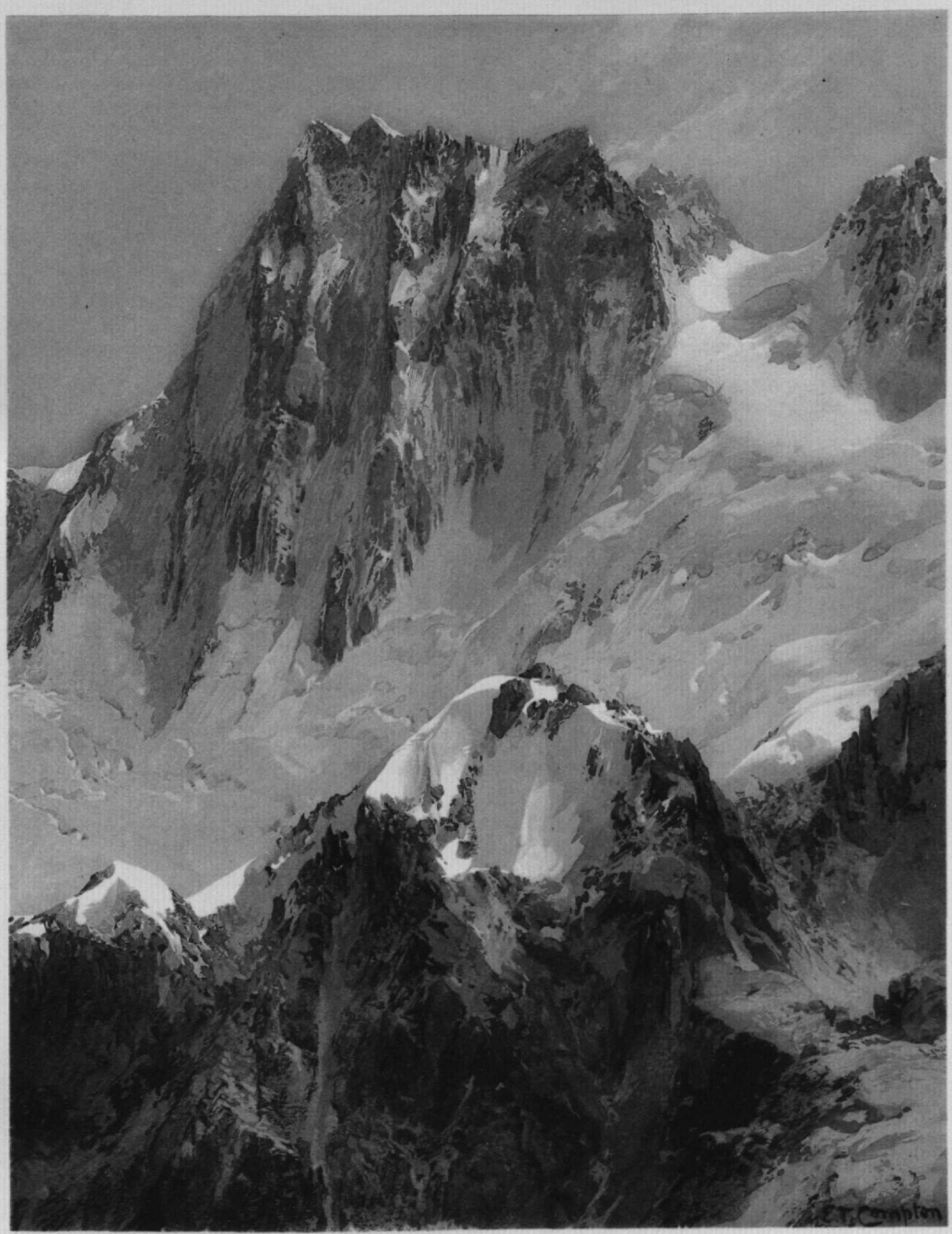
Erst nach dreistündigem, mühevollem Klettern waren wir am Fuße des Rocher de Whymper angelangt. Hier schöpften wir zehn Minuten Atem und dann kam das gefahrvollste Stück der ganzen Tour, nämlich die Überschreitung des großen Eiscouloirs. Wir durften die Sicherheit nicht durch hastiges Gebaren vermindern und doch konnte jeder Augenblick, den wir in dem furchtbaren Schlunde verweilten, verhängnisvoll werden. Was waren das für bange Minuten, während deren ich geduldig und untätig zusehen mußte, wie Purtscheller mit größter Ruhe Stufe um Stufe nachbesserte und mein Blick angstvoll nach den über unseren Köpfen in den tiefklaren Himmel hineinragenden Eistürmen flog! Wie fühlten wir uns alle erleichtert, als wir die Reposoirfelsen erreicht hatten, und wie leicht dünkte uns der Abstieg über dieselben im Vergleiche zu dem vereisten Rocher de Whymper. Um 2 Uhr 30 Min. sprangen wir über den kleinen Bergschrund auf den Glacier de Planpansière hinab und folgten unserer noch deutlich sichtbaren Trasse gegen die Felsinsel, auf der die Hütte steht. Aber erst um 4 Uhr 20 Min. war diese erreicht, da der völlig erweichte Schnee und eine Anzahl eingestürzter Brücken uns zu manchem unvorhergesehenen Umwege nötigten. Eine halbe Stunde Sonnenschein genügte, um unsere Schuhe, Wadenstutzen und Strümpfe auf den glühend heißen Felsplatten zu trocknen. Der Rest unserer Eßvorräte wurde seinem Zwecke zugeführt und um 5 Uhr begannen wir den Abstieg nach dem Ferrettale. Um 7 Uhr 5 Min. betraten wir den Pavillon des Jorasses, wo wir für eine Stunde vor Anker gingen. In der herrlichen Abendkühle wanderten wir dann von 8 Uhr bis 9 Uhr 10 Min. nach Courmayeur hinaus.

Die Tour auf die Grandes Jorasses aber hatte uns bei aller erhabenen Schönheit die traurige Richtigkeit des Ausspruches Dr. Karl Dieners, daß es in der Montblanc-Gruppe eigentlich gar keine ungefährliche Tour gibt, indem Steinschlag und Lawinengefahr überall lauern, so recht zum Bewußtsein gebracht.

Am folgenden Tage gingen wir von 1 Uhr 50 Min. bis 7 Uhr 30 Min. nach der 2584 *m* hochgelegenen Cabane de Triolet hinauf und bestiegen am 13. August den Mont Dolent, 3830 *m*, den ich als Ideal einer Berggestalt jedem berggewandten Manne nicht genug empfehlen kann. In 6 St. 15 Min. vollführten wir den Aufstieg, der in jeder seiner Phasen neue, ungeahnte Reize bietet. Die Aussicht kann unter die malerischsten der ganzen Alpen gerechnet werden. Es soll besonders hervorgehoben werden, daß hier die Gefahr des Steinfalls kaum größer ist als etwa während des Aufstiegs nach dem Königsjoche vom Suldengletscher.

Am 14. August besuchten wir die Aiguille de Triolet, 3876 *m*. Die ganze Besteigung ist hochinteressant, nicht besonders schwer, aber es müssen einige steile, vom Steinfalle bestrichene Eiscouloirs in Stufen gequert werden, welcher Umstand die Tour zu einer sehr gefährlichen macht.

Am 16. August wanderten wir von Courmayeur in sechs Stunden nach dem Rifugio Torino, 3365 *m*, hinauf, dessen ganze Einrichtung unsere Hochachtung für den Club Alpino Italiano ins Ungemessene steigerte. Am 17. August bestieg ich mit Dr. Löwenbach und Oberhollenzer die Aiguille du Géant, 4014 *m*, in vier Stunden; für einen Turner ist dies ein ganz amüsantes Stück Arbeit, Bergsteigen aber darf man diese Art des Aufhissens nicht nennen. Auf dem Vorgipfel angekommen, brachen Oberhollenzer und ich zugleich in den Ruf aus: »Ja, das ist aber doch ein ganz falscher Weg!« Und wenn damals nicht Nebel, Hagel und Schneefall eingetreten wäre, so hätten die Herren Maischberger, Dr. Pfannl und Zimmer nicht die erste Begehung



Gezeichnet von E. T. Compton. Bruckmann repr.

Grandes Jorasses von der Aiguille du Tacul.

des Bergs ohne künstliche Hilfsmittel machen können, indem Oberhollenzer und ich den Abstieg nach jener Seite unternommen und zweifellos auch durchgeführt hätten.

MONTBLANC DU TACUL, 4249 *m*, COL DU MIDI, 3555 *m*

Am 18. August pilgerten wir nach dem Col du Midi und besuchten im Vorbeigehen die ob ihrer Aussicht berühmte Aiguille du Midi, 3843 *m*. Deren zentrale Lage hat sie mit Ausnahme des Montblanc sicher zur besuchtesten Hochwarte des ganzen Gebiets gemacht; die drei Viertelstunden, welche ich auf ihrem Scheitel zubrachte, werden mir zeitlebens in angenehmster Erinnerung stehen. Ich scheue mich nicht, die ganze Wanderung vom Col du Géant nach dem Col du Midi, was die Großartigkeit der Eisbildungen betrifft, als einzig in den Alpen zu bezeichnen. Breite Firntäler wechseln mit engen Couloirs, sonnenbestrahlte, glitzernde Eishügel mit schattigen Schluchten. Die herrlichen, breiten Spalten, die kühnen Eisbrücken, der Blick in die dunkeln Tiefen und auf die phantastisch geformten Sérakbildungen entlockten unserer Gesellschaft unausgesetzt Rufe der Bewunderung. In der 3564 *m* hoch gelegenen Cabane du Midi brachten wir die Nacht zum 19. August zu. Da der Boden der Hütte mit kompaktem Eise bedeckt war, so stellten wir die Schuhe vor die Hütte in die Sonne und zogen die Steigeisen über die Strümpfe an. Da das Dach sehr schadhaft war, trafen wir die Decken steifgefroren an; leider tauten sie nicht ganz auf und die Folgen jener Nacht spürten wir alle noch lange in den verschiedenen Knie- und Schultergelenken. Der 19. August sollte der Erfüllung eines Herzenswunsches unser aller gewidmet sein, nämlich der Ersteigung des Montblanc über Montblanc du Tacul und Mont Maudit. Aber der wütende Weststurm, der uns schon auf der Aiguille de Triolet sowie auf der Aiguille du Géant belästigt hatte, tobte auch während der letzten Nacht mit unverminderter Stärke und ließ uns am 19. August erst um 8 Uhr 30 Min. aufbrechen. Der Sturm brach sich mit solcher Gewalt an den Klippen, welche die Hütte umstehen, daß man ein großes, flatterndes Tuch in allernächster Nähe zu haben glaubte. Alle verfügbaren Kleidungsstücke waren kaum imstande, uns warm zu halten. Mehr infolge einer Art Pflichtgefühl als zum Vergnügen kämpften wir uns zum Fuße des Montblanc du Tacul durch, und es bedurfte manchmal, wenn uns die Windstöße zu ausgiebig trafen, aller Kraft, um nicht zu Boden geschleudert zu werden. Purtscheller und Oberhollenzer gingen am ersten Seile voraus. Dr. Löwenbach wurde meiner besonderen Obhut anvertraut. Unter unausgesetztem Stufenschlagen standen wir um 10 Uhr 45 Min. auf dem flachen Grate des Bergs. Der Sturm zwang uns, hier oben mehr kriechend als gehend uns fortzubewegen; um 11 Uhr betraten wir die mit einem enorm großen Steinmanne gezierte Spitze des Montblanc du Tacul, 4249 *m*, auf welcher wir im Windschatten eine halbe Stunde verweilten. Die späte Stunde und der rasende Sturm ließen es geraten erscheinen, zum Rückzuge zu blasen. Wir taten dies um so unlieber, als ein wolkenloser, tiefblauer Himmel und eine geradezu unglaubliche Durchsichtigkeit der Luft so recht dazu angetan waren, den Verzicht auf die Besteigung des Montblanc schwer zu machen. Bis in die fernsten Talschluchten des Jura nahm man jedes Häuschen wahr und die Konturen der Walliser und Berner Alpen waren wie mit der Reißfeder in die stahlblaue Luft eingeritzt. Um 12 Uhr 55 Min. langten wir wieder in der Cabane du Midi an, kochten Suppe und traten um 2 Uhr 15 Min. den Abstieg nach den Grands Mulets an. In etwa zehn Minuten gingen wir vorerst zum Col du Midi hinüber, dann betraten wir die Felsen, welche zum obersten Firnbecken des Bossonsgletschers hinabführen. Dieselben erwiesen sich als überaus brüchig, dabei als durchweg steil, so daß es mich noch heute wunder nimmt, daß niemand aus unserer Gesellschaft von den ununterbrochen abgehenden Steinen verletzt wurde. Allerdings gebrauchten wir die Vorsicht, nach Tunlichkeit wenigstens nicht in einer Fallinie hinabzusteigen, aber an vielen Stellen ließ es sich

nicht vermeiden, daß wir alle vier in einer Linie übereinander uns bewegten. Nach äußerst mühsamer Kletterei sahen wir uns genötigt, am Rande eines großen Firncouloirs die Steigeisen anzulegen; nur fünf Minuten dauerte dessen Überquerung, aber das haarsträubend steile Eis machte ausgiebige Stufen für die Füße und tiefe Löcher für die Hände nötig. Um 4 Uhr 15 Min. betraten wir wieder die Felsen, welche nun etwas weniger steil wurden und uns zu einer zweiten Eisschlucht und damit zum zusammenhängenden Eiskörper des Bossonsgletschers brachten. Aber keiner aus der Gesellschaft hätte gedacht, daß uns die Überschreitung des ziemlich schmalen Gletscherarms 1 3/4 Stunden kosten würde. Anfänglich ließ sich die Sache ganz vortrefflich an, aber gar bald begannen die Spalten häufiger und größer zu werden; immer regelloser traten die Zerklüftungen auf, bis wir schon in Rufweite des Hauses auf der Felsinsel Grands Mulets tatsächlich nicht mehr vorwärts kamen. Man rief uns von oben zu, wie wir am besten durchkämen, aber alle Versuche erwiesen sich als vergebens. Endlich stiegen zwei Mann von der Besatzung des Hauses, mit einem langen Brette versehen, zum Gletscher herab und kamen uns auf diese Weise zu Hilfe; sie befestigten dasselbe an einem Seil, schoben es mehrmals über breite Spalten, bis sie dasselbe endlich am anderen Ende an das ihnen von uns zugeschleuderte Seil anbinden konnten. Nun hatten wir gewonnenes Spiel, zogen den rettenden Balken zu uns heran und betraten nach mehrmaligem Hin- und Herlavieren um 6 Uhr 15 Min. das Haus auf Grands Mulets. Man teilte uns mit, daß der Übergang vom Col du Midi nach Grands Mulets schon seit mehreren Jahren nicht mehr ausgeführt worden sei; der Bossonsgletscher ist eben in starkem Rückgange begriffen und wird von Jahr zu Jahr spaltenreicher.

Auch am 20. August dauerte der Sturm mit ungeschwächter Kraft fort. Von einem halben Dutzend Partien, die nach dem Montblanc aufgebrochen waren, kam nur Dr. Löwenbach mit Oberhollenzer ans Ziel. Purtscheller und ich hatten vor, vom Dôme du Goûter zum Col de Bionnassay abzusteigen und dann die Aiguille de Bionnassay zu besuchen. Aber schon während unseres Aufstiegs auf den doch gewiß harmlosen Dôme du Goûter mußten wir öfter niedergekauert die orkanartigen Windböen abwarten. Um 3 Uhr 40 Min. waren wir von den Grands Mulets abmarschiert, um 7 Uhr 15 Min. standen wir auf dem Gipfel des Dôme du Goûter, 4331 *m*, aber das Wagnis, bei dem herrschenden Sturme die schmale, scharf überwächtete Schneide vom Col de Bionnassay nach der gleichnamigen Aiguille in Angriff zu nehmen, dünkte uns viel zu groß. Der flache Firnrücken, der sich vom Dôme nach der Aiguille du Goûter hinabzieht, erlaubte uns einen großen Teil Wegs rückwärts zu gehen: nur so konnte man wenigstens halbwegs Atem schöpfen. Dabei war auch heute die Aussicht von einer Pracht und Klarheit, die jeder Beschreibung spottete. Eine Stunde nach Verlassen des Dôme betraten wir die kleine, aber damals noch völlig praktikable Hütte an der Aiguille du Goûter, 3819 *m*. Hier erholten wir uns bis 8 Uhr 15 Min. vom Winde, dann gingen wir nach der Aiguille hinüber, 3843 *m*, und stiegen, stets auf der Kammhöhe bleibend, zum Pavillon auf der Tête rousse, 3139 *m*, hinab. Das nette Haus war erst vor wenigen Tagen bezogen worden. Wir blieben eine Stunde oben, labten uns an Kaffee und Butter und schieden mit der vollen Überzeugung, daß dem Montblancwege von St. Gervais über Tête rousse und Aiguille du Goûter die Zukunft gehöre. Man braucht hier keinen bösen Gletscher zu überschreiten, läuft durchaus keine Gefahr, von herabstürzenden Séraks erschlagen zu werden, und nächtigt um 100 *m* höher als auf den Grands Mulets. Außerdem wird ungünstiges Wetter, Nebel oder ein plötzlich eintretendes Schneetreiben auf dieser Route, welche größtenteils einem Grate folgt, nie so gefährlich werden als auf dem Petit und Grand Plateau.

Wir brachen um 11 Uhr 30 Min. auf, überschritten den 2111 *m* hohen Mont

Lachat und gewannen auf einem in unzähligen Serpentinen geführten Wege um 4 Uhr les Houches und um 5 Uhr Chamonix.

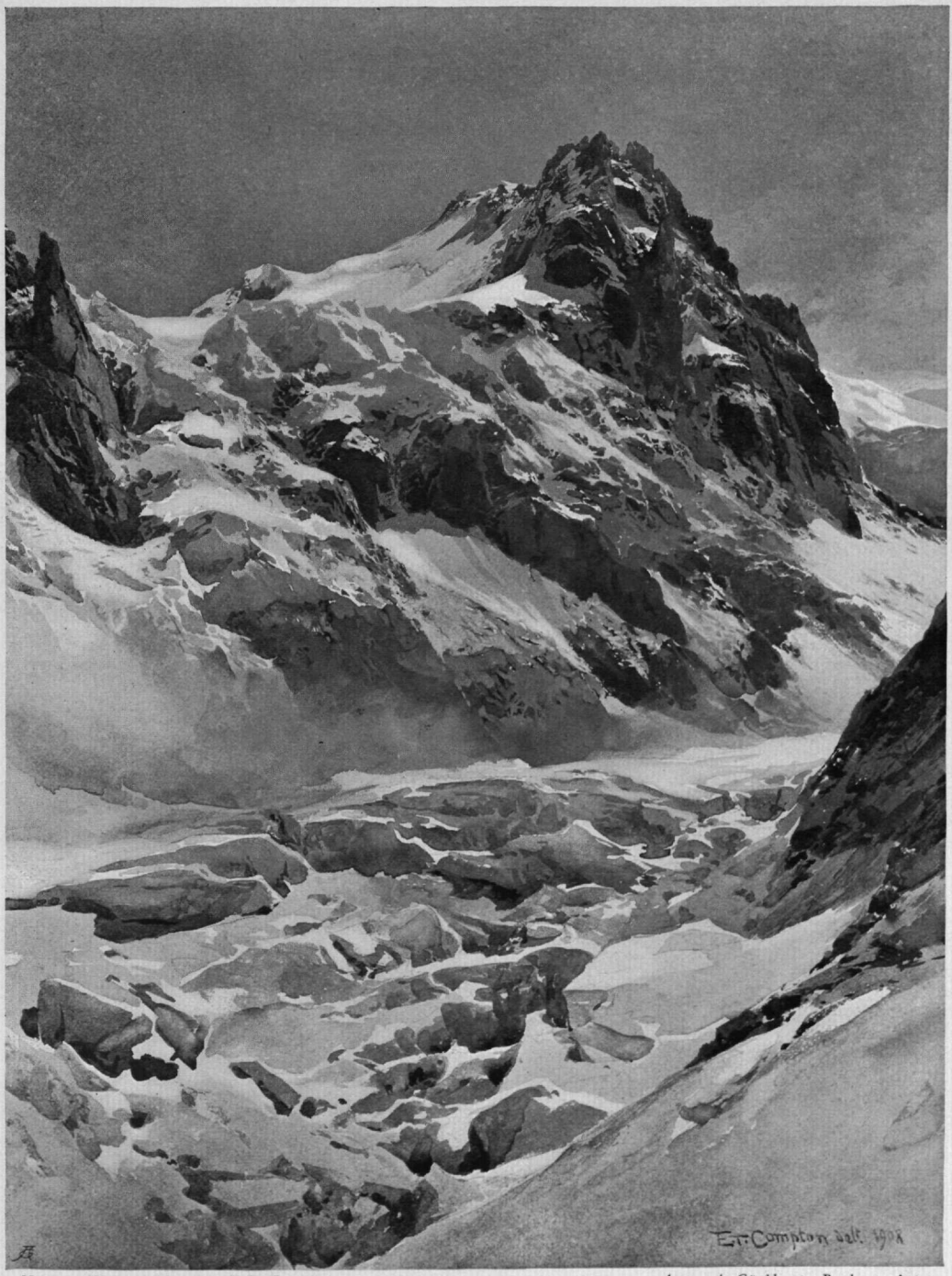
Auch der 21. sah unser vierblättriges Kleeblatt nicht gänzlich tatenlos. Wir fuhren mit der Dilligence nach le Fayet hinab und wanderten dann über St. Gervais nach den Alphütten von Miage. Die Mißgunst der zünftigen Tröpfe von Chamonix hatte uns nämlich verheimlicht, daß auf dem Col de Miage in 3376 *m* Höhe ein Refuge erbaut worden war. Doch verdanke ich diesem Umstande die Erinnerung an ein Landschaftsbild, wie ich es so packend, so schön weder vor noch nachher erschaute. Wir hatten die nach dem Col du Bonhomme beziehungsweise nach Courmayeur führende Straße bei la Gruvaz verlassen und stiegen bei beginnender Dämmerung durch eine steile Schlucht gegen das französische Miagetal hinan, während die letzten Strahlen der untergehenden Sonne hoch oben auf den Bergen die herrlichsten Farbeneffekte hervorzurufen begannen. Da bogen wir um eine Felsecke und in diesem Augenblicke traten der Dôme de Miage und die Aiguille de Bionnassay, beide im strahlend weißen Schneekleide, von einem kaum merklich rötlichen Schimmer übergossen, vor unsere Augen. Wir hatten doch schon viel Schönes in den Alpen und außerhalb derselben gesehen, aber darüber waren wir einig, daß dieses Bild den Vergleich mit gar keinem zu scheuen brauche. Am 22. August verließen wir die Hütten von Miage um 3 Uhr 20 Min. Ich erreichte das Refuge Durier auf dem Col de Miage um 8 Uhr 10 Min. Meine Gefährten hatten sich etwas verstiegen und ich vereinigte mich eine Stunde später wieder mit ihnen. Um 9 Uhr 10 Min. setzten wir die Reise fort und erreichten um 12 Uhr 30 Min. die Aiguille de Bionnassay, 4066 *m*. Es bereitete uns eine besondere Freude, die letzten 18 *m* auf einer enorm steilen, spiegelglatten Eiswand, natürlich unter stetem Stufenhauen, hinanzuklimmen, während die Herren Führer einer französischen Partie, welche eine Stunde vor uns auf dem Berge war, dies nicht gewagt hatten. Eine entzückende Aussicht lohnte unsere Ausdauer; nach fünf Minuten aber waren wir halberstarrt und flüchteten vor dem eisigen Winde in tiefere Regionen; herzlich froh betraten wir um 4 Uhr das gastliche Heim des Club Alpin Français. Purtscheller als Ehrenmitglied dieser alpinen Vereinigung wurde als Hausherr gebührend gefeiert. Am anderen Morgen versuchte er vergeblich, uns für den Dôme de Miage zu begeistern. Wir waren alle halberfroren und eilten nach St. Gervais hinab. Purtscheller begab sich nach Chamonix, um die Dru zu besteigen, ich fuhr nach der Heimat zurück. Wer hätte gedacht, daß es ein Abschied fürs Leben sei, als ich dem sehnigen, unverwüstlichen Manne die Hand nochmals aus dem enteilenden Zuge reichte!

Mangels eines passenden Gefährten war ich in den drei folgenden Jahren nicht nach der Montblanc-Gruppe gereist. Am 8. August 1903 endlich wanderte ich in größerer Gesellschaft von meinem geliebten Courmayeur zum Rifugio Torino auf dem Col du Géant hinauf. Ich öffnete die Türe und sah mich demselben Hüttenwarte gegenüber, der seinerzeit Purtscheller als Mitglied des Club Alpino Italiano stets mit besonderer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt hatte. Der Mann faßte mich scharf ins Auge, und mit der den Italienern eigenen Impulsivität ergriff er mich an den Schultern und rief mir schmerzlichbewegt zu: »Warum haben Sie Herrn Purtscheller nicht auf die Dru begleitet?« Diesen Vorwurf hätte ich mir wohl selbst schon ungezählte Male gemacht, wenn nicht ganz unaufschiebbare berufliche Forderungen mich damals abberufen hätten. Ich mußte dem Manne ausführlich aus Purtschellers Leben erzählen und es tat mir unsäglich wohl, zu sehen, wie meines gewaltigen Freundes Andenken auch ferne von seiner deutschen Heimat hoch in Ehren gehalten wurde; denn auch Herr Emil Petigax im Restaurant Savoye in Courmayeur konnte nicht genug bekommen, wenn man von Purtschellers Tätigkeit sprach. Am 9 August bestieg ich in Gesellschaft des Herrn Dr. Max Horten die Aiguille de Rochefort, 4003 *m*, und den Dôme de Rochefort, 4012 *m*, wohl die am seltensten

besuchten zwei Viertausender in den Alpen. Bei dieser Gelegenheit will ich nur erwähnen, daß dies die erste Besteigung des Dôme de Rochefort vom Col du Géant war und daß ich nach der gelungenen Tour, bei welcher ein noch unbetretener Grat mit einer Erhebung von 3955 *m* überschritten wurde, nicht wenig stolz darauf war, einen neuen, von Steinschlägen und Lawinen völlig sicheren Zugang zu diesen herrlichen Gipfeln eröffnet zu haben. Die ganze Tour zeichnet sich durch größtmögliche Abwechslung in der Terrainformation aus. Im Anfange bewegt man sich auf oft begangener Straße, da man zuerst zum Fuße der Aiguille du Géant hinaufgehen muß; von hier aus blieben wir tunlichst auf dem wasserscheidenden Kamme; es wechseln Schneewächten, schmale Eisgrate, kühne Felskanten und jähe Firnhänge in unerschöpflicher Fülle, so daß die ganze Unternehmung zu den interessantesten in den gesamten Alpen zählt. Stundenlang balanciert man in schwindelerregender Höhe über den umliegenden weiten Gletscherbecken, während der Blick, ohne durch vorgelagerte Terrainstufen aufgehalten zu sein, Tausende von Metern überfliegt.

MONT MAUDIT, 4471 *m* Schon während des Rückwegs von den Rochefortgipfeln nach dem Col du Géant überfiel uns ein Unwetter, welches auch am 10. August bis in den späteren Nachmittag anhielt. Am 11. August wanderten wir bei herrlichem Wetter zum einsamen Hüttchen auf dem Col du Midi. Besonders der Blick auf die jungfräuliche Nordwand der Grandes Jorasses ist es, welcher die Augen jedes Alpinisten, der diese Gegend durchzieht, stets mit magischer Gewalt auf sich lenkt. Die Hütte hatte seit meinem letzten Besuche hinsichtlich Einrichtung und Bedachung bedeutende Fortschritte zum Besseren gemacht. Während ein Teil der Gesellschaft, bestehend aus den Herren Dr. Felder, Dr. Max Horten und Hans Mach, die Aiguille du Midi bestieg, hackten Dr. Camillo Baumgartner und ich durch zwei Stunden eine solide Treppe in den Eishang des Montblanc du Tacul. Mit dem Bewußtsein, gute Arbeit gemacht zu haben, die uns bei der geplanten Besteigung des Montblanc treffliche Dienste leisten werde, lagerten wir uns nachmittags gemütlich zwischen die Granitklippen des Massivs der Aiguille du Midi etwas oberhalb der Hütte und vertieften uns in die Betrachtung der ebenso eigenartigen als schönen Aussicht. Im Vordergrunde breitet sich das grüne, freundliche Tal von Chamonix aus, welches wir vom Col de Balme und der Tête noire bis zum Col de Voza überblicken; darüber erheben sich die vergleichsweise sanften Höhenzüge des Brévent, der Aiguilles Rouges und des berühmten Buët. Am äußersten Horizonte erscheint die duftige Silhouette des langgestreckten Jura und vor ihm glitzert die blaue Fläche des Genfersees. Nach Westen hin waren es besonders das weit offene Tal der Arve mit dem prächtig hingegossenen Sallanches, dann die formenreichen Kalkmassive um die Seen von Annecy und Chambéry, welche uns entzückten. Welch ein Bild der Erhabenheit und majestätischen Größe aber zwingt uns, den Kopf in den Nacken nach rückwärts zu beugen, wenn wir nach dem Süden schauen! Unvermittelt steigen da der massige Montblanc du Tacul, der scharfgekantete Mont Maudit und endlich der glänzende Monarch selber in mächtigem Schwunge in die Lüfte. In ruhiger Linie senkt sich dann der Kamm über den Dôme du Goûter zur Aiguille du Goûter hinab. Ein großer Teil der Geschichte des Alpinismus hat sich auf diesem Felde abgespielt und spricht aus dem Donnern der Lawinen und dem Prasseln der Steinschläge zu uns.

Am 12. August brachen wir bei leicht bedecktem Himmel erst um 3 Uhr 50 Min. auf, da uns das föhnige Wetter gar zu aussichtslos geschienen hatte. Rasch ging es auf dem wohlpräparierten Wege nach dem Montblanc du Tacul hinauf, aber kaum waren wir unterhalb des Gipfels auf seiner Schulter angelangt, als sich die bis dahin sichtbaren Häupter des Montblanc und Mont Maudit hinter den schnell von Südwesten heranziehenden Wolken verbargen. Um 6 Uhr 30 Min. waren wir am Rande



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Mont Maudit von den Grands Mulets.

jenes weiten Hochfirns angekommen, welcher sich westlich vom Montblanc du Tacul ausbreitet. Obgleich uns dichter Nebel umgab, marschierten wir doch frohen Muts weiter, da ja über die einzuschlagende Richtung kein Zweifel herrschte und auch ab und zu über uns ein Stück blauen Himmels zum Vorschein kam. Aber immer seltener wurden uns solche Lichtblicke zuteil, immer tiefer wurde der seit der Nacht des 9. August gefallene Neuschnee. Als wir gegen 7 Uhr 30 Min. am Fuße des Mont Maudit angekommen sein mußten, worauf wir allerdings nur nach der plötzlich zunehmenden Neigung des Firns schlossen, denn zu sehen war rein garnichts, da wurden Stimmen laut, welche zur Umkehr mahnten. Ich hatte mich bis hierher aus kluger Berechnung ganz passiv im Hintertreffen gehalten, denn mir ahnte, daß ich noch alle meine Kräfte würde zusammenfassen müssen, um an jenem Tage bei so widerhaarigen Umständen mein vorläufiges Ziel, den Mont Maudit, zu erreichen. So trat ich denn jetzt an die Spitze unserer tapferen Kolonne und erklärte zugleich, daß ich im Notfalle ganz allein wenigstens bis zum Mont Maudit vordringen würde. Von dort aus aber sei ich bereit, mich den Wünschen der Mehrheit bedingungslos zu fügen. Öfters bis zu den Hüften in den Schnee einsinkend, arbeitete ich mich durch 13/4 Stunden den überaus steilen Hang hinauf. Mir war die Lawinengefährlichkeit an jenem Tage eine aufgelegte Tatsache, aber unsere große Anzahl, das Fehlen jedweder Spaltenbildung oder Felsrippen auf unserem Wege ließ mich damals auch der Eventualität des Abrutschens mit größter Gemütsruhe ins Auge blicken. Einige Male konnte ich nur mit Unterstützung meines Freundes Mach, der als erster hinter mir ging, auf den nächsthöheren Firnbuckel hinaufklimmen. Als es endlich zu allem Überflusse auch noch zu schneien anhub, da wurde energisch zur Umkehr gedrängt und ich mußte alle meine Energie und mein ganzes persönliches Gewicht, um nicht zu sagen alle meine goldene Rücksichtslosigkeit aufwenden, um die zu einem solchen Begehren gewiß berechtigten Sprecher zum Schweigen zu bringen. Endlich nahm die Steilheit des Hangs ab, fester Schnee kam zum Vorschein, und ich stand hochaufatmend um 9 Uhr 20 Min. auf dem Nordwestgrate des Mont Maudit. Für einen Augenblick riß gerade der Sturm die Nebelmasse auseinander, und ich sah nur etwa 30 *m* ober mir zur Linken die felsige Spitze des Bergs im Sonnenscheine erglänzen. Ich rief meinen tiefer stehenden Genossen das freudige Ereignis zu, und ungesäumt stiegen wir den abwechselnd aus Firn und Felsplatten bestehenden Hang hinan, um schon nach zehn Minuten, um 9 Uhr 30 Min., die 4471 *m* hohe Spitze des Mont Maudit zu erreichen. Nun heimste ich freilich die Lobsprüche meiner Genossen für Standhalten, gute Orientierung und dergleichen mehr ein. Wir beschlossen, eine halbe Stunde zuzuwarten, ob das Wetter sich vielleicht doch noch zum Besseren wende. Zweimal teilten sich in dieser Frist die Wolken; das eine Mal überblickten wir den ganzen nördlichen Ast der Montblanc-Gruppe bis zur spitzen Pyramide der Aiguille Verte, das andere Mal lag der Weg bis zur Spitze des Montblanc, das Hüttchen auf den Rochers Rouges, das Observatorium Janssen und die Cabane Vallot rosig von der Sonne beschienen vor uns da. Aber ein Blick auf die entsetzlich weit gegen den Brenvagletscher ausladenden Wächten, sowie auf die grünschillernden Eishänge zwischen den Rochers Rouges und den Petits Mulets ließen mich bei dem heftigen Sturme und den gleich darauf für immer über unseren Köpfen zusammenschlagenden Nebelmassen meinen Genossen den Rückzug in Vorschlag bringen. So traten wir denn um 10 Uhr den Rückweg nach dem Col du Midi an, auf welchem wir mittags ankamen. Es wäre bei dem dicht lagernden Nebel und der Unmasse Neuschnee ein tolles Wagestück gewesen, den Abstieg nach Chamonix über den Bossonsgletscher und die Pierre Pointue anzutreten. Mit dem Erreichen des Col du Midi hofften wir alle Fährlichkeiten überwunden zu haben. Wir folgten vorerst unserer Trasse vom Vortage gegen den Col du Géant bis etwas unter den Scheiderücken zwischen der Vallée Blanche

und dem Géantgletscher; dann umgingen wir in weitem Bogen die Felsnase des Rognon und wandten uns dem Eisbruche des Géantgletschers zu. Da am Tage vorher eine Führerpartie von Montanvert her eine breite Spur hinterlassen hatte, vollzog sich unser Abstieg bis zum Eisbruche ohne jede Schwierigkeit. Wir folgten den Fußtapfen, bis sie sich im großen Labyrinthe des Firnbruchs verloren. In keiner der mir bekannten Beschreibungen ist der Durchgang durch diese Eiswüste entsprechend geschildert. Uns allen machte diese, eine volle Stunde dauernde Passage einen tiefen Eindruck. Man windet sich fortwährend zwischen schmalen, hohen Eistürmen hindurch, von deren Scheitel das Schmelzwasser herniederträufelt, vor deren Zusammensturz man keinen Augenblick sicher sein kann. Ungezählte Eisblöcke bedeckten unseren Weg und erfüllten die uns umgebenden Schluchten. Kaum ein Dutzend Schritte konnten wir tun, ohne daß eine schmale, völlig unterhöhlte Schneebrücke überschritten werden mußte. Des öfteren krochen wir auf tief eingegrabenen Stufen in eine dunkle Kluft hinab, bewegten uns auf dem Grunde derselben eine Zeitlang fort und stiegen dann auf einer leiterartigen Eistreppe wieder ans Tageslicht empor. Trotz der trefflichen Augen Machs, trotz der stupenden Orientierungsfähigkeit Dr. Feldners verloren wir immer wieder den Faden, und wenn nicht hier ein Stückchen Staniol, hier ein Fetzen Papier und dort eine leere Zündholzschachtel uns bewiesen hätten, daß wir auf der allgemein üblichen Route uns befanden, wir hätten manchmal verzagen müssen, jemals aus diesem Irrgarten herauszufinden. Aus der Unmasse von Fußspuren, denen wir folgten, hob sich eine besonders ab: deren Urheber hatte nämlich Allgäuer Stollen an den Absätzen getragen und seine Trasse war verläßlich. Dennoch hatte auch er oft vor eingestürzten Brücken umkehren müssen, was wir jedesmal mit lautem Hallo feststellten.

Um 3 Uhr 35 Min. hatten wir das Schlimmste hinter uns, das Spaltengewirr öffnete sich gegen das Eismeer und mit einem von den Klippen der Blaitière und des Grépon, der Dru und der Verte widerhallenden Heilrufe fuhren wir über eine Schneekehle hinab gegen den ebenen Gletscherstrom. Auf einem mächtigen Felsblocke legten wir die Eisen ab, breiteten das Seil zum Trocknen aus und dachten — zum ersten Male seit 13 Stunden — ans Essen. Ein kleines Bächlein, welches zwischen den Felsblöcken hinabschoß, bot unseren vertrockneten Gaumen die ersehnte Labung. Nach dreiviertelstündiger Rast wanderten wir weiter, hinab nach dem Hotel von Montanvert, beziehungsweise nach Chamonix. Aber oft blieben wir stehen und sahen zurück nach der bizarren Gestalt der Aiguille du Géant, dem schlanken Mont Mallet, der schneidigen Aiguille de Rochefort und endlich nach den unvergleichlich großartigen Grandes Jorasses, welche uns alle noch durch mehrere Stunden begleiteten. Vor uns aber stiegen die Prachtgebilde der Droites, der Verte, der Dru empor, alles Namen, bei deren bloßem Klange schon jedes Bergsteigerherz in Wonne erschauert. Einsilbig und wahrlich bedrückten Gemütes wanderten wir durch den schönen Lärchenwald hinab nach der Stätte der Menschen. Es ist der Beruf, die Sorge um das tägliche Brot, welche uns aus den lichtumwobenen Höhen niederzwingt in die Studierstube des Gelehrten, das Schreibzimmer des Kaufmanns, den Verhandlungssaal des Richters, die Krankenstube des Arztes.

Aber eines nahmen wir mit hinaus ins öde Flachland aus diesem Paradiese, aus dem wir nun doch scheiden müssen, das ist die Erinnerung an die Schulter an Schulter durchkämpften Gefahren, das holde Gedenken an die Aug in Aug mit treuen Freunden genossenen Schönheiten. Und wenn dann der Winter am ärgsten tobt und seine Nebelschwaden und Schneestürme uns die Ausschau nach unseren geliebten Bergen anscheinend für immer zu verwehren drohen, dann wird ein Blick auf ein kleines unscheinbares Photogramm oder eine Skizze, welche anderen nichts und uns doch so viel bedeutet, uns sagen, daß das Wort: »Es muß doch Frühling

werden«, auch für uns Bergsteiger geschrieben wurde; und wenn dann die Mühsale unseres Berufslebens — und wem, und wenn er noch so hoch stünde auf der Stufenleiter menschlicher Größe, blieben solche wohl erspart — uns manchmal schon zu erdrücken drohen, und die Gemeinheit und niedrige Denkungsart unserer Umgebung, die unser Tun und Treiben nicht verstehen will — und wohl auch nicht kann — uns schon zum Ekel wird, dann ist es Zeit hinabzutauchen in unser Inneres und die köstlichen Perlen alpiner Erinnerung heraufzuholen, die wir in glücklichen heiligen Stunden hinabversenkten. Dann werfen wir einen Blick in die Ecke, wo unsere Pickel und Steigeisen, Seile und Bergstöcke den Winterschlaf halten und eine innere Stimme wird uns zuflüstern: Nun ist Sonnwend vorbei, nun beginnt der Kampf von Licht und Sonne gegen die Mächte des Winters und der Finsternis, bald kommt die Zeit, wo unsere Matten sich mit neuem Grün bedecken, wo Weg und Steg im Hochgebirge wieder gangbar werden, wo der letzte Winterschnee als donnernde Lawine ins Tal herniederfährt, es naht die Stunde, wo auch wir wieder hinauf dürfen auf die sonnenbeglänzten herrlichen Alpenhöhen!

Nach langem Herumtasten war es mir geglückt — wenn es für Ludwig Purtscheller überhaupt einen Ersatz gab —, einen solchen in Gottlieb Stopper, einem begeisterten Alpenfreunde, zugleich Vorstand des Vereines Turner-Bergsteiger—Graz, zu finden. Am 25. Juli 1904 wanderten wir von Chamonix nach Montanvert, wo wir die Nacht zubrachten. Am 26. brachen wir um 8 Uhr 15 Min. auf und betraten um 12 Uhr 20 Min. die funkelnagelneue Hütte des Club alpin Français auf dem Couvercle. Am 27. Juli gab es Sturm und Regen; zwei Führerpartien, welche die Hütte berührten, ließen uns große Mengen Proviants zurück, so daß wir guten Muts einer uns etwa aufgezwungenen längeren Sommerfrische entgegensehen konnten. Am 28. Juli aber war es mit unserem Stilleben zu Ende, denn das Wetter hatte sich über Nacht aufgehellt. Wir brachen um 2 Uhr auf und standen um 9 Uhr 40 Min. auf dem Gipfel der Droites, 4030 *m*. Besondere Schwierigkeit machte uns nur die Überschreitung des Bergschrunds, dessen oberer Rand etwa 3 *m* höher sich befand, als der untere und sich mit einer völlig glatten Eiswand nach dem eigentlichen Schlunde absenkte. Ohne meine kurze Handaxt hätten wir wohl das Schicksal zweier Führerpartien gehabt, welche eine Woche vor uns nach stundenlangen Bemühungen keine Möglichkeit des Hinaufkommens fanden. Was die Aussicht betrifft, so bin ich im Zweifel, ob ich dem Blicke von der Aiguille d'Argentière auf die Verte und Droites, oder dem von den Droites auf die Grandes Jorasses den Vorzug geben soll. Beide wirken mehr lähmend als anfeuernd auf die Phantasie und den Tatendrang. In fünf Stunden standen wir wieder wohlbehalten vor der Hütte auf dem Couvercle und nicht wenig stolz auf unseren prächtigen Erfolg. Am 29. Juli brachen wir um Mitternacht auf und erreichten wenige Minuten vor Mittag den Gipfel der Aiguille Verte, 4127 *m*. Infolge eines Orientierungsfehlers waren wir beim ungenauen Lichte des Mondes zu früh eingestiegen und kamen statt in das große Couloir auf den zwar sehr interessanten, aber bedeutend schwierigeren Moinegrat. Aber wie froh waren wir über unseren Irrgang, als wir später das große Couloir überblickten und wahrnahmen, daß es trotz der frühen Jahreszeit mit blankem Eise ausgekleidet war. Da hätten wir der Stufenarbeit halber den Gipfel der Aiguille Verte vielleicht erst mit eintretender Nacht erreicht.

Kein Wölkchen war am ganzen, weiten Horizonte zu sehen; deutlich erblickten wir das Hotel auf dem Weißenstein ob Solothurn und die große Wallfahrtskirche Notre Dame des Fourvières bei Lyon. Die Gipfel des Berner Oberlandes glaubte man mit Händen greifen zu können; den Glanzpunkt der Rundschau bildet der Montblanc mit seinen Trabanten, für die anderen Berge erwies sich unser Standpunkt als zu hoch. Wir hatten während des Aufstiegs fleißig rote Markierungsblätter

ausgelegt, so daß sich der Abstieg zu einer herrlichen Nachmittagspromenade, aber höchstalpinen Charakters, gestaltete. Dieselbe dauerte sechs Stunden und es war besonders der Blick in den grausigen Kessel von Charpoua und auf die rotbraune Riesenwand der Dru, welcher uns allein schon den topographischen Fehler vom Morgen segnen ließ. Stopper hatte wohl einige schüchterne Versuche gemacht, das Tempo während des Abstiegs zu beschleunigen, um noch am selben Abende bis Montanvert zu kommen. Als wir aber nach dem Nachtessen vor der Hütte saßen und die ganze gewaltige Umrahmung des Talèfre-, Géant- und Taculgletschers, welche die vornehmsten Spitzen von Europa bilden, sich mit dem Sinken der Sonne in ein Glutmeer verwandelte, und als später dann die Verte, die Droites, die Courtes und die erhabenen Grandes Jorasses beim Scheine des Mondes zu funkeln und zu glitzern begannen, da war auch Stopper froh, heroben geblieben zu sein, denn auch wir hätten gerne zum Augenblicke gesagt: Verweile doch, du bist so schön!

— —

AIGUILLE BLANCHE DE PÉTÉRET, 4109 *m*

Nach der Besteigung der Barre des Ecrins, die ich mit meinem verewigten Freunde Gottlieb Stopper durchgeführt hatte, fehlten mir von den selbständigen Gipfeln über 4000 *m* unserer Alpen nur mehr die Aiguille Blanche de Pétéret und der Mont Brouillard. Von allen eisumgürteten Zinnen des weiten Alpenrunds hat sich keine den Nimbus der relativen Unnahbarkeit besser bewahrt, als die weiße Nadel von Pétéret. Wer ihre Flanken, sei es vom Col du Géant oder vom Wege nach dem Col de la Seigne gesehen hat, begreift es, daß auch die mutigsten Führer und erprobtesten Bergsteiger vor einem Versuch einer Ersteigung zurückschreckten. »Einen besseren Baumfrevel« nannte einmal ein ganz erstklassiger Führer die Tour auf die Aiguille Blanche. Aber nur zu leicht verfällt auch der überlegende Mann dem Zauber einer solchen Jungfrau. Da die einheimischen Führer in richtiger Würdigung der Gefahren ihre Mitwirkung bei der Unternehmung ablehnten, ging Balfour im Juli 1882 mit dem Führer Johann Pedrus aus Stalden im Nicolaitale allein auf die Werbung, aber zwei Tage nach ihrem Aufbruche von Courmayeur lagen beide als stille Männer auf dem obersten Fresnaygletscher zu Füßen der furchtbaren Schönen.

Erst drei Jahre später kam Seymour King mit seinen Leuten unter Führung Emil Rey's, des besten Mannes von Courmayeur, auf die Spitze. Dann folgte 1893 Dr. Paul Güßfeldt, der sich der besten damaligen Führer, Christian Klucker und Emil Rey, versichert hatte. Nach zwölf Tagen wiederholte J. P. Farrar die Tour und 1900 betrat das illustre Kleeblatt Maischberger, Dr. Pfannl und Zimmer als erste Führerlose den Berg. Dann betrat durch fünf Jahre kein menschlicher Fuß die stolze Spitze; nicht daß es an Bewerbern gefehlt hätte, aber wer Dr. Paul Güßfeldts Schilderung der Besteigung des Bergs in seinem Buche über die Montblanc-Gruppe oder Dr. Pfannls Aufsatz in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins las, mußte es zweimal überlegen, sich dem kühnen Dreikant zu nähern. Bislang wurden zwei Routen benützt; King stieg aus dem Val Veni zu den Hängen der Innominata hinan, ging dann auf den obersten Teil des wild zerklüfteten Brouillardgletschers, überstieg den äußerst steinschlaggefährlichen Col du Fresnay, gewann den hintersten Winkel des Fresnaygletschers und stieg von hier zum Col de Pétéret hinauf, von welchem die Aiguille Blanche über ihren Nordwestgrat erreicht wurde. Die beiden genannten Gletscher gehören zu den wildesten der ganzen Montblanc-Gruppe, die Überschreitung des Col de Fresnay, dieser Gasse des Todes, vollzog sich unter steten Steinfällen, und beim Abstiege vom Col de Pétéret zum Fresnaygletscher glaubten alle Teilnehmer der Partie, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Auf dem steilen Hange schutzlos den furchtbaren Steinschlägen ausgesetzt, konnten sie gar nichts für ihre Sicherung tun und wunderbarerweise kamen alle nur mit ganz leichten Verletzungen



Gezeichnet von E. T. Compton. Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Aiguille Blanche de Péterét vom Rifugio Torino am Col du Géant.

davon. Alle folgenden Partien stiegen auf der Nordostseite des Bergs an. Hier kann wenigstens der Fuß des eigentlichen Bergs ohne Gefahr erreicht werden, allerdings führt dann der weitere Aufstieg zum größten Teile über steinfallgefährliches Terrain. Ich hatte das Glück, meinen verehrten Freund, unseren Meister Compton als Genossen für die Tour zu gewinnen. Nach genauestem Studium der einschlägigen Literatur, der betreffenden Karten und Bilder entschied ich mich für die Nordostseite des Bergs. Wir kamen am 17. Juli 1906 am späten Abende nach Courmayeur. Von meinem alten Herbergsvater Emil Petigax aufs freundlichste aufgenommen, fühlten wir uns schnell wieder heimisch.

Der 18. Juli war für eine Rekognoszierung bestimmt. Wir verließen Courmayeur um 6 Uhr 40 Min. morgens und gingen über Entrèves, — das ist der Ort, wo die unter dem Montblanc durchzuführende Eisenbahn 13½ *km* von Chamonix wieder an das Licht des Tags tauchen soll — nach der Brenvaalpe, 7 Uhr 55 Min. Allenthalben arbeiteten die Leute an den Bewässerungsanlagen auf den wohlbebauten Hängen; dafür standen die Wiesen und Felder aber auch, trotz der ganz abnormen Trockenheit der vorangegangenen Wochen prächtig da. Hin und her wogende Wolkenschleier deckten die höheren Spitzen, doch war vom Fußgestelle der Aiguille Blanche genug sichtbar, um einen Feldzugsplan zu entwerfen. Über steile, grüne Hänge, die mit schönen Lärchen, Weiden und Alpenrosenbüschen bewachsen waren, stiegen wir auf Ziegenpfaden auf den Mont de la Brenva hinauf. Weiter oben gewannen gute Alpenweiden das Übergewicht. In einer Höhe von etwa 3000 *m* glaubten wir den besten Überblick über das Becken des riesigen Brenvagletschers und auf die gerade uns gegenüber sich erhebende Aiguille Blanche gewinnen zu können. Es war inzwischen 11 Uhr 15 Min. geworden. Wir ließen uns nieder, und während Compton durch drei Stunden emsig zeichnete und malte, studierte ich die Gegend bis ins kleinste Detail und machte mir Notizen. Manchmal zog ich die Uhr und totsicher prasselte wenigstens alle fünf Minuten eine größere oder kleinere Steinlawine von den Hängen der Dames Anglaises und der Aiguille Blanche zum Brenvagletscher her, nieder. Dagegen stellte ich mit Freuden fest, und Freund Compton bestärkte mich in meiner Meinung, daß die Überschreitung des Brenvagletschers, dieses »Ausbunds von Zerrissenheit«, wie ihn Dr. Güßfeldt nannte, uns unter den obwaltenden Verhältnissen keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten konnte. Leider steckte die Aiguille Blanche von einer Höhe von etwa 3500 *m* aufwärts in Wolken, so daß ich bezüglich des Biwakplatzes mich nur in Vermutungen ergehen konnte. Um 2 Uhr 30 Min., gerade als Compton seine Arbeit beendet hatte, setzte ein feiner Regen einder uns ins Tal trieb. Wir nahmen unseren Abstieg so nahe als möglich gegen den Brenvagletscher zu, und erkundeten bei dieser Gelegenheit die beste Art, um vom Tale aus auf den mittleren Gletscherboden zu gelangen. Um 4 Uhr 40 Min. hielten wir, hochbefriedigt von den Ergebnissen des Tags, unseren Einzug in Courmayeur. Auch am 19. Juli war von eigentlichem Bergwetter nichts zu verspüren. Die Wolken hingen noch tiefer herab als an den Vortagen. So machten wir uns denn erst um 5 Uhr 50 Min. auf die Beine, um den Weg nach dem Mont Brouillard, dem zweiten der auf dem Wunschzettel stehenden Berge, zu erkunden. Am reizvoll gelegenen Wallfahrtskirchlein Notre Dame de Berrier oder de la guèrison vorbei gingen wir nach »der friedlichen Räuberhöhle«, wie Freunde die Cantine de la Vissaille getauft hatten. Eine volle Stunde wandert man dann entlang des Riesenwalls der Moräne des Miagegletschers zum Combalsee hinauf. Wir hatten von Courmayeur bis hierher 3¼ Stunden benötigt und gestatteten uns ober dem See eine halb stündige Eßrast. Von hier ging's anderthalb Stunden pfadlos über die nahezu ebene Moräne des Miagegletschers taleinwärts. Steil schießen die vom Zuge des Mont Brouillard herabkommenden Eiscouloirs zu Tal. Als wir schon nahe der Einmün-

dungsstelle des Montblancgletschers in den Miagegletscher angelangt waren, sahen wir uns der letzten dieser unheimlichen Rinnen gegenüber, durch welche eben der Brouillardkamm, bis dahin wenigstens, stets erreicht worden war. Trotz der frühen Sommerszeit war das dieselbe auskleidende Eis nahezu völlig von Schnee entblößt und zeigte neben der großen primären mehrere tiefe sekundäre Rinnen, welche durch herabfallende Steine erzeugt worden waren. Der Lawinenkegel am Fuße des Couloirs war von Geschossen jedweden Kalibers völlig bedeckt. Überdies zählten wir bis zur Umbiegungsstelle des Couloirs, von wo sich der weitere Verlauf unseren Blicken entzog, nicht weniger als drei ganz ansehnliche Bergschründe. Unter diesen so ungünstigen Umständen verzichteten wir von vornherein auf den Mont Brouillard. Vor dem Regen durch einen großen Block geschützt, fertigte Compton eine Skizze an. Von 12 Uhr bis 2 Uhr 25 Min. gingen wir dann zur Cantine de la Vissaille hinab, nahmen ein sündteures Essen zu uns und pilgerten dann bei fortwährender Aufheiterung nach Courmayeur hinab, welches wir um 5 Uhr 15 Min. erreichten. Nun wurden die Vorräte vervollständigt, die Rucksäcke gepackt und zu Nacht gegessen, worüber es leider 9½ Uhr ward, bis wir zu Bette gehen konnten. Schon um 11½ Uhr ging mein Wecker ab, ich flog auf den Balkon hinaus und stellte mit Wonne eine sternhelle, kalte Nacht fest. Um Mitternacht des 20. Juli ertönte das Knirschen unserer eisenbeschlagenen Schuhe in den engen Straßen Courmayeurs. Einige Schritte außerhalb des Orts traten wir in den Mondschein hinaus; die gewaltigen Grandes Jorasses, der Dôme und die Aiguille de Rochefort, der »unmotivierte« Zacken der Dent du Géant und vor allem die Eiswand des Mont Maudit und Montblanc de Courmayeur flimmerten und leuchteten zauberhaft. Wir hätten uns im Paradiese geglaubt, wenn uns unsere schweren Säcke nicht gar zu sehr an das irdische Jammertal erinnert hätten. Langsam wanderten wir auf dem uns wohlvertrauten Wege gegen das Montblanc-Massiv dahin. Um 1 Uhr 25 Min. passierten wir die Brenvahütten und tauchten nun in den schönen Lärchenwald. Bisweilen flog ein emporgeschreckter Vogel auf, der Mond warf phantastische Schatten auf unseren Pfad, den wir ohne vorherige Rekognoszierung wohl ebensowenig gefunden hätten als unsere Vorgänger von der Partie Maischberger. Bald standen wir hoch über dem Brenvagletscher, in dessen Mitte sich eine Felswand, Moulin Graynod geheißen, befindet. Dort krachen und rauschen unablässig große und kleine Lawinen und lassen die Bezeichnung »totes Eis« mit aller Deutlichkeit als Nonsens erscheinen. Wir kamen auf unserem Wege, einem zwischen kleinen Felsabsätzen steil auf- und abführenden Schafsteige, rasch aufwärts, wobei es einer besonderen Findigkeit bedurfte, bei dem nicht mehr sehr hellen Viertelmonde den Pfad nicht zu verlieren. Die Wandstufen wurden nun allmählich höher, der Lärchenwald löste sich in einzelnstehende Bäume auf, und als wir auf die freie Weidefläche hinausgetreten waren, sahen wir, daß es nötig war, etwas abzusteigen, um über jenen Bach zu kommen, der den Abfluß des von der Tour Ronde herabströmenden Gletscherarms bildet. Hier war der Hirtenpfad schon bedeutend besser ausgeprägt, weil eben dieser Ort die einzige Möglichkeit bietet, mit Tieren nach den jenseits des Wasserfalls gelegenen Weideplätzen zu gelangen. Bei Tage ist das allerdings ein Kinderspiel, bei Nacht aber mußten wir jede Felsplatte doppelt vorsichtig abtasten, jede Leiste zweimal prüfen, bevor wir uns derselben anvertrauten. Wir unterstützten uns einige Male gegenseitig, denn der Blick nach der dunkeln Tiefe ließ die Lage als ernst genug erscheinen. Um 2 Uhr 45 Min. überschritten wir den Bach, der uns einen köstlichen Trunk bot, und stiegen neugestärkt den steilen, grünen Hang an der gegenüberliegenden Seite der Schlucht hinauf, bis wir die letzten grünen Flecke hinter uns hatten. Nun war es 4 Uhr geworden. Drüben im Gletscher stürzten unter schallendem Dröhnen die Eistürme zusammen, von der Wand der Aiguille Noire gingen einzelne Steine

nieder; wir machten einen kurzen Halt und trotz der unheimlichen Musik zu unserer Rechten, trotz der Ungewißheit, wie wir die berüchtigte Aiguille Blanche antreffen würden, überkam mich eine wohlige Ruhe. Das herrliche Wetter, der Blick nach der ausgedehnten Paradisogruppe, die Nähe meines vielgetreuen Compton ließen mich durchaus nicht aus meiner rosigen Stimmung herauskommen. Über wüstes Blockwerk, dessen Überschreitung beim labilen Gleichgewichtszustande der einzelnen Trümmer große Vorsicht nötig machte, arbeiteten wir uns bis 6 Uhr 10 Min. hinauf. Zu dieser Stunde betraten wir dicht unterhalb der senkrecht in die Höhe ragenden Felsen des Mont de la Brenva den Gletscher. Obgleich er aper und hart gefroren war, nahmen wir doch das Seil zur Hand, denn wer jemals in tiefer Kluft lag, fürchtet auch den aperen Gletscher. Um 6 Uhr 20 Min. begannen wir den Übergang über das Eis und man muß die Schilderungen Dr. Güßfeldts und Dr. Pfannls gelesen haben, um zu begreifen, daß ich die letzten Wochen vor unserer Expedition fast allnächtlich von diesem Sérakbruche träumte. 2½ Stunden hatte Güßfeldt unter Führung des lokalkundigen Rey für die Überschreitung gebraucht, vier Stunden waren Maischberger, Pfannl und Zimmer, dieses unvergleichliche Trio, unterwegs gewesen. Wir brauchten 1 St. 40 Min. Ich kann diesen beispiellos günstigen Erfolg nur zum Teile unserer Rekognoszierung vom Mont de la Brenva aus zuschreiben; es muß eben doch im Laufe der Jahre eine ganz außerordentliche Wendung zum Guten im Gefüge des Gletschers durch rasches Vordringen desselben aufgetreten sein. Kaum hatten wir den Gletscher hinter uns, was um 8 Uhr der Fall war, so versorgten wir das Seil und schnallten die Steigeisen an, denn nun galt es, den steilen, hartgefrorenen Lawinenkegel am Fuße der Dames Anglaises hinaufzusteigen. Immer noch hatten wir unser rasches Fortkommen der Orientierungsreise vom vorvorigen Tage zu danken. Unsere Steigeisen taten die erwartete Schuldigkeit. Besonders erwiesen sich die meinigen als ganz wunderbare Dinger. Sie waren nach den genauen Vorschriften meines Freundes Oskar Eckenstein von Haffner in Tragöß angefertigt worden; wo eben Theorie und Praxis so einträchtig miteinander gehen, mußte wohl was Besonderes zustande kommen. Es war etwa 3/49 Uhr geworden, als wir vor dem ersten und, wie ich gleich vorwegnehmen will, auch einzigen ernstlichen Hindernisse während unserer ganzen Unternehmung standen. Ein weitklaffender Bergschrund querte die ganze Breite des Eishangs zwischen dem Fußgestelle der Aiguille Blanche und der unnahbaren Steilwand der Aiguille Noire; soweit wir auch hin und her wanderten, es wollte sich keine freundliche Brücke zeigen. Endlich erblickte ich einen Pfeiler, oder, besser gesagt, einen Stalagmiten aus Eis, der, freistehend, beinahe zum oberen Rande des Bergschrunds reichte. Derselbe lief aber nach oben sehr spitzig und stillos zu und bot kaum Platz zur Herstellung einer soliden Stufenreihe. Aber in der Not greift man nach einem Strohhalm. Ich ließ mich also ans Seil binden, legte meinen prall gefüllten Rucksack ab, und machte mich an die Erkletterung dieses absonderlichen Steigbaums. Unter fortwährender Anspannung aller Muskeln, und nachdem es mir gelungen war, am oberen Rande des Bergschrunds meinen Pickel einzutreiben, schob ich mich von meinem luftigen Standpunkte langsam auf die gegenüberliegende Wand hinauf; als ich mit dem größeren Teile meines Körpers oben lag, drückte ich den Pickel hinter mir in die Säule und schob mich vollends hinauf; ich entschwand Comptons Blicken, stieg etwas weiter hinauf, seilte die beiden Rucksäcke auf und dann kam Compton mit tunlichster Beschleunigung nach, denn in unserer unmittelbaren Nähe flogen öfters größere und kleinere Steine vorbei; die ganze Firnterrasse war mit Geschossen jedweden Kalibers aus den höheren Standbatterien bedeckt; Grund genug, um möglichst schnell aus dieser gefährlichen Gegend zu fliehen. Bei aller Geschwindigkeit dauerte es aber doch eine halbe Stunde, bis wir die höchstens 8 *m* betragende Passage hinter uns hatten. Um 10 Uhr 30 Min. hatten

wir einen zweiten Bergschrund erreicht, schon war die Sonne empfindlich warm geworden, da begann plötzlich ein solches Bombardement, daß wir bis 11 Uhr 20 Min. unter einer weit überhängenden Eiswand Schutz suchen mußten. Nur wenige Schritte schieden uns von dem Rande einer Schutterrasse, auf welcher größere Blöcke uns Deckung geben konnten, auch das Herankommen der fallenden Steine leichter zu übersehen war, aber so oft wir auch den Kopf vorstreckten und an das Weitergehen dachten, immer wieder kam ein Shrapnell singend und pfeifend geflogen und schneller als der Gedanke hatten wir unsere geschützte Stellung wieder eingenommen. Endlich schien die Sonne die gefährliche Stelle nicht mehr zu bestrahlen, etwa fünf Minuten lang kam kein Stein mehr herab, wir sprangen eiligst über ein Couloir und kletterten blitzschnell über die plattigen, aber unschwierigen Felsen hinauf zur großen Terrasse. Leider war die Freude hier nur kurz; 40 Minuten lang turnten wir hin und her, alle Augenblicke machten wir uns gegenseitig auf herabfliegende Steine aufmerksam, kurz vor 12 Uhr aber wurde die Sache so arg, daß wir froh waren, uns unter einer zwar kleinen, aber völlig senkrechten Steilstufe bergen zu können. Allerdings zwang uns der Ort zu der allergrößten Beschränkung in Bezug auf Beweglichkeit. Wir konnten nur dicht an den Felsen gepreßt stehen, oder in unsäglich unbequemer Stellung kauern. Die mit schrecklichem Sausen über unsere Köpfe hinausfliegenden oder über unserem Standpunkte mit einem wahren Höllenlärm aufschlagenden Felsblöcke verboten sogar das Hinsetzen, weil dann ein Bein vorgestreckt werden mußte. Einmal versuchte es Compton, eine etwas bequemere Lage einzunehmen, aber ein direkt neben ihm niedersausender Stein machte ihn schnell wieder aufstehen. Hier brachten wir die Zeit von 12 bis 2½ Uhr zu und hatten Zeit, über das Wagnis nachzudenken. Aber auch damals hätte keiner von uns beiden mit einem Großstadtbummler getauscht, der höchstens die Qual der Wahl hat, ob er in das Café National oder Impérial gehen solle. Da wir noch auf gut sechs Stunden Tageshelle rechnen konnten, so gaben wir gleich anfangs die Parole aus: der Überhang wird erst verlassen, wenn der Steinfall aufgehört hat. Wir konnten mit aller Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieser Fall dann eintreten werde, wenn die Sonne hinter die Aiguille Noire getreten war. Dieser Moment dürfte um 2¼ Uhr gekommen gewesen sein, denn von da an kamen nur mehr einzelne Steine geflogen, und kurz vor ½3 Uhr lag der ganze Hang im Schatten. Aber wie rannten wir nun aufwärts! Um 3¾ Uhr standen wir am Rande jenes Eiscouloirs, dessen Überschreitung nach Güßfeldts und Pfannls Dafürhalten eines der bedenklichsten Stücke der ganzen Besteigung bilden mußte. Entweder beschien nun die Sonne hoch oben noch immer die Ursprungsstelle desselben, oder es war gerade eine von früher unterhöhlte Schneemasse ins Gleiten gekommen, kurzum, gerade als wir in das Couloir einsteigen wollten, ertönte oben ein fürchterlicher Lärm und eine aus Schnee, Eis und Steinen bestehende Masse flog, den Firnschnee in der Rinne hoch aufstäuben machend, krachend und zischend durch dieselbe hinab. Gleich darauf übersprang ich, von Compton am Seile gehalten, die Eisrinne in fliegender Hast in mächtigen Sätzen, ohne nur eine einzige Stufe zu schlagen, dann stellte ich mich fest und Compton kam ebenso nach. Gemächlich stiegen wir dann zu der letzten der großen Felsterrassen, aus deren oberstem Teile sich der Gipfel der Aiguille Blanche aufschwingt, hinauf.

Um 4¼ Uhr waren wir, für heute wenigstens, mehr oder weniger in Sicherheit. Der Hang lag seit einer Stunde im Bergschatten, der ab und zu liegende Schnee war oberflächlich schon wieder ziemlich fest gefroren, das Rauschen der Schmelzwasser nahm ab, allmählich wurden auch unsere — darüber wird sich wohl keiner der geneigten Leser wundern — etwas gereizten Nerven ruhiger, und wir setzten, der gewaltigen Schönheit der Umgebung mehr Beachtung schenkend, unsere Reise fort. Ich weiß es aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie stark Nebel und Schneetreiben die

Urteilsfähigkeit auch des besten Mannes zu beeinflussen imstande sind; ich bin daher sicher, daß, wenn die Partie Maischberger und Genossen die Tour bei so herrlichem Wetter unternommen hätte wie wir, die Teilnehmer einen unendlich verschiedenen Eindruck von den eigentlichen Schwierigkeiten derselben, insbesondere von der Felskletterei, bekommen haben würden. Uns kam die Geschichte vom Couloirrande bis zum Schlafplatze aber schon gänzlich unschwierig vor, während Dr. Pfannl von abnorm brüchigen, enorm steilen Felsen und dazwischen liegenden senkrechten Eiscouloirs berichtet. Einige Sorgen bereitete Compton das Auffinden des Schlafplatzes. Ich steuerte auf die Rippe zu, welche das Felsmassiv von jenem Eishange trennt, der vom Col de Pétéret herabkommt. Dann wandte ich mich bergwärts und war gewiß, den Platz früher oder später finden zu müssen. Compton suchte weiter in der Flanke, obgleich ich ihm das Nutzlose seiner Tätigkeit an der Hand der Beschreibung Dr. Pfannls dargelegt hatte. Um 8 Uhr abends entdeckte ich über meinem damaligen Standpunkte ein kleines Mäuerchen, wie es die Natur unmöglich so sauber ausgeführt haben konnte. Ich stieg darauf los und ein weißes Porzellankännchen leuchtete mir freundlich entgegen. Unsere Vorgänger hatten darin Butter heraufgetragen. Ich rief aus Leibeskräften nach Compton. Statt einer Antwort ertönte nach einigen Minuten hoch oben ein Schrei, es begann ein ganz infernalisches Krachen, und in der nächstgelegenen Firnrinne flog eine Unmasse von Blöcken und etwas wie ein dunkler Schatten hinab! Eine wahnsinnige Angst befiel mich. Ich sprang gegen die Rinne hin, aber der ganze Spuk war inzwischen schon etwa 400 *m* tiefer auf dem Brenvagletscher angelangt und nur ein abscheulich brenzlicher Gestank erfüllte die Luft. Ich schrie mich fast heiser und endlich, endlich, nach langer banger Zeit, vielleicht war es aber nur eine halbe Minute, — man weiß das nie so genau — antwortete eine liebe traute Stimme aus allernächster Nähe. Ich konnte mich vor Freude kaum fassen. Wenn Compton auch aus freien Stücken mitgegangen war, so fühlte ich jetzt in diesem Augenblicke so recht die Verantwortung, die ich gegenüber der ganzen alpinen Welt auf mich genommen hatte, indem ich einen Künstler, von dem man noch so viel Schönes, ja Unsterbliches erwarten kann, zu einer so außergewöhnlich gefahrvollen Tour aneiferte. Rasch wurde nun Tee gekocht, die Wäsche gewechselt, das Plätzchen etwas geebnet, dann entdeckte ich weiter unten noch einen ebenen Fleck und gegen 9½ Uhr lagen wir, die Steigeisen als Kopfpolster benutzend und mit unserem guten Gewissen zugedeckt, da, bereit den Schlaf mit offenen Armen zu empfangen. Aber derselbe wollte sich vorderhand, bei mir wenigstens, nicht einstellen. Mächtig klopften die Pulse infolge der körperlichen Anstrengung sowohl, als in Begleitung der seelischen Aufregungen. Dagegen machte ich mir nicht die geringste Sorge für den nächsten Tag. Die Atmosphäre war in völliger Ruhe, so daß bei dem herrlichsten Sternhimmel gewiß auch ein schöner Tag zu erwarten war. Halb sitzend musterte ich die Rundschau. Kein Wölkchen am ganzen Himmel; ich übersah den größten Teil der nördlichen Montblanc-Gruppe. Zwischen Montblanc du Tacul und der äußerst übersichtlich angeordneten Gruppe der Grandes Jorasses guckten die Aiguille Verte, die Droites, Courtes, die Triolet usw. herüber. Wir befanden uns etwa in der Höhe des Großglockners und übersahen vom Grand Combin bis zum vielgipfeligen Monterosa-Stocke das gesamte Walliser Hochland. Dann taucht der Blick in die tiefe Furche des Tals von Aosta hinab, um jenseits desselben sich zur funkelnden Grivola und dem breiten Gran Paradiso aufzuschwingen. So ungefähr eine Stunde dürfte ich vor mich hingeträumt haben, als sich ein leiser Luftzug bemerkbar machte. Augenblicklich begannen mir die Zähne laut aneinander zu schlagen und es überlief mich ein Schüttelfrost nach dem anderen. Auch Compton schien es ähnlich zu ergehen, denn ich hörte ihn unter mir öfters die Stellung wechseln. Ich stand auf und strampelte ein wenig mit den Beinen, schlug

die Arme übereinander, aber glücklicherweise hörte gleich darauf der Wind auf zu blasen und das war unsere Rettung, denn wenn uns da oben ohne Decken und Schlafsäcke ein ordentlicher Sturm packte, dann waren wir bis zum nächsten Morgen wohl halb oder dreiviertelteils erfroren. Vielleicht bringt es unsere sowohl im Aufstieg als Abstieg wohlgelungene Partie zustande, daß die Träger nun wieder, ohne gar zu unerschwingliche Forderungen zu stellen, Decken und Brennholz zum Schlafplatze hinauftragen. Uns wurde das rundweg abgeschlagen. »La Blanche n'est pas pratiquable«, hieß es auf alle Bemühungen hin. Um 3 Uhr hielt ich es nicht mehr aus, untätig liegen zu bleiben; an wirklichen Schlaf war bei der Kälte und der Unbequemlichkeit des Lagerplatzes doch nicht zu denken. Ich setzte den Spirituskochapparat wieder in Tätigkeit, bereitete eine entsprechende Menge Tee und mit Wonne hielten Compton und ich die heißen Aluminiumbecher zwischen den blauen Fingern. Alsbald waren wir wieder bei Kräften; da es noch ziemlich düster war und wir oben vereiste Felsen anzutreffen fürchteten, wenn wir allzufrüh aufbrachen, so machten wir mit aller Ruhe Toilette, legten die doppelten Unterkleider ab und aßen noch tüchtig. Um 4¼ Uhr endlich kletterten wir aus unserem Zufluchtsorte hinaus, nachdem wir große Steine auf unser zurückgelassenes Gepäck gelegt hatten. Es kreisten nämlich einige Dohlen über uns, die gewiß alles Eßbare herausgezerrt und dabei vielleicht manches andere über die Felsen hinabgeworfen hätten. Unglücklicherweise vergaß ich, den nachsteigenden Freund sofort zur Hinterlegung roter Markierungsblätter zu veranlassen, und wir mußten für diese Nachlässigkeit später schwer büßen. Vorerst ging es über Felsen von mäßiger Schwierigkeit und annehmbarer Steilheit hinaus gegen den Firngrat, der sich in einer Fallinie von der Spitze der Aiguille Blanche herabzieht. In einer schwachen Stunde hatten wir denselben erreicht und voll begreiflicher Spannung prüfte ich die Beschaffenheit desselben mit dem Pickel. Ein donnerndes Hurra gab Compton die ersehnte Kunde, daß er sich in geradezu idealem Zustande befinde; rauher, nicht allzuharter Firnschnee lag hier, wo andere blankes, blaues Eis angetroffen hatten. Wir stiegen immer ohne Benützung des Seils langsamen Schritts, bedächtig jeden Tritt mit den steigeisenbewehrten Füßen einstoßend, die schneidige steile Kante hinauf. Einige Male, wenn ganz besonders steile Stücke kamen, fragte ich Compton, ob er vielleicht das Seil wünsche, da ja seine Eisen bei weitem nicht die Schärfe der meinigen besaßen, aber er versicherte, daß hierzu nicht der geringste Grund vorliege. Zu unserer Linken befand sich die Felswand, in deren unteren Partien wir die Nacht verbrachten, zu unserer Rechten aber schießt ein Eishang von 55° Neigung zum hintersten Winkel des Brenvagletschers hinab.

Durch volle zwei Stunden bewegten wir uns taktförmig auf dem dachfirstartigen Grate; um 7 Uhr 10 Min. zwang uns dann die tatsächlich wie eine Hauswand aufsteigende Felsbastion des Gipfelbaus der Aiguille Blanche, nach links auszuweichen. Die Herren Ittlinger und Pfann erkletterten, der Stufenarbeit überdrüssig, drei Wochen später die nahezu senkrechte Felswand als erste. Wir querten in einer guten halben Stunde die zwar ziemlich steilen, aber gut gestuften Felsen, überschritten mehrere kleine Firncouloirs und betraten um 7¾ Uhr die zierliche Firnkalotte des Bergs. Auch hier, wo Güßfeldts Führer 100 Stufen in Eis und 30 in harten Schnee schlagen mußten, lachte uns das Glück. Wohl nötigte ich Compton, das Seil zu nehmen, aber — ich schlug nicht mehr als ein halbes Dutzend Tritte. Nur eine halbe Stunde dauerte es nach Betreten der obersten Firnhaube, bis wir um 8¼ Uhr 4109 *m* hoch auf dem seit Jahren heiß ersehnten Gipfel der Aiguille Blanche de Pétéret standen. Wir stießen unsere Pickel tief in den Dreikant der Spitze und machten es uns möglichst bequem. Mein linkes Bein hing gegen den Glacier de Fresnay, mein rechtes gegen den Glacier de la Brenva hinab. Da wir ja nur Staub sind und der Mensch aus gemeinem gemacht ist, wird es meine verehrten Leser

nicht wundern, daß wir uns zuerst mit Schokolade, Himbeereis und Kakes stärkten und dann erst die Aussicht musterten. Soweit es tunlich war, stieg ich gegen die Fresnayflanke hinab; doch ist eine direkte Besteigung der Steilheit des Aufbaus wegen für vernünftige Leute wenigstens abzuraten. Man tut, wenn es durchaus sein muß, in diesem Falle am besten, zuerst gegen den Montblanc hin den Col de Pétéret zu gewinnen und dann die Eishalde hinab Stufen zu schlagen. Vor Steinfall ist man dort völlig sicher, nur hängt der Firngrat, welcher zum Col führt, bedeutend über, so daß man vorerst mit dem sehr schwierigen Umgehen der Wächten und später mit einer etwaigen Lawine zu rechnen haben wird. Ein volles Viertel des Horizonts beherrscht der Montblanc. Wir sind ja nur mehr 1¼ *km* vom Fußpunkte des Montblanc de Courmayeur entfernt. Vom Montblanc du Tacul bis zum Col Emil Rey ist's ein Bogen von 90°. Wir stehen selbst viel zu nahe und zu hoch, um den Blick nach dem Monarchen hin schön finden zu können. Aber die Bilder, die Comptons Camera aufnahm, bilden nichtsdestoweniger einen vielbeneideten Schatz. An den ganz formidablen Absturz des Montblanc gegen den Col Emil Rey schließen der schöne, sanft geschwungene Dôme de Miage, die zierlich schlanken Gipfel der Aiguille de Trèlatête und des Glaciers an; darüber hinaus schweift der Blick nach der Crête de Belledonne, den westlichst gelegenen gletschertragenden Höhen der Alpen, zu den Grandes Rousses und dem Gipfelmeere des Dauphiné. Deutlich erblicken wir die Meije, die Barre des Écrins, den Pelvoux; die höchsten Erhebungen der französischen Grajischen Alpen; die Grande Casse und der Mont Pourri erreichen sogar von hier aus gesehen den Horizont, während sie vom Gipfel des Montblanc mehr oder minder charakterlos aussehen. Schon hier möchte ich bemerken, daß die Aussicht von der Aiguille Blanche durch herrliche Kontraste ausgezeichnet ist. Abgrundtief liegt die Cantine de la Vissaille, das kleine weiße Kirchlein Notre Dame de la Guérison und das Dorf Entrèves zu unseren Füßen. Darüber erhebt sich, ein herrliches Bild, das Riesenfort des Gran Paradiso, umgeben von mehr oder minder an seine stolze Größe heranreichenden Vasallen. Rechts und links von ihm erschauen wir im äußersten Süden die Apenninenhöhen und duftig steht die schöne Pyramide des Monte Viso vor uns. Da der Brouillard heuer »pas pratiquable« ist, beschließen wir zur Erholung nach der heutigen Tour den Monte Viso zu besuchen. Das Ferrettal, sowie das Val Veni erblicken wir in ganzer Ausdehnung. Über ersterem thront die Monte Rosa-Gruppe, bei der ausnehmend klaren Luft bis ins kleinste Detail trefflich sichtbar. Matterhorn und Weißhorn sind es, die alle Rivalen weit hinter sich lassen. Grand Combin und Grandes Jorasses imponieren ganz gewaltig, über den Großen St. Bernhard schauen einige Berner Gipfel herüber. Dicht an das Montblanc-Massiv anschließend, erblicken wir die blaue Linie des Jura.

Eine gute halbe Stunde blieben wir auf dem Gipfel, dann ging's die Firnkalotte hinunter; wir legten das Seil mit dem Betreten der Felsen ab, da es uns nur hinderlich geworden wäre. Die Wirkung der Sonne machte sich uns unangenehm bemerkbar. Jeder Tritt und jeder Griff mußte sorgfältig geprüft werden, ganze Massen von Schutt und Platten kamen auf ihrer eisigen Unterlage ins Gleiten, wenn wir daran rührten. Es darf daher nicht wundernehmen, daß wir für den Abstieg mehr Zeit brauchten als für den Anstieg. War doch vor einigen Stunden das ganze Terrain fest gefroren gewesen. Um 10 Uhr 5 Min. betraten wir den großen Firngrat und jetzt kam Leben in die Sache. In 1½ Stunden hatten wir diese heikle Passage hinter uns und nun war's mit der Geduld unserer Mägen zu Ende. Gebieterisch verlangten sie weitere Zufuhr. Um Mittag — wir hätten nun nach unserer Berechnung in etwa einer Viertelstunde den Schlafplatz erreichen sollen — brachen wir wieder auf und gingen auf das erste der Markierungsblätter los, welches Compton mit Hilfe des Feldstechers schon vom Eisgrate aus erschaut hatte, wie es lustig auf einer Felsnase

flatterte. Aber leider hatte Compton dieses gelegt, als er in der Flanke nach dem Biwakplatze suchte, und so kam es, daß die roten Zettel uns in etwa 100 *m* Entfernung beim Schlafplatze vorbei nach der Tiefe führten. Nach mehreren vergeblichen Orientierungsversuchen standen wir um 1 Uhr ganz ärgerlich schon wieder in der Nähe des großen Couloirs am östlichen Rande der obersten Schutterrasse und wußten nun ganz genau, daß der Schlafplatz viel weiter oben liege. Wir versicherten unsere Säcke hinter einem Blocke, markierten ihn ausgiebig und stiegen in der glühenden Hitze unter mehr oder weniger gewählten Kraftausdrücken volle zwei Stunden aufwärts, bis wir das Mauerwerk Dr. Pfannls entdeckten. Nach kurzer Rast nahmen wir das zurückgelassene Gepäck wieder auf und eilten so schnell als es das immerhin heikle Terrain erlaubte, gegen das große Couloir hinab. Heute waren die Verhältnisse aber weit mißlicher. Es war bedeutend heißer als am Vortage und wir mußten eine volle Viertelstunde warten, bis es uns gelang, in der kurzen Pause zwischen zwei niederprasselnden Steinschlägen die böse Rinne zu queren. Genau auf unserer Anstiegsroute bewerkstelligten wir den Abstieg, in steter Furcht, die Sonne möchte in den inzwischen verflossenen zwei Tagen die Eissäule am großen Bergschrund stark abgeschmolzen oder ganz zu Fall gebracht haben. Etwas nach 6 Uhr standen wir an der fraglichen Stelle. Wohl stand die Säule noch da, aber die schönen Stufen waren alle dahin. Ohne viel Federlesens ließ sich Compton am Seile über die Eiswand hinab. Dann nahm er eine möglichst gute Stellung ein, ich warf nach einigen fruchtlosen Versuchen eine Seilschlinge über die Eissäule und kletterte dann zu ihm hinunter. Da die Brücken alle unsicher geworden waren, behielten wir das Seil gleich bei und eilten über das große Dreieck, welches den vom Winkel zwischen Aiguille Blanche, Dames Anglaises und Aiguille Noire herabkommenden Lawinen sein Dasein verdankt, hinab zum Brenvagletscher. Wir betraten den Eiskörper um 7 Uhr und landeten nach einigen unbedeutenden Irrgängen unter Comptons unvergleichlich umsichtiger Führung um 8 Uhr 35 Min. auf dem Blockterrain am Fuße des Mont de la Brenva. Nun wurde das Seil versorgt und behutsam gegen die Felswand vorgegangen; dort waren mir am Vortage einige spärliche Grasflecke aufgefallen und denen steuerte ich zu. Um 9¼ Uhr, bei völligem Einbruch der Nacht, trafen wir dort ein, und da uns bei weiterem Vordringen in dem beweglichen Terrain ein Knöchelbruch oder ein ausgefallener Arm in sicherer Aussicht stand, so blieben wir vorläufig hier, »wenigstens bis der Mond aufgeht«, wie Compton sagte, »wenigstens bis die Sonne aufgeht«, wie ich im Geiste beifügte. Zuerst aßen wir nochmals tüchtig, dann entzündete ich alle verfügbaren Kerzenstümpchen, umwickelte Comptons Beine mit dem Seile, hieb beide Pickelklingen unter ihm ein, um ihn im Schlafe vor dem Abrollen zu bewahren, und nach passender Umhüllung mit allen verfügbaren Wäschestücken versuchte auch ich mich möglichst gut zu betten. Aber ich fror diese Nacht noch ärger als die vorige, und als um 4¼ Uhr morgens zum Abstiege geblasen wurde, war ich dermaßen ungelenk und steif, daß ich am liebsten auf allen Vieren gekrochen wäre. Das Biwaken ohne Decken aber hatten wir beide gründlich verschworen, — wenigstens bis zum nächsten Male. In fünfstündigem flottem Marsche erreichten wir Courmayeur nach 57stündiger Abwesenheit. Unsere Unternehmung war schon allgemein bekannt geworden, man hatte uns auf dem Gipfel des Bergs gesehen und die Herren Führer und Träger waren nun die Höflichkeit selbst. Unsere Besteigung der Aiguille Blanche war die erste, bei welcher auch der Abstieg über die Nordostflanke des Bergs ausgeführt wurde. Güßfeldt, Farrar und Maischbergers Gesellschaft waren von der Aiguille Blanche nach dem Montblanc de Courmayeur hinaufgestiegen; mir war es lediglich um die Ersteigung der Aiguille Blanche zu tun gewesen, doch freute es mich, die oft bezweifelte Möglichkeit auch des Abstiegs auf dieser Seite dargetan zu haben.

Vier Tage schon umzogen die Nebel die Höhen von Courmayeur. Mein Freund, Oskar Eckenstein half mir mit seiner unverwüstlichen Laune über die schlimme Zeit hinweg. Am 7. Juli 1906 aber riß mir die Geduld, ich bestieg wenigstens den Mont Chetif, auch Pain de sucre geheißen, 2343 *m*, und war nun wenigstens darüber im klaren, daß des gefallenen Neuschnees halber vor zwei oder drei Tagen in der Hochregion nichts zu wollen sei. Am 8. Juli gingen wir in Begleitung eines Trägers von 12 Uhr 50 Min. bis 5 Uhr 50 Min. zu den unteren Hütten der Allée Blanche, 2170 *m*, vermutlich weil wir in der Verzweiflung nichts Besseres zu tun wußten. Ich besuchte am nächsten Tage die Aiguille l'Estellette, 2975 *m*, welche Tour für uns von der größten Tragweite werden sollte. Die Gletscher erwiesen sich nämlich von hier gesehen als in so ausgezeichnet günstiger Verfassung befindlich, daß wir unsere bisherigen Pläne fallen ließen und am 10. Juli statt zu einem Biwak in der Südflanke des Mont Brouillard, auf den es ja abgesehen war, zur Capanna Quintino Sella hinaufstiegen. Unter den obwaltenden günstigen Eisverhältnissen konnten wir nämlich mit Sicherheit erwarten, daß sowohl die Überschreitung des Montblancgletschers, als auch die Ersteigung des Col Emil Rey uns keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten und Gefahren bringen werde. Am 11. Juli brachen wir, um die Felsen weiter oben nicht vereist anzutreffen, erst um 5 Uhr morgens auf, gewannen ganz programmgemäß einen dicht neben dem Col Emil Rey gelegenen Sattel, ca. 4010 *m*, ohne daß der geringste Stein- oder Eisfall uns belästigt hätte. Schon um 12 Uhr 20 Min. standen wir als die ersten Sterblichen auf dem Gipfel des vielumworbenen und oft bestrittenen Mont Brouillard, 4053 *m*. Was ich da oben fühlte? Wir fragen ja auch den Bräutigam nicht, was er empfand, als er die Geliebte seines Herzens zum ersten Male in die Arme schloß, und auch dem Soldaten suchen wir seine Gefühle nicht zu entreißen, die ihn wohl durchzitterten, wenn der Feind endlich ausgestreckt vor seinen Füßen lag. Es wird wohl ein Gemisch dieser beiden Empfindungen sein, welches den Alpinisten überkommt, denn auch bei uns handelt es sich um stürmische Liebeswerbung und erbitterten Kampf mit einem oft übermächtigen Gegner. Um 1 Uhr verließen wir die von Nebeln umwogte Spitze und betraten um 6 Uhr 40 Min. wieder die gastliche Hütte des befreundeten C. A. I. Am 12. Juli stiegen wir wieder nach Courmayeur hinab, wo wir die süßsauren Glückwünsche aus den Kreisen der Führerschaft mit verbindlichem Lächeln gnädiglich entgegennahmen.

EINE ERSTEIGUNG DES WALLISER WEISSHORNS, 4512 *m*, ÜBER DEN NORDGRAT.

VON JOSEPH ITTLINGER

In der alpinen Literatur besteht eine seltene Übereinstimmung in der Anschauung, daß das Walliser Weißhorn einer der schönsten Berge unserer Alpen sei. Manche gehen in ihrer Verehrung so weit, den Berg überhaupt als den schönsten der Ost- und Westalpen zu erklären. Beides hat zur Folge, daß der, welcher das Weißhorn noch nicht gesehen hat, mit hochgespannten Erwartungen an dasselbe herantritt und schon von vorneherein zu kritischer Betrachtung angeregt ist, ob die Erscheinung des Bergs diese Urteile wirklich rechtfertigt und ob sie auch der eigenen höchstpersönlichen Auffassung von Bergschönheit entspricht. So ist es auch mir ergangen. Wer über die Schönheit eines Bergs urteilen will, muß ihn vorher von allen Seiten kennen lernen. Dazu hat sich mir nun im Sommer 1907 gelegentlich einer Überschreitung des Weißhorns und der Besteigung verschiedener Gipfel in seiner Umgebung vielerlei Gelegenheit geboten. Ich bin im Glanze eines sonnigen Tags am Eisbruche des Biesgletschers gestanden und habe in wortloser Bewunderung die Nordostwand des Weißhorns geschaut, die sich dort in 1000 *m* hoher Flucht aus dem Firnbecken des Gletschers erhebt und deren blendende Weiße dem Berge seinen Namen verschafft haben mag. Einige Tage später haben mein Begleiter und ich vom Zinaltale aus die abschreckenden Plattenwände der Westseite gemustert und Tags darauf waren wir auf dem Nordgrat des Bergs selbst gestanden, um dann nach glücklich durchgeführter Überschreitung die Süd- und Ostseite zu Gesicht zu bekommen. Die Besteigung des Matterhorns und der Dent Blanche gab uns Gelegenheit, den Berg von immer neuen Punkten aus zu betrachten. Und es waren in der Tat glänzende Bilder, die ich da in mich aufgenommen habe. Aber, wenn ich offen sein soll, gefunden habe ich bis dahin nicht das, was ich gesucht. Erst als ich eines Tags auf den Firnhängen des Monte Rosa den Gruß der aufgehenden Sonne empfing und über dem dämmerigen Tale von Zermatt im goldklaren Morgenhimmel die lichte Berggestalt des Weißhorns erblickte, da habe ich die Begeisterung verstanden, die dieser Berg in den Herzen viel- und weitgewanderter Männer zu wecken imstande war, und damals habe auch ich ihm schweigend den Preis der Schönheit gegeben vor allen anderen.

Worin besteht die Schönheit eines Bergs und welche Berge sind die schönsten? Schön ist ein Berg schon dann, wenn seine Erscheinung unserer Vorstellung von einem solchen im hohen Grade entspricht. Im engeren Sinne ist Schönheit hier die Mannigfaltigkeit und Harmonie der Linien und Farben, deren Wahrnehmung als Fülle reizvoller Einzelheiten und als einheitliches Ganzes auf das ästhetische Empfinden des Menschen eine angenehme und befriedigende Wirkung hervorbringt.

Von entscheidender Bedeutung für den Grad der Schönheit eines Bergs ist die Symmetrie der Linien und Flächen. Da, wie bei allen Formen der Natur, auch

bei Bergen sowohl im kleinen wie auch im großen das Ungleichmäßige die Regel bildet, anderseits aber auch bei der Betrachtung der Natur Symmetrie auf das Schönheitsempfinden des Menschen einen wohltuenden Eindruck macht, wird das Vorhandensein symmetrischer Formen einem Berge, der ohne sie nur geringeren Grad von Schönheit besitzen würde, vollendete und ungewöhnliche Schönheit verleihen.

Da ein Berg nicht ein Ding für sich, sondern ein Bestandteil der Landschaft ist, so wird seine Schönheit auch noch bis zu einem gewissen Grade von der Anpassung an die Umgebung abhängig sein. Sie wird ebenso wie die eines Bilds, das im entsprechenden Rahmen und Raum untergebracht ist, durch ein richtiges Verhältnis zur Umgebung nur erhöht werden.

Der Eindruck der Schönheit wird außerdem um so machtvoller sein, je beherrschender die Lage eines Bergs, je bedeutender seine Höhe ist, und je mehr er seine Nachbarn überragt. Denn allezeit waren die Menschen eingenommen für das Große und sie haben sich willig seinem Einfluß unterworfen.

Mit dem Schönen geht in der Hochregion der Alpen in den meisten Fällen das Erhabene Hand in Hand, so zwar, daß häufig die Grenze zwischen beiden Begriffen verwischt ist. Bei dem einen Berge werden die Wirkungen des Erhabenen, bei dem andern die Erscheinungen des Schönen überwiegen.

Schönheit und Erhabenheit können Eigenschaften des nur aus Fels gebildeten Gipfels sein und sie können im gleichen Maße dem glänzenden Schneedom zu eigen sein. Verschieden ist bei beiden nur ihre Art und Wirkung. Während bei ersterem die manchmal bis zur Wildheit gesteigerte Kühnheit der Formen Bewunderung und Achtung einflößt, wird der Anblick der einfacheren, edlen Linien des Firns mehr den Eindruck erhabener, ruhiger Größe erzeugen. Sich für das eine oder andere als das Schönere zu entscheiden, ist Sache des individuellen Geschmacks. Jeder Mensch hat bis zu einer bestimmten Grenze das Recht, sich für seine Person einen eigenen Schönheitsbegriff zu bilden. Wir wissen, daß viele von diesem Rechte ausgiebig Gebrauch machen und dabei oft nicht einmal die unverrückbaren allgemeinen Regeln der Ästhetik respektieren. Trotzdem man nun aber sowohl einen Felsberg, wie auch einen Firngipfel mit vollem Rechte als vollendet schön bezeichnen kann, wäre es doch verfehlt, einen Berg der einen oder anderen Art als Idealtypus eines schönen Bergs für die Allgemeinheit festlegen zu wollen. Denn wer für die Eigenart eines Firngipfels, den Adel seiner Linien und die Pracht seiner Farbenmöglichkeiten schwärmt, der würde beim Felsberg das vermissen, was ihm das Schönste dünkt; und gleich ist es im umgekehrten Falle. Ein aufzustellendes Schönheitsgesetz hat aber nur dann Aussicht auf Annahme vonseiten der Massen, wenn es auch verschiedenen Vorstellungen gerecht wird. Für den weiteren Standpunkt der Allgemeinheit wird man daher nur jene Berge als typisch schön bezeichnen dürfen, bei denen die schönheitbildenden Wirkungen sowohl des Firns wie auch der Felsen in hohem Grade vorhanden und zu möglichst harmonischer Gesamtwirkung vereinigt sind.

Gleichwie die Beherrschung der Kletterkunst nur eine Stufe, nicht aber die Höhe der bergsteigerischen Ausbildung bedeutet und ein Bergsteiger in der umfassenden Bedeutung des Worts nur der ist, der mit Fels und Firn gleich vertraut ist, so kann auch als Idealtypus eines Bergs nur ein Gipfel betrachtet werden, der die Erscheinungen der beiden charakteristischen Bergformen in sich vereinigt.

Die Zahl der Berge in unseren Alpen, welche alle diese Bedingungen erfüllen, ist nicht allzugroß. Sicher ist, daß das Walliser Weißhorn zu ihnen gehört, ja, daß es einer der schönsten von ihnen ist. Das durch ungeheure, von der Spitze in idealer Bogenlinie auslaufende Grate bestimmte Profil dieses Bergs ist von bewundernswerter Ebenmäßigkeit und vollendeter Schönheit; der schimmernde Mantel des Eises, der an vielen Stellen die Flanken und Grate des Bergs bedeckt, steigert diese Schönheit zu zauber-

hafter Wirkung. Kein zweiter Berg in den Alpen ragt aus breitem Fundament mit so herrlicher Verjüngung in den Äther. Zu der überaus günstigen Gesamtwirkung mag der schon aus der Karte ersichtliche, verblüffend einfache Aufbau des Bergs viel beitragen. Ihm fehlen alle verwirrenden Seitengrate; drei mächtige Hauptgrate allein sind es, die den imposanten Bau stützen. Sie laufen vom Scheitel des Bergs nach Ost, Südwest und Norden und zeichnen sich durch ungewöhnliche Länge aus. Vier Gletscher umlagern die Wände des gewaltigen Bergs. Unter der nördlichen Firnwand liegt in behäbiger Breite der gefürchtete Biesgletscher; nordwestlich reicht der Turtmanngletscher an das Massiv heran, während die plattengepanzerte Westwand im Weißhorngletscher fußt. Im Süden und Osten legt sich der an Eisbrüchen reiche Schalliberggletscher um den Fuß des Bergs herum; seine innersten Firnbecken reichen bis hoch in die Wände hinauf.

Dem entscheidenden Einfluß, welchen die Grate des Bergs auf seine Gestaltung und Erscheinung ausüben, entspricht auch ihre Bedeutung für die Besteigung des Weißhorns. Der Ostgrat hat die erste Ersteigung vermittelt. Professor J. Tyndall war der Glückliche, der am 9. August 1861 mit den Führern Bengen und Wenger den stolzen Gipfel als Erster betreten durfte. Sein Weg über den Ostgrat, zu dem in der Zwischenzeit zahlreiche Varianten gefunden wurden, ist heute noch der übliche und wird es wohl auch bleiben, zumal die neuerbaute und vorzüglich eingerichtete Weißhorn-Hütte des Schweizer Alpenklubs die Besteigung von dieser Seite wesentlich erleichtert. 34 Jahre später, am 2. September 1895, wurde das Weißhorn zum ersten Male über den vom Schallijoch zum Gipfel ziehenden Südwestgrat bestiegen, und zwar von E. A. Broome mit Joseph M. Biner und Ambros Imboden. Dieser Grat ist berüchtigt geworden durch die große Zahl und Schärfe seiner Grattürme. Er wird daher auch weniger oft begangen. Noch schwieriger ist der Nordgrat, der am 21. September 1898 von Hans Biehly und Heinrich Burgener, einem Sohne des berühmten Alexander Burgener, bezwungen wurde und seitdem nur einige Male wieder begangen worden ist. Besonders gefürchtet ist an ihm ein gewaltiger felsiger Aufschwung etwa in der Mitte des Grats, der schon von weitem auffällt und einen wirklich abschreckenden Eindruck macht. Nördlich ist diesem »Großen Gendarmen«, wie ihn Biehly nennt, eine ganze Reihe abenteuerlicher Felstürme und Schneiden vorgelagert, während auf der anderen Seite das oberste Drittel des Nordgrats sich als schmale Firnkante überaus steil zum Gipfel aufschwingt. Auch die breiten Wände des Bergs sind auf verschiedenen Routen durchstiegen worden. Alle diese Wege sind sehr schwierig und gefährlich. Praktische Bedeutung hat von diesen letzteren Routen nur die durch die Westwand erlangt, zu deren Sicherung die Führer von Zinal vor einigen Jahren 800 *m* Seil angebracht haben. Doch scheinen die Zermatter Führer diesen Weg nicht gerne zu benützen; sie steigen, wenn sie den Berg nach Zinal überschreiten wollen, zunächst über den oberen Teil des Nordgrats bis zu der Scharte ab, welche zwischen dem Gipfel und dem »Großen Gendarmen« liegt; von dort klettert man ein kurzes Stück durch ein plattiges Couloir in der Westseite hinab und quert dann zu einer auffallenden Felsrippe hinüber, die der große Turm des Nordgrats in westlicher Richtung entsendet. Auf und neben dieser Rippe vollzieht sich dann der weitere Abstieg. Auf der Zermatter Seite des Weißhorns wurde in letzter Zeit häufig die Große Rippe zum Aufstieg benützt, welche die Südwand des Bergs in den Schalliberggletscher vorschiebt. Dieser Weg soll unter Umständen dem gewöhnlichen Wege über den Ostgrat vorzuziehen sein.

Den Anstieg über den kühnen Schalligrat des Weißhorns hat in diesem Jahrbuche (Zeitschrift 1899, S. 164 u. f.) zuerst Dr. Hans Lorenz in meisterhafter Weise geschildert. Auch Ingenieur Hans Pfann hat (Zeitschrift 1907, S. 149 u. f.) mit beredten Worten von seiner Überschreitung dieses Grats gesprochen, der das Schlußstück

seiner großartigen Höhenwanderung vom Zinal-Rothorn zum Weißhorn bildete. Möge es mir nun gestattet sein, den Lesern nunmehr auch noch von einer Überschreitung des prächtigen Nordgrats dieses herrlichen Bergs zu erzählen.

Als Ausgangspunkt für die von uns geplante Besteigung des Weißhorns hatten Freund Fischer und ich die zwei Stunden über Zinal, unterhalb des Col Tracuit gelegenen Almhütten von Combasana gewählt. Am Abend des 18. Juli 1907 trafen wir, von der Mountet-Hütte kommend, dort ein. Mit der Befriedigung, die das Bewußtsein verleiht, an diesem Tage das Ziel der Wanderung erreicht und für die Nacht ein Obdach gefunden zu haben, warfen wir die schweren Rucksäcke vor den Hütten in das Gras. Aber ein Blick in das Innere bereitete uns eine grausame Enttäuschung. Das Dach der Hütte hatte mehr Löcher als Steinplatten; die Seitenwände waren entsprechend und der Innenraum war zum Teile mit Schnee angefüllt, der Boden naß und schmutzig. Das war kein Aufenthalt für uns, die wir durch die vorzüglichen Betten der Schweizer Hotels verwöhnt waren; da wollten wir doch lieber gleich auf dem Col Tracuit ein Freilager beziehen. Seufzend luden wir die Säcke wieder auf, um heute noch zu dem 700 *m* höher liegenden Col aufzusteigen. Eine halbe Stunde unterhalb desselben gruben wir, in der Befürchtung, höher oben Wasser nicht mehr zu bekommen, ein metertiefes Loch in das Geröll und füllten mit dem mühevoll aufgefangenen Wasser unsere Flaschen. Gegen 7 Uhr abends betraten wir den Col Tracuit, etwa 100 *m* rechts von der tiefsten Einsenkung, die auf der Siegfriedkarte mit 3252 *m* angegeben ist.

Um von hier auf den Nordgrat des Weißhorns, welcher zugleich der Verbindungsgrat zwischen Bieshorn und Weißhorn ist, zu gelangen, hat man die Wahl zwischen zwei Wegen. Entweder man besteigt das Bieshorn, 4161 *m*, über die nordwestlichen Firnhänge und verfolgt dessen Südgrat bis zu der Einsenkung, in welcher der Weißhorngrat ansetzt (zirka 4120 *m*), oder man steigt vom obern Ende des westlichen Turtmanngletschers über eine steile Eiswand zu dieser Stelle auf. Wir wählten den letzten Weg.

Auf der andern Seite des Col fanden wir unter den mächtigen Blöcken der Grathöhe leicht einen zum Biwakieren geeigneten Platz. Während Fischer denselben entsprechend herrichtete, stieg ich den Gletscher hinauf, um das von uns in der Nacht zu durchsteigende Spaltensystem zu studieren. Einfallender Nebel vereitelte aber meinen Plan. Daran lag nicht viel, denn die einzuschlagende Richtung konnten wir auch mit Hilfe der Karte feststellen und durch etwaige Spalten würden wir schließlich so auch durchfinden. Ich kehrte daher wieder zu meinem Begleiter zurück. Wir kochten Tee, bereiteten alles für einen frühzeitigen Aufbruch vor und warteten dann auf den Einbruch der Nacht. Ein prachtvoller Sonnenuntergang entschädigte uns reichlich für die Unbequemlichkeiten des Biwaks. Von Westen hatte sich eine langgestreckte schwarze Wolkenbank hereingeschoben, deren unterer Rand merkwürdig scharf abgeschnitten war und so den Blick in die blaudämmernde Tiefe des Tals von Zinal freigab. Diese drohenden Wolken konnten uns keine Besorgnis einflößen, da wir beobachtet hatten, daß dieselben jeden Abend mit erstaunlicher Regelmäßigkeit erschienen und am Morgen wieder spurlos verschwunden waren, ohne daß eine Verschlechterung des Wetters eingetreten wäre. Der obere Rand dieses Wolkenphänomens war von den Strahlen der scheidenden Sonne durchleuchtet, die den ganzen westlichen Horizont mit einer Flut feurig goldenen Lichts überschüttete. Über den blaubeschatteten Firn des bis an unsern Schlafplatz heranreichenden Turtmanngletschers zogen weiße Nebelschwaden, aus denen bisweilen der rosig beleuchtete Gipfel des Bieshorns und Teile des wilden Weißhorngrats hervortauchten. Über uns schwebte silberklar die breite Sichel des zunehmenden Monds im lichtklaren Äther. Es tat mir leid, als die Dunkelheit eingebrochen war. Ich konnte nicht schlafen und

träumte noch lange in die mondhelle Nacht hinaus, bis auch mich für kurze Zeit der Schlaf überfiel. Um Mitternacht weckte ich meinen Gefährten. Drei Viertelstunden später verließen wir den Biwakplatz.

Da der Mond nunmehr bereits untergegangen war, mußten die Laternen angezündet werden. Der Aufstieg über den wenig geneigten Gletscher zwischen Bieshorn und Crête de Millon gestaltete sich sehr mühsam, da wir fast bei jedem Schritte durch die Harschdecke in den darunterliegenden tiefen Pulverschnee einbrachen. Einige ungeheure Spalten im obern Teile des Gletschers konnten rechts leicht umgangen werden. Nach nahezu dreistündiger Wanderung standen wir beim Anbruch der Dämmerung am Fuße der abschreckenden Eiswand, die zur Höhe des Nordgrats hinanzieht. Ihre Überwindung erforderte nicht, wie wir erwartet hatten, eine Stunde, sondern deren drei! Schon unterhalb des Bergschrunds mußten die Pickel uns den Weg schaffen, nach seiner Überschreitung trat in großen, zusammenhängenden Flächen blankes Eis zutage. Nachdem wir bereits über eine Stunde lang Stufen geschlagen hatten, wandten wir uns, da ich eine vorzeitige Verausgabung unserer Kräfte befürchtete, nach rechts zu einer flachen Felsrippe, deren nur wenig aus der Firndecke ragende Felsen sich stark vereist zeigten. So bot uns ihre Benutzung nur geringen Vorteil. Durch weiteres Queren nach rechts gelang es, einen zusammenhängenden Gürtel eisfreier Felsen zu erreichen, der uns schneller in die Höhe brachte. Unsere Hoffnung, daß er uns auch auf die Grathöhe leiten würde, wurde freilich nicht erfüllt, denn plötzlich standen wir vor einer weiteren, etwa 50 *m* hohen Eiswand. Wieder mußten die Pickel in Tätigkeit treten; schon drohte allmählich die Kraft unserer Arme zu erlahmen. Endlich um 7 Uhr konnten wir die Höhe des Nordgrats betreten und jenseits auf den sonnenbeschienenen Biesgletscher hinabblicken. Wir hatten den Grat an einer Stelle erreicht, die ungefähr 100 *m* südlich der tiefsten Einsenkung Bieshorn—Weißhorn gelegen ist. Zwischen unserem Standpunkt und der erwähnten Einsenkung lagen bereits zwei wenig ausgeprägte felsige Erhebungen. Vor uns zog sich der Grat zunächst als schmale, steile Firnkante in der Richtung gegen den Gipfel hin. Seine Begehung erforderte peinlichste Vorsicht, da die aufliegenden Wächten aus angewehtem Pulverschnee bestanden und bei der geringsten Belastung in großen Stücken wegbrachen. Doch ist dieses Gratstück noch verhältnismäßig leicht; die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst dort, wo der Grat in eine zackenbesetzte Felsschneide übergeht. Hier müssen eine Anzahl wilder Grattürme und exponierter Felsschneiden überklettert werden, deren Begehung um so gefährlicher ist, als die der Grathöhe aufliegenden Blöcke häufig in bedenklich losem Zusammenhang mit ihrer Unterlage stehen. Die Kletterei ist durchwegs schwierig und meist durch starke Vereisung erschwert. Wenn die Felsen eisfrei und trocken sind, wird man manche schwierige Stelle in der Ostflanke umgehen können, außerdem ist es am besten, möglichst die Kante beizubehalten. An dem »dritten Gendarmen« waren wir gezwungen, uns über eine überhängende Wand in die nächste Scharte abzuseilen. Die brüchige Grathöhe weiter verfolgend, gelangten wir an den Fuß eines etwa 50 *m* hohen Gratturms, dessen Aussehen uns schon lange Besorgnis eingeflößt hatte. In der Tat stellte sich mir, nachdem ich 20 *m* von der Scharte emporgeklettert war, in Gestalt einer abschüssigen, glatten Platte, deren Oberfläche stark vereist und mit Neuschnee bedeckt war, ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Vergeblich versuchte ich mit allem Raffinement der Kletterkunst, an verschiedenen Stellen über sie hinweg zu kommen. Es war unmöglich. Ich mußte wieder zurück. Was tun? Eine Umgehung des Turms in den Platten der Westseite war bei der entsetzlichen Steilheit und Glätte dieser Wand ausgeschlossen. Das sagte uns schon der erste Blick. Somit blieb als einzige Möglichkeit die zu unserer Linken sich überaus steil aufrichtende Ostkante des Turms. Um sie zu erreichen,

war ein ca. 15 *m* langer Quergang durch die uns zugekehrte jähe Plattenwand erforderlich. Nur der Gedanke an die Länge des bereits hinter uns liegenden Gratstücks und die Wahrscheinlichkeit, daß durch die Abseilstelle uns bereits der Rückweg abgeschnitten war, konnte mich veranlassen, den unheimlichen Gang zu unternehmen. Etwa 5 *m* über der Scharte schob ich mich auf schmalen, eisüberzogenen Gesimsen in die steile Wand hinaus, langsam Meter für Meter dem äußerst schwierigen und gefährlichen Terrain abringend. Nach 10 *m* trieb ich an einer Stelle, wo die Gesimse sich zu kaum fingerbreiten Vorsprüngen verschmälerten, einen Mauerhaken ein, durch dessen Ring ich das Seil laufen ließ. So gesichert stieg ich auf ein tieferliegendes, handbreites Band ab und erreichte schließlich, als eben das Seil abgelaufen war, die Kante. Dort band ich mich los, befestigte das Seil und holte mir dann den Mauerhaken wieder. Da eine ausreichende Sicherung meines Begleiters von dem erreichten Punkte aus nicht möglich schien, knüpfte Fischer das zweite Seil an das erste. Ich erkletterte dann die Kante des Turms von links her, bis ich die Höhe der kritischen Platte erreicht und einen Platz gefunden hatte, von dem aus eine absolute Sicherung meines nachkommenden Freundes möglich war. Ein Quergang nach links und die Erkletterung einer kurzen, brüchigen Wandstufe brachten uns dann leicht auf die Grathöhe. Verschiedene horizontale Gratstücke und einige Felszacken waren noch zu überklettern, bis wir endlich um 1 Uhr unmittelbar am Fuße des »Großen Gendarmen« standen, der mit einer senkrechten, rotgelben Wand aus schmaler Scharte aufsteigt. Etwa 50 *m* über der Scharte hängt ein abenteuerlich geformter, auffallender Felsblock weit über die Wand heraus. Aus der Beschreibung der Erstersteiger wußten wir, daß der Abbruch durch einen links von der Kante eingeschnittenen Kamin erklettert wird. Führer Summermatter hatte uns erzählt, daß bei Vereisung dieses Kamins die Erkletterung des Abbruchs und damit die Ausführung der Tour unter Umständen unmöglich sein könne. Wir waren daher begreiflicherweise auf die Beschaffenheit der Stelle sehr gespannt.

Kaum daß wir die Scharte betreten hatten, warf ich Pickel und Rucksack hin und querte schräg nach links zu einer Ecke hinüber, hinter der ich den Kamin vermutete. Ich traf eine winkelige Verschneidung an, die in einer Höhe von 40 bis 50 *m* durch die senkrechte Plattenwand hinaufzieht und nur im oberen, etwas überhängenden Teile die Bezeichnung »Kamin« verdient. Während wir bis dahin die denkbar schlechtesten Verhältnisse angetroffen hatten, war uns hier das Glück hold; die Felsen wiesen nur an einigen Stellen geringe Reste der ehemals vorhanden gewesenen Eisdecke auf. Die zwei zusammengebundenen Seile hinter mir herschleifend, begann ich unverzüglich die Stelle zu erklettern. Mit dem Ablauf der beiden Seillängen waren auch die Schwierigkeiten zu Ende. Der Weg zum Grat stand offen. Ich befestigte das Seil an einem Block und kehrte zu Fischer zurück, um den zurückgelassenen Rucksack und Pickel zu holen. Dann kletterten wir vereint zur Grathöhe hinan, froh, daß die Sache so gut abgelaufen war. Über stark verschneite Plattenhänge gleichzeitig ansteigend, näherten wir uns immer mehr dem höchsten Punkte unseres Gendarmen. Noch einmal schnürt sich der Grat zu einer äußerst schmalen Schneide zusammen, dann aber betraten wir die Kante des letzten Aufschwungs und querten wenige Meter unter dem höchsten Punkt, 4334 *m*, durch die Ostflanke nach der andern Seite hinüber. Dort hielten wir in der Zeit von 2 Uhr 45 Min. bis 3 Uhr die erste und einzige Rast der ganzen Tour. Hierauf stiegen wir über einen steilen Schneehang in die nun folgende breite Einsenkung ab und nahmen dann den Firngrat in Angriff, der, an wenigen Stellen von Felsen durchbrochen, aus der Scharte zum Gipfel des Weißhorns leitet. Der Firn war von vorzüglicher Beschaffenheit. So hofften wir in einer Stunde den Gipfel zu erreichen.

Es gibt kaum etwas Schöneres und Eindruckvolleres, als über eine kühn ge-

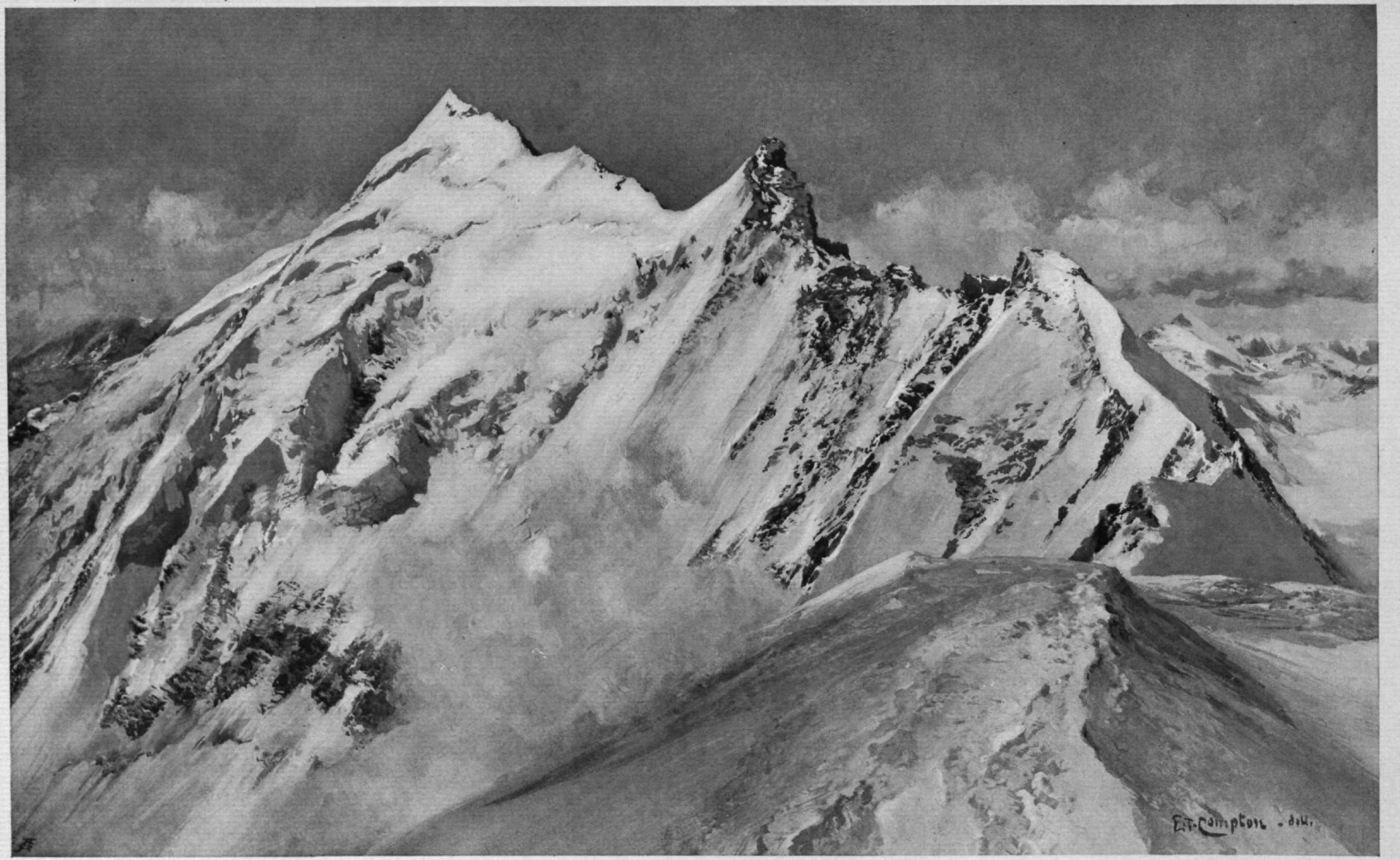
schwungene Firnschneide zum Scheitel eines Bergs aufzusteigen. Ein berauschendes Gefühl ist es, von solchen Standpunkten aus nach beiden Seiten in die ungeheuren Tiefen der Täler zu schauen. Nichts ist mehr geeignet, im Herzen des Menschen den Eindruck des Erhabenen hervorzubringen, als der Blick in große Tiefen. Das zeigt uns schon die außerordentliche Wirkung, die selbst eine geringe Tiefe auf besonders empfindsame Gemüter auszuüben imstande ist. Zu der genußreichen Empfindung des Erhabenen gesellt sich das stolze Gefühl der Befriedigung, daß wir allen entgegenstehenden Hindernissen zum Trotz nur mit Hilfe der eigenen Kraft und Energie uns aus der Tiefe der menschlichen Wohnstätten den Weg zur einsamen, alles beherrschenden Höhe gebahnt haben. Mit einem unbeschreiblichen Lustgefühl sehen wir, wie die umliegenden Höhen immer mehr und mehr unter uns sinken, wie die Tiefe immer größer, die Entfernung zwischen uns und dem höchsten Punkte immer geringer wird. So steigen wir höher und immer höher. Schmäler und steiler richtet sich die Kante auf, bis plötzlich ihre Neigung abnimmt und wir, von lichten Wolken umweht, im farbenprächtigen Glanze eines milden Sommertags auf dem schwer erkämpften Gipfel stehen.

Es war 4 Uhr 50 Min. nachmittags, als wir den 4512 *m* hohen Gipfel des Weißhorns betraten. Nach viertelstündigem Aufenthalte, der in der Hauptsache der unermeßlichen Fernsicht gewidmet war, traten wir mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit den Abstieg nach der andern Seite an.

Das Weißhorn war in diesem Jahre erst zweimal bestiegen worden, das letzte Mal am 12. Juli durch einen Engländer mit zwei Zermatter Führern. Die halbverwischten Spuren dieser Partie ersparten uns beim Abstieg über den leichten Ostgrat viel Zeit. Schon bald hatten wir die obern Firnhänge hinter uns und konnten den Felsgrat betreten, dessen scharfe, wächtengekrönte Schneide wir nun zwei Stunden lang verfolgten. Da wir vorzeitigen Einbruch der Nacht befürchteten, verließen wir eine halbe Stunde oberhalb des P. 3781 den Grat und stiegen über die Wände der Südflanke direkt zum Schalliberggletscher ab. Es war schon dunkel, als wir den obersten Rand desselben erreichten. Nach Überwindung eines Eisbruchs betraten wir den flachen Gletscherboden und bald darauf die Schutthänge, auf denen nach unserer Berechnung die Weißhorn-Hütte stehen mußte. Aber trotz eifrigen Suchens fanden wir weder die Hütte, noch einen zu ihr führenden Weg. Fischer machte den Vorschlag, in unsere Schlafsäcke zu kriechen und uns unter den nächstbesten Block zu legen. Entrüstet wies ich zuerst dieses Ansinnen zurück, indem ich erklärte, heute unter keinen Umständen zu biwakieren, und wenn ich noch zehn Stunden gehen müßte. Nachdem wir aber eine weitere Stunde in der Dunkelheit unter endlosem Auf- und Niedersteigen herumgestolpert waren, war auch ich mürbe geworden.

Im Angesichte des majestätischen Weißhorns, das von flimmerndem Mondlicht übergossen sich als ungeheure, dunkle Masse vom sternbesäten Nachthimmel abhob, legten wir uns unter einen Felsblock und eine Viertelstunde später waren wir beide in so festen Schlaf gesunken, als hätten wir im feinsten Bette gelegen.

Am Morgen fanden wir dann leicht die etwa 100 *m* höher und talauswärts gelegene Weißhorn-Hütte, von der uns ein guter Steig nach Randa führte.



Gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Weißhorn-Nordgrat (vom Bieshorn).

AUS DEN AMMERGAUER ALPEN.
SKIZZEN VON WILLY FLEISCHMANN

Es liegt mir fern, eine umfassende Monographie der Ammergauer Alpen hier niederzulegen, dergleichen Stoff ist den Lesern zu trocken und wird meist ungelesen überblättert. Nachstehende Skizzen, welche die im Laufe mehrerer Jahre ausgeführten Besteigungen schildern, mögen lediglich ein Hinweis auf einige lohnende Touren sein und zum Besuche dieser touristisch wenig begangenen Berge veranlassen.

Nach Gerbers' »Einteilung der Ostalpen« (»Mitteilungen« 1901, Nr. 8) zählt der zu behandelnde Gebirgsstock zum Teil A. Nördliche Kalkalpen, II. Hauptgruppe: »Lechtaler Kalkalpen«; Gruppe 7: »Ammergauer Alpen«. Die Grenzen der Ammergauer Alpen bilden: im Osten in scharfer Abgrenzung der Flußlauf der Loisach; im Süden gilt die der Talsohle entlang ziehende Fahrstraße Ehrwald — Lermoos — Reutte als Begrenzung und westlich schließt sich als natürliche Grenze der Lechfluß an. Gegen Norden verläuft der Gebirgszug in allmählich verflachende, reichbewaldete Höhenzüge, deren östliche Hälfte den Trauchgau bildet, der in eine seenreiche Ebene überleitet. Die Ammergauer Alpen selbst teilt man in a) das Ammergebirge und b) die Planseegruppe.

Der nur pikante Kletterarbeit suchende Alpinist wird in den Ammergauer Alpen nur wenig Tätigkeit entwickeln können; aber für den führerlosen Durchschnittstouristen, der sich an der Hand der Karte zurechtzufinden weiß, bietet sich hier eine Reihe der herrlichsten, bis jetzt vom großen Strom der Alpenwanderer wenig berührten Gipfel. Probleme sind wohl keine mehr zu lösen. Die Möglichkeit besteht ja, daß die eine oder andere Wand, oder mancher Grat touristisch noch nicht begangen wurde; doch scheint der vor Jahren gemachte Ansturm dieser Richtung mehr und mehr zur Ruhe zu kommen und einem allgemeinen, bedachterem Bergwandern mit behaglichem Genuß das Feld zu überlassen. Mit Ausnahme des Säulings und Kofels dürfte kein Gipfel dieser Gruppe im Ruf eines Modebergs stehen, trotz der bequemen, bis meist in die Felsregion führenden wohlgepflegten Jagdsteige, welche die Gruppe kreuz und quer durchziehen. Auf den verhältnismäßig spärlichen Besuch der Höhenpunkte der Ammergauer Alpen mit Ausnahme des Säulings, Kofels und Ettaler Mandls mag in erster Linie die magnetische Anziehungskraft des Zugspitzstocks beeinflussend wirken, daneben die Entfernung der Bahnstationen und der Mangel jeglicher Bergunterkunftshäuser. Freilich wandern Tausende zur Zeit der in zehnjährigen Perioden stattfindenden Passionsspiele auf der Straße gegen Linderhof und Neuschwanstein; um die das Tal umsäumenden herrlichen Felshäupter kümmert sich aber diese Art von Reisenden wenig.

Wer von den Ammergauer Alpen hört, denkt meist nur an den Kofel, das Ettaler Mandel und den Pirschling, aber es ist ein weit größeres Gebiet, das die obige Bezeichnung beanspruchen kann. Soviel man nun auch heute über heimatliche und angrenzende Berggruppen zu lesen bekommt, den Schilderungen mancher herrlichen aber bescheidenen Gruppen der Voralpen wird der Leser alpiner Zeitschriften nur

selten begegnen. Und gerade die Ammergauer Alpen sind bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden, trotzdem gerade diese eigenartige Gruppe der Voralpen besondere Aufmerksamkeit verdient; bieten doch deren Gipfel den Vorzug breiter, gut gepflegter Jagdsteige, die meist bis zur halben Höhe und darüber hinaus emporleiten, keine besonderen Ersteigungsschwierigkeiten, dafür aber erhabene Blicke auf die Höhenzüge benachbarter Gruppen, herrliche Talbilder und eine weitreichende Fernsicht in die seenreiche, dicht bewaldete Ebene.

Manchen geschätzten Alpinisten lernte ich im Laufe meiner alpinen Tätigkeit kennen, der von den Ammergauer Alpen nur mit einer förmlichen Geringschätzung sprach: »Uninteressante Grasberge, die eines Besuchs nicht wert sind«, so oder ähnlich lauteten die Antworten bei Erwähnung der Ammergauer Alpen. Meist konnte ich dann aber den Mangel jeder näheren Kenntnis des fraglichen Gebiets feststellen.

Mein erster Besuch des Ammergebirgs fiel für die Zukunft wenig verlockend aus. Am frühesten Morgen eines Pfingstsonntags war ich mit mehreren Tourenfreunden bei leichtem Sprühregen von Ettal abmarschiert und pudelnaß kehrten wir nachts zurück, ohne das Ziel unseres Vorhabens, die Kreuzspitze, wegen dichten Nebels auch nur gesehen zu haben. Ein Jahr später begann ich wieder Bergfahrten im Ammergebirge auszuführen und von diesem Zeitpunkte an habe ich dann diese Gruppe von allen Seiten und zu allen Zeiten des Jahrs besucht, meist begleitet von Münchener Tourenfreunden. Manch freudige, wanderlustige Stunde brachten mir diese Fahrten; des öfteren kehrte ich aber auch müde und erfolglos zurück, ganz besonders dann, wenn ich mit den plattengefüllten Apparaten ausgezogen war und Nebel und Regen nicht einmal die Aufstellung des »Knipskastens« erlaubt hatten. Wem nur Sonn- und Feiertage zu solchen Touren verfügbar sind, der wird wohl manchen Nachtmarsch zu leisten haben, denn die Entfernung der meisten Berge von den Bahnstationen ist für ein- oder zweitägige Touren (von München oder Augsburg aus) sehr groß. Die Benützung des Rades ist deshalb sehr zu empfehlen.

—

ETTALER MANDL = Wer sich, von der Hochebene kommend, dem Werdenfelser Lande nähert, wird schon von Murnau ab die markanten Talpforten, welche einerseits durch das Esterngebirge, anderseits durch die östlichen Ausläufer der Ammergauer Alpen gebildet werden, gewahr. Als zweizackiger, gewaltiger Steinklotz, einer Bischofsmütze gleichend, welcher noch mit ähnlichen Felsgebilden auf der Fortsetzung des gewaltigen Höhenzugs, Laber genannt, sich weit hinaus in die Ebene sichtbar emporreckt, erscheint das Ettaler Mandl. — Man wird vergeblich Dutzende von Ansässigen nach dem Namen des einen oder anderen Bergs der Gruppe fragen können, ohne eine richtige Antwort zu erhalten, jedoch das »Ettaler Mandl« kennt jung und alt. Franz von Kobell spricht in seinem Gedichte »Ettaler Mandl« von einem Riesen, welcher in den Steinmantel gehüllt auf Bayerns Volk auslugt, ob es noch in alter Sitte und Ehr' lebt und waltet. Noch sitzt es beobachtend auf seinem Punkte. Wehe aber, wenn der Riese gezwungen wird, zu Tal zu eilen und, wie der Dichter kündet, dort Ordnung schaffen müßte! — Alle meine sonstigen Begleiter hatten mich heute im Stich gelassen. Ich war schon im Verruf, daß, falls ich eine Tour im Ammergebirge geplant hätte, schlechtes Wetter eintreten müsse. So verließ ich denn allein am frühen Morgen Eschenlohe und wanderte gegen den Steinbruch »Höllenstein«, umging in nördlicher Richtung, später gegen Westen wendend, die schrofigen Abbrüche »An der Wand«, um endlich den Steig gegen die Säulealpe zu finden; hierher führt auch der Anstieg auf gut sichtbarem Steig von Oberammergau ausgehend. Total durchnäßt, weniger von dem zeitweise fallenden feinen Regen als durch das Schliefen und Kriechen durch das feuchte Unterholz und Gestrüpp, kam ich auf der Alm an. Nach kurzer Rast brach ich mit Karte und Kompaß gegen das Ettaler

Mandl auf, denn der dichte Nebel ließ keine andere Orientierung zu. Ein heftiger Windstoß und nachfolgender Sonnenschein kamen mir noch rechtzeitig zu Hilfe, sonst wäre ich wohl noch einige Male um das Mandl herumgestolpert, so fand ich aber die an der Südostseite des nach allen Seiten steil abfallenden Felsklotzes eingemeißelten Tritte und Griffe, die die kurze Kletterei erleichtern. Auch durch den beide Gipfel trennenden Spalt kletterte ich unschwer empor, um auch diese kurze Route kennen zu lernen. Im Frühjahre oder bei starker Vereisung dürfte der Fels Vorsicht erfordern. Erfolgreich kämpfte sich die Sonne durch die Nebelballen, und so konnte ich längere Zeit auf dem Gipfel liegend verbringen, um meine Kleider zu trocknen. Langsam zogen die Nebel vom Tal zur Höhe, in immer dünner werdende Schwaden zerfließend, um sich endlich im sonnenbestrahlten Himmelsblau gänzlich zu verlieren. Glitzernde Regentropfen schimmerten durch das Geäste der Latschen, Buchen und Föhren. Von Ettal herauf schwebten die Töne der Klosterglocken — eine Gesamtstimmung von unvergeßlichem Eindruck.

In südlicher Richtung absteigend, folgte ich einem gut sichtbaren Jagdsteig, welcher sogar stellenweise Markierung aufwies. In eigenartig klotziger Felsformation stehen am grasbewachsenen Gratrücken die Mandlköpfe, unter denen der Weg an der Jagdhütte vorbei im Tiefentalgraben rasch abwärts leitet. Das Bräustüberl im Kloster winkte noch zur Einkehr, dann ging's rasch die alte Ettalerstraße hinab und schließlich im überfüllten Waggon langsam der Hauptstadt zu.

VOM SONNENBERG ZUM BRUNNENKOPF

Eine langgezogene Bergkette, gekrönt von felsigen Gipfeln, bildet die nördliche Flanke des Ammertals. Sie beginnt mit dem Kofel, der ersten markanten Erhebung, welche unmittelbar nach der durch das Flußbett der Ammer tiefeingeschnittenen Senke, die gleichsam die Eingangspforte zum Graswangtal darstellt, als zahnartiger Gipfel sich aufbäumt, verläuft dann in Felsklötzen und zackigen Erhebungen als Hinterer und Vorderer Rabenkopf — Brunnberg — Zahn — Sonnenberg — Sonnenberggrat — Pirschling — Teufelstättkopf — Hennenkopf — Dreisäulenberg und Brunnenkopf in Höhen von 1342 bis 1768 *m* und gratähnlichem Aufbau und erreicht in der doppelgipfeligen Klammspitze, 1925 *m*, den höchsten Punkt.

Zur Rechten, kurz bevor man die Brücke vor Graswang überschreitet, steht nahe an der Straße ein großer, brauner Stadel, an dessen linker, westwärts gewendeter Seite wir uns vorbeidrücken. Wir übersteigen einen Viehzaun und stehen nach wenigen Schritten auf einem Jagdsteig, der rasch an Höhe gewinnen läßt. Es klingt zwar eigenartig, wenn man hört, daß man sich an Heustadeln vorbeidrücken, Viehgattern übersteigen muß, um auf die Wegroute zu kommen, allein dies ist der kürzeste und beste Weg zum Sonnenberg. Durch Hochholz steigen wir langsam an und erst bei einer verfallenen Hütte, in deren Nähe frisches Wasser sprudelt, gönnen wir uns eine Rast. Wir verlassen den dichten Hochwald, nur mehr vereinzelt stehen vom Unwetter zersauste Fichten, oder Krummholz windet sich zwischen dem von den nahen Wandeln abgesprungenen Blöcken. Der Steig wird nun schlechter erkennbar und verliert sich streckenweise ganz. Nach ca. 2½ Stunden stehen wir auf einer scharf eingeschnittenen Scharte zwischen dem Zahn und dem Sonnenberg. Einige zwanzig Meter tiefer zieht jenseits unserer bisherigen Wegrichtung ein breiter Jagdsteig, Königsweg genannt, fast horizontal der Berglehne entlang. Gegen rechts, östlich, ansteigend erreichen wir in wenigen Minuten den Zahn und, dem Grate weiter folgend, den etwas niedrigeren Brunnberg. Zur Scharte zurückgekehrt, nehmen wir unser Gepäck wieder auf, um dem Gipfel des Sonnenbergs einen Besuch abzustatten; auch sein höchster Punkt wird mühelos in wenigen Minuten erreicht. In nördlicher Richtung verlassen wir den Grat, um uns bequem auf dem Königssteig dem Jagdhause am Pirschling zuzuwenden. Auf einem breiten Felsklotz, welcher gegen

das Graswangtal zu steil abfällt, steht ein aus Holz gebautes, geräumiges Jagdhaus, errichtet von weiland Ludwig II. Etwas tiefer in der Mulde steht noch das sogenannte Unterhaus mit drei Zimmerchen und unmittelbar daneben die Küche und der Vorratsraum. Der König verbrachte alljährlich einige Wochen hier oben, weshalb Wasserzuleitung und diverser anderer Komfort in bester Ausstattung vorhanden sind. Zu meinem Bedauern habe ich gelegentlich meiner Touren wahrgenommen, daß das Jagd- und Unterhaus scheinbar dem Verfall preisgegeben sind. Trotzdem sich bereits Private bemühten, dasselbe als Unterkunftshaus pachtweise oder käuflich zu erwerben, wurde jeder Versuch von der maßgebenden Behörde abgewiesen. Für Tausende wäre dies ein herrlicher Erholungspunkt, ebenso ein vorzüglicher Wintersportplatz; er ist unschwer zu erreichen und besitzt auch eine aussichtsreiche Lage.

In der Nähe des Unterkunftshauses weist ein Wegweiser die Route zum Teufelsstättkopf. Die Markierung leitet empor zu einem breiten Gratrücken, wendet sich gegen rechts durch Latschen und mit Alpenrosen überwucherte Bergwiesen und führt endlich empor zu einem felsigen Wandabsatz; zuletzt leitet sie ziemlich steil zum Gipfel, 1785 *m*. Hätte ich nicht noch des öfteren diesen vorgeschobenen Gipfel betreten, unserm damaligen Besuche nach könnte ich die Aussicht nicht rühmen, denn schon vom Jagdhause an umhüllte uns kalter Nebel, der sich in den höheren Lagen nur noch verdichtete. In beschleunigtem Tempo stiegen wir deshalb wieder abwärts bis zum Gratrücken. Wir fühlten uns unseres Wegs allzu sicher und noch gerade zur rechten Zeit nahmen wir Karte und Kompaß zu Hilfe und Freund H. unternahm mit mir eine Rekognoszierung, sonst hätte uns höchst wahrscheinlich am Berghange gegen den Hengstwald zu ein Freilager gedroht, das in jener Nacht nicht zu den angenehmen Erlebnissen gezählt hätte. Unsere Begleiter folgten uns und wir betraten, den Rücken übersteigend, bald unterhalb des Hennenkopfs und Dreisäulenbergs querend den Jagdsteig; bei heftigem Schneegestöber erreichten wir die Dienstthütte am Brunnenkopf, unser heutiges Nachtquartier.

— —

BRUNNENKOPF UND KLAMMSPITZE

Wenige Wochen nur waren verstrichen, als ich mich schon wieder, von Freunden begleitet, auf dem Wege nach Linderhof befand. Warm und schwül blies uns der Föhn entgegen, eine schwere, drückende Stimmung lag in der Natur. Tiefschwarz starrten uns die zu beiden Seiten des Sträßchens stehenden Riesentannen entgegen, dichte Wolkenmassen wälzten sich am Horizont herauf und verfinsterten in kurzen Zwischenräumen die glänzende Mondsichel; nur wenige Sterne schimmerten am nächtlichen Himmel, wir hatten somit wieder alle Aussicht auf Witterungsumschlag. Das gastliche Forsthaus nahm uns zur kurzen Nachtruhe auf. Frühzeitig öffnete ich das Fenster, um Wetterschau zu halten. »Es hat'n scho oputzt, heint nacht«, schreit mir der stämmige, feste Forstgehilfe vom Hofe aus zu und mit Kennerblick mustert er das Himmelsgewölbe. Ein gegen Morgen niedergegangenes Gewitter hatte scheinbar Besserung gebracht. Nach kurzer Toilette zogen wir am Schloßhotel vorüber aufwärts, dem Reitweg folgend, welcher an dem Riesenreservoir, das die Wasserwerke des Schlosses speist, vorbei in langen Serpentinen empor zum Jagdhaus und zur Diensthütte am Brunnenkopf führt. Kurz bevor man die Hütte erreicht, bietet sich ein hübscher Tiefblick auf das Ammertal und seine Ansiedlungen; vom Forsthaus bis hinaus zur Kuppe der Klosterkirche Ettals ist jedes Häuschen zu erkennen. In einer vielgekrümmten Linie schlängelt sich silberglänzend die Ammer talaus, blendend weiß leuchtet das breite Lindergries aus den saftig grünen Wiesenmatten. Tisch und Bänke vor dem Diensthüttchen sind uns zur Rast willkommen. Am Jagdhaus vorüber steigen wir dann, gegen rechts wendend, die Berghalde empor, deren höchster Punkt von einem schmalen Felskamm gekrönt ist, dessen Gipfel, mit einem großen, gezimmerten Kreuz geschmückt, den 1718 *m*

hohen Brunnenkopf bildet. (Das Kreuz ist durch Blitzschlag inzwischen wieder zerstört worden.) Mein heutiger Plan war, die von hier aus zum Vorgipfel der Klammspitze ziehenden gratartigen Felsköpfe zu überklettern und auf dieser Route zur Klammspitze selbst zu gelangen; jedoch bei Betrachtung des Grates gab ich das Vorhaben ohne Verlust auf, da die Überkletterung voraussichtlich mehrere Stunden in Anspruch genommen hätte und zudem wahrscheinlich das letzte Stück auch wenig Interessantes zu bieten versprach. Der Brunnenkopf bietet eine herrliche, weitgreifende Rundschau. Gegen Norden breitet sich, am Fuße des Bergs beginnend, der ausgedehnte Nickel- und Hengstwald in sanften Hügeln bis zur Hochebene verlaufend aus. Zahlreiche Ortschaften und kleinere Seen wechseln im Gesamtbild der Ebene angenehm ab. Gegen Süden aber baut sich eine stattliche Kette von Bergen auf; der lange Gratrücken, welcher im Osten mit dem Brunnenköpfl beginnt und sich in der Kuchelbergspitze und dem Kuchelbergkopf fortsetzt, um endlich zur imposanten Gipfelpyramide der Kreuzspitze sich aufzuschwingen, glitzert in greifbarer Nähe im blendend weißen Neuschnee; links davon lugen die Kronen der Wetterstein-Hauptgipfel herüber. Westwärts setzt nach einer tiefen Einschartung die langgestreckte Wand der drei Gipfel der Geierköpfe an. Über der genannten Senke ragt ein Gratrücken empor, die Schellschlicht. Vor uns erhebt sich die flache Pyramide des Scheinbergs und westwärts die eigenartige Gipfelform der Hochplatte, uns gegenüber der stattliche Doppelgipfel der Klammspitze. In der Ferne glänzen die beschneiten Zackenreihen der Lechthaler und Tannheimer Berge. — Den Brunnenkopf kann ich als Aussichtsberg nicht genug empfehlen, dazu kommt seine leichte Erreichbarkeit durch die vorzüglich gepflegten, mäßig steigenden Jagdwege; er ist also ein ganz besonders lohnendes Ziel!

Durch Wiesenmatten zieht der Steig abwärts, um auf der anderen Seite zum Kar unterhalb des Massivs wieder emporzuleiten. Von der Einschartung zwischen den beiden Klammspitzgipfeln zieht bis in den Karboden herab eine tief eingeschnittene, nach oben sich verengende, meist wasserarme Rinne. Diese hatte ich schon vom Brunnenkopf aus für eine Abwechslung im Anstieg ausersehen. Während ein Teil der Tourenfreunde, dem schlecht erkenntlichen Steige folgend, über die Einschartung zwischen Sefenwand und südlichem Gratrücken dem Gipfel der Klammspitze zustrebte, stieg ich mit zwei Freunden durch die obenangeführte Rinne empor, um an der Grateinschartung die Nordwestflanke des Bergs zu betreten. Aber hier sah es nicht verlockend aus, aus dem Tale zogen Nebelschwaden herauf, welche nur die in Bewegung befindlichen hohen Luftschichten vom Gipfel fern hielten, dazu schien mir das Gestein äußerst brüchig. Auf einer schmalen, mit kleinem Geröll bedeckten Felsleiste traversierend, überschritten wir die erste Gratrippe, dann strebten wir über Schrofen aufwärts, um oben wiederum einige Felsrippen zu überklettern, und endlich leitete uns ein leicht geneigtes Geröllband in eine breite, mit Steinen und Trümmern erfüllte kesselartige Mulde, an deren linker Wandung wir emporstiegen, um wenige Schritte ostwärts des Gipfels den kleinen Steinmann zu erreichen, in welchem wenige Stunden zuvor durch Mitglieder der Sektion Männerturnverein München ein neues Gipfelbuch in einem Blechbehälter geborgen worden war. Gut, daß uns auf dem Brunnenkopf ein so herrlicher Fernblick gegönnt war, denn hier oben wallten neidische Nebel, von rauhem Luftzug bewegt, und ließen nur selten einen Teil des Panoramas genießen. Nach längerer Rast auf dem mit Rasen bewachsenen Gipfel begannen wir, dem gewöhnlichen Anstieg folgend, gemeinsam abzusteigen; nur am felsigen Südgrat mußten wir noch eine kleine Extrakletterei mit Übungen der Seiltechnik verbrechen. Auf dem Jagdsteig trabten wir dann zum gastlichen Forsthaus Linderhof.

= DIE GEIERKÖPFE, 2163 *m*

Über dem dunkelgrünen, dichten Ammerwald erhebt sich ein langgestreckter Felsgrat, dessen nördliche, imposante Wand dem Wan-

derer auf der Straße Ammerwaldalm-Linderhof einen hochalpinen Anblick bietet. Aus dem Neualpbachtal ansteigend, zieht sich der massive Felsgrat in westlicher Richtung, drei markante pyramidenförmige Gipfel bildend, und stuft in bewaldeten Hängen gegen die längs des Erzbachs ziehende Straße ab. Lange Zeit galten die Felsen als unersteiglich und das Ostalpenwerk nennt uns den bekannten Alpenmaler Zeno Diemer, in Begleitung seiner Gemahlin und eines Herrn Anton Lang, als Erstersteiger; jedoch schien mir, einem ausführlichen Berichte im »Alpenfreund« nach, diese Tour nicht als Begehung der Nordwand, welche erst später vom Verfasser des Führers Füssen—Hohenschwangau mit Bergführer Hans Kiechle am 29. Juni 1895 ausgeführt wurde.[1]) Indes dürfte beiden nicht bekannt gewesen sein, daß die Münchener Alpinisten Höllerer und H. Staudinger mit einigen Genossen diese Wand wahrscheinlich zum ersten Male bereits am 25. August 1894 durchgeklettert haben.

Dem Umstand, daß man bis zum Fuß des Bergs einen Zeitaufwand von 5—6 Stunden ab Linderhof — ab Füssen sogar 9 Stunden — nötig hat, ist es wohl zuzuschreiben, daß er verhältnismäßig selten besucht wird, trotz seiner leichten Ersteigbarkeit; denn bis zur Einsattelung auf dem öden Geierboden führen Jagdsteige an der Süd- und Nordseite empor und der Rundblick vom mittleren, höchsten Gipfel kann mit dem Panorama manches vielbesuchten Modebergs konkurrieren. Die Neualpe, auf welcher nur zeitweise für einige Tage Hirten kampieren, kann als Unterkunft nicht empfohlen werden; die Hütte ist unversperrt, und Bedachung und Wände weisen mehr Ventilationsöffnungen auf als wünschenswert ist. Das Gebälk dürfte wohl nur mehr einige Jahre ohne Reparatur bestehen und dann ist diese, wie manch andere Almhütte im Ammergebirge dem Verfall geweiht. Zur Not wird der Aufseher der Hundingshütte vielleicht einige Strohlager zur Verfügung stellen, außerdem käme als offizieller Ausgangspunkt nur Linderhof oder Bunte's Ammerwald-Hotel in Betracht.

Der Morgen des Pfingstsonntags hatte sich besser gezeigt, als wir vermutet hatten, denn lauer Südwestwind blies uns nachts entgegen, als wir per Rad gegen Linderhof strampelten. Im Hofe des Forsthauses schienen sich heute Vertreter »sämtlicher« Münchener Sektionen, und deren gibt es nicht wenige, ein Stelldichein gegeben zu haben, alle höchsten Gipfel der Umgebung wurden als Tourenobjekt genannt. Im Eilschritt ward aufgebrochen; wir konnten uns noch ein gemütliches Frühstück leisten, denn bis zur Hundingshütte legten wir den Weg per Rad zurück. Den Wärter trafen wir nicht an und so bargen wir die Räder zusammengekettet hinter der Hütte, vertauschten die leichten Kletterschuhe, welche beim Radfahren ihrem eigentlichen Zweck ja nicht gewidmet sind, mit den »Genagelten« und erwarteten unsere auf der Straße überholten Freunde; aber jene waren bei der Grenze direkt ins Neualpgries eingestiegen und schon längst im Anstieg, als wir endlich, des Wartens müde, das blendend weiße breite Bachbett überschritten und, dem anfangs schwer erkennbaren, schmalen Jagdsteig folgend, an der rechten Seite emporgingen. Der Steig geht bald in einen breiten Jagdweg über, welcher, mehrere Bergrippen und Gräben ausgehend, allmählich in die Höhe führt. Endlich steigen wir zum Bächlein hinab, und nachdem dieses überschritten ist, stehen wir vor der Jagddienstbütte auf der Neualm, welche uns durch liebenswürdiges Entgegenkommen des Försters für die kommende Nacht zur Benützung überlassen ward. Unnötiges Gepäck wird deponiert, und dann steigen wir den schlecht sichtbaren Jagdweg empor, welcher über das Bächlein weisend zur schon erwähnten primitiven Neualphütte leitet und nun an den zwei Hirschlaken vorbei zum einsamen Geierboden führt, einer glatten und öden Wiesenfläche auf dem Sattel zwischen Kreuzspitze und Ostlichem Geierkopf. Hier überblickt man, allerdings in entsprechender Verkürzung, den langgestreckten Südaufbau des Massivs. Während die Nordflanke

[1]) Siehe: Füssen—Hohenschwangau und Umgebung von Ferdinand Bächle.

steil abfallende, von zahlreichen Rinnen und Kaminen durchzogene Felswände bildet, ist die Südseite bedeutend sanfter gestaltet, bis hoch hinauf ziehen begrünte Flächen, welche in Geröllfelder übergehen und erst im obersten Teil nackte Felsen zeigen. Zuerst wenden wir uns dem östlichen Gipfel zu, der anfangs durch Latschen, später auf dem Grat unschwer in einer Stunde erreicht ist, 2064 *m*. Imposante Tiefblicke gewährt die wildzerrissene Nordseite. Kurze Zeit folgen wir dem Grate weiter, weichen dann einem tiefen Einschnitt an der Südflanke aus und queren, auf der gleichen Seite bleibend, teils über plattiges, teils mit grobem Geröll bedecktes Terrain, dabei breite Mulden ausgehend. Zuletzt betreten wir eine mächtige Sandreiße, welche bis fast zum Gipfelgrate emporzieht, um den höchsten der Geierköpfe, 2163 *m*, über Schrofen nach etwa 2½ Stunden (ab östlichem Vorgipfel) zu erreichen. Der Steinmann birgt ein von der Sektion »Männer-Turnverein München« gestiftetes Gipfelbuch. Nur kurze Zeit konnten wir die Rundsicht genießen; besonders der Zugspitzstock präsentiert sich in imposantem Aufbau großartig, heute durch heranziehende Gewitterwolken in ein farbenreiches Stimmungsbild verwandelt; auch die Miemingergruppe mit ihren vielgestaltigen Gipfeln liegt vor dem Beschauer. Mächtige Windstöße machen den Aufenthalt auf dem luftigen Sitz nicht gerade angenehm, wir flüchten uns in eine Höhle wenige Meter unterhalb und beobachten den niederprasselnden Regenschauer. Eine hohe Wandung, bestehend aus beinharten Schneeresten, schützt uns gänzlich vor dem plötzlich eingetretenen Unwetter. Ebenso rasch wie das Gewitter gekommen war, verschwand es auch wieder, so daß zwei der Tourenbegleiter entlang des Grats auch noch den dritten, östlichen Geierkopf besuchen konnten. Es war gut anzusehen, mit welcher Schnelligkeit sich beide auf dem zackenreichen, langen Berggrat vorwärts arbeiteten. Gemeinsam traten wir den Abstieg an, größtenteils an der gegen Süden abdachenden Bergflanke querend; später stieg ich absichtlich noch tiefer ab, um einen schon von oben sichtbaren Steig, der den Berghang entlang zog, zu betreten. Es ist dies ein Jagdsteig, welcher von der Straße Griesen — Plansee, dort wo der See zuerst erreicht wird, rechts abzweigt, längs des Zwergenbergs zur Zwergenbergalm empor und dann in ziemlich gleicher Höhe bleibend zum Geierboden, beziehungsweise zum Neualmsattel führt, also einen Übergangsweg bildet.

Zurückgekehrt zur Jagdhütte auf der Neualm, begannen wir uns für die Nacht häuslich einzurichten. Die Suppe kochte und Bratfleisch schmorte in der Pfanne — ein herrlicher Abend in der Ruhe der Bergnatur ward uns hier oben beschieden. Die Morgensonne begrüßte uns bereits auf dem Sattel oberhalb der Neualm; unschwer wird der noch mit Schneeresten bedeckte Grat erreicht, über den wir rasch in die Höhe kommen. Von hier aus zieht ein leicht passierbarer, bewachsener Hang empor zum Kreuzspitzl, 2089 *m*. Diese Graterhebung ist unscheinbar; leicht wird auch der höchste Punkt erreicht, und dieser entlegene, westliche Gratabschluß des Kammzugs Brunnenköpfl—Kuchelberg- bezw. Kreuzspitze ist ein vorzüglicher Orientierungsplatz; die ödesten und wildesten Gratreihen und Kare des Ammergebirgs sind von hier aus sichtbar. Ein nur gewandten Kletterern zu empfehlender, zerrissener, langer Grat zieht hinüber zum Frieder. Kurze Morgenrast halten wir auf dem Gipfel. Ein langer, nur einmal durch eine Einschartung unterbrochener, mäßig steigender Grat, welcher sich am Schlusse zu einer markanten Pyramide emporschwingt, ist unsere vorgezeichnete Route. Bis zu der schon oben erwähnten Scharte ist der Grat durchaus leicht zu begehen. Der Einschartung selbst weichen wir gegen links, d. i. westlich, aus, indem wir über einige Felsklötze klettern und im groben Geröll abwärts steigen, um, in den gegenüberliegenden Felspartien emporklimmend, den Grat diesseits wieder zu erreichen. Nunmehr haben wir auch die Grenze wieder überschritten und befinden uns auf heimatlichen Höhen. Kurz bevor sich der Grat zur Gipfelpyramide aufschwingt, haben wir noch eine anscheinend schwierige Stelle zu passieren. Gegen

die Kreuzkuchel hinab zieht eine plattige Abstufung; nur ein schmales Band leitet hinüber zum schrofendurchsetzten, steilen Felsansatz des Gipfels. Vorsichtig machen wir den Übergang, er erscheint schwieriger, als er tatsächlich ist. Wir verlassen den Grat und trachten links, also in die Westseite des Gipfelmassivs, zu kommen und klettern und steigen, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, über Bänder und gut gestufte Schrofen empor zur 2185 *m* hohen Kreuzspitze, den Kulminationspunkt der Gruppe. — Weit reicht von hier der Blick des Beschauers, zahllos sind die hier zu sehenden Kämme und Spitzen und schneebedeckten fernen Wälle. Unvergeßlich bleibt mir das eigenartig schöne Bild der Zugspitze von hier aus und des sich in ihrem Schatten düster und träumerisch spiegelnden Eibsees. Zu Füßen fällt der Blick in einen großen, wilden Felstobel »Kreuzkuchel« genannt; einsam und träumerisch ist dieser selten betretene Tummelplatz des Hochwilds. Gegen Norden fällt das Massiv steil ab, setzt jedoch nach dieser ca. 200 *m* hohen Steilstufe zu einem begrünten Gratrücken an, welcher in seinem gegen Norden und Nordosten sich erstreckenden Verlauf den Kuchelbergkopf, die Kuchelbergspitze und das Brunnenköpfl trägt. Um die in der Hundingshütte eingestellten Räder wieder zu erreichen, steigt Freund H. mit mir über den Schwarzenkopf ab; ein breiter Jagdsteig wird am Abbruch zum Hochgrieskar erreicht, der uns durch Hochwald rasch abwärts zur Hundingshütte bringt.

DER FRIEDER Herbstliche, farbenreiche Stimmung herrscht im Ammertal, aber obgleich sich die Bergflanken in mannigfachen, gleißenden Farbenstufungen zeigen, wirkt der im Tal schleichende Nebel sowohl, als die gesamte Allerseelenstimmung eigenartig; hoch oben, dort, wo die zackigen Felsen aus dem bewaldeten Grat aufragen, herrscht Sonnenschein — hinauf zu ihm. — An der Landstraße nach Linderhof, bei der Brücke, welche über das Elmauergries führt, öffnet sich ein Seitental und der Hintergrund der Landschaft zeigt uns neben anderen Bergspitzen in auffallenden Formen die Zacken des Rauhensteins und rechts die Riesenpyramide des Frieders. Der letztere ist das Ziel unserer heutigen Wanderung. — Wir spazierten im gemütlichsten Tempo das Elmauer Sträßchen entlang, hielten uns auch einige Zeit am Futterplatze bei der großen Arbeiterhütte auf, um das äsende Wild zu beobachten, und so kam es, daß es schon dämmerte, als wir die Diensthütte nahe am Friedergraben, 1065 *m*, betraten. Heute waren alte Bekannte beisammen, man merkte es schon daraus, daß jeder, ohne zu fragen, seine Hüttenarbeit wußte und diese ohne Murren verrichtete. Karl war Koch, ich avancierte zum Wasserträger, Freund M. schaffte Holz herbei, Xaverl richtete die Lager zurecht und Hansen mußte überall zugreifen. — Bald herrschte jene gemütliche Hüttenstimmung, welche einen guten Teil alpinen Genusses bildet und die Stunden im Eilschritt dahinjagt.

Früh am andern Morgen verlassen wir die Hütte; Nebel umgibt uns und kalt bläst aus dem Tal der Wind herauf. Über ein mit Blöcken und Geröll bedecktes Sturzbachbett führt unsere Route, später auf schmalem Jagdsteig in langen Serpentinen langsam in die Höhe. In herrlichem Glanz zeigt sich der Hochwald, fingerdick haften kleine, glitzernde Schneekristalle an jedem Ästchen, ein reizendes Gesamtbild der Rauhfroststimmung. Das der Kälte wegen eingeschlagene rasche Tempo läßt uns sichtlich an Höhe gewinnen. Gleich einer rotgelben, glühenden Kugel schimmert das Tagesgestirn durch den sich nach oben verdünnenden Nebel. Wir befinden uns bereits in der Krummholzregion und der Wind kämpft mit den letzten, schleierartigen Nebelschwaden. Nach einer halben Stunde stehen wir am Beginn des felsigen Ostgrats im herrlichsten Sonnenglanz; unter uns wogt ein milchgraues Nebelmeer, aus dem die höchsten Erhebungen der Umgebung gleich Inseln und Klippen hervorragen. In anfangs sanfter Neigung, spärlich bewachsen, später steiler und zackig, nur nackten

Fels aufweisend, zieht der Ostgrat empor zum Gipfel. Wir hätten leicht dem Jagdsteig, welcher links in den Zundern über den sogenannten Saurücken in den Friedergraben zieht, folgen und von dort unschwer zum Gipfel gelangen können; allein der felsige Grat weckte unsere Kletterlust und so verließen wir schleunigst den Steig, um über den Grat emporzuklettern. Eine hohe, schroffe Felsmauer, die Nordflanke des Bergs, stürzt steil hinab in ein wildes Kar; tief unten rauscht ein ansehnlicher Bergbach, der durch die Kreuzkuchel sein Wasser hinaus in das Elmauergries sendet. Eine kaminartige Felsnische erheicht vorsichtige Kletterei, sonst geht es rasch und ohne Schwierigkeiten empor zum bereits sichtbaren Vorgipfel; über schrofige Felsen klimmen wir den eigentlichen Gipfelbau aufwärts und stehen bald auf dem begrünten, mit einem kleinen Steinmann gekrönten Gipfel, 2050 *m*. Hier herrscht warmes, sommerliches Wetter, kein Anzeichen der kommenden kalten Jahreszeit zeigt sich. All die bekannten Erhebungen der Ammergauer Gruppe ragen aus den dichten Nebelmassen, welche ständig die Täler erfüllen. Der Steinmann wird zu einer meterhohen Felspyramide erhöht und unsere Karten in einer Blechschachtel geborgen. Dieser aussichtsreiche, jeden Anstieg lohnende Berg wird touristisch nur selten besucht, ja, er ist dem Namen nach nur wenigen Münchener Bergsteigern bekannt. Blendend weiß, mit Neuschnee bestreut, grüßen die nahen Riesen des Werdenfelser Landes. Wir bedauerten, daß uns der weite Weg zur Bahn einen längeren Aufenthalt in dieser sonnigen Höhe nicht erlaubte, und rüsteten uns bald wieder zum Abstieg.

WINDSTIRL-KOPF, 1824 *m*

Wenige Tage nachher waren wir abends auf dem Wege zur Dienstthütte im Elmauergries. Der Abend versprach gutes Wetter und wir legten uns zeitig auf die Matratzen, aber morgens leuchtete es blendend weiß bei Fenster und Türe herein, fausthoch war über Nacht Neuschnee gefallen; er verwandelte die am Abend noch herrschende Frühlingsstimmung wieder in kalte und winterliche Natur. Von unserem Vorhaben hielt uns jedoch die Witterung nicht ab und nach dem Ordnen der Hütte schritten wir über den schmalen Steg, welcher unterhalb der Hütte den Bach überbrückt, und stiegen jenseits anfangs pfadlos, später aber auf breitem Jagdsteig in zahllosen Serpentinen bergwärts. Der blaugraue Himmel hing voll von Schneewolken. Imposant erschienen die sonst begrünten Flächen des gegenüber sich aufbauenden Kuchelbergzugs und die Südostflanke des Frieders. — Langsam beginnt es zu schneien. Unsere Route verläßt den Hochwald und wendet sich rechts dem nun schon sichtbaren Gipfel zu. Tiefatmend stapfen wir empor, immer dichter fallen die Flocken und wirbeln vor den geblendeten Augen; endlich zeigt uns eine Signalstange, daß wir am Ziele sind. Aber wir verspüren nicht die geringste Lust, uns niederzulassen; erst unterhalb des Grats, der gegen das Kienjoch zieht, lassen wir uns im Schnee zu kurzer Rast nieder. Aber kaum haben wir so rasch als möglich kurzen Imbiß gehalten, als wir auch schon völlig eingeschneit, nur mehr Schneehaufen gleichend, nebeneinander kauern; rasch wird die weiße Last abgeschüttelt und über die beschneiten, schlüpfrigen Wiesenhänge abgefahren, hinab über Wassergräben und den Holzschlag ins Elmauergries und zurück zur Försterei.

Ein Teil meiner Urlaubstage sollte auch im Sommer 1905 wieder den Ammergauer Alpen gewidmet werden. Das alte, interessante Städtchen Füssen wurde als Standquartier gewählt, um die Berge, welche sich zu beiden Seiten des Schützensteigs im Pöllattal erheben, kennen zu lernen und, falls die Witterung entsprechend, auch noch die Höhen der Planseegruppe zu besuchen. Ein berggewandter Freund war als Begleiter bald gefunden. Um die langweiligen, zeitraubenden Straßenwanderungen möglichst zu kürzen, hatten wir unsere Räder mitgebracht und an der Grenze den begehrten Zolleinsatz geleistet. Im »Goldenen Löwen« fanden wir ein praktisches Zimmer, welches schon nach wenigen Aufenthaltstagen ein buntes Durch-

einander von Junggesellenbude, photographischer Dunkelkammer und Alpinisten-Umkleideraum darstellte: Hier hing ein Rucksack, dort lehnte ein Pickel, da stand eine Radlaterne, vorsichtig mußte man auf dem Boden einem lose geschlungenen Seil ausweichen, um nicht das inmitten des Zimmers aufgepflanzte Stativ, an dessen ausgespreizten Beinen Schwitzer und Strümpfe getrocknet wurden, umzustoßen. Kommode, Tisch, Nachtkästchen und Stühle waren mit Plattenschachteln, Momentverschluß, Aluminiumdosen, Ölkännchen, Steigeisen, Kletterschuhen, Karbidbüchsen und diversen Gebrauchsartikeln belegt. Schön sah's hier nicht aus, aber für uns war es gerade so praktisch, wir brauchten morgens beim Packen der Schnerfer nicht lange suchen, alles lag zur Auswahl übersichtlich umher und ebenso ordentlich wurde es abends wieder ausgebreitet. Nach unserer Ankunft wurden noch kleine Radausflüge unternommen, um die Straßenverhältnisse zu rekognoszieren. Am frühen Morgen des folgenden Tags waren wir schon auf dem Wege gegen Hohenschwangau, um dem Tegelberg und Brandschrofen unseren Antrittsbesuch abzustatten. Der Weg auf ersteren führt über die bekannte Marienbrücke, von der aus sich das Schloß Neuschwanstein in seiner imposantesten Gestalt, auf einem riesigen Felsklotz thronend, repräsentiert. In großen Serpentinen zieht der breite Jagdweg im Hochwald empor und bald erreichen wir eine gegen die Nordseite liegende Lichtung, Neudeck genannt, von der aus ein herrlicher Blick auf die Burgen Neuschwanstein und Hohenschwangau und die Becken des Alp- und Schwansees, die von frischgrünem Laub- und Nadelwald umrahmt sind, sich bietet. Als würdiger Abschluß dieses einzigschönen Bildes ragen die Gipfel der Tannheimer Berge in mannigfachen Formen in den hellblauen, von zartweißen Wölkchen bedeckten Himmel. Merkwürdig — trotz des prächtigen Tags sind wir allein auf dem Wege zu diesem leicht erreichbaren, aussichtsreichen Bummelberg, wie uns überhaupt bei den Bergfahrten um Füssen, den Säuling ausgenommen, wenige Partien im Ab- oder Anstieg begegneten. Dieser herrliche Rastplatz bietet einen selten schönen Ausblick. Stunden-, ja tagelang könnt' ich hier liegen und dieses unvergleichliche Bild würde im Wechsel des Lichts immer wieder Neues, Schönes, Erhabenes vorzaubern. — Nach langer, stummer Betrachtung setzen wir unsere Wanderung wieder fort, welche sich nun an der Nordflanke des Bergs in leichter Steigung emporzieht bis zum Holzbau des königlichen Jagdhauses. Hier ist eigentlich der Tegelberg erreicht, denn die rechts, das ist südöstlich von hier aus, sich zeigende felsige, kreuzgeschmückte Bergspitze ist der Gipfel des Brandschrofens, den wir von der Nordseite, über einige Schrofen klimmend, unschwer erreichen. Weit schweift der Blick umher auf einen Riesenkranz von Berghäuptern. Im Osten baut sich die Klammspitze auf, die Hochplatte reiht sich an, ebenso der Gabelschrofen, die Krähe, dahinter die Pyramide der Kreuzspitze, an welche sich die mauergleiche Wand der dreigipfeligen Geierköpfe reiht, vor uns die breite Felskuppe des Straußbergs, mehr gegen Süden Wettersteingebirge und die Miemingergruppe und endlich westlich Säuling, Daniel, Thaneller und die Tannheimer und Lechtaler Berge. Der Blick in die Ebene hinaus zeigt uns die glänzenden Wasserspiegel des Ammer- und Würmsees, zahlreiche Ortschaften heben sich vom glitzernden, wasserliniendurchzogenen Boden der Ebene malerisch ab, an besonders klaren Tagen soll man sogar die Türme der bayerischen Residenzstadt deutlich erkennen. Der gesamte Rundblick wird der Aussicht des Säulings kaum nachstehen. — Im Abstieg hielten wir uns direkt an den gegen Nordwest abziehenden Grat und zogen es dann vor, pfadlos im Tegelberggraben abwärts zu traben, um erst tief unten im Pöllattal auf einem Jagdsteig die Marienbrücke wieder zu erreichen.

HOHER STRAUSSBERG Die Behausung eines freundlichen Bauern in Hohenschwangau haben wir zur Radaufbewahrung ausfindig gemacht und somit kürzen

wir den Weg von Füssen mit dem Stahlroß. Über den bekannten Aussichtspunkt »Jugend« steigen wir empor und vor der Marienbrücke abwärts ins Pöllattal. Längs des Bergbachs zieht ein breites Sträßchen zur Blöckenau, einem mit knorrigen Ahornbäumen bewachsenen Wiesenplateau, auf dem eine Jägerhütte mit Stallung und eine kleinere Hirtenhütte stehen; abseits, links, steht versteckt der schmucke Holzbau des Königshauses, eine Jagdhütte König Ludwigs II. Wir folgen dem Sträßchen weiter im großen Bogen nach rechts und überschreiten nahe einer vom Schlagstein herabkommenden Quelle rechts (das ist südlich) auf schmalem Steg den Bergbach. Der Steig ist anfangs nur spärlich sichtbar und zieht, rasch an Höhe gewinnend, längs einer wandartigen Felskulisse meist im Hochwald empor. Dieses Revier beziehungsweise dieser Schlag wird vom Jagdpersonal »Hintere Benna« genannt. Leichter Sprühregen setzte ein und heftig blies uns der Sturmwind vom Joch zwischen Straußberg und Bennaköpfen entgegen. Den Jagdsteig verfolgend, umgingen wir das Bergmassiv an seiner nördlichen Flanke, verließen den Steig unterhalb des Gipfels und klommen, wenn auch unschwer, so doch äußerst vorsichtig an dem nassen, schlüpfrigen, plattigen Gestein, das stellenweise von Alpenrosengestrüpp überwuchert ist, empor zum Gipfel, 1934 *m*. In die Mäntel gehüllt, unter einem nahen Busche von Legföhren kauernd, sahen wir dem wilden Spiel der Windsbraut mit den Nebelfetzen zu, unsere Rast zugleich zur Einnahme karger Touristenkost ausnützend. Es war eine unerquickliche Gipfelrast und bald drängte ich zum Abstieg. Vom Joche, 1710 *m*, folgten wir dem Jagdsteig, welcher um den höchsten Bennakopf zieht, um endlich im Ahorngraben und später in der Senke des Deutenhausener Bachs abwärts schreitend das Tal der Pöllat wieder zu erreichen.

In der weltberühmten Salzburger Art ging fast ohne Unterbrechung den folgenden Tag ein ausgiebiger Schnürlregen über Füssens Umgebung hernieder; es war uns nicht unangenehm, einen Rasttag zu halten, während dessen wir die Sehenswürdigkeiten des uralten Städtchens besichtigten. Durch Zufall erfuhr ich gegen Abend, daß in dem nahegelegenen Örtchen Horn ein Mann hause, der Trägerdienste leiste und im Besitze eines Saumesels sei; ich besuchte den Mann und kam mit ihm bald überein, daß er uns mit seinem Muli für einige Tage Proviant und Apparate bergwärts schaffen sollte. Jupiter Pluvius meinte es mit uns auch wieder besser und so zogen wir frühmorgens, begleitet vom Treiber und dem mit den Rucksäcken bepackten Maultier bergwärts. Dem Tiere mochte der Weg wohl eigenartig vorkommen, denn es war kein Kind der Berge, es war aus seiner Artistenlaufbahn unter fahrendem Volk, einem Zirkus in Sachsen, entnommen, um als »Mädchen für alles« unserem durch einen Unglücksfall — der rechte Vorderarm war ihm abgenommen worden — arbeitsbeschränkten Treiber das Nötige verdienen zu helfen. Der Mann und sein Muli haben sich während des uns geleisteten Dienstes so vorzüglich bewährt, und das bescheidene Benehmen des Treibers war in jeder Beziehung so zufriedenstellend, daß der Mann nur bestens empfohlen werden kann.

Singend zogen wir an der Blöckenau vorüber, neugierig von den Holzarbeitern ob unserer Begleitung beguckt. In einer Stunde erreichten wir das Jagdhäuschen auf dem Ochsenangerl, den höchstgelegenen Punkt des Schützensteigs. Von ausgedehnten Wiesenmatten umgeben, belebt von mehreren frischen Bergwassern, ist dies einer der schönsten Plätze der Ammergauer Alpen. Über dem Pöllattal erheben sich felsgekrönte Bergzüge, von denen besonders die schöne Gipfelform des Säulings imponierend wirkt. Die anwesenden Jäger stellen uns die Räumlichkeiten bereitwilligst zur Verfügung, unser Träger besorgt in der Ammerwaldalm für abends einige Flaschen Bier; wir aber folgen dem Jagdsteig, welcher längs des Köhlebachs emporzieht. Eine Menge junger Pferde sind hier zur Weide getrieben und tummeln sich in übermütigen Sprüngen an der Berghalde. Der Steig, welcher verschiedene

Jagdstände verbindet, teilt sich und überschreitet links den Köhlebach; wir folgen der roten Pfahlmarkierung, welche später wieder in einen Weg übergeht, der zu einer markanten Senke, »auf der Gabel« genannt, zwischen Hochblasse und Hochplatte emporzieht. Kurz bevor wir diesen Punkt erreichen, zweigen wir rechts ab, umgehen eine Felsrippe und gelangen unschwer über Schrofen und zuletzt über begrünte Hänge zur Hochblasse, 1988 *m*. Zum Abstieg wählen wir die etwas steilere Route zur Gabel; die geringe Höhendifferenz von nur 100 *m* haben wir bald zurückgelegt. Durch dieses Felsentor bietet sich ein herrlicher Blick auf die nahen Geierköpfe sowie die gegen Süden sich abdachende Hochplatte, welche auch in diesem wandartigen aber gestuften Abbruch, der reichlich mit Grasschöpfen durchzogen ist, erstiegen werden kann. Wir wenden uns dem Grate zu, der die Hochplatte mit dem Gabelschrofen in einer von Ost nach West laufenden Linie verbindet, deponieren, auf der Höhe angelangt, die Rucksäcke; steigen auf dem Grat empor, einigemale genötigt, an dieser oder jener Seite auszuweichen, und erreichen bald die westliche Spitze. Wer nur der Aussicht wegen die Hochplatte besteigt, mag sich mit Erreichung dieses Punktes begnügen. Ein hochalpines Bild von wilder Großartigkeit rollt sich vor dem Beschauer auf. Das tiefblaue Becken des Plansees leuchtet zwischen dunklen Wäldern heraus, Kreuzspitze und Geierköpfe zeigen sich in ihren schönsten Formen, darüber zeigen sich in langer Linie die Spitzen des Wettersteins, Karwendels und der Mieminger, ja sogar die Firn- und Eisfelder der Ötztaler und Stubaier Riesen blinken im klaren Sonnenlichte. Von eigenartiger Wildheit ist der zu Füßen liegende Karkessel »Obere Gumpen«.

Die vorgeschobene Lage des Bergs bedingt auch einen umfangreichen Blick hinaus in die Ebene, an besonders klaren Tagen soll München leicht erkennbar sein. Fast senkrecht, mit schauerlichem Absturz fällt die Nordostseite des Gabelschrofens ins trümmererfüllte Kar ab. Dem Beschauer gegenüber strebt der schlanke Kegel des Geiselsteins stolz empor, und steigen wir einige Schritte nördlich am Grat vorsichtig ab, so wird uns beim Anblick der Nordseite die Namensbezeichnung der Hochplatte leicht begreiflich. In einer riesigen Platte, etwa 60° geneigt, fällt hier das Gipfelmassiv zum Karboden ab. Nach längerem Rasten machen wir uns daran, über den Grat die höchste Erhebung zu erreichen. Diese Wanderung erfordert einen vorsichtigen, gänzlich schwindelfreien Steiger, denn der schmale, verwitterte Grat nötigt des öfteren in die steilabfallende Nord- oder Südseite auszuweichen, ja die Überwindung eines wohl durch Blitzschlag zerstörten Felsenfensters darf als schwierig bezeichnet werden. Ein kurzer Gang auf schmalem Band und wenige Schritte führen zum mittleren Hauptgipfel, 2082 *m*, den eine Signalstange bezeichnet. Die sengende Sonnenhitze hat uns beide ermüdet und jeder hätte gerne geschlafen, wäre nicht die Lagerstätte zu hart und gefährlich gewesen. Zigarettenqualm vertrieb die momentane Erschlaffung wieder. Bald turnten wir zurück auf schwindelnder Höhe zu unseren Rucksäcken und gönnten uns hier noch einen Imbiß, um hierauf noch dem nahen Gabelschrofen zu Leibe zu rücken. Langsam steigen wir aufwärts, glühend heiß zittert die Luft über der ausgetrockneten Berghalde. Zur Rechten breitet sich der schon oben erwähnte Karkessel aus, links hinab stuft der Höhenzug in sanfter Neigung, »auf der Krähe« genannt, zum Einschnitt des Köhlebachs ab. Ein anderer, von der Westseite »im Kessel« bis zum P. 1919 *m* aufwärts führender Jagdweg bietet im obersten Teile kurze Zeit anregende Kletterei und somit überhaupt einen empfehlenswerteren Weg als jenen, den wir eingeschlagen haben. Nach etwa drei Viertelstunden von unserem Rastplatze ab erreichen wir die Spitze des Gabelschrofens, 2022 *m*; die Aussicht ist ähnlich der von der Hochplatte, jedoch etwas beschränkter durch die naheliegenden Höhenzüge.

Drohende dunkle Wolkenmassen schieben sich am Horizont herauf und kün-

digen das Nahen eines Hochgewitters. Wir springen die Berglehne abwärts, und waren froh, als wir abends die Jagdhütte erreichten.

SÄULING, 2048 *m* Der bekannteste Berg der Ammergauer Alpen dürfte wohl der weithin sichtbare Säuling, das Wahrzeichen der Stadt Füssen, sein. Infolge der von der Alpenvereinssektion Füssen geschaffenen Weganlagen auf bayerischer und Tiroler Seite ist dieser formenschöne Berg für jeden rüstigen Fußgänger ohne Schwierigkeit zu erreichen. Unsere Tour ward in der Absicht angetreten, von dem nach Nordwesten vorgeschobenen Vorgipfel des Säulings über den zackigen Grat den Pilgerschrofen, den westlichen Ausläufer des Säulingstocks, einen nach Nord und Süd steil abstürzenden Felszacken, zu erreichen. Wir traten morgens unsere Wanderung über Hohenschwangau auf dem Waldweg zur Jugend an. Der Weg führt meist durch schattigen Hochwald empor bis zu einer begrünten, plateauartigen Lichtung, »Älpele« genannt. Der Steig der Sektion leitet nun in Serpentinen empor, um später auf in Fels gesprengten Stufen ungefährlich hinaufzuziehen. Pfahlmarkierung führt uns über die Gemswiese endlich auf steinigem Pfad empor zum breiten Gipfel; wir betreten den etwas höheren östlichen Gipfel und halten hier leider zu lange Rast. Es würde zu weit führen, die umfassende Rundsicht wiederzugeben, ein Orientierungstisch mit aufgezeichnetem Panorama erleichtert die Bestimmung der Spitzen und Gruppen wesentlich. Eigenartig schön ist der Tiefblick auf die Königsschlösser und den Alpseekessel. Vom westlichen Gipfel aus betrachte ich nochmals die zu begehende Gratreihe, von der Bächle in seinem Führer, 1. Auflage (1897), schrieb, daß eine Begehung unmöglich sei. Den Abbruch vom westlichen Vorgipfel zum Grat passieren wir in einer steilen, steinerfüllten Rinne und wenden uns dann durch eine Latschengasse dem ersten Zacken zu; nur kurze Zeit ist es uns möglich, auf gleicher Höhe zu bleiben. Eine kaminartige Runse ermöglicht uns, abermals gegen Norden abzusteigen. Gerade beim Klettern in dieser Rinne jagten Gemsen auf dem Grat in tollen Sprüngen dahin, uns zahllose Steine und Trümmer herabschleudernd. Wir zogen vor, die noch kommende Route mit Steigeisen zu passieren. Etwa 30—40 *m* unter dem Grat traversierten wir auf brüchigen Schrofen, mehrere Rinnen querend, bald durch plattiges Gestein zu weiterm Abstiege gezwungen, bald wieder emporklimmend, um nicht in die tieferen Steilstürze zu geraten. Etwa um 2 Uhr hatten wir den Säuling verlassen und schon zeigte die Uhr fast die sechste Stunde. Brennender Durst bei nahezu unerträglicher Hitze machte unsere Situation nicht angenehmer. Auf meinen Vorschlag versuchten wir gegen Norden hinab, gegen das Älpele, einen Ausstieg zu suchen und somit die Tour abzubrechen. Mit aller Vorsicht und unter mehrfacher Anwendung des Seils waren wir bis auf etwa 100 *m* über dem Karboden hinabgekommen, nun aber schien mir ein weiteres Abwärtskommen unmöglich. Lange Zeit spähte ich die Felswand hinab, aber vergeblich: hier ist ein Durchkommen ausgeschlossen, es kann höchstens dem gelingen, der vom Karboden aus irgend eine Rinne schon im Anstieg begangen hat. Wohl oder übel mußten wir uns wieder über die brüchige Wand emporarbeiten, um endlich eine Einschartung zwischen dem letzten und vorletzten Gratzacken nahe dem Gipfel des Pilgerschrofens zum Überstieg auf die Südseite des Bergrückens zu finden. Den Gipfel wollten wir nicht mehr betreten, obwohl die Erreichung desselben kaum mehr Schwierigkeiten, als wir bisher überwunden hatten, bieten konnte. Es war bereits nach 8 Uhr, und da es uns mangels Proviant und Wasser nicht gelüstete, ein Freilager zu halten, hatten wir ernstliches Verlangen, die Talsohle baldigst, auf jeden Fall noch vor Eintreten der Dunkelheit, zu erreichen. Mehrere Wandeln waren noch zu bewältigen; über Latschengestrüpp und Unterholztrümmer mehr stolpernd wie steigend erreichten wir noch kurz vor völliger Dunkelheit den Hochwald. Wasser ver-

langten die ausgetrockneten Kehlen, nach Wasser lechzte der müde Körper; ein kleines Wiesenbächlein spendete endlich das ersehnte Naß. Dann ging's hinab beim Scheine der Laterne auf einem steinigen Holzziehweg. Aus dem Wald tretend, verlöschten wir die Laterne und erblickten gleichzeitig beim Schluxenwirt noch erleuchtete Fenster. Wein wollte man uns gerne noch geben, aber die Köchin ließ sich nicht mehr erweichen, warme Speisen für die hungernden Touristenmagen zu bereiten. So mußten wir warten, bis wir Füssen, unser Standquartier erreichten.

Wer den genannten Felsgrat begeht, wird denselben besser in umgekehrter Richtung, also beim Pilgerschrofen beginnend, zum Säuling überschreiten, da in dieser Richtung die Orientierung und Übersicht des zu begehenden Terrains leichter ist. Es bleibt jedoch, gleichviel in welcher Richtung die Überkletterung stattfindet, eine Tour, welche nur von vollständig sicheren Kletterern angetreten werden soll. (In den »Mitteilungen« 1905, Nr. 22, Seite 265, befindet sich unter »Die neuen Touren des Jahres 1904 in den Ostalpen« die Notiz: Ammergauer Alpen, Pilgerschrofen—Säuling, erste vollständige Gratüberschreitung durch Ernst Platz, München, im Sommer 1904 [Jahresb. der Sekt. Karlsruhe 1904, S. 18]. Somit dürfte vermutlich die oben geschilderte Begehung des »Grates« vom Säuling bis zum Pilgerschrofen ohne Besuch des Gipfels in dieser Richtung im August 1903 die erste gewesen sein.)

SCHELLSCHLICHT, 2052 *m* UND BRANDJOCH, 1954 *m*

In den ersten Tagen des Juli 1905 richtete die Sonne mehr als erwünscht ihre wärmenden Strahlen auf das von Sommerfrischlern überfüllte Werdenfels. Tropische Hitze ohne jeden Luftzug zitterte auf den staubbedeckten Landstraßen und selbst das Wandern in den durchglühten Wäldern bot keine Kühlung. Auf reichlich bepackten Rädern strampelten mein Bruder und ich die westwärts von Garmisch ziehende Landstraße entlang dem Forsthaus Griesen zu. Griesen, welches nur als Standquartier für einige Tage dienen sollte, besteht aus einem alten, aus Stein gebauten Zollhaus, in welchem bayerische und österreichische Zollbeamte untergebracht sind. Ein schmuckes Forsthaus mit vorzüglicher Bewirtschaftung und bester Verpflegung, das Häuschen der Jäger und das des Straßenwärters bilden das nur als Durchgangsstation bekannte Griesen. Die wohltuende Ruhe der umgebenden Bergnatur, der Mangel an blasierten Sommergästen und die Liebenswürdigkeit der Bewohner der Grenzstation vermochte es, daß wir unseren Aufenthalt länger als geplant ausdehnten. Von der Brücke, welche über den Schellbach außerhalb Griesen kurz vor der Mündung in die Loisach führt, schließt sich dem Beschauer ein herrliches Bild auf. Geäste und Holztrümmer führt der reißende Bergbach herab in das breite, von blendend weißen Kalksteinen erfüllte Bachbett. Die anschließenden Bergflanken sind dicht mit stattlichem Tannenwald besetzt, an den sich lichteres Krummholz anschließt, um endlich durch tiefeingerissene Gräben und Rinnen zu felsigen Spitzen und Gratreihen überzugehen. Wir haben den halbkreisförmigen Zug der Schellschlicht vor uns, welcher in die Erhebungen Hoher Brand, 1752 *m*, Brandjoch, 1954 *m*, Schellschlicht, 2052 *m*, Sunkenkopf, 1764 *m*, und Sunkenberg zerfällt. — Frühmorgens verlassen wir unser Quartier, um der Straße gegen Plansee bis zu P. 831,3, dort, wo eine Brücke über den vom Sunkengraben kommenden Bergbach leitet, zu folgen; wenige Schritte nachher betreten wir einen Steig, welcher sich im Bogen nach rechts, später wieder nach links, dem Graben, in welchem die Schellahne fließt, zuwendend, emporführt. Der anfangs schlecht erkennbare Steig wird nach kurzer Steigung besser, um endlich in einen breiten Jagdweg überzugehen. Zahlreiche tiefeinschneidende, felsige Gräben müssen ausgegangen werden. Der Steig führt ziemlich horizontal fort und so gewinnen wir nur wenig an Höhe; herrlich und wild ist der uns gegenüber befindliche Berghang, der Tummelplatz flüchtiger Gemsen; abfallende Steine verkünden uns die

Richtung ihres Aufenthalts; mehrere derselben ziehen hintereinander mit fast gleichem Abstand empor zum begrünten Plateau. Unser Weg zieht endlich in kurzen Serpentinen aufwärts und bald erreichen wir die Einschartung zwischen Sunkenkopf und dem zur höchsten Spitze des Zugs ansteigenden Gratrücken. Trotz des leichten Gepäcks ist es heute ein durch die drückende Hitze erschwertes Steigen. In der Nähe einer schneerfüllten Mulde lassen wir uns im Schatten zu längerer Rast nieder. In ein Hochkar, dessen Hintergrund die steil abfallenden Südseiten des vom Frieder zum Kreuzspitzl ziehenden, wildzerrissenen Grats bilden, fällt der Blick; es ist das wildreiche Schellen- und Prunstkar. In kurzen Sätzen wechseln in nächster Nähe unseres Rastplatzes Gemsen mit ihren Jungen. Auf kaum handbreiten Felsbändern und Kanten schnellen sie dahin, nur zeitweise kurz anhaltend und neugierig sichernd. Zurückgekehrt zur Scharte orientieren wir uns über den weiteren Verlauf der Route, und folgen einer vermeintlichen Steigspur, welche am Bergkamm zur Höhe führt; jedoch nach kurzem Steigen wird uns klar, daß die eingeschlagene Richtung nicht der normale Weg sein könne, trotzdem man nach Umkletterung verschiedener Gratunterbrechungen hier ebenfalls den Gipfel erreichen kann. Unter uns in der Südflanke des felsigen Gipfelbaues sehen wir (etwa 25 *m* tiefer) einen horizontallaufenden Steig, den wir, eine kurze Strecke absteigend, bald erreichen und bis zu einer steilansteigenden, mit Schnee erfüllten Rinne verfolgen. In dieser streben wir empor, um endlich über Geröll und nach Umgehung mehrerer Felsklötze den Scheitel des Bergs, 2052 *m*, zu erreichen. Die unerträgliche Hitze, welche in zitternder Luftschicht hauptsächlich in dem südwärts offenen, zuletzt begangenen Felskessel fühlbar war, hatte uns nahezu erschöpft und froh jauchzten wir auf, als der höchste Fels erklommen. Ein wilder, aber begehbarer Felsgrat verbindet die Schellschlicht mit dem Kreuzspitzl; plateauartig stellt sich von hier aus der gegenüberliegende Geierboden dar — ein herrlicher Hüttenbauplatz! — Der tiefgrüne Eibseespiegel, umgeben von düsteren Wäldern, bildet einen krassen Gegensatz zu den sonnenbeschienenen Felsmauern des sich von hier aus in vollster Pracht zeigenden Wettersteins. Die ausgedehnte Rast auf luftiger Höhe hatte uns bald wieder erfrischt und so setzten wir unsere Wanderung wieder mit Begehung des südwestlich ziehenden Grats fort bis zur nächsten markanten Erhebung, Brandjoch, 1954 *m*, genannt. Im weitern Verlauf schwingt sich der Kamm, sich wieder südlich wendend, zum Hohen Brand, 1753 *m*, empor, und von hier zweigt rein westlich ein breiter Höhenrücken ab, welcher den bewaldeten Schellkopf, 1831 *m*, bildet. Wir hatten uns vom Brandjoch aus abwärts gewandt, um zum »Trog«, einem auf breiter Wiesenmatte stehenden hölzernen Wasserreservoir, welches von eisfrischem Quellwasser gespeist war, zu gelangen und später die obere Schellbergalm zu erreichen. Zwei schlafende Sennen kauerten in der primitiven Hütte; daß Touristen hier selten sind, bewies uns die Furcht des Senners vor der im kochenden Wasser schwimmenden Konservenbüchse. Beim Öffnen derselben zog er es sogar vor, die Hütte zu verlassen und erst der Geruch des der Büchse entnommenen Fleisches und der Sauce bewog ihn, wieder einzutreten. Ein breiter Jagdsteig zieht hinab zur Kellerhütte (-alm) am Schelleck, umgeht letztere, um längs des Grabens, in welchem die Schellahne talwärts rauscht, zur Straße Plansee—Griesen zu führen. Am Nachmittag betraten wir das Forsthaus wieder.

DER DANIEL UND DIE UPSSPITZE Im westlichen Hintergrund des Werdenfelser Landes erhebt sich ein markanter Bergklotz, im Volksmund der Daniel genannt, die Wetterwarte der Garmischer. Erst seit jener Zeit, da sich Ehrwald zur größeren Station für Sommerfrischler entwickelte, wird der genannte Berg häufigeren Besuchs gewürdigt. Der Daniel bildet den südlichsten Punkt der Ammergauer Alpen. Seine Gestalt ist nur von der Nord- bezw. Ostseite betrachtet imposant, wer von

Lähn kommend die sanftansteigenden Wiesenmatten, welche erst im obersten Teile Felsaufbau zeigen, sieht, wird den von der Ferne stolz ansteigenden Gesellen wenig imposant finden. Die südliche Spitze, »Upsspitze« genannt, ist höher als die gegen Osten nach kurzer Gratbildung sich aufschwingende zweite Erhebung des Daniel; gegen Norden zieht der Kamm gratartig fort, dacht zum Büchsenjoch, 1975 *m*, steil ab und trägt im Gratfortsatz noch die Gipfel Hochwanner, 2085 *m*, Tormetz, 1820 *m*, Spitziger Brand und den Kleinen Schoberberg.

Auf dem Rad legten wir, frühmorgens Füssen verlassend, die Straße über Reutte und Heiterwang bis zum Tirolerdorf Lähn zurück. In der einfachen, aber gut geführten Wirtschaft ward gefrühstückt und hier deponierten wir die Vehikel. Daß der Daniel auch lawinengefährlich sei, zeigt eine alte Votivtafel an der Kirche des Orts, welche in bekannter Art der »Teufelemalerschule« den Niedergang einer Lawine und die angerichtete Verheerung zeigt. Wir betreten die pfadlose Bergflanke und steigen am Rande eines breiten Wassergrabens empor, folgen dann kurze Zeit einem Steig, um endlich wieder ohne Weg an eine primitive Almhütte zu gelangen. Den Blick rechtsseitig gewandt, hat man den Gipfel stets in Sicht. Die Route führt ständig über Wiesenmatten, die nur im unteren Teile von spärlichem Unterholz bewachsen sind. Beim Hebertaljoch erreichen wir die Sattelhöhe, 2000 *m*. Noch ein kurzes Stück über Wiesenhalden, dann setzt ein vom Unwetter vollständig in Steinscherben zerschlagener Grat, der sich karartig zu beiden Seiten abdacht, an. Wir sehen auf dem Gipfel kleine Pünktchen auftauchen, vermutlich eine Partie, welche vom Dufteltal den Anstieg ausgeführt; wir müssen uns bequemen, mehr Kleidungsstücke anzulegen, als wir bisher als »Sonnenkultbrüder« auf dem einsamen Anstieg getragen. Unschwer erklimmen wir den Vorbau des Gipfels und endlich betreten wir nach etwa dreistündigem Wandern und Steigen den Daniel, 2334 *m*. Die gegenüber sich aufbauende Wettersteingruppe bildet auch hier den großartigsten Teil des Fernblicks, auch der Blick ins Tal der Loisach ist nennenswert. Gegen Süden fällt die mit breitem Karabsatz und steilem Felszirkus sich aufbauende Garntnerwand besonders ins Auge. Ein Steinmann, der auch die Signalstange festhält, birgt das obligate Gipfelbuch. Unterhalb des Grats, gegen das Hebertal zu, steigen wir ab zum gleichnamigen Joch, um auf breitem, teils begrüntem Grat noch den Blattberg, 2248 *m*, zu besuchen. Der leicht erreichbare Gipfel lohnt durch einen ausgedehnten Fernblick auf die Vilser Berge und die Allgäuer Kette. Jenen, welche über die nötige Zeit verfügen und sich mit Karte und Kompaß zurecht finden, möchte ich die Begehung des gegen Nordwesten ziehenden Grats mit den Erhebungen Faselkopf und Spießwand mit direktem Abstieg zum Plansee (zur Nordostspitze des Sees) empfehlen.

Die zu Besteigungen empfehlenswertesten Berge habe ich hiermit in kurzen Skizzen in Erinnerung gebracht; es wäre noch eine große Reihe von Gipfeln dieser Gruppe anzuführen, allein sie sind der Lage und der Erreichbarkeit wegen für rein touristische Begehung nicht von Bedeutung.

Wohl ist es mir bewußt, daß der größte Teil unserer »Gilde vom silbernen Edelweiß« mit Vorliebe jene Gegenden besucht, in denen bequeme Hütten und komfortable Berggasthöfe die Touren wesentlich erleichtern und genußreicher gestalten, als die oben geschilderten Fahrten in ein hüttenarmes Gebiet, in dem das Fehlen jeglicher allgemein zugänglichen Unterkunft manche sonst einfache Partie durch ermüdendes Landstraßentraben zur ausdauerfordernden, zeitraubenden Bergtour stempelt. Dennoch möchte ich empfehlen, den oben erwähnten schlichten Bergen auch einmal einen Besuch abzustatten, und ich bin der Überzeugung, daß es beim einmaligen Besuche nicht bleiben wird.

Bretterspitze Urbeleskarspitze Wasserfallkarspitze



Naturaufnahme von Dr. L. Kleintjes.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Bschlabs mit Östlicher Hornbachkette.

DIE HORNBACHKETTE (ZWEITER TEIL).[1] VON ERNST ENZENSPERGER

Der östliche Teil der Hornbachkette trägt die höchste und eindrucksvollste Erhebung der ganzen Gruppe, die Urbeleskarspitze. Doch auch im ganzen Charakter ihres Aufbaus übertrifft sie an Großartigkeit und Einheitlichkeit der Formen ihren westlichen Nachbarn. Kühn ist der Südabfall der Kette, wo hoch über latschendurchsetzten Steilhängen die Öffnungen der Hochkare wie im Karwendel herunterblicken und die blanken Zinnen der Hochgipfel weit mächtigere Formen schon dem im Tale Wandernden versprechen; von Hinterhornbach aus im Norden vollends präsentieren sich die über 1500 *m* hoch zum Himmel ragenden Steilwände, die in ihrer ganzen oberen Hälfte des schmückenden Grüns entbehren, in einer Großartigkeit, die jenen im engen Felstal gebetteten winzigen Ort zu einem der schönstgelegenen in den Nördlichen Kalkalpen stempelt. Nur wenige, vom Tal aus schwer auffindbare Pfade leiten auf beiden Seiten des Gebirgs durch die öde Region des Krummholzes bis zu den Kareingängen empor; wehe dem, der im Abstieg von den Gipfeln ihre Ausgänge nicht zu treffen weiß und den zermürbenden Kampf mit dem Meer von zähen Latschenzweigen aufzunehmen sich vermißt; er darf von Glück sagen, wenn er nicht im Angesichte des schützenden Tals in einen jener düsteren Tobel gerät, die sich hoch hinauf tief in die Flanken der Kette gefressen haben und den Eindruck der Ähnlichkeit mit dem Karwendel noch verstärken. Die Wirkung ist eigenartig, wenn die unteren Steilhänge überwunden sind und plötzlich über die niedrige Schwelle des Kareingangs hinweg sich der überraschende Einblick in die weitgedehnten, sanft geneigten Böden der Hochkare eröffnet. Die wellige, mit zahllosen kleinen Höckern und Vertiefungen durchsetzte Landschaft scheint öde und leer, von Mensch und Tier verlassen, nur kärgliche Spuren von Vegetation geben dem einförmigen und toten Bild einen milderen Charakter. Langweilig erscheint zuerst die Karlandschaft; doch wer sich in ihr Chaos von scheinbar gleichen Gebilden zu vertiefen weiß, findet reichliche Schätze des Interesses. Bald fesseln tief ausgehöhlte Dolinen den Blick, bald regen die deutlich erkennbaren durchsägten Felsschichten, die in den einschließenden Wänden ihre Fortsetzung finden, den Geist an. Wild übereinandergetürmte Riesenblöcke verraten gewaltige Bergstürze, die einst von den umliegenden Mauerkronen in die einsamen Kare niederbrachen. Seltsam kontrastieren zu ihnen die kleinen, ebenen, von herrlichem Grün bedeckten Flächen, die sich oft wie ein smaragdner Teppich mitten ins wildeste Trümmermeer einschmiegen; winzige Seebecken, durchfurchte Schneetrichter, glattgeschliffene Platten, rasenbedeckte Rundhöcker, sie alle erzählen von einer längst vergangenen Zeit, als schimmernde Gletscherbrüche noch über die Kareingänge herab sich ins Tal ergossen. Graue Schuttfelder ziehen zu den Gipfelwänden empor; deren Mauern sind schroff und steil, die Grate zerbrochen und zersägt; doch was die östlichen

[1] Vergl. F. v. Cube, Die Hornbachkette. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1904.

Felsgipfel der Hornbachkette weit über die übrigen Gipfel des Allgäus hebt, das ist die wilde Farbenpracht der Felsen. Das weißliche Grau des Hauptdolomits, in das nur selten das Rotbraun der Aptychenschichten Abwechslung bringt, zeichnet die Felsenwelt des eigentlichen Allgäus aus. Hier aber wechseln die Farbenskalen vom tiefen Schwarz bis zum hellen Weiß, ballongelbe Bänke sind mit grellem Rot durchsetzt; zu geradezu faszinierender, unheimlicher Pracht steigern sich die Farbeneffekte an der Königin der Gruppe, an der Urbeleskarspitze.

Die einfachen orographischen Verhältnisse der Hornbachkette hat F. v. Cube im Jahrgang 1904 der »Zeitschrift« besprochen.[1]) Sämtliche Gipfel des östlichen Teils gehören dem Hauptkamm an. Außer den Felshäuptern der Kreuzkarspitze und Noppenspitze, die in dem erwähnten Aufsatze schon eine eingehende Behandlung erfahren haben, zählt das Gebiet meiner Abhandlung in der Reihenfolge von West nach Ost die folgenden Erhebungen: Sattelkarspitze, 2553 *m*, Wolekleskarspitze, 2522 *m*, Gliegerkarspitze, 2551 *m*, Bretterspitze, 2609 *m*, Urbeleskarspitze, 2636 *m*,[2]) Westliche und Östliche Wasserfallkarspitze, 2557 *m*, Schwellenspitze, 2494 *m*, Klimmspitze, 2465 *m*.

Die Zugangsverhältnisse zum östlichen Teile der Hornbachkette waren bis in die jüngste Zeit ausgesprochen ungünstig. Lange Talmärsche, vom Allgäu aus in Verbindung mit ermüdenden Jochübergängen, gestalteten schon die Erreichung des Fußes der Berge selbst zu einer anstrengenden Leistung. Die Unterkunftsverhältnisse sowohl auf der Südseite wie auf der Nordseite waren primitive; in der Mittel- und Hochregion selbst fehlte jede Möglichkeit für ein Quartier. So waren die Touren infolge der gewaltigen Höhendifferenzen mühevoll und zeitraubend. Von unschätzbarem Werte für die Erschließung der Gruppe war infolgedessen die Erbauung eines Unterkunftshauses durch die Sektion Allgäu—Immenstadt im wilden Urbeleskar auf der Nordseite; den wackeren Bergsteigern in Kaufbeuren zu Ehren, die sich um das Zustandekommen der neuen Hütte besonders verdient gemacht hatten, ward es Kaufbeurer Haus getauft. Trotz der günstigen Lage der neuen Unterkunftsstätte, die auf bequemem Weg in 2½ Stunden von Hinterhornbach erreicht werden kann, ist die Ersteigung eines großen Teils der Gipfel auch jetzt noch ziemlich anstrengend. Zwar die Hauptzinnen: die Urbeleskarspitze, Bretterspitze und Gliegerkarspitze, sind in einer Kletterei von durchschnittlich ein bis zwei Stunden von der Hütte aus bequem zu erreichen. Auch die westlich gelegenen Gipfel werden leichter zugänglich sein, wenn im heurigen Jahre der Höhenweg zur Hermann von Barth-Hütte eine bequeme Verbindung zur Südseite herstellt.[3])

---

[1]) F. v. Cube, Die Hornbachkette. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 229 ff.

[2]) Der zwischen Urbeleskarspitze und den beiden Wasserfallkarspitzen liegende Grathöcker des Zwölfers spielt zwar bei der touristischen Ersteigungsgeschichte eine Rolle, erhebt aber ebensowenig wie der Elfer genannte Vorgipfel der Wasserfallkarspitze Anspruch auf Selbständigkeit. Vielfach findet sich auch für die Schwellenspitze der Name Großkarspitze.

[3]) Der Weg wird noch im Sommer 1908 vollendet; leider ist derselbe, da er erst nach der Vollendung der »Karte des Allgäus« (östlicher Teil) zur Ausführung gelangte und nur provisorisch eingetragen werden konnte, in seinem ersten, schwierigsten Teil unrichtig eingezeichnet; da der unter normalen Verhältnissen nicht zu verlierende gute Steig häufig unter Schnee begraben liegt, sei hier eine kurze Richtigstellung gebracht. Der Weg wendet sich vom Kaufbeurer Haus aus nicht in die westliche Karmulde, sondern in ein kleines, von einem dauernden Schneefeld ausgefülltes Hochkar unter den Nordwänden der Bretterspitze; entlang des unteren Randes des Schneefelds steigt man nach rechts auf jene Rippe, die auch der auf der Karte eingezeichnete Weg erreicht. Der Steig wendet sich nunmehr nicht direkt zur Scharte empor, sondern leitet zunächst auf der Rippe, dann nach links unter den Hängen des Vorgipfels hin und gewinnt den Hauptgrat oberhalb der Gliegerkarscharte, zu der abgestiegen werden muß. Für Touristen, die vom Gliegerkar her kommen, ist besonders zu beachten, daß nach Erreichung der Gliegerkarscharte der Rücken zur Gliegerkarspitze ein Stück aufwärts verfolgt und dann die Flanke des Vorgipfels gequert werden muß, bis man sich abwärts ins Urbeleskar wendet.

Die bisher kaum betretenen Gipfel östlich der Urbeleskarspitze aber werden auch in Zukunft eine anstrengende Tagesleistung vom Tal aus sowohl wie von der neuen Hütte erfordern. Um ihren Fuß zu erreichen, muß vom Lechtal her in ermüdendem Anstieg eines der Südkare gewonnen werden; vom Kaufbeurer Haus aus gestattet erst die Überschreitung des Hauptkamms die Erreichung des gleichen Ziels. Eine glückliche Gestaltung des Terrains ermöglicht allerdings ein meist nicht allzu schwieriges Übersteigen von einem Südkar ins andere. Dicht unter den Felsabbrüchen, mit denen die Hauptmassive auf ihre Südgrate abbrechen, führen Schafsteige, deren Anfänge von den Karen aus leicht erkennbar sind, auf die Trennungsrippen empor; ihre Fortsetzung ist auf der Ostseite meist schwerer zu erkennen als auf der Westabdachung. Eine zweite Steigzone leitet wesentlich tiefer unter den letzten Felsausläufern der ganzen Südseite der Gruppe entlang. Auf der Nordseite ist das großartige Bretterkar vom Kaufbeurer Haus nur unter tiefem Absteigen von dem westwärts sich erhebenden Rücken der Schießmauer aus erreichbar.

Die Gipfel selbst sind mit einziger Ausnahme der Bretterspitze schwierig zugänglich. Allen gemeinsam ist eine ungewöhnliche Brüchigkeit des Gesteins, die Erfahrung im Gehen und peinliche Vorsicht erfordert; merkwürdig ist vor allem die tiefgehende Zerklüftung ganzer Felskomplexe, die manchen Gipfeln den Charakter förmlicher Ruinen verleiht. Schneidige Grate, die sonst im Hauptdolomit des Allgäus so selten sind, gestatten genußvolle, luftige Klettereien.

Die Erschließungsgeschichte der Gruppe ist einfach. Wie die schwere Zugänglichkeit erwarten läßt, sind nicht allzuviele Bergsteiger in diese vom Touristenstrom abseits gelegene Bergwelt vorgedrungen; eine Reihe von »Problemen«, die nicht bloß vom sportlichen Standpunkt aus des Interesses wert sind, harrt heute noch der Lösung. — Einheimische, unter ihnen vor allem der schneidige Lechleitner von Hinterhornbach, haben wohl die meisten Gipfel, in deren Nähe sie die Jagd führte, schon frühzeitig erstiegen; die österreichische Vermessung scheint sich von der Mehrzahl derselben ferngehalten zu haben. Hermann v. Barth war, wie so oft in vergessenen Gruppen der Nördlichen Kalkalpen, der erste Tourist, der in wenigen Tagen die wesentlichsten Punkte des Gebiets besuchte. Zwar entbehren seine Angaben und Urteile über die einzelnen Touren, wie bei der flüchtigen Durchstreifung des weitausgedehnten Gebiets nicht zu verwundern ist, der gewohnten Sorgfalt und Genauigkeit; trotzdem enthalten die in den »Nördlichen Kalkalpen« und im »Wegweiser« veröffentlichten Beschreibungen bis in die Gegenwart herein die besten der Öffentlichkeit zugänglichen Berichte über Bergfahrten in der Östlichen Hornbachkette.

Eine zweite, stille, aber an zielbewußter Arbeit reiche Periode begann mit der Tätigkeit Anton Spiehlers und Chr. Wolffs,[1]) die nicht nur auf alten und neuen Wegen fast sämtliche Gipfel erstiegen, sondern auch in sorgfältigen Aufzeichnungen die ganze Gruppe erschöpfend behandelten; leider sind diese wertvollen, bis in die kleinsten Details genauen Berichte der Öffentlichkeit nicht zugänglich. — Die dritte Periode der Erschließungsgeschichte ist erst in den letzten Jahren im Anschluß an die Erbauung der Kaufbeurer Hütte eingeleitet worden; die schneidigen Wände und Grate der Urbeleskarspitze und Bretterspitze haben manche prächtige Klettertour gelingen lassen; vom sportlichen Standpunkt aus bietet der in nächster Nähe der Hütte gelegene Westgrat der Urbeleskarspitze eine ungewöhnlich eindrucksvolle, erstklassige Kletterei. — Zahlreiche Probleme, wie die Ersteigung der Nordwände, der Sattelkarspitze, Wolekleskarspitze und Gliegerkarspitze aus dem Bretterkar, der unheimliche Südwestgrat der Gliegerkarspitze, die Nordwand der Wasserfallkarspitze, die Süd- und Nordwände der Schwellenspitze, der Gratübergang zur Klimmspitze, versprechen

[1]) Der verdienstvolle Erschließer Chr. Wolff ist wohl zu unterscheiden von dem Führer Erh. Wolf aus Häselgehr, von dem im folgenden mehrmals die Rede sein wird.

dem Kletterer noch manche schwere Arbeit; vor allem aber reizt eine Wiederbesteigung der sagenhaften, früher betretenen Grate und Wände der Urbeleskarspitze. Festzustellen, ob wirklich seit Hermann v. Barths Zeiten die alten Anstiegslinien in den Karen zerschellt sind, wäre nicht nur eine dankbare Aufgabe, sondern eine mehr als sportliches Interesse befriedigende Lösung jener vielumstrittenen Frage, ob die Urbeleskarspitze wirklich in einer jungen Vergangenheit eine in der alpinen Geschichte beispiellose Veränderung erfahren hat.

DIE SATTELKARSPITZE, 2553 *m* Dieser letzte jungfräuliche Gipfel der Hornbachkette wurde am 14. August 1900 von den Herren F. v. Cube, E. Enzensperger, J. Hilgard, L. L. Kleintjes zum ersten Male betreten. »Die Ersteigung erfolgte aus dem Wolekleskar. Der Einstieg befindet sich an der westlichen Begrenzung dieses Kars, an einer dunkelgelben Wandstelle, die sich südlich jener auffallenden, hellgelben Wand befindet, wo das Geröll am höchsten hinaufreicht. Ein Band führt (60—70 *m*) scharf nach Süden, wo nach Überwindung einer kurzen (etwa 4 *m*), aber schweren Wandstelle ein breites Grasband zu einer kleinen Geröllterrasse emporleitet, von der aus über gangbares Terrain das Ende einer Geröllrinne erreicht wird, die gegen zwei auffallend spitze, plattige Grattürme emporleitet. Wo die Rinne plattig wird, verläßt man sie nach links. Geröllbedeckte Platten leiten zum Hauptgrat, der dicht nordöstlich des Gipfels erreicht wird, auf welchen ein etwa 15 *m* hoher, steiler, nicht leichter Kamin emporführt. Zeitdauer 13/4 Stunden.«[1])

Bei einer Rekognoszierungstour, die der Festlegung eines Höhenwegs vom Kaufbeurer Haus zur Hermann von Barth-Hütte galt, erreichten M. Fleschhut und Th. Spindler am 5. August 1905 von der Scharte südlich der Wolekleskarspitze aus auf Geröll und Grasbändern unter dem Grate zwischen Wolekleskar- und Sattelkarspitze querend ziemlich leicht eine plattige Rinne, die offenbar mit der oben erwähnten Rinne der Erstersteiger identisch ist, und durch dieselbe die Sattelkarspitze. Im Abstieg wurde der Westgrat der Sattelkarspitze zum ersten Male begangen und von der Scharte zwischen Noppen- und Sattelkarspitze durch Geröll- und Plattenrinnen ins Sattelkar abgestiegen.[2]) — Bei einer zweiten Rekognoszierungstour, die am 24. August 1906 von J. Bachschmied mit Führer J. Huber zum gleichen Zweck ausgeführt wurde, wurde der Nordostgrat der Sattelkarspitze größtenteils beibehalten und nur zwei Vorgipfel, beziehungsweise Zwischengipfel in schwieriger Kletterei südlich umgangen. Vom Gipfel der Sattelkarspitze aus stiegen die beiden rechts durch eine Rinne und über Platten schwierig ungefähr 200 *m* ab zur Scharte zwischen Sattelkar- und Noppenspitze und von hier aus zur letztgenannten Erhebung.[3])

DIE WOLEKLESKARSPITZE = Diese unbedeutende Erhebung, die sich im Hintergrund des Wolekleskars im Hauptkamm erhebt und einen Seitengrat nach Süden aussendet, wurde am 16. August 1893 von Chr. Wolff zum ersten Male ohne Schwierigkeiten erstiegen. Vom Wolekleskar aus wandte er sich rechts aufwärts gegen die Scharte des oben erwähnten Seitengrats, der Wolekles- und Gliegerkar trennt, und dann schräg nach links gegen auffallende grüne Flecken. Der kronenförmige Gipfelaufsatz wurde an der Westseite kletternd überwunden, wobei schließlich ein Übergehen auf die Nordseite nötig war. Von der Rückseite wurde unschwierig der Gipfel erreicht.[4])

Die zweite Ersteigung der Wolekleskarspitze wurde am 27. Juli 1900 von Albert Tafel, die dritte am 13. August 1900 von F. v. Cube ausgeführt. Die Ersteigung erfolgte aus dem Wolekleskar über Geröll, Gras und leichte Schrofen; der Gipfel

[1]) Jahresber. d. A. A.-V. München, 1900, S. 48. — [2]) u. [3]) Hüttenbuch des Kaufbeurer Hauses. — [4]) Privatmanuskript.

selbst wurde auf der Südseite durch einen schwierigen, wasserüberronnenen Kamin gewonnen, der Abstieg ins Gliegerkar gewählt.[1])

DIE GLIEGERKARSPITZE, 2551 *m* Dieses kühne Felshorn bewahrte lange Zeit seine Jungfräulichkeit. A. Spiehler erzählt zwar, daß schon Führer Erh. Wolf die Gliegerkarspitze bestiegen haben wolle; Wolf habe ihm vom Gipfel der Bretterspitze aus »verschiedene Gänge gezeigt, auf welchen er in den oberen Partien nahezu an den Gipfel herankam.«[2]) Die Darstellung Spiehlers erweckt den Eindruck, als ob er selbst von der Geschichte Wolfs nicht überzeugt war. Auch der erste bekannt gewordene ernstliche Versuch, bei dem Chr. Wolff mit Führer Schiffer am 17. August 1893 den Ostgrat als Anstiegsroute wählte, mißlang. »Vom Gliegerkar aus wurde in einer Stunde die Gliegerkarscharte zwischen Gliegerkarspitze und Bretterspitze erklommen. Der Anstieg begann direkt unter dem Gipfel und bewegte sich je nach Lage des Gesteins bald rechts, bald links schräg aufwärts, ohne jedoch allzu weiten Spielraum zu haben. Es wurde noch weiter zum östlichen Vorrücken emporgestiegen, dann aber der Anstieg über den Grat abgebrochen. Auch ein neuer Versuch, direkt zum Gipfel vom Gliegerkar aus emporzuklettern, wurde durch eine hohe Felsstufe abgewiesen.«[3])

Am 26. August 1893 gelang Chr. Wolff in Begleitung Friedles die erste Ersteigung und zwar vom Urbeleskar aus. »Eine deutlich kennbare, von links nach rechts ansteigende, breitere Vorstufe, die ziemlich steil ins Kar abfällt, ermöglicht, sich dem Gipfel sehr zu nähern. Eine fortlaufende Reihe von Schneeflächen kennzeichnet diese Felsterrasse. Beim obersten Schneefleck befindet man sich direkt unter dem Gipfel, hat also nur noch die hier sich aufbauende Wand zu durchklettern. Eine schwarze Wand etwas links vom obersten, am weitesten nach rechts gelegenen größeren Schneefleck scheint (von unten gesehen) die rechtsseitige Begrenzung einer zum Grat links aufwärtsführenden Kluft zu sein, welche wenigstens den Zugang zum Grat und zwar an einer zwischen dem südöstlichen Vorgipfel und dem Kulminationspunkt gelegenen Stelle nahe der Scharte eröffnen würde. Bis zum oberen Schneefeld boten sich keine Schwierigkeiten, nur beim ersten Schneefleck war eine unbequeme Stelle, da man hart an die Wand gedrückt traversieren muß, ohne aber außergewöhnlich jähen Abfall seitwärts zu haben. Der Zugang zur Terrasse ist von links sehr bequem. Ein direkter Aufgang wäre vielleicht möglich, aber sicher unpraktisch. Der Versuch, schon unterhalb des obersten Schneefelds nach links zu gehen, scheiterte daran, daß ein großer, eine schöne Stufe bildender Stein beim prüfenden Anfassen wich und damit die Stufe nicht gangbar war. Durch Rechtsgehen gelangten wir auf die nächste Stufe und links haltend an die schwarze Wand, längs der in der Tat eine lange, in der Mitte kaminartige Schlucht ausmündete. Wir überwanden nach Art der Kaminkehrer die Felsenge, die Rucksäcke wurden aufgezogen; die Rinne wurde gangbar und mündete auf den Grat aus an der Stelle, bis zu welcher ich und Schiffer vorgedrungen waren. Wenige Meter unterhalb des oberen Endes ist das Verlassen der Rinne nach rechts leicht möglich, während früheres Verlassen auf plattigen, gefährlichen Bändern erfolgen müßte. Nunmehr wurde unter dem Grat auf Felsbändern schräg aufwärts geklettert, insbesondere unter einem auffallend weißlichen Kopf weg, dann nicht ganz leicht der Grat, und über eine gut gangbare Platte in wenigen Schritten der Gipfel erreicht.«[4])

Die gleiche Partie beging im Abstieg zum ersten Male den Ostgrat der Gliegerkarspitze vollständig und stieg von der Gliegerkarscharte ins Urbeleskar ab. »Wir kletterten vom Gipfel auf dem Anstiegsweg bis zur Schlucht, nunmehr aber den Grat entlang zum östlichen Nebengipfel, wobei der in der Scharte stehende Gratturm auf

[1]) Hüttenbuch der H. v. Barth-Hütte. — [2]) bis [4]) Privatmanuskript.

der Gliegerkarseite umgangen wurde. Der Nebengipfel wurde an der Ostseite traversiert und der Sattel zwischen Bretter- und Gliegerkarspitze erreicht. Vom Sattel wäre das Urbeleskar möglicherweise am bequemsten in einer Kluft zu erreichen, die ins obere Urbeleskar ausmündet, in die man aber wohl zeitig einsteigen muß, da später der Zugang schwierig, wenn nicht unmöglich wäre. Wir gingen vom tiefsten Punkte des Sattels unter den Wandstufen der Nordflanke der Bretterspitze hinab, anfangs recht gut, später weniger. Doch erreicht man bei entsprechender Vorsicht ohne Gefahr den Geröllboden.« [1])

Diese Route wird jetzt meist zum gewöhnlichen Anstieg auf die Gliegerkarspitze gewählt; er erfolgt in der Weise, daß man auf dem neuen Höhenweg der Sektion Allgäu — Immenstadt die Gliegerkarscharte gewinnt und von dort bequem zum östlichen Vorgipfel emporsteigt. Von hier aus wird der schneidige und brüchige Grat ohne große Schwierigkeit zum Hauptgipfel verfolgt, wobei nur an einigen Stellen in die Nordseite ausgewichen werden muß. Die Kletterei ist mittelschwierig und erfordert einen Zeitaufwand von etwa einer halben Stunde von der Gliegerkarscharte aus. In Verbindung mit dem Westgrat der Bretterspitze ist sie eine der schönsten und abwechslungsreichsten Touren vom Kaufbeurer Haus aus.

Am 3. Juli 1905 wurde die Nordwand der Gliegerkarspitze zum ersten Male von Johanna Drechsel und Willi Blenk erklettert. »Vom Kaufbeurer Haus ausgehend, wurden die nördlichen Ausläufer der Gliegerkarspitze überschritten und sodann nach Überklettern eines kleinen Teils des Nordgrats in den gut von der Kaufbeurer Hütte aus sichtbaren Kamin der Nordwand gegangen. Den Kamin zirka 50 *m* emporsteigend, kletterten wir dann über stark geneigte Platten zirka 60 *m* nach rechts und kamen von hier abermals in einen Kamin, der oben auf einen Grat ausläuft; zwischen zwei mächtigen Blöcken durch ging's dann direkt zum Gipfel. Die ganze Tour ist sehr schwierig.« [2])

Am 3. Juli 1905 führte Fred Asal eine Variante dieser Route im Abstieg aus, die in manchen Teilen sich mit der Anstiegsroute Chr. Wolffs decken dürfte. »Der Abstieg erfolgte in den sehr plattigen Wänden der Gliegerkarspitze, zuerst in der Richtung gegen den Vorgipfel (rechts im Sinne des Abstiegs). Befindet man sich in Fallinie desselben, so hält man sich immer stark rechts und gelangt nach Verfolgung der Plattenrippen direkt in den Urbeleskarboden.« [3])

DIE BRETTERSPITZE, 2609 *m* Der nächstfolgende Gipfel: die Bretterspitze, gehört zu den markantesten Felsgipfeln der Hornbachkette. Doch ist er nicht durch die Schroffheit seiner Formen vor den übrigen Häuptern ausgezeichnet, wie die Urbeleskarspitze; die sanfte Neigung seiner Grate, die griesbedeckten Flächen seiner östlichen Abdachung stellen ihn in auffallenden Gegensatz zu den meist steil aufgerichteten Felsgebilden, die ein Charakteristikum der Hornbachkette bilden. Erst in der Nähe gewinnt der durch seine massigen Formen imponierende Berg, und von dem Vorgipfel der Gliegerkarspitze aus gesehen kann sich der gewaltige Bau an Wucht des Eindrucks mit jedem Felshaupt der Gruppe messen.[4]) Der Berg dürfte schon lange, bevor die österreichische Vermessung die erste bekannt gewordene Ersteigung ausführte, von Einheimischen betreten worden sein, die Jagd- und Schmugglersteige in nächste Nähe des leicht zu erreichenden Gipfels brachten. Die erste touristische Beschreibung stammt wieder von Hermann v. Barth, der im kühnen Siegeszug in wenigen Tagen die Hauptgipfel der Hornbachkette erklommen hat. Die Besteigung selbst wurde von ihm allein vom Urbeleskar aus ausgeführt.

»Wer die Ersteigung der Bretterspitze beabsichtigt, geht nicht bis zur Schwärzer-

---

[1]) Privatmanuskript. — [2]) u. [3]) Hüttenbuch des Kaufbeurer Hauses. — [4]) Siehe Lichtdruck.

scharte hinauf, wendet sich vielmehr, sobald der Felsboden zur Rechten aus gangbaren Schrofen und schiefliegenden Platten aufgebaut sich zeigt, nach dieser Seite, zunächst wieder in dem lockeren Trümmerschutt eines seitlich herabmündenden Grabens ansteigend. Die folgenden, wiewohl nicht stark geneigten Felsstufen sind der Geröllbedeckung ihrer oft glatten Steinmassen wegen nicht gar angenehm zu begehen, enden jedoch bald auf dem oberen Schuttfelde, welches die Bretterspitze schon in ihrem Ansehen vom Tale aus kennzeichnet und fast die ganze Ausdehnung ihres östlichen Abfalls einzunehmen scheint. Auf der Geröllfläche, welche ihre bedeutendste Senkung nach der rechten Seite hinunter hat, geht man nun schräg aufwärts und betritt bald den Höhenrand der Bergkante, von welcher beträchtliche Steilwände ins jenseitige Bretterkar[1]) abstürzen. Die Ersteigung der Spitze selbst vollzieht sich fortan auf ihrer östlichen Seitenkante, welche mäßig ansteigt und aus durchaus gut gangbaren Schrofen aufgebaut ist. Nur wenige und kurze Felstreppen sind an derselben etwas steiler und auch diese durch eine kleine Zuhilfenahme der Hände leicht zu bewältigen. Vom Gipfelkegel nur mehr wenig entfernt, läuft der Felsgrat eine Strecke weit geradlinig fort und veranlaßt durch einige Abbrüche zum Ausweichen auf die hier breite und geröllbedeckte Südseite. Der kulminierende Gipfel springt nordwestlich vor und ist von dem zusammenhängenden Grate durch eine kleine Einsattelung getrennt, aus welcher man an den Plattenkegel mit wenigen Schritten hinansteigt. Vom Boden des Urbeleskars bis hierher wird man stark 1½ Stunden benötigt haben.«[2])

Hermann v. Barth versuchte auch über den Westgrat zum ersten Male zur Gliegerscharte abzusteigen, offenbar in der Absicht, die nach Westen zu anschließenden Gipfel der Hornbachkette nach Erreichung des Gliegerkars zu erklettern.

»Ich versuchte auch über den nordwestlichen Grat der Bretterspitze nach dem Kar zwischen ihr und dem Kreuzkarkopfe abzusteigen;[3]) diese Gratschneide erscheint vom Tale aus gesehen fast ebenso flach als der östliche Abfall, ist aber in der Tat sehr steil, äußerst schmal und von unzähligen scharfen Absätzen unterbrochen. Ich verfolgte mit großer Mühe diese Schneide bis in die Nähe des Sattels zwischen der Bretter- und ihrer nordwestlichen Nachbarspitze, gab jedoch den Versuch auf, als sich abermals bedenkliche Abrisse zeigten und zugleich mit Sicherheit vorauszusehen war, daß auch vom Sattel ein Absteigen ins Kar sich nicht würde bewerkstelligen lassen, und kletterte den turmartig sich aufbauenden Grat wieder nach der Bretterspitze hinauf, deren gigantische Gestaltung ich dabei zu bewundern volle Gelegenheit hatte.«[4])

Auf einem neuen Weg über den Südostgrat erreichte A. Spiehler am 19. August 1890 die Bretterspitze. »Zwischen dem Felsmassiv der Bretterspitze und dem noch ansehnlich wirkenden ersten Nebenkopf ist eine Grateinsenkung, über der sich die Wand des Nebenkopfs erhebt. Eine Geröllrinne zieht von dort herab, über die mühsam emporgestiegen wird. Oben zeigt sich jedoch die Sohle der Rinne plattengepanzert; rechts läuft das gangbare Terrain gegen den Fels aus, und man muß von hier aus einen Sprung machen, um das vom Sattel bis zu der Platte herabreichende Gries zu erreichen; versagt er, so geht's über den sofort anschließenden Plattenhang hinab; die andere Seite bildet eine Felsetage, die auch plattig ist; man quert rechts

[1]) Die Bezeichnung ist wohl von Barth selbst gewählt, der überhaupt bei der Kürze seines Aufenthalts in der Hornbachkette sich wohl nicht allzu eingehend mit der Nomenklatur befassen konnte und manche Namen willkürlich gewählt haben dürfte. Das Kar heißt in Wirklichkeit Seekar. — [2]) Hermann v. Barth, Wegweiser in den Voralpen, S. 433—435. — [3]) Hermann v. Barth scheint die Trennungsrippe zwischen Gliegerkar und Wolekleskar nicht beachtet zu haben; der Kreuzkarkopf genannte Gipfel dürfte mit der Sattelkarspitze identisch sein, die sich aber erst aus dem nächstfolgenden Wolekleskar erhebt. — [4]) Hermann v. Barth, Wegweiser, S. 436.

zeitig nach links, steigt dann zuerst über etwas getreppten Fels hinauf nach links, dann nach rechts auf den Plattenhang. Der untere Rand muß dicht über dem kleinen Abbruch begangen werden, wobei gute Tritte vorhanden sind; dann geht es stellenweise ohne Tritte aufwärts zum schmalen Griesschartel. Nun mühsam über den meist mit Geröll überschütteten Felsrücken, dann links zu dem Signal auf dem nordwestlich vortretenden, gegen Hinterhornbach jäh abfallenden Signalgipfel.« [1])

Auch Spiehler glaubte, daß der Sattel zwischen Bretter- und Gliegerkarspitze von der Bretterspitze aus nicht erreichbar sei. Dagegen erzählt Spiehler, daß Führer Erh. Wolf in der Schlucht, die von Westen her direkt zum Gipfel zieht, emporgestiegen sei, wobei eine sehr schwierige Stelle habe überwunden werden müssen. Diese Mitteilung dürfte aber bei jedem, der von der Gliegerkarspitze oder vom Gliegerkar aus diese Rinne betrachtet hat, berechtigtem Zweifel begegnen.[2])

Spiehler erreichte im Abstieg auf dem Barthschen Anstieg die von der Schwärzerscharte nach Norden ziehende Schlucht und stieg in der anfangs engen und sehr steilen Felskluft zur Schwärzerscharte empor und von hier abwärts zum Seekar, wobei er nicht die dorthin hinabziehende Felsgasse selbst benützte, sondern scharf links auswich und über geröllbedeckte, geneigte Felsbänder wieder rechts haltend das Geröll des Seekars erreichte.[3])

Chr. Wolff vermied bei einer Ersteigung der Bretterspitze aus dem Gliegerkar die von Spiehler benützte Rinne zum Griesschartel und wählte die links von derselben liegenden Platten zum Anstieg; er kam dabei wiederholt zu weit links über die Wände, mit welchen die Bretterspitze in das Gliegerkar, beziehungsweise zum Eingang in dasselbe abfällt, erreichte aber nach mancher Mühe schließlich die breiten Geröllflächen des Gipfels. Der Abstieg erfolgte über den Südostgrat zum Griesschartel und von da aus ins Seekar.[4])

Das Seekar wird vom Gipfel der Bretterspitze aus ebenso leicht erreicht, indem man auf dem Nordostgrat bis zu jener Stelle absteigt, wo die Steigspuren des gewöhnlichen Anstiegs sich nach links ins Urbeleskar wenden. Über geröllbedeckte Platten quert man auf der Südostseite bis unter eine auffallende, überhängende Gratstufe, mit der der Nordostgrat der Bretterspitze auf die südliche Plattenzone abbricht, und gewinnt die Felsschlucht in der Fallinie der Schwärzerscharte; kleine Steinmänner bezeichnen den Weg. — Auch vom Griesschartel aus kann die Schwärzerscharte auf einer mäßig geneigten Plattenzone gewonnen werden, die die ganze Südostseite der Bretterspitze durchzieht.

Gewöhnlich wird jetzt folgender Anstieg auf die Bretterspitze gewählt. Man geht auf dem vom Kaufbeurer Haus aus zur Gliegerkarscharte angelegten Weg bis zu jener Stelle, wo sich derselbe am Rande eines großen Schneefelds stark nach rechts wendet. Von hier aus wird auf einem deutlich ausgeprägten Steiglein nach links über Geröll und steile Schneefelder emporgestiegen und über mäßig geneigte kurze Plattenstellen das breite Griesdach des Nordosthangs und über dieses der Nordostgrat der Bretterspitze erreicht.

Eine prächtige Kletterei von mäßiger Schwierigkeit bietet der schneidige, zur Gliegerscharte herabziehende Westgrat der Bretterspitze. Es ist auffallend, wie hoch Hermann v. Barth die Schwierigkeiten dieser Route einschätzte, als er bei seiner Ersteigung der Bretterspitze sie im Abstieg zu machen versuchte; er kehrte schließlich, nachdem er dem tiefsten Punkt schon sehr nahe gekommen war, wieder um. Auch A. Spiehler glaubte die Begehung dieses Grats als kaum möglich bezeichnen zu müssen. Über die erste vollständige Überkletterung ist nichts bekannt geworden. Heute zählt diese Tour in Verbindung mit dem Ostgrat der Gliegerkarspitze zu

[1]) Manuskript. — [2]) Vergl. S. 273. — [3]) u. [4]) Manuskript.



Naturaufnahme von Dr. L. Kleintjes.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Bretterspitze vom Vorgipfel der Gliegerkarspitze aus.

einer der beliebtesten im Gebiete der Kaufbeurer Hütte. Die relativ sichere und nicht zu schwierige Kletterei, bei der meistens der Grat beibehalten und nur selten in den Flanken ausgewichen wird, erfordert von der Gliegerscharte aus eine halbe Stunde.

— —

DIE URBELESKAR-SPITZE, 2636 *m*

Allgemeines. Hermann v. Barths Weg über die Nordostkante. Der normale Weg. Wer von einem nördlich gelegenen Gipfel des Allgäus die lange Gipfelreihe der Hornbachkette betrachtet, sieht als markantestes Gebilde ein schwarzes Felstrapez hoch über die Kammlinie emporragen. Düster und abweisend ist der erste Eindruck des Bergs, düster bleibt er, von welcher Seite aus man sich dem stolzen Gipfel nähern mag. In kraftvoll gedrungenem Bau erhebt sich die Urbeleskarspitze aus dem Boden des Urbeleskars, von überwältigender Wildheit sind die unheimlich gelben Steilflanken vom Gipfel der Bretterspitze aus; am eigenartigsten aber erscheint der bizarre, ungefüge Felsbau von dem kleinen Griesschartel im Südgrat der Bretterspitze. Nur jene Seite, von der man sich den größten Eindruck versprechen möchte, die vielbesprochene Ostflanke, deren gewaltige Bergstürze einstens die Bewohner von Bschlabs in Aufruhr versetzten, bleibt an Großartigkeit der Erscheinung hinter dem gewohnten Anblick zurück. Als breites, fast gedrücktes Massiv erscheint der Berg vom Wasserfallkar aus; nur wer die zerfressene, von einsturzdrohenden Wandpartien und Riesenblöcken besäte, große Ausbruchstelle ins Auge faßt, sieht, welche unheimliche Zerstörungskräfte an dem Berge tätig sind. Eigenartig wie die Erscheinung des Bergs ist seine Geschichte — nicht nur, daß der ganze gewöhnliche Anstieg und zwei weitere Anstiege durch die gewaltigen Katastrophen ungangbar geworden sein sollen, der Gipfel selbst soll in der Tiefe des Kars verschwunden sein, ein Vorgang, der wohl von keinem größeren Gipfel der alpinen Geschichte bekannt sein wird. Eine Art von alpinem Sagenkreis hat sich um den Gipfel gewoben; seine Schleier zu lüften und festzustellen, wieviel Wahrheit, wieviel der Phantasie zuzuschreiben ist, die nur zu leicht bei jedem im Bannkreis des eigenartigen Bergs befindlichen Besucher erregt wird, muß einmal in objektiver Weise versucht werden. Es ist zu diesem Zwecke notwendig, die verschiedenen Beschreibungen zu vergleichen, die über die Ersteigungsgeschichte vorliegen, und den Versuch zu machen, zu entscheiden, wieweit ihre tatsächlichen Grundlagen voneinander abweichen.

A. Gümbel soll 1854 der erste touristische Ersteiger des Bergs gewesen sein.[1]) Hermann v. Barth gibt die ältesten Nachrichten über die Ersteigung des Bergs.

»Auf den Urbeleskarspitz ist kein Vermessungssignal gekommen und zwar, wie mir Lechleitner erzählte, infolge einer Differenz wegen des Taglohns; er hätte eine Stange auf diesen Gipfel ebensogut wie auf den Ilfenspitz bringen können. Daß infolge seiner Weigerung, die Verzeichnung des Kulminationspunktes der Kette, welcher von vier verschiedenen Seiten ersteigbar ist, unterbleiben mußte, liefert eine Illustration zur Fähigkeit, welche die Mitglieder der Vermessungs-Kommission im Bergsteigen besaßen.« — Er erzählt weiter: »Der Urbeleskarspitz, obwohl der dominierende Gipfel der Hornbachkette, wird nur äußerst selten bestiegen. Auf meine erste Nachfrage in Hinterhornbach wurde mir derselbe kurzweg als unbesteigbar bezeichnet. Als ich am folgenden Abende nach Besteigung des Urbeleskar- und Fallerkarspitzes nach Elmen im Lechtale abstieg, waren auch hier die Leute höchlich erstaunt, als ich vom Urbeleskarspitz sprach, und behaupteten, er sei erst einmal und das lange vor Menschengedenken erstiegen worden. Erst bei meiner Zurückkunft nach Hinterhornbach traf ich in dem Müller Lechleitner einen Mann, der den

[1]) Siehe A. Spiehler, Erschl. d. Ostalpen, S. 72.

Berg kannte, ihn auch für minder schwer besteigbar erklärte als den Ilfenspitz,[1] was in der Tat richtig ist.«[2]

Von Interesse ist vor allem die Erwähnung von vier möglichen Anstiegen; von denen aber außer der normalen Route nur einer, der Verbindungsgrat zur Wasserfallkarspitze, von Barth auch wirklich durchgeführt wurde. Er entbehrt aber doch des absolut selbständigen Charakters, da er nur die Fortsetzung jenes Nordostgrats ist, der von Barth in seiner oberen Hälfte bei seinem Anstiege benützt wurde[3]. Durchaus selbständig ist die Route über den Südostgrat, den Barth, Beobachtungen zufolge, welche er von der gegenüberstehenden Wasserfallkarspitze aus anstellte, für gangbar hielt.[4] Auf die Gangbarkeit der vierten Route, der gewaltigen Steilwand, mit der die Südwand der Urbeleskarspitze ins Seekar abstürzt, wurde Barth in eigenartiger Weise aufmerksam gemacht: wie so oft in der alpinen Geschichte wies ein Rudel Gemsen, das sich in der Nähe des Gipfels befand, den Weg zu jener Seitenbucht, die vom Seekar aus tief ins Gewände emporschneidet. »Mit riesigen Sätzen brachen sie, als sie meiner ansichtig wurden, nach der Südseite des Bergs zurück und über die jähen Felsplatten hinabschießend, verschwanden sie in der Schlucht und erschienen bald darauf in der Tiefe des Seekars. Daraus folgt, daß ein Felsensteiger ersten Rangs auch von hier aus den Urbeleskarspitz erklettern könnte.«[5]

Ein zweiter wesentlicher Punkt scheint die geringe Einschätzung der Schwierigkeiten auf dem von Barth gewählten Wege zu sein. Der von Barth herangezogene Vergleich mit der Marchspitze will zwar wenig besagen; es ist ja bekannt, daß Barth an diesem Berge, namentlich durch die Überkletterung der »Kartenblätter«, Schwierigkeiten fand, die heutzutage bedeutend geringer eingeschätzt werden. Wohl aber ist zu beachten, daß an einer anderen Stelle von der damals normalen Route über die obere Hälfte des Nordostgrats, die heute unmöglich sein soll, gesagt ist, daß sie »für einen geübten Felskletterer ohne besonders große Schwierigkeiten und ohne daß er hierzu einen Führer nötig hätte, ausführbar sei.«[6] Tatsächlich aber scheint die Schilderung der Ersteigung selbst nicht recht zu diesem Urteil zu passen. Als Grundlage des Vergleichs sei die Beschreibung des v. Barthschen Anstiegs hier wörtlich wiedergegeben, und zwar führe ich die Darstellung des »Wegweisers« an, weil dieselbe zeitlich früher, also noch mehr unter dem Eindrucke der Ersteigung selbst niedergeschrieben wurde und im Gegensatz zu den lebendigen Schilderungen in den »Nördlichen Kalkalpen« den objektiven Charakter trägt.

»Betrachten wir den Urbeleskarspitz noch vom Boden des Urbeleskars aus, so bemerken wir leicht einen tiefen, seine Felsmasse bis weit hinauf spaltenden Riß, welcher einige Schneereste zwischen seinen Wänden birgt. Links von dieser Kluft erblickt das geübte Auge einen an den Felskörper gelehnten Seitenrücken, dessen offenbar gangbares Geschröfe sich einerseits bis an die Höhe der schiefliegenden östlichen Seitenkante des Bergs hinanzieht und dieselbe an der geebneten Stufe, welche sie ungefähr in der Hälfte ihrer Höhe zeigt, erreicht, andererseits an der nördlichen Seite des Bergkörpers herab sich ausbreitet, in geringer Höhe über dem Boden des Kars sogar in kleine, schwach mit Gras besetzte Plätze übergeht. Von diesen fällt allerdings die letzte Stufe in Steilwänden auf die Sohle der Hochmulde ab; ein aufmerksamer Beobachter wird indes bald finden, daß der Weg nach dieser Höhe denn doch nicht vollständig abgeschnitten ist. Rechts von den Grasplätzen über den schwarzgefärbten Steilwänden schieben sich noch eine Reihe von Schrofen gegen die Geröllhänge des Karabschlusses vor und ihre äußerste Ecke senkt sich in ersteigbaren Stufen bis auf den Schuttboden herab. Die Linie, auf welcher der Urbeleskarspitz zu gewinnen ist, stellt sich daher dahin fest, daß man hart an dessen

[1] In Wirklichkeit Marchspitze. — [2] H. v. Barth, Wegweiser, S. 438. — [3] H. v. Barth, Wegweiser, S. 446 u. 447. — [4] u. [5] H. v. Barth, Wegweiser, S. 442. — [6] H. v. Barth, Wegweiser, S. 445.

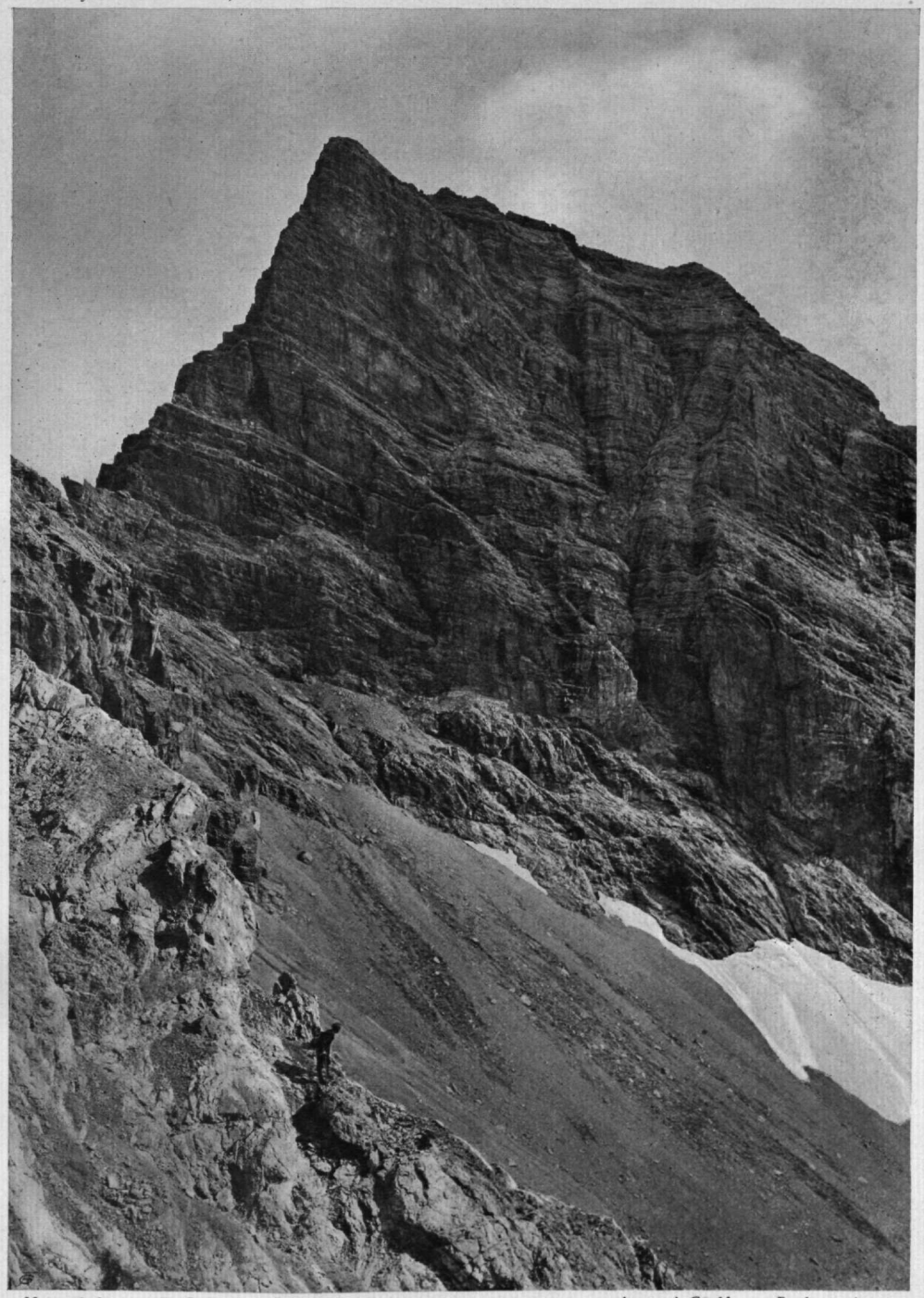
Abfalle an der linken Seite der Geröllfelder eine Strecke von etwa 500 Schritten hinaufzugehen, die Ecke der mäßig gesenkten Schrofen zu ersteigen habe, und quer aufwärts gegen links, dann in gerader Richtung der Höhe zu, allmählich nahe an die markierte Felskluft gelangend, welche jedoch fortwährend rechts bleibt, die Gratschneide der östlichen Kante zu gewinnen habe; die Möglichkeit, auf letzterem bis zum Gipfel zu gelangen, steht ziemlich sicher. — Vom Schuttfelde geht es über die ersten, mit kleinen Graspäckchen bewachsenen Schrofen empor, dann über breit angelegte Felsgalerien hinauf. Die Steigung gestaltet sich von Anfang an unerwartet steil, bald findet sich der Felsboden nicht allerwärts mehr gangbar, man sieht sich genötigt, passende Linien mit Sorgfalt auszusuchen. Als solche bietet sich zunächst ein gerade aufwärts steigender Kamin, welcher mitten ins wildeste Klippenwerk einschneidet; nach einer mäßigen Höhenstrecke erhält man Gelegenheit, sich an den einzelnen Felsrippen vorbei nach der linken Seite hinzubewegen, in welcher Richtung die von unten wahrgenommenen, bewachsenen Plätze zu suchen sind. Die geringere Steile der Böschung, die Wahrnehmung stark abstürzender Felswände unterhalb des eigenen Standpunktes kündigen die baldige Überwindung der ersten Höhenstufe an. Noch einige Felstreppen hinan, und man betritt die mäßig geneigten, flachen, mit kleinen Rasenpäckchen besetzten Hänge. Diese an sich nicht bedeutende Querlage des Bergs ist bald überschritten und wieder türmen sich Schrofen über Schrofen. Dieselben sind indes hier bereits besser gangbar als auf der untersten Stufe, ihre Tritte und Abbrüche sind häufiger und regelmäßiger übereinandergelagert. Das wirre Chaos von Felsrippen drängt sich allmählich in einen schmäleren Rücken zusammen, welcher zwischen der großen Felskluft zur Rechten und einer kleineren, jedoch ebenfalls steil eingeschlossenen hinanzieht. Den Felsrücken überkletternd, wobei dessen Zacken bald nach der einen, bald nach der andern Seite mit Leichtigkeit umgangen werden, erspäht man bald eine Stelle, welche das Absteigen in den Felsriß zur Linken gestattet, und nun geht es im Getrümmer der Sohle desselben eine Strecke hinauf, woselbst man, sind anderswo noch Schneereste in der großen Kluft vorhanden, ein erfrischendes Wasser erhält.«

Bis zu dieser Stelle fällt die heute übliche Route im wesentlichen mit der Barthschen zusammen; von hier ab trennt sich letztere und wendet sich der Nordostkante zu, während die jetzige stets auf der Westflanke bleibt. »Im Verfolgen der geraden Richtung nach der nächsten Kammhöhe wird die sich darbietende Gelegenheit, aus der engen Felsenklamm wieder emporzusteigen — und zwar nach deren entgegengesetzten linken Seite —, benützt und nun geht man über massige, in ununterbrochener Reihenfolge übereinandergelagerte Trümmerstufen von Gesimse zu Gesimse mühsam, aber sicher hinan. Ohne Hindernis von Bedeutung erreicht man nach ungefähr einer Stunde den östlichen Seitenkamm des Gipfels an seinem terrassenartig geebneten Absatze. Jenseits fallen die Wände auf die Mulde des Felsenkars hinab, gegen links senkt sich der Grat auf die Einsattlung zwischen unserem Berge und der jenseitigen Fallerkarspitze, rechts hebt sich Turm über Turm der Felskamm hinauf zur Höhe. — Nach wenigen Schritten über die ebene Linie des Absatzes beginnt die Ersteigung dieser Riesentreppe, deren Breite freilich ihrer Höhe nicht so ganz entspricht. Schon hier trifft man auf einige scharf gebrochene Stufen, deren Abfall nach der rechten Seite umgangen, sodann in seitlichen Einrissen oder über kleine Felsvorsprünge die Grathöhe wieder gewonnen wird. Bald stellt sich eine stärkere Steilwand entgegen, welche das weitere Vordringen auf der Schneide gänzlich zu verwehren scheint. Von der rechten Seite ist eine schlotartige, hohe Spalte in die Felsmasse eingebrochen, die aber äußerst steil aufsteigt, und deren lose, oft nur durch gegenseitige Verklemmung in ihrer Lage gehaltenen Felstrümmer die Ersteigung dieses Kamins zu einer sehr unangenehmen Aufgabe machen. Ich überzeugte mich jedoch im Herabwege,

daß man sich damit unnötige Mühe gibt, denn die Seitenkante längs dieser Stelle, welche nach der linken Seite ausbiegend nicht sogleich in ihrem ganzen Zusammenhange sichtbar wird, ist, wie bisher aus gebrochenen Felschrofen bestehend, sehr wohl gangbar. Nachdem noch eine weitere Strecke aufwärts über Klippen und Schrofen zurückgelegt ist, bauen sich auf der Gratschneide breite und hohe, an ihrem Fuße überhängende Felswände auf, unter deren Wölbung schmale Geröllbänder nach der rechten Seite herumziehen. Ob auf diesen, welche man jedenfalls nur kriechend passieren könnte, eine Verbindung mit den oberen Absätzen zu gewinnen wäre, mag dahingestellt bleiben; besser ist es jedenfalls, hier nach der linken Seite auszuweichen, an welcher man, nachdem die überragenden Felsmassen auf schmalen Seitenbändern umgangen wurden, auf seitwärts geneigte Schuttgürtel gelangt, deren kompaktes Gerölle bei der Steile des Hangs und dem nahen Rande der jäh abstürzenden Wände mit Vorsicht zu betreten ist. An den wild übereinander getürmten Felswürfeln der Kammhöhe hin, jede enge Stufenfolge derselben zur Gewinnung einer höher gelegenen Terrasse benützend, wird der steile Abbruch umgangen und in einem schmalen Felsrisse, dessen senkrechte Tiefe im Dunkel verborgen liegt, fest an seine rauhen Seitenwände gestemmt, die Schneide wieder erklettert. Damit ist aber auch die letzte Schwierigkeit überwunden; gut gangbar zieht sich der Kamm noch eine kurze Strecke weit hinauf, links zeigt sich ein schwach geneigtes Schuttfeld, das Verbindungsglied des südlichen Ausläufers mit dem Kernstocke der Urbeleskarspitze; noch einige Minuten und der trümmerbedeckte Gipfel ist erreicht, ein mäßig breiter, nach wenigen Schritten ebenen Zugs zu seinem westlichen Endpunkte sich senkender Felskamm.« —

Die nächste Ersteigung auf dem Barthschen Anstiege führten am 17. Juli 1879 Freiherr von Feilitzsch und Rösch aus. Die Erreichung des Hauptkamms selbst und die Begehung des »ungefähr 1½ Schritt breiten, nur gegen Süden (richtiger Südosten) scharf abfallenden« ersten Teils des Grats scheint den beiden Kletterern ebensowenig Schwierigkeiten wie Barth bereitet zu haben, »bis mit einem Male durch zwei glatte, schnurgerade abfallende, ungefähr haushohe Wändchen in einer Entfernung von acht bis zehn Schritten der Grat wie abgestochen erschien. Auch unmittelbar am Fuße des Einschnitts war eine Umgehung auf dem zu schmalen Gesimse nicht möglich; der Quergang mußte also tiefer gesucht werden. Ein Versuch nach links scheiterte; rechts dagegen ließ sich zwischen losen Felstrümmern auf schmalen, mit überhängendem Schnee bedeckten Bändern schräg ansteigend ohne besondere Schwierigkeiten vordringen. Links gewandt wurde in einer vermeintlich auf dem Grate mündenden Rinne hinangeklettert und zuletzt über eine steile, von zwei glatten Felstafeln eingeengte Platte mühsam hinaufgestemmt, womit der Gipfel erreicht war.« Im Abstieg wurde »bei der Umgehung des jähen Gratabsatzes eine höhere Linie eingehalten, die an schmale, schneeüberwehte Felsgalerien führte, die gebückt überkrochen werden mußten. Die Besteigung muß, wenn auch nicht gerade als sehr schwierig, so doch der kolossalen Zerklüftung des Gesteins halber als anstrengend und gefahrvoll bezeichnet werden; man ersteigt sozusagen einen riesigen Steinmann.«[1]) Eine oberflächliche Beurteilung dieser Beschreibung könnte zu dem Schlusse führen, daß damals schon eine wesentliche Veränderung des Ostgrats eingetreten gewesen sei. Bei eingehendem Vergleich mit Barth aber ergibt sich, daß die »zwei glatten Wändchen« ebensogut mit der »schlotartigen, hohen, in die Felsmasse eingebrochenen Spalte« wie mit mancher anderen Stelle identisch sein können, die Barth entweder überklettert oder umgangen hat; es fehlt eben leider die für die Entscheidung der Frage notwendige Angabe, wie weit die betreffende Stelle vom Gipfel der Urbe-

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V 1880, S. 146.



Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Urbeleskarspitze vom Griesschartel aus.

leskarspitze entfernt war; doch scheint aus der Schilderung jedenfalls hervorzugehen, daß sich dieselbe nicht in der Nähe des Kulminationspunktes befunden hat. Die Mitteilungen über die Umgehung der schwierigen Gratpartien lassen nur erkennen, daß im Gegensatz zu Barth die (im Anstiege) rechte Flanke gewählt wurde; doch sind die Angaben selbst sehr ungenau, vor allem über den wichtigen Punkt, wie tief unter dem Grat ausgewichen wurde; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Anstiegslinie sich im wesentlichen mit der jetzt üblichen deckt. Es wäre also verfehlt, schon für die damalige Zeit umfangreiche Veränderungen im Gipfelbau der Urbeleskarspitze anzunehmen, umsomehr, als frische große Ausbrüche sicher eine Erwähnung im Berichte der Ersteiger gefunden hätten. — Auf dem Berichte der Herren M. Reichert, J. und H. Zametzer, die 1881 den Berg bestiegen, beruhte vor allem die Annahme, daß die Barthsche Anstiegslinie infolge der veränderten Verhältnisse unmöglich geworden sei. Die Gratwanderung, welche Barth zwölf Jahre vorher als unschwierig befunden, mußte als unmöglich aufgegeben werden. Es wurde vom Nordostgrat wieder bis nahe an den Ursprung der großen Rinne der Westflanke abgestiegen und dann ein breites, horizontales Band nach rechts verfolgt. »Immer rechts gehend und sanft ansteigend, wurde als letztes Hindernis die ungefähr 2 *m* hohe Steilstufe einer schmalen Kluft überwunden, worauf in einigen Minuten mühsam über Geröll die fast horizontale Gipfellinie erreicht war.« Nunmehr folgt die erste positive Angabe über einen Felsausbruch in der Nähe des Gipfels, die um so glaubhafter ist, als im selben Jahre gewaltige Bergstürze an der Urbeleskarspitze auch vom Tale aus bemerkt wurden. »Dicht neben dem eigentlichen Gipfel war ein Stück aus dem Grate herausgestürzt, nach der Farbe ein offenbar erst kürzlich erfolgter Bergbruch. Nicht ohne Mühe wurde durch den engen, dadurch entstandenen Riß über etliche ganz lockere Felsstufen der Kulminationspunkt gewonnen.[1]) Von hier wurde erkannt, daß man auf dem Nordostgrat dem Gipfel ganz nahe gewesen war und oberhalb des bewußten Absturzes keine weitere Schwierigkeit bestand.« Diese Stelle kann also unter keinen Umständen mit den zwei »glatten Wändchen« identisch sein, die die vorhergehende Partie zum Verlassen des Grats gezwungen hatten. Die weiterfolgende Bemerkung, daß »im Abstieg der Hauptgrat etliche Schritte gegen Osten verfolgt wurde, um den frischen Einsturz westlich unter dem Gipfel zu umgehen und an die Aufstiegslinie anzuschließen«, läßt wohl den Schluß zu, daß die Zerstörungen des Ostgrats nicht von so ungewöhnlicher Bedeutung waren, wie später angenommen wurde.

Fünf Jahre nachher erfolgten zwei weitere Ersteigungen kurz nacheinander, von denen aber nur mündliche, durch A. Spiehler veröffentlichte Berichte vorliegen. Der Wirt und Bergführer Friedle aus Hinterhornbach, dessen Spezialität die Besteigung der Urbeleskarspitze bildet, führte am 2. August 1887 H. Reitner und am 25. August 1887 W. Seitz auf den Gipfel. Bei beiden Ersteigungen wurde nach den bestimmten Angaben Friedles, der eine ruhige und seinem ganzen Wesen nach vertrauenerweckende Persönlichkeit ist, die Nordostkante benützt.[2]) Damit ist wohl erwiesen, daß bis zu diesem Zeitpunkt diese Route sicher gangbar war. Die weitere Erzählung Friedles, daß ein handbreiter Spalt bei der zweiten Besteigung 1/2 *m* breit geworden war, läßt aber ebenso den Schluß zu, daß der Berg damals von neuen Felsstürzen heimgesucht zu werden drohte.[3])

A. Spiehler führte am 1. September 1889 die nächste bekannt gewordene Ersteigung aus; auf ihr beruht jene Schilderung in der »Erschließung der Ostalpen«,[4]) die der Zerstörung des Gipfelbaus der Urbeleskarspitze ganz ungewöhnliche Dimensionen zuweist und ausgedehnte Veränderungen der Barthschen Anstiegsroute mit

[1]) Es war also auf der Gipfellinie noch eine Graterhebung aufgesetzt, die der Beschreibung zufolge eine starke Ähnlichkeit mit dem jetzigen Kulminationspunkt besitzt. — [2]) bis [4]) Vergl. Erschl. d. Ostalpen I, S. 75.

Bestimmtheit annimmt. Um die schwerwiegenden Angaben dieses glänzenden Kenners der Hornbachkette auf ihren vollen Wert zu untersuchen, ist es notwendig, nicht die überarbeitete Behandlung des Stoffes in der »Erschließung« als Grundlage zu nehmen, sondern die unter dem ersten Eindrucke niedergeschriebenen privaten Aufzeichnungen heranzuziehen. Spiehler benützte den normalen Anstieg über die grasbedeckten Schrofen links von der Hauptschlucht und gelangte schließlich nach links zum Grat, der ins Urbeleskar nach Hornbach hin vorspringt, also ziemlich weit links von der Schlucht. »Wir stiegen weiter hinauf, Wolf bis zum Hauptgrat, ich wartete etwas tiefer; er sagte, es sei unmöglich auf dem Hauptgrat weiterzukommen. Wir gingen zurück und über die Hauptschlucht hinüber (oberhalb des Übergangs in die Schlucht dunkler überhängender Fels, höhlenartig) zu einem breiten Gesims, das mit Schnee und Gemsspuren bedeckt war; der Anschluß war etwas schwierig. Dann wieder nach links aufwärts, wobei eine besonders schwierige Stelle über steilen, wenig gestuften Fels überwunden wurde. Hierauf freier gegen den Gipfel. Wir kamen zuerst rechts vom Gipfel, dann auf dem Grat zum höchsten Punkt, der wie ein schlankes Türmchen dem etwas gehobenen Ostende aufsitzt.[1]) Auf der Ostseite blickt es hinab in einen fürchterlichen, senkrecht abstürzenden Krater, in den es hinabzustürzen droht und wohl vielleicht im nächsten Winter hinabstürzen wird. Es war nicht möglich, um das Türmchen herumzugehen. Wolf wollte mich mit Gewalt verhindern, auch nur auf diese Zinne hinaufzutreten; obgleich ich es tat, kam ich nicht weit genug vor, um den Abgrund zu übersehen. Ich legte mich rechts seitwärts vom Türmchen auf die Kante und blickte in den Krater hinab. Hier beim Gipfel trifft der von Osten kommende Hauptgrat, über den Barth heraufgestiegen war, mit dem kürzeren Südgrat zur Gipfelbildung zusammen: Hauptgrat, Südgrat und Gipfelkörper sind abgestürzt. Barth erzählt von seinem Wege und der Lage des Gipfels, Wolf sagt, daß er über den Südgrat vom Gipfel abgestiegen sei: Barths und Wolfs Weg, der ganze Gipfelkörper liegen tief unten im Wasserfallkar, wo der Blick wohl die Massen unterscheidet, aber ihr Relief nicht erkennt. Die früher begangenen Wege überspannen jetzt als gedachte Linien den Kraterkessel um mehr als 100 Schritt Durchmesser. Der ganze Rand ist zu weiterem Einsturz bereit; jedes Jahr geht etwas. Der Südgrat ist in seiner Längsrichtung mehrfach geborsten; ein Hauptspalt scheidet von seinem Körper eine Masse ab im Volumen ungefähr gleich einer Häuserreihe, die wohl nächstens in die Tiefe wandern wird. Engere Spalten sind noch zahlreicher; wir lassen kleine Steine hinab, die lange rollen.«

In erster Linie sind die stark subjektiv gefärbten Angaben Spiehlers darauf zu untersuchen, ob der Barthsche Weg wirklich durch ungewöhnliche Veränderungen unmöglich geworden sei. Spiehler selbst hat im Anstieg den Hauptgrat nicht erreicht und den Nordostgrat nicht versucht. Sein Gewährsmann, auf dessen Meldung er den Rückzug antritt, ist Erh. Wolf, dessen Zuverlässigkeit nach einer Reihe von Proben eine mehr als fragwürdige ist.[2]) Auch vom Gipfel aus wurde auf den bloßen schlimmen Eindruck des ersten Abbruchs hin der Abstieg über diese Stelle als unmöglich erklärt; daß erst der tatsächliche Versuch auch bei der schlimmst aussehenden Stelle die Frage der Gangbarkeit entscheidet, wird jeder erfahrene Alpinist zugeben. Psychologisch ist leicht erklärlich, daß Spiehler diesen Versuch nicht machte. Sein Führer Wolf wollte, wie Spiehler an anderer Stelle berichtet, überhaupt nicht an die Ersteigung der Urbeleskarspitze; sein ängstliches Gebahren auf dem Gipfel selbst dürfte auch bei einem starknervigen Mann die sonstige kühle Ruhe des Urteils stark beeinträchtigt haben. So ist die Schilderung Spiehlers kaum als ein vollgültiger Beweis für eine abnorme Änderung des Nordostgrats, ge-

[1]) Auch diese Beschreibung weicht nicht von der jetzigen Gestalt des Kulminationspunktes ab. Vergl. S. 269, Anm. 1. — [2]) Vergl. S. 261 u. 273.

schweige denn für eine Unmöglichkeit des Barthschen Anstiegs zu nehmen. Auch die Angaben über die ausgedehnten Zerstörungen auf dem ganzen Gipfel sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wieder ist ja Erh. Wolf der Gewährsmann, seine Schauermären dürften auf die augenscheinlich übertriebene Beschreibung ihren Einfluß ausgeübt haben. Zwei weitere Gründe sprechen dafür, daß die Schilderung Spiehlers auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden muß. Auf Photographien, die in jüngster Zeit aufgenommen sind, stimmen die charakteristischen Gipfelpartien durchaus mit der Barthschen Zeichnung in den »Nördlichen Kalkalpen« überein. Ferner weiß keine von den folgenden zahlreichen Partien mehr von einigermaßen erheblichen Ausbrüchen und Veränderungen zu berichten, die nach Spiehlers Angaben bald zu erwarten gewesen wären. Chr. Wolff, der am 19. August 1892 den Gipfel erstieg, betrat den Hauptgrat, kehrte aber auf die normale Anstiegsroute zurück, da er glaubte, daß ein Aufsteigen längs desselben zum Gipfel unmöglich sei; einen ernstlichen Versuch unterließ auch Chr. Wolff. Er erklärt zwar ausdrücklich, »daß der mächtige Abbruch am Gipfel und die Vorbereitungen zu weiteren Katastrophen gut sichtbar waren«. Die Konstatierung aber erfolgte von dem erreichten Punkte des Hauptgrats aus, während merkwürdigerweise etwaige Spuren von neuen Ausbrüchen auf dem Gipfel selbst keine Erwähnung finden. Die letzte Notiz über den Nordostgrat stammt von den Herren A. Hiltner und O. Matzner, die am 30. Oktober 1898 bei anscheinend schon recht ungünstigen Schneeverhältnissen den Gipfel erreichten. Die beiden Herren benützten die große Rinne im Aufstieg und kletterten nach Verlassen derselben auf der zweiten Rippe von der Rinne aus gegen die »zwei überhängenden, spitzen, westlichen Zacken des Nordgrates« empor, nach deren Umgehung die Gratschneide erreicht war. »Jäh stürzen hier die Ostwände zu dem den ehemaligen Kulminationspunkt beherbergenden Kar hinab und bieten so recht ein Bild des zerrissenen, nur auf den Absturz harrenden Gesteins. Hier ist kein Weiterkommen, denn eine tiefe Kluft trennt den Grat vom Gipfel; also zurück, um zu versuchen, wieder in die Rinne zu gelangen, die wir denn auch zirka 20 *m* über einem beim Aufstieg deutlich sichtbaren, großen schwarzen Loch erreichten. Der Weg bis zur Rinne war bei den herrschenden Schneeverhältnissen eine sehr heikle Sache.«[1]) Diese Angaben unterstützen wesentlich die Ausführungen Spiehlers, doch enthalten auch sie keine Mitteilungen über neue erhebliche Veränderungen des Bergs; eine Überwindung des trennenden Hindernisses scheint nicht versucht worden zu sein, die schlechten Schneeverhältnisse wären einem solchen Versuch jedenfalls hinderlich gewesen. — Als wir im letzten Jahre einige Tage auf dem Kaufbeurer Hause verbrachten, galt uns die Klärung der umstrittenen Frage als vornehmstes Ziel; eine Reihe widriger Umstände zwang uns leider, von unserer Absicht abzustehen. So steht die endgültige Beantwortung noch immer offen. Trotzdem aber dürfte auf Grund der vorhandenen Literatur und der heute bestehenden Verhältnisse folgendes vorläufige Urteil berechtigt sein: An der Südostflanke der Urbeleskarspitze haben seit Barths Zeiten beträchtliche Felsstürze stattgefunden, die anscheinend in den achtziger Jahren ihren Höhepunkt erreichten; ob diese den Gipfel selbst in so erheblichem Maße veränderten, wie Spiehlers Schilderungen annehmen, darf berechtigtem Zweifel begegnen. Ebenso ist kein schlüssiger Beweis dafür vorhanden, daß der Barthsche Anstieg unmöglich geworden ist, nicht einmal dafür, daß er ungewöhnliche Veränderungen erlitten hat. Erst ein energischer Versuch wird diese Frage ihrer endgültigen Lösung zuführen.

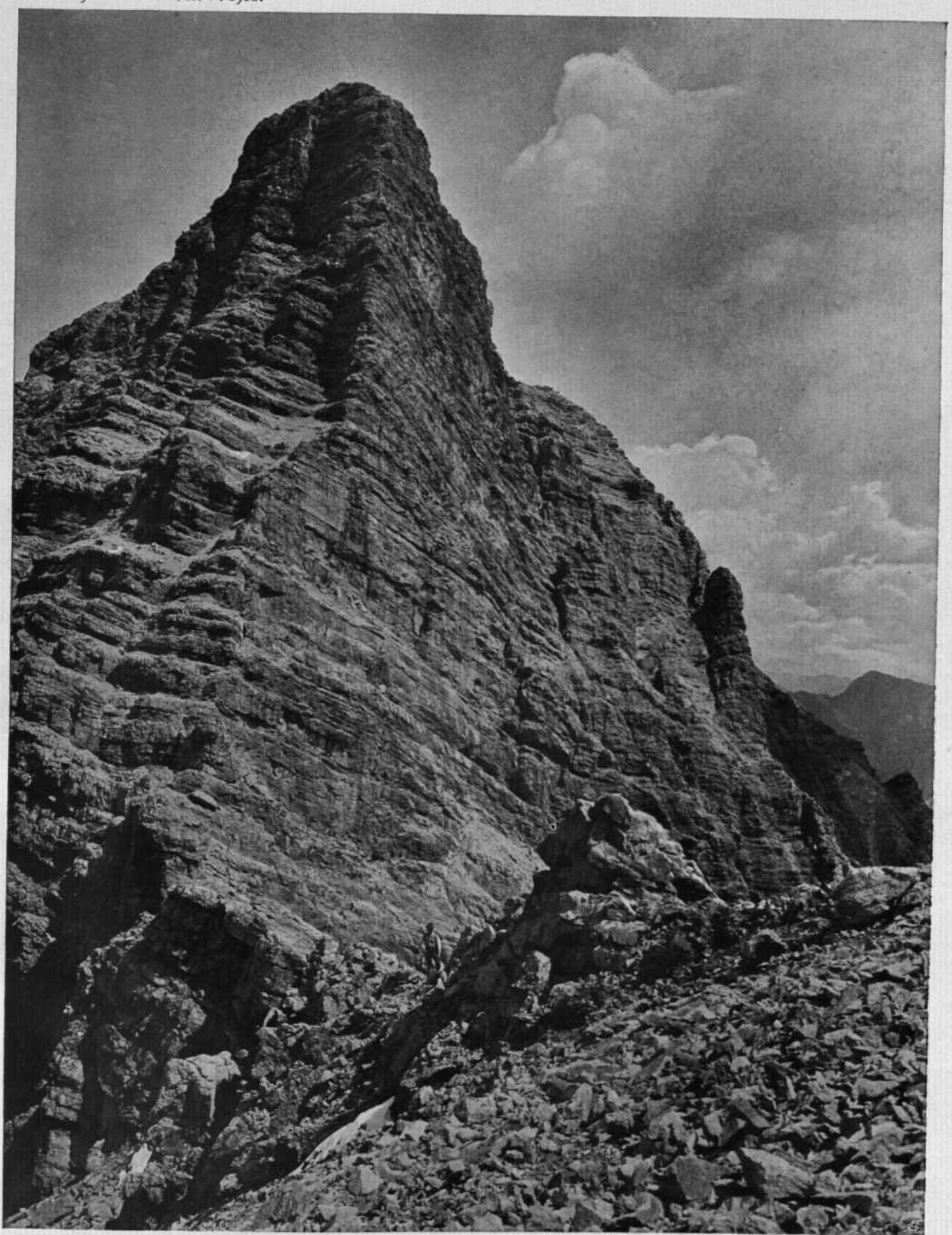
Die vollständige Begehung des Nordostgrats. Hermann v. Barth

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A. V. 1899, S. 144.

hat beim Abstiege von der Urbeleskarspitze die erste und einzige Begehung des Nordostgrats ausgeführt und im Anschlusse daran die Wasserfallkarspitze erstiegen. Er kehrte vom Gipfel bis zu jener Stelle zurück, wo er im Aufstieg den Hauptgrat betreten hatte. »Statt uns nunmehr links nach dem Urbeleskar hinabzuwenden, verfolgen wir die östliche Kante des Spitzes bis an den Punkt, wo derselbe auf den zusammenhängenden Grat der Kette aufsetzt. — Wir begegnen hier zunächst den nämlichen rauhen, abgebrochenen Stufen in größeren und kleineren Absätzen; allmählich drängen von der rechten Seite die ins Fallerkar abstürzenden Wände bis an die Schneide heran, daher ungangbaren Abfällen stets nach der linken Seite an den auslaufenden Felsrippen und in deren eingeschlossenen, geröllführenden Rinnen auszuweichen ist. Eine senkrechte, 5—6 Fuß hohe Stufe springen wir, um einen, übrigens möglichen Umweg zu vermeiden, auf den kleinen Geröllsattel hinunter, abermals geht es über Felsstufen, aber steiler und immer steiler hinab; bald stehen wir auf einem balkonartig vorspringenden Blocke über einem Absturze von etwa 30 Fuß Höhe und nur mit großer Mühe findet sich um die Schrofen der linken Seite herum ein Ausweg; abermals eine kurze bessere Strecke und wir stehen fast auf dem Sattel des Grats, aber noch über einer Felsstufe, welche zu einer völligen Rückkehr zu zwingen scheint. Die bisher immer hilfreiche linke Seite wird von einer wilden, unübersteigbaren Kluft durchbrochen, dafür scheint sich nach der rechten Seite ein Ausweg zu öffnen, aber er endet in einer mehr als mannshohen, senkrechten Stufe, über welche ein Hinabspringen der steilen, sofort wieder von Schrofenbildungen unterbrochenen Gehänge wegen unmöglich ist. In gerader Linie der Kammhöhe folgend, bietet sich die Möglichkeit, an den äußersten Felstürmen hinabzuklettern, aber nur mit großer Mühe und Vorsicht.«[1])

Der Südgrat und die Südwestwand. Der langgestreckte, mächtigste Grat des stolzen Bergs teilt mit der eindrucksvollsten Wand das gleiche Schicksal: von Barth angefangen, hat eine Reihe von Ersteigern sich teils mit der Möglichkeit der Ersteigung befaßt, teils die bestimmte Absicht gehegt, die Ersteigung durchzusetzen, niemals aber ist auch nur der Versuch gemacht worden, eine der beiden Touren auszuführen. Noch merkwürdiger ist, daß seit Spiehlers Beschreibung in der »Erschließung der Ostalpen« sich die Auffassung gebildet hat, als ob beide Anstiege früher von Einheimischen häufig benützt, ja geradezu als normale Anstiegslinien betrachtet worden seien. Es liegt nahe, daß auch die Nachrichten über die enormen Felsstürze der Urbeleskarspitze auf diese beiden Seiten ausgedehnt worden sind. Beide Annahmen halten einer gründlichen Prüfung nicht stand. Eine genaue Betrachtung der Südflanke, vor allem der Felsmassen, die an deren Fuße liegen, läßt erkennen, daß ein einigermaßen bedeutender Ausbruch auf dieser Seite weder auf dem Grate selbst noch in den darunterliegenden Wandpartien in der in Betracht kommenden Zeit erfolgt ist. Ebenso lehrt eine Betrachtung von der Wasserfallkarspitze aus, daß die Bergstürze der Ostflanke den Südgrat selbst, vor allem in den mittleren und unteren Partien sicher nicht in Mitleidenschaft gezogen haben. Die Angaben über Ersteigungen von Einheimischen schrumpfen schließlich auf sagenhafte Erzählungen und auf eine Angabe des sattsam bekannten »Gewährsmannes« E. Wolf zusammen. Zu Barths Zeiten war von einer Ersteigung auf den beiden Routen offenbar nichts bekannt; sicherlich hätte sonst der Müller Lechleitner von ihnen erzählt und Barth deren Erwähnung getan. Unser Träger berichtete uns gelegentlich, daß einheimische Gemsjäger die große Schlucht der Südwand benützten, um von der einen Seite des Südgrats auf die andere zu gelangen; bestimmtere Angaben wußte auch er nicht zu machen. Wer einmal die abschreckenden Steilwände gesehen hat,

[1]) Wegweiser, S. 446—447.



Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Urbeleskarspitze von der Schwärzerscharte aus.

wird selbst Mitteilungen mit besserer Grundlage berechtigten Zweifel entgegensetzen, namentlich nachdem nicht ein Name der »Gemsjäger« genannt wurde. So bleibt nur noch Erh. Wolf, der allerdings nach Spiehler den Berg wiederholt von allen Seiten erstiegen und dabei den Südgrat und die Südwestflanke, letztere im Abstiege begangen haben soll. Sind seine Mitteilungen an sich schon mit Reserve aufzunehmen, so ist dies hier umsomehr der Fall, da alle näheren Details der Beschreibung fehlen und er nur von einem tiefen »Sprung«[1]) spricht, der in der Südflanke auszuführen ist. Noch mehr Bedenken aber erregt, daß Wolf auf dem Gipfel der Urbeleskarspitze den »absturzbereiten Kamm« des Südgrats zu passieren sich weigerte, ebenso wie er schon an die Besteigung der Urbeleskarspitze anfänglich nicht gehen wollte.

Der Südwestgrat. Es ist merkwürdig, daß der Anstieg über diesen abschreckendsten Grat der Urbeleskarspitze, der mit seinen gelben Zähnen und seinen schauerlichen Abbrüchen von der Bretterspitze aus einen geradezu grausigen Eindruck erweckt, der erste war, der von den abnormen Anstiegslinien ausgeführt wurde.

Am 24. Oktober 1903 gelang den Herren Willi Blenk und Max Dannheimer aus Kempten die erste Begehung dieses Grats und zwar im Aufstieg und im Abstieg. Die Tour wurde am 2. Juli 1905 von den Herren Willi Blenk, Julius Bachschmied und Fräulein Johanna Drechsel zum ersten Male wiederholt. »Von der Schwärzerscharte wurde der erste Gratturm rechts umgangen und durch einen kleinen Kamin, der im oberen Teile überhängt, zum zweiten Gratturm traversiert. Nach Überklettern einiger Blöcke wurde der erste senkrechte, zirka 30 *m* hohe Abbruch angepackt. Möglichst dem Grate folgend, manchmal einige Meter links ausbiegend, kamen wir zu einer von der Scharte aus gut sichtbaren schwarzen Wand, in deren untersten Teil wir durch Steigen über Schulter und Kopf gelangten. Der weitere Teil dieser Wand, die zirka 30—40 *m* hoch sein dürfte, forderte große Gewandtheit und Ausdauer. Nach Traversierung abschüssiger Platten wurde eine Wand bewältigt, die ein Querriß durchzieht, der hangelnd genommen wurde. Bald darnach standen wir vor der letzten großen Schwierigkeit, einer zirka 50 *m* hohen, in den oberen Teilen stark überhängenden gelben Wand, die die äußerste Vorsicht und Klettertüchtigkeit forderte. Dann ging's über schöne Schuttfelder dem Grat entlang zum Gipfel. Die schwierigsten Stellen wurden im Abstieg meist durch Abseilen bewältigt«.[2]) Die Tour wurde am darauffolgenden Tage von den Herren Th. Spindler, Christmann und Fleschhut zum dritten Male ausgeführt. Sie gilt als Paradestück der Kaufbeurer Hütte und wird trotz ihrer ungewöhnlichen Schwierigkeit nunmehr alljährlich wiederholt.

Die unbedeutende Graterhebung des Zwölfers wurde am 24. August 1902 von Chr. Wolff von Hinterhornbach aus durch das Faulholzerkar erstiegen. Die Tour ist deshalb erwähnenswert, weil die prächtigen, von diesem Gipfel nach Norden ziehenden Wandpartien auf einem anscheinend wenig schwierigen Wege erklettert wurden. »Bevor der Weg in das Faulholzerkar sich hineinzieht (Baum mit Signal), verläßt man den Weg und geht schräg rechts aufwärts der Schneide des Rückens nach, welcher die westliche Begrenzung des Faulholzerkars bildet. Eine Felsstufe weiter oberhalb unterbricht den Hang, über welche man auf einem Wildpfad unschwer gelangt. Man gewahrt nun über sich abermals wandartige Felsen, die man nicht zu erklimmen braucht; vielmehr wendet man sich rechts schräg aufwärts, meist Gems-

[1]) Der »Sprung« spielt bei den abenteuerlichen, unkontrollierbaren Erzählungen E. Wolfs überhaupt eine große Rolle; es erweckt den Eindruck, als ob er einmal irgendwo in der Hornbachkette einen Sprung ausgeführt habe und nun dieses Paradestück je nach Bedarf bei dieser oder jener Beschreibung anbringe; wo dieser Sprung tatsächlich geschah, ist für die alpine Geschichte der Hornbachkette jedenfalls ohne Belang. Vergl. F. v. Cube, Die Hornbachkette. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 249. — [2]) Hüttenbuch des Kaufbeurer Hauses.

spuren folgend und gelangt unter den Schrofen hin in eine breite Rinne, welche zum Urbeleskarbach hinunter zieht und oben von massigen Felsbänken mit steilen Stufen begrenzt ist. Mehrere plattige Rippen durchziehen die obere Weitung; sie werden am besten möglichst hoch gequert bis zu einem grasdurchsetzten Rücken, der schon tiefer als der gewonnene Standpunkt ein hufeisenförmiges Loch (vom Tale aus gut sichtbar) trägt. Über dem Loch bequem den Rücken entlang und etwas rechts haltend auf die Urbeleskarseite; die erste Felsstufe wurde an einer schwarzgefärbten Stelle leicht erklettert; damit ist eine sanft ansteigende Geröllhalde erreicht. Nun geht es geradeaus auf die nächste Felsenstufe zu, woselbst eine Rinne nach kurzer Kletterei zu einer zweiten Geröllhalde führt, die ihre Materialzufuhr aus einer direkt vom Grat herabkommenden Schlucht erhält. In derselben oder links im geröllbedeckten Fels aufwärts zur Höhe des Gipfels, der lediglich eine mäßige Gratanschwellung ist, da, wo sich der Kamm Urbeleskarspitze—Wasserfallkarspitze im stumpfen Winkel anschließt«.[1]) — Vom Urbeleskar aus wurde der Zwölfer am 16. September 1905 von Fred Asal mit Bergführer J. Huber, am 21. August 1907 von Dr. L. L. Kleintjes und Dr. O. Stählin erreicht.[2])

DIE WESTLICHE UND ÖSTLICHE WASSERFALLKARSPITZE

Dieses mächtige Felsmassiv, gekrönt von einem zerklüfteten Mauerwall, wird wegen seiner abgelegenen Lage ebenso wie seine östlichen Nachbarn nur äußerst selten erstiegen. Bei Gelegenheit der österreichischen Vermessung wurde ein Signal auf den Gipfel gebracht. Hermann v. Barth war der erste touristische Ersteiger auch dieses Bergs. Nach der Überwindung des Ostgrats der Urbeleskarspitze stieg er am 3. September 1869 von der ebenen Gratschneide westlich des Zwölfers in die unterste Mulde des Wasserfallkars ab, überquerte die Hügelumwallung und wandte sich an breiten Geröllhalden jener Stelle im Bergmassiv zu, wo Rasenpartien und eine enge Kluft die Überwindung der ersten Felsstufe gestatten.

»Das Erklettern des untersten Absatzes läßt sich ziemlich scharf an, die Rasenstufen gehen bald zu Ende, man hält sich in der trümmerreichen Sohle der Kluft, muß auch hier, einmal nach der linken Seite ausweichend, auf steile, mit kaum faustgroßen Rasenpäckchen besetzte Platten hinaustreten und vollendet den Anstieg der ersten Terrasse über gebrochene, stark aufgerichtete Felsschrofen. Was als die erste Höhenstufe erschien, war nur ein Absatz derselben und neue Steinwälle heben sich empor; diese sind bereits mit zahlreicheren und größeren Grasschöpfen versehen, und da der bedeutende Neigungswinkel fortwährend abnimmt, gestaltet sich das Steigen je höher desto besser. - - Man erreicht nun zusammenhängendere Grasplätze, der Kamm des ersten Ausläufers ist erstiegen und damit die Südseite des Bergkörpers betreten. Von einem direkten Ansteigen nach seiner links gelegenen Gipfelhöhe kann jedoch noch keine Rede sein, denn die Steilwände sind in dieser Richtung noch allzu bedeutend. Nicht gar tief unter dem Fuße derselben, dem gangbaren Boden folgend, wendet man sich allmählich um die Ecke des Bergabfalls und erhält den Einblick in eine Seitenausbuchtung des Fallerkars, die an den Körper unseres Bergs hinanzieht und von ihm mit schroffen, mit Krummholz bewachsenen Felswänden umschlossen wird. Mehrere breite, schuttführende Gräben reichen bis an den Höhenrand dieser Stufe hinan, über welchen hinaus zu sehen fürs erste nicht möglich ist. Der Weg führt beständig quer am Berghange hin, dabei jedoch stark ansteigend und in dem Maße den höheren Regionen zustrebend, als der Fuß der zur Linken aufsteigenden Steilwände in dieser Richtung zurückweicht. Die Rasenpolster werden allgemach vom Schutte überdeckt, bald von demselben ganz

[1]) Privatmanuskript. — [2]) Siehe S. 288.

verdrängt, während im Gerölle ein eingerissener, mit großen Felstrümmern überworfener Graben herantritt. Letzteren, welcher noch etwas mehr Halt gewährt als der lose Schutt, wählt man nun zur Bahn. In der Rinne ansteigend sieht man sich bald wieder in einer von Felsmauern enge geschlossenen Kluft; die Eindämmungen derselben, obwohl von geringer Höhe, sind doch, namentlich linkerseits, sehr steil, während zur Rechten der stufenförmig gebrochene Fels zuweilen ein Ausweichen nach dieser Seite gestattet. Während des Wegs durch den Graben ist man selbstverständlich jedes weiteren Umblicks beraubt; um so größer ist das Erstaunen, wenn man, aus demselben auftauchend, vor sich ein neues, ausgedehntes Kar wahrnimmt, dessen Ausdehnung nach der Höhe, wo Geröllfelder mit kahlen Schrofen und Platten wechseln, noch gar nicht zu ermessen ist, während rechts eine mit mehrfachen Erhebungen versehene Gebirgskette die Hochmulde abschließt. Letztere steht groß und massiv vor Augen; doch sucht man in derselben vergebens nach den bekannten Gestalten der Hauptkette. Daß der sichtbare Kamm nicht die letztere sein könne, geht schon daraus hervor, daß er bis zu seiner Höhe schwache Spuren der Vegetation zeigt; es ist in der Tat nichts als der zweite, südöstlich gerichtete Ausläufer des Fallerkarspitzes. Der nun folgende Anstieg in gerader Linie nach der Höhe hinauf, der unwegsamen Beschaffenheit des Terrains zur Linken wegen etwas nach der entgegengesetzten Seite hin gehalten, ist äußerst langwierig und anstrengend. Fast fortwährend bewegt man sich dabei über steile Felder kompakten Schuttes, an dessen lockerer, oberen Schichte ein stetes Abgleiten stattfindet, wobei man noch bei jedem Schritte besorgen muß, auf der massiven, jeder Abstufung entbehrenden Unterlage den Halt völlig zu verlieren. Ein wahres Gefühl der Ruhe gewähren einzelne, aus dem Schutte hervortretende Felspartien, in deren Abbrüchen Hand und Fuß wieder einen sicheren Stützpunkt finden. Der höchstgelegene Geröllkessel stößt an eine gewaltig aufstrebende Steilwand, und auf ihrem Scheitel bemerkt man die hohe Stange, welche auf dem Gipfel des Fallerkarspitzes errichtet ist. Die höchste Mulde des Kars zur Rechten lassend, wendet man sich nun nach der linken Seite hinüber. Erst noch über schwachen Graswuchs gehend, bewegt man sich bald über massive, glücklicherweise nicht sehr stark geneigte Platten und erreicht, Welle auf Welle derselben überschreitend, die Kammhöhe nach dieser Seite hin zum zweiten Male. Jenseits einer schuttbedeckten Hochmulde erhebt sich die wilde Felsgestalt des dem Fallerkarspitz westlich vorgeschobenen Kopfes, in seiner Erscheinung stark an den nördlichen Seitenkopf des Hochvogel erinnernd.[1]) Auf schuttbedeckter, aus riesigen Felsblöcken aufgebauter Treppe geht es nun an der südwestlichen Kante der Gipfelspitze hinan; diese letzte Strecke ist ein stark viertelstündiger Gang über den gewohnten Felsboden der Allgäuer Gebirge und durchaus unschwierig. Der schroffe Nebengipfel sinkt bald zur linken Seite in die Tiefe und auf trümmerbedecktem Rücken wird der letzte Anstieg nach dem geräumigen, mit verwittertem Steinschotter überworfenen Gipfel zurückgelegt.«[2]) Aus dem Großkar südöstlich der Wasserfallkarspitze erstieg am 16. August 1902 Chr. Wolff den Gipfel; er gibt eine klare Schilderung des gewählten Wegs. »Das ausgedehnte Großkar ist westlich von einem Seitenkamm begrenzt, welcher eine Graterhöhung zwischen Wasserfallkar- und Schwellenspitze zum Ausgangspunkt hat. Dieser Seitenkamm, zu welchem die Geröllhalden viel höher hinaufziehen als beim Hauptkamm, hebt sich deutlich durch seine dachförmige, helle Bekrönung ab, unter welcher braun- und schwarzgefleckte Felsbänke liegen. Da wo der Nebengrat sich zu einer Gipfelerhebung aufschwingt, bemerkt man über den dicken Felsbänken grüne Flecken, zu denen man leicht Verbindungsflächen bis herab zur untersten Stufe auffinden kann. Sie zeigen den bequemsten Weg auf den Rücken des Seitenkamms

[1]) Der im Hornbachtale Elfer geheißene Vorkopf entbehrt jeder Bedeutung. — [2]) Wegweiser, S. 450—453.

und machen durch ihre gegenseitige Lage mehrmaligen Wechsel nach rechts und links nötig. Vom Sattel des Nebengrats[1]) aus diesen entlang bis zu dem Knotenpunkt, unter dessen Felsenkopf man schräg links bequem zum Hauptgrat gelangt. Aus diesem steigt die Wasserfallkarspitze mit senkrechten Wänden gegen Süden in vier Köpfen auf, welche durch tiefe, schluchtartige Einrisse getrennt sind. In zirka 15 Minuten erreicht man den Gipfel vom Hauptgrat aus, indem man teils die Gratlinie, teils die Nordflanke verfolgt.«[2])

Von weiteren Ersteigungen der Westlichen und Östlichen Wasserfallkarspitze wäre noch die von Wilhelm Lossen am 12. September 1900 zu erwähnen. Vom Eingang des Wasserfallkars stieg er über Geröll nördlich empor, wandte sich durch eine teilweise plattige Rinne nach rechts und gelangte steil durch Geröll zum Ostgrat der wildzerrissenen Westlichen Wasserfallkarspitze und über den verschneiten, teilweise vereisten Ostgrat zum Gipfel. Der Abstieg erfolgte durch eine auf der Südseite parallel dem Ostgrate herabziehende, schluchtartige Rinne (im Aufstiege wohl nur für zwei Personen möglich) und es wurde wieder der Ostgrat erreicht, über den zuerst schwierig, dann bequem zur Östlichen Wasserfallkarspitze übergegangen wurde. Die Überkletterung des Ostgrats zur doppelgipfligen Schwellenspitze mußte wegen bedeutender Abbrüche kurz vor der tiefsten Scharte abgebrochen werden; es wurde durch die terrassenförmige Südostwand der Östlichen Wasserfallkarspitze ins Großkar abgestiegen.[3]) — Fred Asal mit Bergführer A. Huber erreichte den Gipfel vom Zwölfer aus am 16. September 1905.[4])

DIE SCHWELLENSPITZE (Großkarspitze.) Wenn auch diese Erhebung nur wenig über die Kammlinie emporragt, so gehört sie doch zu den eindruckvollsten Erscheinungen der Gruppe. Die Wandbildung auf der Südseite des Bergs nimmt Dimensionen an, wie man sie in der Hornbachkette nur selten findet; auch die Nordseite fällt in prächtigen Felsstufen gegen das Hornbachtal zu ab. Über die erste Ersteigung des Gipfels lagert Dunkel. Hermann v. Barth hält den Gratübergang von der Wasserfallkarspitze her für möglich, berichtet aber nichts von einer früher ausgeführten Ersteigung. Als Chr. Wolff mit dem Führer E. Wolf und dessen Sohn am 30. August 1894 den Gipfel erreichte, fand er auf demselben einen kleinen Steinmann mit einer umgeworfenen Stange vor; eine weitere Stange fand sich auf einem nach Norden vorgeschobenen Vorgipfel. Von wem sie stammten, ob sie vielleicht von der Vermessung herrührten, ist unbekannt geblieben. Der Anstieg erfolgte aus dem Wasserfallkar zunächst zu dem südöstlichen Seitenkamm der Wasserfallkarspitze, der auch bei der Ersteigung des letzteren Gipfels erreicht zu werden pflegt. Von ihm aus wurde »der innerste nordwestliche Winkel des Großkars hoch über den Wänden im Bogen ausgegangen und dem Hauptgrat zugestrebt. Bald hat man links über sich plattiges Gestein, welches dem weiteren Vordringen scheinbar Schwierigkeiten bietet, umsomehr als das bogenförmige Ausgehen seine Grenze findet an einer unzugänglichen Schlucht, die aus dem Großkar zum Hauptkamm heraufzieht. Die unterste Platte, zu welcher man längs einer von Schichtköpfen gebildeten Wand gelangt ist, wird deshalb links aufwärts überschritten und nunmehr rechts haltend, dem Grat des Hauptkamms zugestrebt, der ohne besondere Schwierigkeiten, trotz der Platten, erreicht wird. Man überzeugt sich rasch, daß die Begehung des Grats nicht möglich ist, da derselbe zu der schon erwähnten Rinne mit Steilstufen abfällt. Ebenso leicht gewinnt man die Einsicht, daß die andere Seite gut gangbar ist. Nunmehr läßt man sich nicht mehr verführen, auf die nun folgenden Graterhebungen, die von Westen her meist leicht zugänglich sind, selbst

[1]) Diese Stelle wird auch leicht aus dem Wasserfallkar erreicht. — [2]) Privatmanuskript. — [3]) Hüttenbuch der Hermann von Barth-Hütte. — [4]) Vergl. S. 277.

zu gelangen, sondern hält sich auf der Nordseite immer so tief, daß man unter den Einschnitten hindurchkommt; denn alle Köpfe fallen nach Osten steil ab. Indem man sich so allmählich dem Ziel mehr und mehr nähert, erreicht man eine ins Faulholzerkar hinabziehende Rinne von bedeutender Ausdehnung, an deren Ausgang ein großes Felsloch am Grat sich befindet, gebildet durch einen mächtigen, auf Unterlagen ruhenden Stein. Man kann durch das Loch hindurch auf die Südseite übertreten oder noch eine kurze Strecke auf der Nordseite bleiben und dann erst auf die Südseite übergehen. Über gestuftes Gestein gelangt man in wenigen Minuten schließlich in nördlicher Richtung auf den Gipfel, der ein kleines Steinmännchen trägt.«[1])

Der Abstieg wurde nach Norden ins Faulholzerkar genommen. »Auf demselben Weg wie aufwärts gehen wir zur Scharte mit dem Fenster. Die Rinne, welche sich hinabzieht, könnte man weit hinab verfolgen. Wolf, kein Liebhaber von Rinnen, führt uns auf der linken Seite (im Sinne des Abstiegs) im Geschröfe tief abwärts, bis jenseits gut gangbares, begrüntes Terrain aufstößt. Wo diese Flecken ausgehen, reiht sich Latschengebiet an. In diesem abwärts und wieder der Rinne zu; dieselbe wird überschritten, dann geht es wieder durch Latschen und allmählich in Wald, in welchen ein schon von den grünen Flächen aus bemerkbares Weglein leitet. Hat man den westlichen Grenzrücken des Faulholzerkars erreicht, so empfiehlt es sich, schräg abwärts zu gehen, um den ärarischen Waldweg zu treffen.«[2])

Eine prächtige Kombinationstour, die wohl zu den schönsten und eindrucksvollsten, aber auch anstrengendsten im Bereiche der Kaufbeurer Hütte gehört, führte am 16. September 1905 Fred Asal in Begleitung von Bergführer Lehrer Anton Huber mit der ersten Überschreitung Zwölferkopf—Wasserfallkarspitzen—Schwellenspitze mit Abstieg nach Hinterhornbach aus. »Die Hütte um 7 Uhr 30 Min. verlassend, wandten wir uns in rein südöstlicher Richtung dem Rand des Karbodens entlang gegen eine markante schwarzgelbe Wand, welche man im Aufstiege zur Urbeleskarspitze links liegen läßt. Dort wo der zu der Wand hinaufziehende Geröllstrom in den Felsen endigt, begannen wir den Einstieg in die linke Wand. Anfangs über gut gestuften Fels gelangten wir bald zu einem wasserüberronnenen, ca. 5 *m* hohen Überhang, nach Überwindung dessen wir bald an der schwarzgelben Wand standen, in deren Mitte sich ein großes, schwarzes Loch befindet. Von dieser vertikal über glatte Platten und schuttbedeckte Steilstufen empor zum Grat, 9 Uhr 30 Min. Steinmann.[3]) Auf dem Grat sich meistens links im Sinne der Traversierung fortbewegend, gelangt man nach ca. 30 Minuten zu einer Schlucht, welche man links umgeht, um bald auf einem Gipfel (Trigonometrisches Signal) zu stehen. Den weiteren Teil des Grats teils links teils rechts lassend und über schuttbedeckte Platten kamen wir zu einer tiefen Einsattlung, nach deren Umgehung wir das Massiv der Wasserfallkarspitze betraten. Wir wandten uns sofort gegen eine markante, ca. 400 *m*[4]) hohe, breite intensiv gelbe Wand, welche wir teils auf Stufen, teils auf Schuttfeldern erreichten. Nach Umgehung derselben nach rechts steil über schuttbedeckte Platten empor zum Gipfel der Wasserfallkarspitze (12 Uhr). Der Grat bricht im weiteren Verlauf plötzlich steil ab und bildet eine klammartige, enge Schlucht, welche wir nach Absteigen (ca. 300 *m* Höhenverlust) überschritten, um steil am diesseitigen Rande wieder emporzuklettern. Durch verschiedene Kamine wieder auf den Grat gelangend, fanden wir ein Fenster in der Gratwand, welches einen reizenden Blick ins Lechtal bietet. Den Grat weiter verfolgend, erreichten wir über äußerst brüchigen Fels durch einen ca. 6 *m* hohen Kamin den Gipfel der Schwellenspitze (3 Uhr). Den Grat über stark geneigte Platten

[1]) Privatmanuskript. — [2]) Privatmanuskript. — [3]) Diese Stelle erreichten die Herren Dr. L. L. Kleintjes und Dr. O. Staehlin am 21. August 1907 auf leichterem Wege, indem sie eine unterhalb der Asalschen Anstiegsroute gelegene, von rechts nach links zum Grat emporleitende Plattenzone benützten (vom Kaufbeurer Haus aus gut sichtbar). — [4]) Diese Schätzung dürfte zu hoch gegriffen sein.

und Bänder von sehr brüchiger Beschaffenheit abwärts verfolgend, wollten wir ins Großkar nach Elmen absteigen, forcierten infolge Eintretens der Dunkelheit den Abstieg und gelangten nach ca. 60 *m* an den Rand der in das Großkar abstürzenden Wände, welche uns zum Bewußtsein brachten, daß hier ein Weiterkommen unmöglich sei. Wir stiegen nun doch wieder zum Grat empor und begannen den Abstieg ins Faulholzerkar in der Fallinie der Schwellenspitze, wobei wir zum größten Teil das kaminartige Bett eines Bachs benützten, teilweise dasselbe auch verließen und auf Schutt und Schrofen uns rasch abwärts bewegten, bis wir nach ca. 700 *m* Höhenverlust die Latschenregion erreichten, von wo wir in rein nordöstlicher Richtung ins Faulholz gelangten, durch dichte Latschenbestände steil abwärts und auf dem Jagdsteig nach Hinterhornbach (7 Uhr). Die Tour ist anstrengend und mittelschwer bis schwer.«[1])

DIE KLIMMSPITZE Der letzte Ausläufer der Hornbachkette bietet mit seinem imposanten Plattensturze eines der prächtigsten Schaustücke des Lechtals. Er dürfte lange, ehe Hermann v. Barth am 4. September 1869 den Gipfel betrat, bestiegen worden sein. Die jetzt gebräuchliche Route mag mit dem Wege übereinstimmen, den Hermann v. Barth wählte. Er erreichte von Elmen aus das Großkar. Von dessen Trümmerfeld aus wandte er sich nach dem kürzeren, noch etwas bewachsenen Geröllhang der rechten Seite, von welchem aus er nach Überschreitung eines Felsrisses an schmalen Grasbändern hinauf die Verbindung mit dem Südabfalle des Seitenzweigs der Klimmspitze oberhalb seiner Steilwände gewann und zum Sattel am Fuße des Hauptmassivs anstieg. Hermann v. Barth rät, zu dieser Strecke die Steigeisen zu benützen, und gibt als leichteren, aber weit längeren und mühsameren Weg die Überschreitung der Karmulde und die Gewinnung der Schutthänge unter den schroffen Wänden des südlichen Seitenzweigs an, bis man an den zur Höhe seines Kamms hinanziehenden gangbaren Abhang gelangt. Nach der Überwindung der Kletterei betrat Barth den flachen, grasreichen Boden des vorspringenden Kopfs und überschritt sodann den ebenen, nach beiden Seiten in steilen, jedoch gangbaren Hängen abfallenden Gratsattel. »An dessen linker Seite bemerkt man leicht den Anfang eines schmalen Steigs, welcher quer gegen rechts hinabziehend, die Erreichung der Geröllhalden des Kars über die scharfgeneigten Lehnen ohne Schwierigkeit ermöglicht. — Die Steigung des Bergrückens beginnt von neuem, und nachdem man noch eine kurze Strecke über Grasboden sich bewegt, nehmen die Felsschrofen und der rauhe Schutt überhand. Der Neigungswinkel des Hangs ist ein starker, wenn auch kein übermäßiger; über die Stufen der Schrofen, an den Rissen der Platten, Geröllstreifen und Felsklammen hinauf wird Absatz um Absatz erstiegen. Zur Linken erhebt sich die dunkle Felspyramide des Schwellenspitzes über den scharfen Zackengrat, rechts drängen jähe Plattenabstürze heran, während die Kammhöhe selbst fortwährend gangbaren Boden bietet. Die Nähe des Gipfels kennzeichnet sich durch kleine, mit Rasenpäckchen besetzte, minder abschüssige Plätze, und durch grobes Gerölle, lockerer als der bisher betretene Schutt. Bei Erreichung der sichtbaren Gipfelhöhe bemerkt man den um weniges höheren, mit dem Vermessungssignale versehenen Hauptgipfel in nordöstlicher Richtung vor sich. An schmalen Geröllbändern steigt man an der linken Seite des Grats zu einer Einsattlung desselben hinab; einzelne an den jäh abschießenden Platten festgewachsene Grasstufen erleichtern den Weg nach der Gipfelkuppe«.[2])

Den Abstieg nach Norden ins Schwellenkar führte am 30. August 1894 Chr. Wolff aus. »In dasselbe führt direkt vom Gipfel aus eine oben muldenförmig verbreiterte Felsrinne. Zur rechten Hand befindet sich eine gründurchsetzte, vom nördlichen

[1]) Hüttenbuch des Kaufbeurer Hauses. — [2]) Wegweiser S. 459—460.

Seitengrat herabkommende Rippe, links ein schwarzes Loch. Die von Hinterhornbach aus gut sichtbaren Grasflächen, die mit Latschen schwach bedeckt sich weit ins Felsgebiet hinaufziehen und von einer tieferen Kluft durchzogen sind, wurden teils in der Rinne selbst, teils mit Ausweichen nach rechts (im Sinne des Abstiegs) erreicht; einige höhere Stufen boten keine erheblicheren Schwierigkeiten. Von den Latschen aus wurde die Richtung nach links gegen die Wände der Großkarspitze zu genommen, die von hier aus ersteigbar scheint, und nach einstündiger Kletterei deren Fuß erreicht. In den Latschen wurde ein Steig angetroffen, welcher schließlich in das Rinnsal des Schwellenkarbachs an einer Wand vorbeiführt, über welche bei größerem Wasserreichtum ein Wasserfall sich ergießt, über dessen Ausflußöffnung ein mächtiger Block liegt. Auf der linken Seite wurde ein ausgedehntes Latschengebiet betreten, in dem man sich noch längere Zeit in der Höhe halten muß, bis man ein freies, bis in die Waldregion herabziehendes Tal und den ärarischen Waldweg trifft, der ins Tal hinableitet.«[1])

EINE WOCHE IM GEBIET DES KAUFBEURER HAUSES

16. August 1907. Der letzte Schlemmertag neigt seinem Ende zu. Das Wetter ist trostlos; Regengüsse vom feinsten Schnürlregen bis zum reinsten Wolkenbruch fesseln uns an Molls behagliche Gaststube. Der Vormittag hatte uns die etlichen Sehenswürdigkeiten von Elbigenalp gezeigt, das wirre Durcheinander von Schädeln und Knochen im Beinhaus, die grotesken, manchmal überraschend keck und sicher hingeworfenen Skizzen des alten Totentanzes hatten unserer kleinen, stark mit Philologen durchsetzten Gesellschaft manchen Anlaß zu geistreichen Bemerkungen gegeben, die in anderer Stimmung kaum gefallen wären. Der Nachmittag bringt kurzes Aufklaren; weißer Neuschneeschimmer glänzt aus den Wolkenschleiern herab, die hartnäckig an den Gipfeln hängen. Der Entschluß, am nächsten Morgen aufzubrechen, braucht lange Zeit zur Reife; als er fest geworden ist, erzeugt er eine emsige Geschäftigkeit. Freund Otto Stählin, dem die verantwortungsvolle Rolle zugefallen ist, für des Leibes Atzung zu sorgen, fabriziert, von Freund Kleintjes' emsiger Hausfrau unterstützt, manch treffliches Kochrezept; ein anderer Teil besorgt in Molls Kaufladen die nötigen Grundlagen für die Durchführung des schweren Amtes. Freund Kleintjes selbst schleppt ganze Kästen seines kostbaren photographischen Materials herbei und tut nur zuweilen die bescheidene Frage, ob seine paar Dutzend Platten auch reichen würden. So häuft sich bald ein Berg von Ausrüstungsgegenständen genießbarer und ungenießbarer Art in Molls behaglicher Stube; als Mittelpunkt ragt die Freude und der Stolz unseres biederen Begleiters Sauerer, vulgo Sauerle hervor, ein gewaltiger photographischer Apparat, 18×24, mit Plattenausrüstung und Stativ rund 40 Pfund schwer. Die Lasten werden sorgfältig verteilt; bald stellt sich heraus, daß sie für unsere kleine Karawane von vier Touristen viel zu schwer seien; denn unser Träger ist durch den Apparat reichlich beschäftigt und für acht Tage Proviant und Ausrüstung allein über den Hauptkamm der Hornbachkette hinüberzuschleppen, sind wir »alte Herren« doch zu bequem geworden. Also ein zweiter Träger: wie er heißt, weiß ich nicht; er ist der Schäfer von Elbigenalp. Ein stiller, schweigsamer Bursche, der seine Pfeife kaum aus dem Munde bringt. In der Höhe von 1600 *m* ab ist er in seinem Leibrevier gut zu Hause, ein totsicherer Gänger auf schlechtem Gestein, von eiserner Ausdauer und Gesundheit; im Tale oder im fremden Gebiet macht ihm die Orientierung noch etwas zu schaffen. So kommt es ihm gar nicht darauf an, von Hinterhornbach, wenn er ins Lechtal will, taleinwärts zu rennen. Er ist sofort zu haben und läßt sich ge-

[1]) Privatmanuskript.

duldig die vielen schweren Packen und Päckchen mit stumpfen und eckigen Kanten in seinen gewaltigen Rucksack pfropfen, bis endlich die Schnüre sich kaum über den weitgewölbten Inhalt zu schließen vermögen. Alles ist mit den emsigsten Vorbereitungen beschäftigt; ich revidiere nocheinmal die paar Instrumente, die ich mitgenommen. Nur Herr Jan van Blommesteen oder Mister Janemann, wie wir ihn der Kürze halber hießen, pfeift und ist wie immer bei dieser Arbeit selig. Das Leben scheint ihm rosig; wegen »angegriffener Lunge« hat ihn sein heimischer Arzt auf ein Jahr in die Alpen gesandt; nun freut er sich seines »angegriffenen« Daseins und rennt uns alte Bergsteiger halb zu Tode. Der Abend verläuft ziemlich schweigsam; für morgen ist der Aufbruch zeitig angesetzt und das Tagwerk der nächsten Woche läßt eine ausgiebige Nachtruhe angezeigt erscheinen. Einer nach dem andern verschwindet, nachdem er kurzen Abschied von den Freunden genommen, die morgen südwärts wandern. Sogar Sauerle, der eine innige Anhänglichkeit zur Bauernstube Molls besitzt, hat sich in anerkennenswertem Pflichtgefühl von seinen »Hörern« losgerissen.

17. August 1907. 5 Uhr früh. Der Regen ist leiser geworden; wie ich zum Fenster trete, liegt Nebel über dem ganzen Tal; er trägt den eigentümlichen hellbläulichen Schimmer, der das baldige Durchbrechen der Sonne verspricht. Unsere Karawane ist bald vollzählig. Schweigsam erwarten uns unsere beiden Träger. Als letzter erscheint Freund Kleintjes; er hat als glücklicher junger Vater von wenigen Monaten den ausreichenden Entschuldigungsgrund eines rührsamen Abschieds für acht Tage. Schwerbepackt wandert nach kurzem Frühstück unser kleines Heer die Straße nach Elmen. Als die Sonne wirklich die ziehenden Nebelschwaden zerreißt, blinkt weißer Neuschnee bis zu 1800 *m* Höhe herab. Seine untere Grenze weicht unter ihren Strahlen zusehends zurück, in den oberen Mulden scheint die Schneedecke ganz erheblich zu sein. Die Luft wird unheilverkündend schwül, die Nebel ballen sich wieder zusammen; als wir den Eingang des Haglestals erreichen, fallen die ersten Tropfen. Wir halten eine kurze Rast; unsere schwer bepackten Träger benützen die Gelegenheit, einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Der kurze, tobelartige Ausgang des Haglestals ist bald auf dem kleinen, markierten Steiglein umgangen; wir treten wieder in das eigentliche Tal ein. Es ist von seltsamer Art. Schon in den unteren Partien fällt die eigenartig regelmäßige Anordnung zwischen den hochragenden Seitenkämmen auf; Stufe an Stufe scheint emporzuleiten, ihre Linien zeigen eine merkwürdig abgerundete Form; im Aufwärtssteigen sinken die scheinbaren Stufen zurück; es ist eher, als ob Mulde an Mulde in rundlichen Formen sich aneinanderreihe. Als wir höher oben das ganze stark, aber gleichmäßig ansteigende Tal — es hat auf eine reine Länge von etwas über 3000 *m* eine Höhe von 1000 *m* — überschauen, erscheint es uns wie ein riesiger Schlauch, der vom Lechtal zum breiten Luxnachersattel emporleitet. Vom rechten Seitenhang erst eröffnet sich der ganze eigenartige Charakter des Tals; in seiner verhältnismäßig breiten Sohle sucht man vergebens den starken Bach, den man vermuten würde; tief unten erst läuft eine schwache Quelle aus uraltem, zusammengebackenem Geschiebe. Merkwürdig berührt in der einsamen Gegend das Fehlen des Bachrauschens; es erzeugt eine öde, leblose Stimmung. Das Hochtal verengert oder erweitert sich nicht wie andere Täler nach der Höhe zu, ist nirgends tiefer eingeschnitten; in der gleichen regelmäßigen Breite endet es im Sattel des westlichen Seitenkamms. Seinen Boden bedeckt das schüttere Grün der Hochregion, die Schuttströme des Felsgebiets fehlen. So trägt das ganze Tal noch vollständig die ursprünglichen Formen jener Zeit, als ein mächtiger Eisstrom über die Höhe des Sattels hinweg sich in das Lechtal wälzte; wie muß der Anblick prächtig gewesen sein, als über die jähen Plattenschüsse, mit denen die rechts über uns sich öffnenden Kareingänge zum Haglestal abbrechen, zerborstene



Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Bruckmann aut. et impr.

Schwellenspitze und Zwölfer von der Schießmauer.

Eisbrüche sich auf die schimmernden Massen des Hauptgletschers ergossen. Am kleinen Hirtenhüttchen des Rastegg holen wir unsere beiden Träger ein, eine kurze Rast tut ihnen und uns wohl. Das Wetter scheint wieder besser zu werden; durch die ziehenden Nebelschleier eröffnen sich reizvolle Ausblicke auf das Lechtal und auf die gegenüberliegenden Seitentäler des Lech. Es ist merkwürdig, wie hier alles die Spuren der ehemaligen Vergletscherung trägt. Als wahre Schulbeispiele von Trogtälern schimmern sie herüber; ihre Sohlen liegen hoch über dem Lechtal; in einer unvermittelten Stufe heben sie sich aus ihm empor, um dann in ganz geringer Steigung sich fortzusetzen; tiefe Klammen hat der Bach in die Schwelle gesägt, um den Niveauunterschied auszugleichen. — Wir unterziehen das bescheidene Inventar des Hüttchens einer kleinen Musterung; ein zerschlissenes Büchlein fällt uns in die Hände; als wir es öffnen, starren uns seltsame Hieroglyphen entgegen. Jede Seite schmückt ein blattförmiges Gebilde, in dessen Mitte Namen, in dessen Rand aber eigentümliche Ausschnitte in geheimer Bleistiftschrift eingetragen sind. Wir »Studierten« zerbrechen uns den Kopf; Sauerle und der Schäfer schauen uns schmunzelnd zu; endlich geben sie uns des Rätsels Lösung: Die Hieroglyphen besitzen Duplikate — in den Ohren der Schafe, die massenhaft in den Karen der Hornbachkette weiden. Besitzer und Hirten brauchen nur einen vergleichenden Blick zwischen der Herde und dem »Inhaltsverzeichnis« zu tun und jede Verwechslung ist ausgeschlossen. Das Duplikat wird in die Ohren der Schafe eingeschnitten — eine zwar einfache, für die lebendigen Hieroglyphenträger aber jedenfalls unerfreuliche Prozedur. — Der Weg wird steiler, je näher wir der untersten Schwelle des Kareingangs kommen. Die Temperatur sinkt empfindlich; öfter und öfter streifen uns die Nebelschwaden, die auf- und niedersteigen; wir treffen die ersten vereinzelten Spuren von langsam vergehendem Neuschnee; als ein Windstoß die Nebelhaube an den Wänden der Bretterspitze hebt, sehen wir alle Unebenheiten mit schweren Neuschneemassen bedeckt. Als wir aufatmend den Rand der untersten Karschwelle betreten, fallen feuchte Schneeflocken langsam zur Erde. Wir halten einen kleinen Kriegsrat; ursprünglich hatten wir im Sinne, über den Südgrat die Bretterspitze zu erreichen und von ihr aus womöglich zu photographieren, dann zum Kaufbeurer Haus abzusteigen. Das drohende Wetter, der voraussichtliche Mangel an Aussicht, ferner die Rücksicht auf unsere schweren Lasten, veranlassen uns, die ursprüngliche Absicht aufzugeben. Über die Gliegerscharte führt ja ein schöner, gebahnter Weg auf die Nordseite; er ist noch nicht vollendet, über seinen jetzigen Zustand hatten wir nichts Bestimmtes im Tal zu erfahren vermocht, aber in unserer neuen Karte steht er deutlich eingezeichnet; mit ihrer Hilfe kann es uns nicht schwer werden, uns zurechtzufinden. — Wir schwenken nach links ab, der oberen Schwelle zu, die den innersten Winkel des Kars abschließt. Ich habe einige Ablesungen an den Instrumenten gemacht und bin etwas zurückgeblieben. Kaum bin ich ein paar Schritte in den Karboden eingetreten, bietet sich mir ein seltsames Bild. Es ist, als ob die kleine Barriere des niedrigen Rands sich wie eine Grenzscheide zwischen unsere bisherige und folgende Tätigkeit des heutigen Tags geschoben hätte, wie eine Grenzscheide auch gegen den weiten, wenn auch von Nebeln teilweise verhüllten Ausblick zu den Wohnstätten der Menschen. Von beiden Seiten drohen finstere, schwarze Wände herab, wenn die düsteren Wolken sich heben; im Kessel selbst liegt tiefer, blendend weißer Schnee. Als ich die kleine Karawane, voran die schwerbepackten Gestalten unserer Träger, langsam sich Bahn brechen sehe, nimmt die Situation einen fremdartigen, fast exotischen Charakter an; gewaltsam muß ich meine Gedanken zusammenrütteln, um mich wieder zu ernüchtern. Ein schmales Steiglein leitet die steilen Geröllhalden zu der kurzen Steilwand der Gliegerscharte empor; unvermittelt endet es an der Wand. Wir blicken suchend an den glatten, mit langen Eiszapfen behangenen Platten empor, da fällt plötzlich unser

Blick auf ein einsames Zeltdach hinter uns an den Geröllhalden der Bretterspitze. Wir rufen mehrmals, erhalten aber keine Antwort; das schlechte Wetter scheint die Wegarbeiter ins Tal getrieben zu haben; auf Auskunft haben wir also nicht zu rechnen, aber wenigstens haben wir die Beruhigung, daß sie schon auf dieser Seite sich befinden, wir also auf der Nordseite wahrscheinlich auf einen wohlangelegten Steig zu rechnen haben. Die Stelle, wo wir uns befinden, stimmt nicht mit jener überein, an der der Pfad der Karte nach in die Felsen führt. Wir beschließen trotzdem anzupacken. Freund Kleintjes wendet sich einem Bande zu, das rechts in die Felsen leitet; es ist schwieriger, als wir geglaubt haben, die Eis- und Schneeunterlage macht sich unangenehm bemerkbar. Ich scheue die Verantwortung für die zwei Kameraden, deren Leistungsfähigkeit wir nicht kennen, und für die schwerbepackten Träger, die mit ihren ungefügen Lasten in ihrer Bewegungsfreiheit stark beeinträchtigt sind. Auf meine Bitten wirft Kleintjes Stählin und Mister Janemann das Seil zu; ich verbinde mich mit Sauerle; der Schäfer will zuerst um keinen Preis sich den »Strick« umbinden lassen und kommt mit dem unvermeidlichen Einwand des Neulings, daß ein Sturz alle mitreißen müsse. Als wir energisch werden, folgt er; später ist er stolz, am Seile gehen zu dürfen und zeigt sich recht geschickt. Das Einstiegsband hat eine unangenehme, weit vorspringende Ecke; als ich Sauerle nachkommen lasse, verhängt er sich richtig mit seinem Rieseninstrument an ihm; da tauft er zum ersten Male seinen photographischen Stolz mit dem unschönen Namen »verfluachta Saukaschten«. Nach dem Bande geht es unerwartet gut weiter; die Spuren der Bearbeitung mehren sich, wir finden einige zurückgelassene Werkzeuge. Überraschend schnell langen wir bei den etwas vorausgeeilten Freunden an, die auf der Gliegerscharte neben einer kleinen Feldschmiede sitzen. Es ist ungemütlich kalt und heftige Windstöße machen den Aufenthalt wenig freundlich. Unsere erste Frage gilt deshalb dem Weiterwege; wir hatten erwartet, einen bequemen Steig ins Urbeleskar hinab zu treffen. Die starken Schneewehen am Grate versprechen nichts Gutes; so meldet auch Kleintjes, daß er bei einer kurzen Orientierung keine Fortsetzung des Wegs habe finden können. Wir ziehen die Karte zu Rate; nach ihr müßte ein breiter Steig direkt von der Scharte ins Urbeleskar hinunterleiten; wir probieren eine kurze Strecke, merken aber bald, daß die Felsen steiler und steiler werden, bis endlich ein starker Abbruch im Nebel scheinbar sich ins Unendliche verliert. Uns dämmert die Erkenntnis, daß unser Tagwerk noch lange nicht beendet ist. Von der Scharte führen seitwärts schmale Felsbänder in die Flanken der Gliegerkarspitze hinein; die starke Schneebedeckung erfordert erhebliche Vorsicht. Nach kurzer Zeit überzeugen wir uns jedesmal, daß von einer Wegspur nicht die Rede sein könne. Ich blicke suchend umher und glaube, eine Strecke höher auf dem Rücken, der zur Gliegerkarspitze emporführt, jene kaum merkbare Modellierung im Schnee zu sehen, die ein tiefverschneiter Weg der Oberfläche zu verleihen pflegt. Als wir emporgestiegen sind und mit dem Pickel ein Plätzchen säubern, scheint tatsächlich eine von Menschenhand bearbeitete Stelle uns entgegenzuleuchten. Der schönste Genuß des Bergwanderns, die Lust am Suchen und Finden in unbekanntem Terrain, ist in mir erwacht; ich erbitte mir die Führung. Das ist nun ein seltsames Wandern; an jeder Wendung ein Besinnen und Tasten im tiefen Schnee, an manchen Stellen des Zweifels das untrügliche Mittel des Ausarbeitens des Wegs; die Karte zum Wegsuchen zu benutzen, haben wir längst aufgegeben, doch zur Orientierung leistet sie uns wertvolle Dienste. Wir queren steile Schneerinnen; der locker auf altem Winterschnee aufliegende tiefe Neuschnee läßt uns fast Lawinengefahr befürchten, die im Nebel verschwimmende Fläche täuscht uns jähe Abbrüche vor, wo harmlose Mulden enden. Als endlich in der Tiefe gleichmäßig geneigte Geröllfelder unter der Schneedecke hervorlugen und deutlich das Zickzack des breiten Wegs unverkennbar zu

uns heraufgrüßt, sind wir herzlich froh; wir sind etwas abgespannt von den Eindrücken des ersten Tags, den wir als harmlosen Bummel uns gedacht hatten; und doch freuen wir uns, daß er uns mit seinen »Schikanen« den ersten Vorgeschmack von unerwarteten Schwierigkeiten hatte kosten lassen. Eine fröhliche Abfahrt über lange Schneefelder bringt uns aus dem kalten und drückenden Bereich des Nebels; als wir seine untere Grenze erreichen, liegt wie ein Kleinod der schmucke Steinbau unseres Ziels in der Tiefe vor uns; Sauerle vollführt trotz seines schweren Kastens einen übermütigen Wettlauf mit mir, bis wir schnaubend und pustend vor dem Eingang stehen. Schutzhütten sind wie Menschen, die wir neu kennen lernen; man steht sich zuerst fremd und kalt gegenüber; ob man Sympathie oder das Gegenteil empfindet, entscheidet sich ja bald; doch der schönste Genuß ist das langsame Kennenlernen der Licht- und Schattenseiten und das Eingewöhnen auf die Eigenarten. Wir kommen am selben Nachmittag noch ziemlich weit in unserer Bekanntschaft. Gerne haben wir alle unsere schweren Lasten abgelegt; die Kochvorräte verschwinden im Keller, wo sie sorgfältig aufgestapelt und als unser Eigentum gekennzeichnet werden. Freund Kleintjes' erste Sorge, die der Tauglichkeit des unterirdischen Raums für Plattenwechseln gilt, ist bald zur Zufriedenheit behoben. Als dann Freund Stählin seines Amts zu walten sich anschickt und behagliche Wärme sich in der kleinen Küche verbreitet, dampfende Teller und Tassen vom kleinen Tische locken, da breitet sich bald die gemütliche, nur mehr wenigen bekannte Stimmung aus früheren Zeiten des Alpinismus aus, die mit den unbewirtschafteten Hütten unzertrennlich verbunden ist; wir haben zugleich unsern Lieblingsraum in der Hütte gefunden. — Der Schäfer ist nach seiner Entlohnung schmunzelnd talabwärts verschwunden. Im anregenden Geplauder vergeht der Abend; wir suchen zeitig unser Lager auf; ein Berg von Decken wird aus der ganzen Hütte herbeigeschleppt; wie wir in behaglicher Wärme dicht in die ausgezeichneten Wollenhüllen eingewickelt der Nachtruhe entgegendämmern, ist unser einziger Wunsch: »O wenn es nur immer so bliebe!« — Moral und Wissensdurst gedeihen nicht auf warmem, behaglichem Pfühle. Um Mitternacht weckt mich auf einmal Freund Kleintjes bettnachbarliche Stimme: »Enzian, horch nur das Gebrumme über uns, das muß ja ein kolossales Elmsfeuer sein; wollen wir nicht aufstehen und uns die Geschichte ansehen.« Ich versuche zuerst meinen Nachbarn zu beschwichtigen: »Das ist höchstens der Sauerer über uns, der schnarcht.« Ich erwecke damit nur einen Sturm der Entrüstung und muß mich schließlich selbst von der Richtigkeit der Erklärung meines Nachbarn überzeugen; es ist ein Zischen und Sausen und Brummen, das aus allen Winkeln und Ecken des Hauses zu kommen scheint; ich habe das Phänomen des Elmsfeuers nicht allzuselten zu beobachten das Glück gehabt — das damalige dürfte aber das größte gewesen sein. Lange Zeit hörten wir ihm zu; gesehen hat es von uns keiner.

18. August 1907. Das war ein herrlicher Vormittag. Wie waren wir überrascht, als blendende Helle aus den Ritzen der verschlossenen Läden uns Langschläfer weckte! Hurtig schlüpften wir in die Kleider und traten vor die Hütte. Noch lag kaltes Grau im sonnenlosen Kessel des Urbeleskars; aber von der machtvollen Pyramide des Hochvogels über dem Hornbachtale drüben leuchtete uns ein prächtiger Sonnentag entgegen. Sonnenschein lag auch über den kleinen, wenigen Häuschen von Hinterhornbach, das tief zu unseren Füßen liegend eines der reizvollsten Schaustücke des Kaufbeurer Hauses bildet. Die Luft war von jener durchsichtigen Reinheit und Frische, die sie nur nach längerem Regenwetter zu zeigen pflegt; es schien, als ob der Aufruhr der gestrigen Nacht alle bösen Wettergeister aus den Bergen verjagt hätte. Unser Kriegsrat war bald beendet; daß der heutige Tag für unsere wichtigen photographischen Zwecke ausgenutzt werden mußte, war uns allen klar; Freund Kleintjes

künstlerisches Auge aber haßt die groben Effekte des frisch gefallenen Schnees; er bat uns deshalb, wenigstens die Gipfelaufnahmen auf den Nachmittag zu verschieben. Um aber die Zeit doch auszunützen und Karaufnahmen zu bekommen, beschlossen wir, auf den westlich der Hütte liegenden Rücken der Schießmauer zu wandern. So kamen wir zu einem herrlichen photographischen Bummelvormittag. Da wir Sauerle in aller Frühe zur Erneuerung unseres Brotvorrats und zur Besorgung von Briefen nach Hinterhornbach geschickt hatten, mußten wir den schweren Apparat selbst schleppen. Unser Weg war nicht weit; der Anblick aber war so wundervoll, daß wir jedem Besucher des Kaufbeurer Hauses den kurzen Bummel anraten können.

Das wildeste Kar der Hornbachkette, das Bretterkar, in das nur äußerst selten des Menschen Fuß sich verirrt, lag nur durch eine tiefe, unüberschreitbare Steilschlucht von uns getrennt jenseits unseres Standpunktes. Es ist eigentlich verfehlt, von einem Kar zu reden, denn das eine Hauptkar, das entsprechend den übrigen regelmäßig angeordneten Karen der Hornbachkette zu erwarten wäre, ist augenscheinlich durch die zerstörenden Kräfte der Erosion vernichtet; die ehemalige Karschwelle läßt sich nur mehr an wenigen Stellen erkennen; die große Karmulde selbst ist aufgelöst in eine Menge kleiner, regellos angeordneter sekundärer Kare. Deutlich ist zu erkennen, welche wichtige Rolle die perennierenden Schneefelder bei der Entstehung der Hochmulden spielen. Wir traten soweit als möglich auf den Eckpfeiler unseres Rückens hinaus und sahen erst, wie ungeheuerlich die Zerstörung in diesem weltverlorenen Winkel ist. Breite Spalten durchziehen auch unseren Rücken und weitklaffende Löcher, von Felsbogen überwölbt, bieten einen überraschenden Ausblick auf die glattgefegte, gelbrötliche Kehle der Steilschlucht. Als die Sonne in überraschend kurzer Zeit mit den Neuschneemassen aufräumte, hub Kleintjes ein fleißiges Photographieren an; ich machte mir meine Notizen über die seltene, interessante Karlandschaft; Freund Otto gab sich dem Zwecke seines Aufenthalts in der Hornbachkette hin, als den er vorderhand noch »das für einen alten Mann einzig richtige Ausruhen« bezeichnete; Mister Janemann aber pfiff und aß. --

Jetzt sitzen wir wieder in der Hütte und warten auf unseren Sauerle. Wir haben einiges Bedenken, ob er sich rechtzeitig vom »Sonntagsfrühschoppen« in Hinterhornbach loslösen kann, zumal dessen spärliche Bewohner noch selten von seinen Heldentaten zu hören bekommen haben. Musterhaft und treu, wie er bisher sich gezeigt, kommt er eben um die Ecke gebogen; so kann er nach kurzer Rast wieder den schweren Apparat aufhucken, an dem wir nach den kurzen Erfahrungen des Vormittags schon reichlich genug haben. Wir haben Post bekommen; in Stählin regt sich jene unselige Schreiblust, die ihn in der Hochregion beim Anblick von Geschriebenem leicht befällt; als Folgeerscheinung häuft sich ein stattliches Päckchen von Karten und Briefen vor ihm auf. Wir warten gerne, bis er endlich fertig ist; der »Ruhebedürftige« brennt ja vor Begierde nach neuen Taten. Es gilt der Gliegerkarspitze.

Schön wie der Vormittag hat sich auch der Nachmittag gestaltet. Reizvoll war die Wanderung im herrlichen Sonnenschein auf dem von gestern her bekannten Weg zur Gliegerscharte. Nunmehr, wo der ausgezeichnet angelegte Steig vom Neuschnee großenteils befreit war, staunten wir über die große Veränderung im Vergleiche zum vorigen Tag; manch sorgendes Wort galt den Gefahren, die der den Witterungseinflüssen ausgesetzte, auf der Nordseite so hoch gelegene Steig unerfahrenen Bergsteigern namentlich in der Früh- und Spätsaison bringen könnte. Wir zogen wieder die Karte heraus und konnten jetzt deutlich die Abweichungen des dort eingetragenen Pfads feststellen; vorsichtshalber trugen wir den richtigen Verlauf in unsere Karten ein. Die Scharte selbst war nunmehr ausgeapert; freundlich, von der Sonne hell bestrahlt, lag das düstere Schneetal von gestern zu unseren Füßen. Über leichten Fels hatten wir bald den Vorgipfel der Gliegerkarspitze erreicht. Eine

wilde Zackenreihe spannte sich zu dem schneidigen Hauptgipfel hinüber; seine Schwierigkeit war vom bloßen Ansehen schwer richtig einzuschätzen; deshalb beschlossen Kleintjes und ich, zunächst allein möglichst rasch hinüberzuklettern. Wir verbanden uns durch das Seil und stiegen über ein steiles Wändlein in die Kluft eines an den Vorgipfel angelehnten Zackens hinab; luftig aber leicht leitete uns der Grat bis zu einem jähen Aufschwung, der bald durch Abwärtsklettern in eine Rinne der Nordflanke und Wiederaufwärtsklettern auf die Schneide überwunden war. Als wir wieder auf der Höhe auftauchten und zu unseren Freunden hinüberblickten, sahen wir Sauerle melancholisch auf unsere Bahn herabblicken. Wir waren uns plötzlich der schweren Schuld bewußt, daß wir ihn, der doch das Gebiet kennen lernen sollte, schnöde zurückgelassen hatten; keiner von uns wußte den Grund für die Unterlassungssünde anzugeben, die wir wirklich als ein Unrecht an dem wackeren Mann empfanden. Wir standen bald an der großen weißen Platte, die uns vom Vorgipfel aus als das Haupthindernis erschienen war, deren Überwindung sich aber als lächerlich leicht gestaltete. Noch ein kurzer, brüchiger Grataufschwung und wir standen nach einigen wenigen Sprüngen auf dem Gipfel. Unser Aufenthalt war nur kurz. Freund Kleintjes zog es zurück zu dem Riesenkasten, der auf dem Vorgipfel neben unseren Gefährten stand; ich selbst war mißmutig, daß wir ihnen den Genuß der prächtigen Kletterei versagt hatten, und machte meinem Gefährten den Vorschlag, ich wolle noch einmal mit der übrigen Partie herüberklettern, während er nach Herzenslust vom Vorgipfel aus photographieren könnte. — Rascher noch als beim Herweg hatten wir die trennende Gratstrecke hinter uns. Wie freuten sich die »Hinterbliebenen«, als wir ihnen meinen Entschluß mitteilten. Ich verband mich mit Freund Otto, für den ich die spezielle Verantwortung trug, am Seil, Sauerle nahm Mister Janemann. Da ich die Strecke schon genau kannte, kamen Otto und ich rasch vorwärts; wir warteten an der Stelle, wo nach einer schmalen Gratschneide in die nördliche Gratflanke ausgewichen werden mußte, und sahen unseren Nachfolgern zu; Sauerle kletterte sicher und mit jener ruhigen Vorsicht, die an Führern so zu schätzen ist. Hinter ihm aber kam — wir trauten kaum unseren Augen — Mister Janemann, aufrecht, die Hände in den Hosentaschen, über den schmalen Grat und pfiff — das waschechte Bild des »talentierten Anfängers«. Wir erreichten glücklich den Gipfel und ebenso glücklich den Vorgipfel, auf dem Kleintjes inzwischen fleißig photographiert hatte. Als alle Arbeit beendet war, konnten wir uns voll dem Genusse des herrlichen Spätnachmittags hingeben. Die Aussicht war prachtvoll, die Luft so rein und klar, daß auch von den fernsten Bergen noch Details erkennbar waren; die Sonne schien warm auf die breite, bequeme Fläche und faul hingerekelt genossen wir die friedliche Ruhe. Eben als wir uns zum Aufbruche entschlossen, stieg langsam im Norden hinter den langgestreckten Bergketten eine Kugel empor, die in den Sonnenstrahlen im hellem Glanze leuchtete; wir erkannten bald, daß wir den seltenen Anblick eines Luftballons im Gebirge schauten. Ein eigenartiges Gefühl nahm uns gefangen; es war, als ob mit der ungewohnten Erscheinung ein Stück der lauten Welt in unseren Gedankenkreis getreten wäre, von der wir nun schon mehrere Tage abgeschlossen waren, als ob eine unsichtbare Brücke uns mit den Insassen der kaum sichtbaren Gondel verbände. Unsere Ruhe war verschwunden, unser ganzes Denken und Sprechen beschäftigte sich mit dem seltsamen Gebilde, das so feierlich und still in den sonnendurchglänzten Abendhimmel emporstieg. Langsam sank der gelbe Ball wieder der Erde zu; als er hinter dem Bergkamm versank, war auch die unsichtbare Verbindung mit dem Leben in der Ebene draußen zerbrochen; wir wandten uns wieder ganz unserm stillen Dasein zu, dessen Ideen und Begierden zur Zeit so eng umgrenzt waren, und bildeten wieder die kleine beschauliche Gemeinschaft, die einsam den ruhigen, schönen Abend auf den Bergen genoß.

In übermütiger, kindlicher Fröhlichkeit sprangen und fuhren wir den vertraut gewordenen Weg zu unserem Heim hinab.

Jetzt sitzen wir in geschäftiger Tätigkeit in dem behaglichen Raum; wir fühlen, wie die Gewohnheiten einer kurzen Spanne Zeit in der Einsamkeit die Menschen zu einem abgerundeten Gemeinwesen voll Harmonie zusammenschließen, mit gemeinsamen Freuden, sorgfältig verteilten Pflichten und Aufgaben; die wichtigste liegt nach unseren Begriffen zur Zeit in den Händen Freund Stählins, unseres Kochs.

19. August 1907. Früh 5 Uhr. Heute haben wir ein langes Tagewerk vor uns; wir wollen, um mit der zeitraubendsten und anstrengendsten Aufgabe fertig zu sein, heute den östlichsten, entlegensten Teil unserer Gruppe aufsuchen. Mein Aneroid ist stark gesunken, die Luft ist eigen schwül und stoßweise fegt ein warmer Wind über den Bergkamm herab. Wir räumen die Hütte sorgfältig zusammen; denn eine leise Ahnung sagt uns, daß unser kleiner Staat heute einen Einbruch von anderen Mächten erfahren wird.

Nachmittags 3 Uhr. Nun ist es doch wieder anders gegangen als wir gedacht. Zwischen unserem Aufbruch und jetzt liegen aber an manchem Eindruck reiche Stunden. Wir hatten in gemütlichem Tempo den Trümmerhang der Bretterspitze erreicht; dort bauten sich so unbeschreiblich düster und schön die gelbroten Wände der Urbeleskarspitze auf, daß wir gar lange im Anblick des märchenhaften Bergs versunken standen. Das Wetter hatte sich rasch verschlechtert. Ein heftiger Wind strich über den Grat; zuerst fegten weiße Nebelschleier, dann graue Wolken in rascher Fahrt über den Himmel — wir fürchteten einen dauernden Witterungsumschlag und beschlossen, den schönsten Berg unserer Gruppe photographisch festzuhalten, bevor uns das Wetter diese Absicht vielleicht endgültig unmöglich machte. So waren wir den bequemen Weg zur Bretterspitze hinaufgestiegen und hatten dann den Südostgrat zum Abstieg gewählt; Mister Janemann waren die geröllbedeckten Platten entschieden unangenehmer als das feste Gestein, er zeigte eine auffallende Sucht, seinen Schwerpunkt näher dem Erdboden zu verlegen. Trotzdem standen wir bald glücklich im Griesschartel. Wie ganz anders sah die Urbeleskarspitze von diesem Orte aus! Und dennoch ist sie mit ihren schwarzgelben Wänden, aufstarrend wie ein riesiges Riff, der gleiche zauberhafte Berg, vielleicht noch eigenartiger als von der Bretterspitze. Freund Kleintjes war schnell wieder mit dem Kasten bei der Hand; er bat mich, auf einen vorspringenden Zacken hinüberzuklettern, auf daß das Bild ein wenig Staffage bekäme. Als ich über griesbedeckte Platten angelangt war, sah ich unseren Mister höchst eigenmächtig nachkommen; unser heutiges Terrain war ihm entschieden unangenehm. Trotz aller Mahnungen, aufrecht zu gehen, versuchte er stets, sich krampfhaft mit den Händen festzuhalten, und kam auf diese Weise, wie es meistens zu gehen pflegt, stets aufwärts und schließlich in schlechtes Gestein. Die Sache war recht harmlos, so unangenehm sie für den Nächstbeteiligten auch aussehen mochte — Sauerle kam schnell herbeigesprungen und half dem Zappelnden auf einen bequemen Platz — das war des »talentierten Anfängers« Kehrseite. Wir waren behutsam mit unserem erschrockenen Gefährten, der so unerwartet von den »Gefahren der Alpen« einen Hauch verspürt hatte, ins Seekar abgestiegen; ein frisches Bad in den eiskalten Fluten des kleinen Sees spülte die letzten Nachwirkungen des erlittenen Schoks von der Seele des wackeren Holländers ab; wir sahen seinem übermütigen Treiben belustigt zu und waren wieder einmal von seiner »angegriffenen Lunge« überzeugt.

Das Wetter hatte sich zusehends gebessert, doch war die Zeit für unser ursprüngliches Projekt nicht mehr ausreichend. So galt unsere fernere Tätigkeit einer eingehenden Besichtigung des Kars. Prachtvoll waren in ihm die Schliffspuren des ehemaligen Gletschers erhalten, die im Kalk so rasch zu verwittern pflegen; deut-

lich erkannten wir, wie die senkrecht stehenden Schichten in der Karrichtung selbst ohne jede Rücksicht auf das Streichen der Schichten durchsägt und abgeglättet waren. Das kleine Seebecken aber ist offenbar tektonischen Ursprungs und dürfte seiner ganzen Anlage nach als eine Doline mit sehr geringem Sickerabfluß zu betrachten sein; Sauerle erzählte uns, daß im Spätherbst das Wasser oft vollständig austrockne. Unser Hauptinteresse wandte sich der Südwand der Urbeleskarspitze zu, vor allem dem Studium der Frage, ob hier große Felsstürze stattgefunden hätten. Die ganze ungeheure Wand zeigte, soweit wir sie übersehen konnten, die gleiche Färbung alten verwitterten Gesteins ohne frische Ausbrüche; die Felstrümmer an ihrem Fuße waren relativ gering und trugen ohne Ausnahme die Spuren hohen Alters. Dagegen lagerte ein riesiger Felssturz auf dem oberen Karboden; doch schien es der ganzen Anordnung nach, als ob dessen gewaltige Felsblöcke von den kareinwärts geneigten Plattenzonen der Bretterspitze ihren Ausgang genommen hätten; auch ihr Aussehen war alt. Eine mühsame Stampferei in den riesigen Geröllhalden der Schlucht unter der Schwärzerscharte, eine kurze Kletterei in den leichten Platten derselben brachte uns auf die auffallende, von einem Steinmann gekennzeichnete Plattenzone, die unter den überhängenden gelben Zacken der Gratschneide uns wieder auf den Trümmerhang der Bretterspitze leitete.

Unsere Ahnung vom Morgen ist zur Gewißheit geworden; eben sind zwei Gestalten um die Ecke vor uns gebogen, die in langsamen Schritten, offenbar schwer bepackt, den Steig von Hinterhornbach heraufwandern. Der eine Teil glaubt darunter eine weibliche Persönlichkeit entdeckt zu haben, der andere widerspricht; als die beiden sich nähern, neigt die Entscheidung sich der ersten Partei zu. Wir gefallen uns als »Ureingesessene« in der neugierigen Musterung, die neuen Ankömmlingen die Annäherung an Hütten so angenehm macht. Zuerst eine kurze Begrüßung, dann die ersten tastenden Gesprächsversuche, mit denen man Art und künftige Behandlung der »Neuen« festzustellen sucht; endlich das erlösende Urteil: »Die stören unsere Gemütlichkeit nicht.«

20. August 1907. Nun hat tatsächlich das Wetter umgeschlagen; zwar regnet es noch nicht, aber dichte feuchte Nebel bedecken das ganze Kar; sie wälzen sich über den Kamm und sinken tiefer und tiefer. Wir stehen mißmutig vor der Hütte und werden mit unserem Entschluß des Bleibens oder Gehens nicht fertig. Ich spüre ein eigentümliches Reißen im linken Augenzahn, das mir Unheilvolles zu künden scheint. Als das Wetter immer trostloser aussieht, wenden wir uns schließlich in einem Anfall von Galgenhumor der Urbeleskarspitze zu. Unser Mister hat zur Strafe für seine gestrige Missetat Bergverweis und muß zurückbleiben, da wir möglichst bald wieder zurückkehren wollen. Sauerle trägt geduldig seinen »Saukaschten«, obwohl er sich verwundert über den Zweck von Nebelaufnahmen fragen mag. Nur als die zunehmenden Belästigungen durch meinen Zahn meinen Schritten eine ungehörige Länge verliehen, spricht er seinen berechtigten Tadel aus. Die ganze Ersteigung erfolgte im dichten Nebel; von all den Plänen, die wir an sie geknüpft, von den wertvollen Aufschlüssen, die wir von einer eingehenden Untersuchung des Bergs uns erhofft, ist keiner in Erfüllung gegangen. Der Anstieg ist nicht so leicht, als man ihn zuweilen hinstellt; vor allem die mit lockeren Riesenblöcken angefüllte Steilrinne im oberen Teile und die Traverse aus ihr heraus um eine kurze, aber scharfe Ecke in eine zweite Rinne — die schwerste Stelle der Tour — gestalten sich recht heikel. Außerordentlich wacker nimmt Sauerle, der sich zusehends an seinen Apparat gewöhnt hat, die hohen Stufen des Bergs. Auf dem Gipfel weht ein heftiger Wind; hatten wir anfangs noch ein Aufklaren für möglich gehalten, so trieben jetzt unsere letzten Hoffnungen mit den immer dichter treibenden Wolken dahin. Wie hatten wir uns gerade auf diesen Berg gefreut! Eine Sensation hatten wir uns

versprochen — einen unheildrohenden Abgrund, in den bröckelndes Gestein vom Grate bricht, unterhöhlte Zacken, ganze Schneiden absturzbereit, Spalten und Löcher im Gewände, ganze Felswände unterhöhlt. Jetzt sitzen wir auf diesem Gipfel wie auf einem andern auch, nur daß die Situation so ungemütlich und unfreundlich ist wie an keinem der vorhergehenden Tage. Wir blicken in den angeblichen ungeheuren Krater der Ostwand hinab — ein paar Meter gelbes Gestein, dann Nebel; wir schauen auf den sagenumwobenen Südostgrat, d. h. wir suchen seine Richtung mit dem Kompaß, wir suchen die Anstiegsroute von Barths — nichts als Nebel und immer wieder Nebel. Jede Möglichkeit ist ausgeschlossen, heute endlich die Aufklärung über die vielen Fragen der Urbeleskaranstiege zu bringen, die uns als vornehmstes Ziel unseres Aufenthalts auf dem Kaufbeurer Haus vorgeschwebt hatte; wir nehmen uns aber vor, in den nächsten Tagen bei besseren Verhältnissen noch einmal Aufschluß bei dem Berge zu suchen. Wir warten lange in dem trostlosen Grau, und als uns die Kälte mit Frostschauer und Zähneklappern packt, bauen wir aus den brüchigen Gipfelfelsen ein mauerumschlossenes Obdach; ist's über Jahr und Tag nicht mehr da, mag man von neuem Schauergeschichten erzählen von dem »selbstmörderischen Berg«. Als unser Bauwerk fertig ist, haben wir genug von dem ungastlichen Gesellen. Sauerle trägt seinen Apparat wieder stolz über die steilen Felsen des Gipfels, der keine Photographien duldete. Als wir noch wenige hundert Schritte von der Hütte entfernt sind, durchnäßt uns ein solider Platzregen bis auf die Haut. Unter der Türe aber steht trocken Mister Janemann und pfeift.

21. August 1907. Mein Schicksal erfüllt sich; ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan; als ich aufstehend meinen Zustand am Spiegel besehe, erkenne ich mit Gewißheit, was mir der gestrige Tag mit Sturmeswehen und Regenschauer versprochen — ein Zahngeschwür in über 2000 *m* Seehöhe. Meine Freunde bemitleiden mich zunächst noch. Als das Wetter wieder besser geworden ist, beschließen sie, den Zwölfer zu besteigen. Sauerle haben wir in aller Frühe schon nach Elbigenalp um frischen Proviant und Post geschickt; deshalb finden sie, daß das heutige Licht für photographische Zwecke recht ungünstig sei, und lassen den Apparat zu Hause. Ich lege mir meine Karnotizen zurecht und ergänze mein Tagebuch.

Nachmittags 5 Uhr. Freund Otto leidet heute wieder an seinem »Ruhebedürfnis«; eben von der Tour zurückgekehrt, ist er gleich wieder mit unserem Mister nach Hinterhornbach hinuntergestiegen, um meine Schwestern mit Freund Grimm abzuholen, die nach unserer Verabredung heute vielleicht dorthin gekommen waren. Mein Zustand ist recht unerfreulich, und auf mir liegt ständig die Sorge, wann ich zu der dringend nötigen Exkursion in den östlichen Teil geeignet sein werde; vorderhand ist kein Darandenken.

22. August 1907. Das war die zweite schlaflose Nacht, aber aus anderen Gründen; unsere Hütte, die bisher so still und unser Eigentum gewesen war, gleicht einem Heerlager. Ein trauriges Ereignis war gestern nach dem anderen gefolgt: zuerst waren zwei Touristen um die bekannte Ecke von Hinterhornbach herauf gebogen; eben als wir von unserem Deckenvorrat mit blutendem Herzen das Nötige herausgegeben hatten, kam Mann um Mann eine ganze Karawane näher. So wurden wir auch in unseren behaglichen Räumlichkeiten aus einer Position nach der anderen verdrängt, die wir als unsere Domäne betrachtet hatten. Es entstand jene eingeengte Stimmung, die fast immer eintritt, wenn eine Anzahl von getrennten Partien in einer unbewirtschafteten Hütte kochen und essen und rasch Geschirr säubern und sitzen und weiß Gott was noch alles tun soll. Auch unsere Deckenfreude nahm zusehends ab, denn es waren ihrer allzuwenig; zuerst hatten wir uns noch gefreut, daß wir jeder zwei, die anderen nur eine hätten; dann waren wir auf gleichen Stand mit den anderen gesetzt und nur die stille Hoffnung hielt uns aufrecht, daß meine Leute heute nicht

mehr kämen. Gerade als das Dunkel der Nacht sie zur Gewißheit gemacht zu haben schien, sprang die Türe auf und die ganze Gesellschaft begrüßte und bemitleidete mich zu gleicher Zeit. Als letzter kam noch Janemann, der Wackere; er trug einen vollen Milchkübel in der Hand. Als er seinen ganzen Roman, von dem ich nur verraten will, daß er sich die Kühe selbst zusammentreiben mußte, erzählte, war alles Vergangene vergessen. Es war ein fröhlicher Abend geworden, soweit es meine körperlichen Verhältnisse erlaubten, aber drei Decken für fünf Leute war entschieden zu wenig.

Heute fühle ich mich bemitleidenswert; als ich mich endlich entschließe, mich vom kalten Lager zu erheben und in die Stube trete, wo die anderen vergnügt beisammensitzen, werde ich ein glänzendes Beispiel für die Relativität menschlicher Ereignisse. Für mich dreht sich mein ganzes Denken und Sein um meinen Zustand; doch die anderen lachen mich, eingeschlossen den Doktor, der doch anders sein könnte, alle aus; sie schlagen mir vor, mich photographieren zu lassen. Kleintjes prüft, dann schüttelt er das Haupt — also nicht einmal für die photographische Platte bin ich gut genug; wortlos gibt er mir einen Spiegel — ich begreife. Und wie immer, wenn im menschlichen Leben die Trauer am höchsten ist, kommt mir der Trost, daß dieses Bild zu schön ist, um lange dauern zu können; damit vermischt sich als erste Rückkehr zum Normalzustand die Ahnung, daß ich's bei einem anderen ebenso machen würde wie meine hartherzigen Begleiter. Eben sind sie fortgegangen, um den Westgrat der Bretterspitze zu machen; ich habe meine Ruhe und hoffe das Versäumte von heute nacht nachzuholen. —

Mit der Ruhe ist's wieder nichts. Der Wegbauer des Höhenwegs ist mit seinen Leuten gekommen; er war zugleich Erbauer der Hütte. Er erzählt manches Interessante von den schwierigen Verhältnissen, die sie bei ihrem schweren Geschäft heuer getroffen, von dem schlechten Wetter und dem vielen Schnee, von erfrorenen Zehen und davongelaufenen Arbeitern — da ist es freilich schwer, rechtzeitig Wege zu vollenden. Als sie fortgehen, wage ich einen kleinen Gang vor die Hütte; es ist heiteres Wetter geworden; die große Partie von gestern hatte heute früh unserem Sauerle erzählt, daß sie »bis 12 Uhr an der Urbeleskarspitze beschäftigt sein und dann noch nach Elbigenalp hinübergehen würden«; so gibt es wenigstens heute Aussicht auf gedeihliche Nachtruhe. Sie haben die Wand der Urbeleskarspitze zwischen normalem Anstieg und Westgrat angekrallt und sind recht langsam in dem anscheinend sehr schweren Terrain vorwärts gekommen; jetzt sind sie nicht mehr zu sehen. Ich wüßte andere, wertvollere Probleme an dem Berg. Meine Freunde sind auf dem Grat der Bretterspitze aufgetaucht; sie spielen mit dem lichten Nebel ein seltsames, luftiges Spiel. Es ist doch scheußlich, wenn man an einem Orte festgebannt sitzen muß, während andere fröhlich an Graten und Wänden klettern. —

Die ganze große Gesellschaft von gestern ist wieder beisammen; als letzte sind ziemlich kleinlaut die vier Hochtouristen gekommen, die »bis um 12 Uhr an der Urbeleskarspitze beschäftigt waren« — neue Hochtouren sind oft merkwürdig in der Zeitrechnung. Ich aber bin relativ fröhlich — mein Anhängsel hat sich von mir losgesagt, und wenn ich eine einigermaßen gute Nacht habe, hält mich morgen kein Mensch in der Hütte. Spät abends kommen noch zwei Herren, die sich als liebe Bekannte Stählins herausstellen; ich aber nehme wortlos meine Decke vom gemeinsamen Lager und trage sie ins geheiligte Damenkabinett. In derselben Nacht soll noch mehr gefroren worden sein als die Nacht vorher; ich aber schlief im Schutze meiner Schwestern zum ersten Male wieder tief und fest.

23. August 1907. Heute sind wir die ersten in der Höhe; die andern holen sich die frei gewordenen Decken und suchen den versäumten Schlaf noch nachzuholen. Wir — Freund Stählin, Kleintjes und Sauerle — treffen unsere Vorberei-

tungen für den Aufbruch, genießen unser kurzes Frühstück und ich mache noch meine Ablesungen an den Instrumenten. Heute geht es zum ersten Male wieder hinaus; als wichtigste Aufgabe erscheint uns jetzt der östlichste Teil der Hornbachkette, den wir alle noch nicht kennen. Nach ihrem Besuche ist ein wichtiger Teil unseres Programms erfüllt und es bliebe uns höchstens noch eine eingehende Exkursion auf die Urbeleskarspitze übrig. Der Abschied von unseren schlaftrunkenen Freunden ist kurz; denn wir gedenken abends wieder zur Hütte zurückzukehren, lassen aber vorsichtshalber die Möglichkeit offen, daß wir im Falle unvorhergesehener Ereignisse ins Lechtal absteigen. Das Wetter ist prächtig und verspricht uns einen »Photographiertag«.

24. August 1907. Ich wache verwundert in einer gänzlich veränderten Umgebung auf und brauche einige Zeit, um mich zurechtzufinden; ich liege in einem weichen, warmen Bett, und als sich meine Gedanken allmählich zu entwirren beginnen, erkenne ich die vertrauten Räume von Molls behaglichem Gasthaus in Elbigenalp. Die »unvorhergesehenen Ereignisse« sind eingetreten und wir noch gestern nachmittag ins Lechtal abgestiegen, um in einem fröhlichen Abend mit lang entbehrten Genüssen den Abschied von der östlichen Hornbachkette zu feiern.

Als ich die Eindrücke des gestrigen Tags zu einem einheitlichen Ganzen ordne, entsteht ein an Erlebnissen und Erinnerungen reiches Bild und ich erkenne mit Dank, daß der letzte Tag zwar der anstrengendste, aber auch die Krone unseres Aufenthalts in dem Gebiete der Kaufbeurer Hütte war. Ich hatte zwar unter den Nachwehen der vergangenen Tage stark zu leiden gehabt und manchmal geglaubt, die Tour abbrechen zu müssen, schließlich aber doch mit einigem guten Willen und matten Gliedern das durchgesetzt, was wir uns vorgenommen hatten.

Wir waren langsam den gewohnten Weg zur Schwärzerscharte emporgestiegen und hatten in gemütlichem Tempo den kleinen See im Seekar erreicht. Ein von den Schafen schwach ausgetretener Steig leitete uns auf den begrünten Schrofenrücken, in den der Südostgrat der Urbeleskarspitze ausläuft. Voll Interesse betrachteten wir dessen weitere Fortsetzung nach dem Hauptgipfel zu; das Stück, das wir überblicken konnten, vermöchte kaum einer Ersteigung nennenswerte Schwierigkeiten entgegenzustellen. Vor uns öffnete sich ein ungeheures Kar, von dem wir zunächst nur die untersten Partien überschauen konnten; noch verbargen uns die östlich vorgeschobenen Wandkulissen des Südgrats den Ausblick auf die berüchtigte Ostwand des Bergs. Der Abstieg von unserem Standpunkt ins Kar hinab bot uns zunächst mehr Schwierigkeiten, als wir erwartet hatten; es geht luftig über ausgesetzte, begrünte Schrofen hinab und mir machte das scharfe steile Abwärtsklettern manche Mühe. Im Kar selbst hielten wir eine kurze Rast auf der unteren Schwelle; die welligen Hügel, die sich vor uns aufbauten, ließen uns wenig von dem Hintergrunde der Riesenmulde erkennen. Der Anblick der Urbeleskarspitze enttäuschte uns sehr; sie lag in breiten, gedrückten Massen vor uns. Wohl sahen wir die mit ockergelbem Schutt bedeckten Plattenflächen, über die die Felsstürze einstens ihren Weg genommen, wohl sahen wir die große Ausbruchswand mit ihren ausgezackten Rändern; aber all das erweckte nunmehr den Eindruck des tiefsten Friedens. Ein breites Schneefeld spannte sich in reiner Weiße am unteren Rande der jähen Felsen, dort wo sie auf die sanft geneigte Rutschfläche der unteren Plattenzonen absetzten. Es war schwer, sich das grandiose Bild vorzustellen, als aus dem von Staubwolken eingehüllten Berg die Riesenblöcke unaufhörlich in das einsame Kar herniederbrachen. Das eine glaubten wir schon jetzt feststellen zu können, daß von einer wesentlichen Veränderung des Gipfelkörpers kaum die Rede sein könne und daß der Südgrat unberührt geblieben sei, und damit war für uns eine gewisse Beruhigung gegeben, wenn wir zu unseren Problemen an der Urbeleskarspitze nicht mehr kämen.

Das Wetter war heute seltsam; jede Luftbewegung fehlte und doch brauten

aus dem blauen Himmel sich überall dichte graue Nebel zusammen; man wußte nicht, woher sie kamen. Die Luft schien gesättigt von schweren, unsichtbaren Stoffen; die Nebel zogen nicht wie sonst am Himmel dahin, sondern sie entstanden in drückenden Schwaden am Ort, senkten sich bald langsam nieder und wurden verzehrt, wie wenn sie in Nichts zerflossen wären, stiegen wieder langsam in die Höhe und drehten sich in dichtem Wirbel; wie eine körperliche Last aber legte sich's auf unsere Stimmung. Wir stiegen weiter über den langen Hang, der zum Südostkamm der Wasserfallkarspitze emporzieht, müde und schwer, und blieben alle Augenblicke stehen; bei mir war ja die Abspannung begreiflich, aber auch die andern unterlagen der düsteren Stimmung in der Natur; sogar Sauerle, der Unermüdliche, klagte über die eigentümliche Müdigkeit, die er noch selten so verspürt, und setzte gerne seinen schweren Kasten ab. Besonders in der großen Mulde, die zwischen Süd- und Südostkamm eingelagert ist, hatte sich ein wahrer Hexenkessel von drückend schwüler Luft eingenistet. Unser Tempo wurde immer langsamer, und als wir den langersehnten Rücken endlich erreichten, kam die Krise. Ein überwältigender Anblick erwartete uns. Wir blickten wieder in ein weit ausgedehntes Kar zu unseren Füßen; aber seine Rückwand stieg nicht wie bei den anderen Südkaren der Hornbachkette in sanftgeneigten Geröllhalden oder leichten Plattenschichten empor, eine riesige schwarz und gelbgestriemte Felsbastion hob sich in einer Flucht aus dem Karboden; an ihrem oberen Rande aber hingen die schweren Nebel und wogten auf und nieder, als ob schwälender Pulverdampf an den Mauerkronen brodelte. Und da sie sich immer höher und höher wälzten, schienen sie künstlich die Wand ins Ungeheure zu erhöhen; nur die Pyramide der Klimmspitze schaute zuweilen geisterhaft durch die dichten Massen. Schließlich senkten sie sich auf unsern Rastplatz nieder und die Luft wurde brühwarm. Mit Freund Kleintjes war eine seltsame Veränderung vorgegangen, seitdem er sich auf der Seite des Lechtals befand. Zuerst hatte er von schlechtem Photographierwetter, dann von der Möglichkeit schlechten Wetters überhaupt gesprochen, dann von den Annehmlichkeiten Elbigenalps, vom guten Bier und weichen Bett; zumeist waren die freundlichen Anreden an mich gerichtet, der ich mich für sie dankbar und empfänglich zeigte. Nun rückte er mit einem »süßen Geheimnis« heraus, das Sauerles letzter Briefbotendienst ihm von Elbigenalp aus überbracht hatte; sein Junge hatte den ersten Zahn bekommen, und »es wäre höchste Zeit, daß der Vater diesen Zahn zu sehen bekäme«. Fast hätte die Tour ein frühzeitiges Ende gefunden; da trat rechtzeitig unser »Ruhebedürftiger« mit einem energischen Appell an unser Pflichtgefühl auf — die Krisis war überwunden. Wir hatten es nicht zu bereuen.

Wir wanderten auf einem breiten, plattigen Bergrücken aufwärts. Auf ihm aber war eine Riesenstadt von Felsen; ungeheure Blöcke lagen regellos zerstreut auf der wenig geneigten Fläche, in allen möglichen Stellungen, die den Gesetzen des Schwergewichts Hohn zu sprechen scheinen; eine kleine Bewegung scheint sie in die Tiefe befördern zu können. Man fragt sich vergeblich, wie die gewaltigen Trümmer auf diesen blanken Rücken gekommen sein können, der jede Erklärung durch Bergsturz ausgeschlossen erscheinen läßt. Aber wie wir uns vorsichtig durch die steinerne Stadt hindurchwinden — ein eigenartiger Gang in den huschenden Nebeln — und immer neue Felsungetüme sich in den Weg stellen, als wir im plötzlichen freien Ausblick die zerfressenen Mauerkronen sehen, die die Kammlinie krönen, als wir am Gipfel droben die Risse schauen, die den Berg bis in sein innerstes Mark durchsetzen und ganze Wände in tief eingesprengten Kaminen absturzbereit abgespalten haben, da packt uns mit ergreifender Macht die Erkenntnis von der langsamen, ungeheuerlichen Zerstörung stetig wirkender Kräfte. Die Ostflanke der Urbeleskarspitze liegt zuweilen frei vor uns; ein brutaler Gewaltakt hat einstens in einer Katastrophe eine Zerstörung geschaffen, die auf einen Zuschauer erschütternd gewirkt haben

müßte. Wir tragen immer die Erinnerung an diesen Höhepunkt mit uns und darum enttäuscht uns der Berg, da er jetzt ein Bild der Ruhe und des Friedens ist, und es scheint uns, als ob er seine ganze Zerstörungskraft blindzornig in dem einen brutalen Ausbruch verzehrt habe. Hier aber spüren wir die leisen, in allen Stunden wirkenden, nur in ihrem Zusammenwirken so furchtbaren Naturkräfte, die an den Felsen unermüdlich nagen, und da wir die jeder Aufdringlichkeit abholde Größe ihres Wirkens sehen, wächst in uns die Ehrfurcht vor ihrer geheimnisvollen Macht.

Wir lagerten geraume Zeit auf dem Gipfel in einer kleinen Mulde, die ein den ganzen Gipfelkörper durchsetzender Riß durchzieht. Die Hornbachseite erweckte den Eindruck, als ob sie weit hinab gut gangbar wäre. Eine seltsam flimmernde Wolkendecke lag weithin nach Norden, und da die Ebene frei war, schien es, als ob ein ungeheures Zeltdach sich über die Berge spannte. Während wir im Aufstieg den Südostkamm bis zu seinem Knotenpunkt verfolgt und dann in mittel schwieriger Kletterei, meist über den Grat, den westlich gelegenen Hauptgipfel erreicht hatten, wählten wir nunmehr eine kurze, am Ende durch einen großen, verdächtigen Block abgesperrte Rinne zum Abstieg, die gleich nach dem Gipfelmassiv auf die Trümmerstadt des Südostkamms hinableitet.

Bald waren wir an unserem letzten Rastpunkt angelangt. Die letzten Tage waren nicht spurlos an mir vorübergegangen und ich fühlte nachgerade eine starke Erschöpfung meiner Kräfte; da infolgedessen unsere Neigung lechtalabwärts unbändig gewachsen war, halfen unserem unermüdlichen Stählin die letzten, schüchternen Versuche nichts mehr, uns zur Rückkehr nach dem Kaufbeurer Haus aufzufordern; entrüstet scholl en ihm Rufe wie »die hohen Jöcher«, »die vielen Rücken«, »schließlich wieder 18 Personen auf der Hütte« und ähnliches entgegen. Nachdem er seine Pflicht getan, wandte auch er gerne seine Schritte dem Tale zu. Sauerle sprang in lustigen Sätzen mit seinem liebgewonnenen Instrument, das er zum letzten Male trug, voraus, in aufgelöster Reihe wanden wir uns durch die ungeheuren Latschenfelder mehr oder weniger glücklich dem großen Schuttstrom zu, der uns den bequemen Weg nach abwärts verhieß. Dort erwartete uns unser getreuer Sauerer, den wir in den letzten acht Tagen als zuverlässigen, stets dienstbereiten Kameraden und tüchtigen, ausdauernden Kletterer schätzen gelernt hatten. Freund Kleintjes, dessen weichere Gefühle mit der Annäherung ans Tal wuchsen, spielte uns noch als »blumenpflückender Knabe« ein zärtliches Idyll vor; dann führte uns das immer gleich reizvolle Wandern von der Hochregion dem Tal entgegen — zuerst die schütteren Wettertannen mit freundlichem Wiesengrün, dann die ersten Laubbäume, Himbeersträucher, deren rote Früchte hier oben die Sonne eben erst gereift, dann die üppighohe Vegetation der mittleren Lagen abwechselnd mit schwellendem Moos, schließlich der ernste, dunkle Hochwald und die grünen Fluten des Lechs. Freund Kleintjes' Schritte aber wurden länger und länger, als die Kirchturmspitze von Elbigenalp in unseren Gesichtskreis trat.

Die Tage unserer Bergfahrt sind zu Ende; mit manchem stolzen Plan waren wir ausgezogen; die Wirklichkeit hat uns andere Erfüllung gebracht. Wir hatten uns ein Bild ausgesonnen, mühsam rekonstruiert aus den Berichten anderer Bergsteiger, von unserer Phantasie ergänzt dort, wo die fremden Worte versagten. Das Bild ist verdrängt, und eingegraben wie in Erz steht jetzt die feste Erinnerung an eine ernste, prächtige Felsenwelt und ihre eigenartigen Wunder; sie weiß zum Herzen des Alpinisten zu sprechen, die schönsten Geschenke aber verspricht sie dem, der ihre Eigenart zu suchen und zu ergründen versteht.

KREUZ UND QUER DURCH DIE VENEDIGERGRUPPE. VON E. FRANZELIN UND J. HECHENBLEIKNER

Von einer ganzen Anzahl der großen Gruppen unserer Ostalpen weiß das neuere alpine Schrifttum entweder nichts oder doch nur ganz verschwindend wenig zu berichten. Man kann durchaus nicht sagen, daß jene Gebirgsgruppen etwa von seiten der Alpenreisenden vergessen würden. Im Gegenteile: ein immer wachsender Strom derselben durchflutet sie. Aber es ist, als ob irgend eine geheim waltende Kraft sie alle nahezu die gleichen Wege führen würde und als ob nur die Haupterhebungen der betreffenden Gruppe, wenn es gut geht noch einige andere, günstig gelegenen Schutzhäusern benachbarte Gipfel mit magnetischer Kraft alles in ihren Bann zögen. Die große Menge hält sich eben fast sklavisch an die in den Reisehandbüchern am ausführlichsten geschilderten Hauptwege und begnügt sich, die Hauptpunkte jeder Gruppe kennen zu lernen. Und doch bieten alle unsere großen Gebirgsgruppen gerade in ihren abgelegeneren Teilen, ja oft knapp neben vielbesuchten Hauptpunkten, noch intime Reize, die wenigstens noch den Kenner eine Spur jener Ursprünglichkeit empfinden lassen, um die wir unsere alpinen Vorfahren so ehrlich beneiden müssen.

Eine jener großartigen Gebirgsgruppen, durch die alljährlich wohl ein mächtiger Strom von Naturfreunden wogt, ohne daß er auch nur schwache Zweige von den Heerstraßen seitwärts verlaufen ließe, ist die Venedigergruppe. Von einigen schönen, für uns unvergeßlichen Fahrten in weniger besuchten Teilen dieser Gruppe möchten wir in den nachfolgenden Zeilen Kunde geben. Vielleicht findet sich doch so mancher veranlaßt, unseren Spuren zu folgen. Er wird gewiß hochbefriedigt und mit reichem Gewinn heimkehren.

Da die Gruppe zum Teil hinlänglich bekannt ist, über alles weniger bekannte aber die Alpenvereinskarte genügend allgemeinen Aufschluß gibt, können wir uns alle schematischen Angaben über Kammverlauf etc. ersparen und deshalb ohne die übliche, meist mit »Allgemeines« überschriebene Einleitung unmittelbar zur Schilderung unserer Fahrten gehen.

DABERSPITZE ÜBER = DEN NORDGRAT =

(E. F.) Jedem, der in der Venedigergruppe oder in den umliegenden Bergen Umschau gehalten hat, wird die Daberspitze am Ende des Hauptkammes aufgefallen sein. Besonders jene, welche die aussichtsreiche Rötspitze besucht haben, werden sich des schroffen Felsgipfels, der dort seinen schneidigen Nordgrat zeigt, gut erinnern. Er bildet ein schlankes Felshorn, das nach allen Seiten steil abstürzt und nach vier Richtungen hin luftige Grate aussendet. Wir hatten die Daberspitze längst in unser Tourenprogramm aufgenommen und beabsichtigten, den Gipfel über den damals noch nicht begangenen Nordgrat

zu erreichen. Schon Ludwig Purtscheller hatte 1882 diesen Grat zu überklettern versucht, er hatte aber der großen Schwierigkeiten halber umkehren müssen. Ob die Tour später nochmals versucht worden war, ist uns nicht bekannt geworden.

Wir nächtigten vom 12. auf den 13. Juli 1904 in der Klarahütte und brachen bei sehr zweifelhaftem Wetter um 4 Uhr früh auf. Nur ein hin und wieder auftauchender »blauer Fleck« am Himmel ließ uns noch geringe Hoffnung auf besseres Wetter. Wir folgten zwei Minuten dem Steig gegen das Umbalkees, überschritten den Bach auf einem Lawinenrest, und stiegen dann die steilen Grashänge gegen das Welitzkees empor. Rasch, wenn auch etwas mühsam, gewannen wir so an Höhe und hatten nach fünf Viertelstunden bereits den Steilabfall des Gletschers hinter uns. Immer dunkler wurden im Süden die Nebelmassen, immer weiter schoben sie sich vor, während im Norden die Sonne manchmal ihre wärmenden Strahlen auf die Gletscher des Umbaltals warf. Wir wandten uns nun dem Welitztörl, 3214 *m*, zu und überschritten das Welitzkees unter den Wänden des Ostgrats der Daberspitze. Die feuchtwarme Luft hatte den Schnee vollkommen aufgeweicht; nichtsdestoweniger schritten wir tüchtig aus und standen bereits um 8¼ Uhr auf unserer Scharte, die wir, wie eingangs gesagt, Welitztörl benannten, etwas südlich von dem großen Zacken, welcher den Übergang ziert. An dem Bergschrund hatten wir das Seil angelegt, denn trügerische Löcher am unteren Rande desselben mahnten zur Vorsicht.

Um ½9 Uhr begannen wir die Kletterei. Ganz gut ging es anfangs über Geröll und lose Blöcke aufwärts bis zu einem auffallenden gelben Turm, der die erste Schwierigkeit zu bieten schien. Wir versuchten zuerst, denselben links, an der Ostseite zu umgehen. Ich kletterte über eine große Platte aufwärts bis zum Ansatz derselben mit der senkrechten Wand des Zackens und konnte nun in eine Rinne hinabblicken, welche sich von meinem Standorte aus scheinbar durch einen Riß und eine glatte Platte erreichen ließ. Lange debattierte ich mit meinem Freunde über die Möglichkeit dieses Abstiegs, endlich aber trug er den Sieg davon und wir umgingen den Turm an der Westseite, was uns zu unserer angenehmen Überraschung nicht einmal schwer wurde. Wir blieben nun überhaupt an dieser Seite des Grats und querten schräg aufwärts gegen den Gipfel der Daberspitze zu. Hierbei hatten wir bald Gelegenheit, eine der Hauptschwierigkeiten dieses Bergs kennen zu lernen. Auf keiner meiner Bergwanderungen habe ich jemals ein so schlechtes und brüchiges Gestein gesehen, wie auf der Daberspitze. Wo man hingreift und hintritt, ist alles locker und gerät alles in Bewegung. Das beste Mittel zum Vorwärtskommen ist Schnelligkeit; oft muß man durch einen raschen Sprung einen neuen Standpunkt gewinnen. So vorrückend kamen wir in die Nähe eines hohen, senkrechten Turms, den wir ebenfalls an der Westseite umgingen, um hinter ihm wieder den Grat zu erreichen. Derselbe schwingt sich von hier aus steil und ungemein scharf empor zum senkrechten Gipfelblock des letzten Gratzackens. Äußerst behutsam muß man auch hier mit dem brüchigen Gestein umgehen, denn ein einziger unbedachtsamer Tritt befördert Unmengen desselben in die Tiefe. Bald standen wir vor dem senkrechten Aufbau; gerade hinauf ging es nicht, auch nach links schien eine Umgehung nicht möglich, als einziger Ausweg blieb also wieder nur die Westseite offen. Auf schmalem Bande querten wir zu einem senkrechten Spalt, welcher von dem Zacken und einem Felsvorsprung gebildet wird. Schwierig ging es durch den engen Riß aufwärts auf die scharfe Schneide des kleinen Vorbaues, und oben angelangt standen wir vor einem neuen Rätsel: Ein etwa 5 *m* hohes Wandl trennte uns noch von dem ersehnten Grat. Es war schwer, sich auf der schmalen Kante im Gleichgewicht zu halten, aber dennoch konnte ich mittels Unterstützung durch meinen Freund, der mich mit dem Pickel an die Wand drückte, langsam Zoll um Zoll an Höhe gewinnen, wobei ich alle Kraft und Vorsicht einsetzen mußte. Aber es gelang. Dieses Grat-

stück, von der letzten Scharte bis zu dem nun bezwungenen Zacken herauf besitzt sehr viel Ähnlichkeit mit einem Teil des Grats von der Griesscharte zum Hochfeiler; auch dort weist die Schneide eine so unheimliche Schärfe und zugleich eine so große, trügerische Brüchigkeit des Gesteins auf; auch dort hatten wir eine Stelle nur durch gegenseitige Unterstützung überwinden können. Jetzt hatten wir gewonnenes Spiel; der Gipfelaufbau der Daberspitze bot — im Vergleich zu dem hinter uns liegenden Gratstück — eine angenehme und luftige Kletterei, welche uns viel Freude bereitete. Um 12 Uhr hatten wir den Steinmann erreicht und konnten mit dem frohen Gefühl der Sieger hinunterblicken auf die Zacken und Wände des Nordgrats. Feierliche Stille herrschte auf unserer einsamen Warte. Nur von Zeit zu Zeit donnerte eine Lawine über die Flanken der Röthspitze und das Geprassel der Steine mischte sich mit dem Rauschen der Gletscherbäche. Von der Aussicht genossen wir leider sehr wenig; die Röthspitze selbst ist von unserem Berge aus unschön anzusehen; über den anderen Gipfeln lagen dichte Nebel und nur ab und zu sahen wir auf die grell von der Sonne beleuchteten Gletscher im Nordosten hinüber.

Den Abstieg wollten wir auf das Daberkees nehmen, da wir noch das Hohe Kreuz zu ersteigen beabsichtigten. Wir hätten bis zum ersten Zacken des Nordgrats zurückgehen können, da von dort aus eine Schneerinne bis auf das Kees hinunterzieht, taten dies aber leider nicht, sondern stiegen über den Südgrat abwärts, in der Meinung, von ihm aus an irgend einer Stelle über die Ostwand in das Kar zu gelangen. Anfangs waren gute Schrofen zu überwinden, allmählich wurde der Abstieg aber schwierig; die leichten Felsen wechselten mit abgewaschenen Platten und schließlich sahen wir uns vor einem Steilabfall zur Umkehr gezwungen. Es war äußerst bitter, wieder auf die Höhe des Grats hinaufklettern zu müssen. Wir verfolgten denselben weiter bis zu einer tiefen Einsattelung, aus welcher nach Ost und West Schutt- und Schneerinnen herabziehen. In sausender Fahrt ging es dann hinüber auf eine Terrasse, welche vom Daberkees herüberzieht, und über Grashalden und eine steile, von Wasser durchlaufene Rinne in das Kar hinab.

Soweit wir gesehen hatten, ist die Daberspitze von mehreren Seiten ziemlich leicht zugänglich; so unter anderem auch auf dem Weg, den wir im Abstieg begangen haben. Außerdem dürfte, wie schon erwähnt, eine Schneerinne an der Ostseite auf den Nordgrat führen. Auf die gleiche Scharte gelangt man von Westen her über das Schwarzachkees. Diese letztgenannte Anstiegsroute ist zweifellos die kürzeste von der Lenkjöchlhütte aus.

Das unsichere Wetter war in Regenwetter übergegangen und wir mußten, der »Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe«, die Besteigung des Hohen Kreuzes aufgeben. Durch das schneeerfüllte Kar stiegen wir abwärts auf das rechtsseitige Gehänge des Karbachs, erreichten über Felstrümmer und saftiggrüne Alpenmatten den Daberbach und übersetzten denselben, da der Weg ins Umbaltal hinaus ebenfalls an der rechten Talseite führt. Trotzdem ein feiner Regen herniederrieselte, war es angenehm, das schöne Steiglein talaus zu wandern; eine prächtige Flora ergötzt das Auge, und auch der Tiefblick in die Schlucht, durch die sich der Bach einen Weg gebahnt hat, sucht seinesgleichen, denn die Talwände sind ungemein steil. Der Bach war vollkommen von alten Lawinenresten überdeckt und bald hätten wir uns verleiten lassen, auf dieser natürlichen Brücke den kürzesten Weg ins Haupttal zu wandern; zu unserem Glücke unterließen wir dies aber doch und zogen es vor, den Steig zu gehen, trotzdem derselbe launisch auf und ab kletterte und vielfach rechts und links bog. Neidisch verhüllte uns der Nebel die Aussicht auf den Talschluß; auch die Daberspitze hatte die Nebelkappe tief ins Gesicht gezogen; nur nach Osten, auf Mußwand und Quirl, hatten wir freien Ausblick. Den Umbalbach überschritten wir auf einem Lawinenrest, und bald darauf standen wir auf dem Steig zur Klara-

hütte, der in geringer Steigung das Umbaltal hinaufführt. Der Hirte, ein kräftiger, großer Mann, eilte schwer bepackt an uns vorüber; nicht so ohne Anstand ließ uns sein Hund des Wegs ziehen: meine Waden hatten es ihm angetan; aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn die Strümpfe waren zu dick. Um 6 Uhr abends saßen wir bereits in dem trauten Hüttlein und freuten uns des dampfenden Knödlheeres, mit dem wir bald einen heftigen Vernichtungskrieg begannen.

JAGDHAUSSPITZE — GLOCKHAUS *(J. H.)* Mißmutig wie noch nie in den Bergen, stapfte ich hinter Franzelin her die steilen Hänge zum Punkt 3165 des Südgrats des Glockhaus hinan. Durch einen Trunk schlechten Mooswassers hatte ich mich am vorigen Tag ein wenig vergiftet und heute schien sich mir ein Mühlrad im Kopfe zu drehen. Die Augen flimmerten, die Berge der gegenüberliegenden Affentalseite schienen mir hin und her zu tanzen. Kaum wußte ich, wohin den Fuß zu setzen, der Boden schien sich zu entfernen und die bereiften Grashalme sahen mich wackelnd an. Der Graswuchs ging zu Ende, über lockeren Schotter und gefrorene Schneehalden stiegen wir nun zum Südgrat hinauf, ich fühlte kaum den Unterschied. Stumpf waren die Sinne gegen den schönen, strahlend aufleuchtenden Septembermorgen. Die Sonne lugte schon über den Grat, ich konnte sie nicht fröhlich begrüßen, ihr Schimmer tat meinem Auge weh. Froher ward ich erst, als wir auf dem Grate standen und jenseits ins einsame Schwarzachtal hinuntersahen. Eine kurze Rast und der feste Wille: es muß gehen, machten mich ein bißchen gesunden. Es war aber dazu wohl auch an der Zeit. Zwar war die Kletterei im morschen Gestein ziemlich leicht, aber ein unsicherer Schritt war doch nicht angezeigt, denn zur Rechten und zur Linken drohten gähnende Tiefen dem unsicheren Wanderer. Zu unserer Überraschung fanden wir den Gipfel bereits erstiegen und mit einem Steinmann geziert; ein Herr Langbein aus Wien hatte ihn einige Tage vorher auf demselben Wege erklettert. Auf der Alpenvereinskarte ist für den Berg kein Name eingezeichnet, obwohl er eine ebenso bedeutende und selbständige Erhebung ist wie der Glockhaus: er wird durch einen langen, scharfen Grat mit diesem verbunden. Seine südlichen Ausläufer bilden die Jagdhausalpe; es ist daher wohl berechtigt, wenn wir ihn Jagdhausspitze, 3165 *m*, taufen. Die Daber- und Röthspitze waren von hier prächtig anzuschauen, Neuschnee deckte ihre Steilflanken, scharf hoben sich ihre Grate vom Himmelsblau ab.

Ob der Grat zum Glockhaus wohl begehbar ist? Der Gedanke daran ließ uns nicht ruhig essen, die Neugierde und Unternehmungslust plagte uns zu sehr. Wir waren auf das Schlimmste gefaßt, als wir, durch ein langes Seil verbunden, den Nordgrat zur Scharte hinunterzuklettern begannen. Auf einen Turm folgte ein Abbruch, und wie wir unter diesem waren, so ging's wieder einem neuen Abbruch zu. Es war ein Steigen ins Blaue. Auch er ist noch zu überwinden. Doch jetzt! Vorsichtig kriechen wir auf einen Kopf hinaus, weit unten liegt die Scharte, aber dazwischen der überhängende Fels, viel zu hoch, um an Abseilen denken zu können. Wir wollen schon ein wenig wettern, da erspähen wir rechts einen Kamin. Eilig klettern wir ihn hinab, ein Band führt uns wieder zum Grat zurück und über diesen weiter zur tiefsten Scharte.

Die Spannung löste sich, das schlechteste Gratstückchen glaubten wir überwunden; drei Graterhebungen, die uns noch vom Gipfelaufbau des Glockhaus trennten, waren mit leichter Mühe zu übersteigen. Dann schärfte sich der Grat zu und schwang sich mit einem kühnen Zug zum Gipfel auf. Der Fels war mürbe und bröckelte unter dem Tritte wie morsches, rostzerfressenes Eisen. Fehlte ein Tritt, so konnten wir ihn uns ganz leicht mittels des Pickels oder Scharrens mit dem Bergschuh verschaffen. Der Gipfel glich einem alten, halbverfallenen Wacht-



Aufnahme von Dr. F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Lenkjöchl (mit Lenkjöchlhütte) und Merbspitze vom Vorderen Umbaltörl aus.

turm, so war er von Wind und Wetter zerfressen; Blitze hatten auf den Gipfelsteinen ihre untrüglichen Spuren hinterlassen. Während wir droben saßen, zog sich Unheil von allen Bergen zusammen. Schwere Wolkenmassen schoben sich durch die Hochtäler herein. Über die Gletscher krochen sie gleich Gespenstern herauf, vom düstern Himmel stülpten sie sich wie Tarnkappen über die weißen Firngipfel und die schwarzen Felsrecken. Ein leises Schneien hub an mit kleinen, winzigen Flocken, die sich fast scheuten, sich auf den schwarzen Steinen niederzulassen, und erschreckt zurückflatterten, wenn ein Windstoß sie erfaßte. Für uns hieß es rasch aufbrechen und hastig kletterten wir dem Grat entlang zur Löffelspitze.

Unser Tun und Hasten erregte die Neugier der furchtsamen weißen Dinger; es kamen ihrer immer mehr und mehr, Kleine und Große. Sie wurden zutraulicher und legten sich als weicher Flaum auf Hut und Schultern, häuften sich an der Wächte der Löffelspitze zu ihren Brüdern und Schwestern und begleiteten uns über den Nordwestgrat von der Löffelspitze hinab, wo sie sich als weiße Decke über die eckigen Steine ausbreiteten. Waren sie anfangs linde wie schmeichelnde Kätzchen zu uns gewesen, so tobten sie jetzt in wildem Reigen um uns; ihr Vetter, der Nordwind, trieb sie in rasender Jagd vor sich her. Zornig fuhren uns die Eisnadeln ins Gesicht, sie kratzten wie scharfe Krallen. Einen Teil ihrer Wut mußten sie an den Felsblöcken ausgelassen haben, denn als Franzelin einen derselben anfassen wollte, um sich daran hinunterzulassen, brach der Block aus und streifte und quetschte ihm im Falle Fuß und Knöchel. Das war eine böse Geschichte! Wir mußten trachten, zur Scharte zwischen Löffelspitze und Kemetspitze zu kommen. Es ging leidlich. Dort konnten wir nun zum Rotfleckkees absteigen. Der Schneefall hatte aufgehört, ihn hatte ein ergiebiger Regen in den tiefern Regionen abgelöst. Trostlose Regenschleier verhüllten die Landschaft. Der Schnee des Gletschers war ganz erweicht und die Moränen darunter zeigten ein sichtliches Bestreben, mit den schmutzigen Wässerchen zu Tale zu eilen. Überall, wohin man sah, Leben und Bewegung, gleitendes Erdreich, sprudelnde Quellen. Da waren wir herzlich froh, daß wir endlich das schützende Dach der Hütte erreichten.

— ——

EIN STREIFZUG AUF DEN LENKSPITZKAMM

(E. F.) Langsam und träge schlich die Postkutsche am 29. August 1904 mit meinem Freunde Hechenbleikner und mir nach Taufers hinein; glühend brannte die Sonne herab und ein unermüdliches Fliegenheer peinigte Rosse und Fahrgäste. Seither ist ja diese vielbenützte Postroute einem moderneren Verkehrsmittel gewichen. Zwei volle Stunden benötigte man früher mit diesem rumpelnden Omnibus, um die 15 *km* lange Strecke zurückzulegen. Jetzt kürzt die elektrische Bahn die Reise auf 50 Minuten.

Aber ein Gutes hatte das alte Vehikel doch: Wenn man ihm entstieg, dann empfand man so recht das Wonnegefühl der Freiheit! Mit der rechten Lust zum Bergsteigen wanderten auch wir damals die neue Straße durch das Reintal aufwärts. Bald bekamen wir Gesellschaft, und in der regen Unterhaltung merkten wir die Unannehmlichkeiten des Wegs nicht. In tosenden Fällen stürzt der Bach talab und gräbt sich immer tiefer in den Schoß der Erde hinein. Hat man das Steilstück bis zum Sagerwirtshaus hinter sich, so wird die Wanderung anregender: von der südlichen Talseite schauen Fensterle- und Rauchkofel, sowie der Wasserkopf herab, und im Norden erblickt man bereits den Gabler, dessen beide schlanke Felspyramiden hoch in das Blau des Himmels ragen. Diesmal blinkten sie ganz besonders, waren sie doch alle bis tief herab mit Neuschnee bedeckt. In den Moosböden vor Rein ließen wir uns zur Rast nieder; zwei weidende Pferde beschnupperten ohne Scheu unsere Ausrüstung und schließlich uns selbst; wir bildeten wohl eine Abwechslung in ihrem eintönigen Sommerfrischleben. Kurz vor dem Dorfkirchlein

von Rein kommt der Hochgall zum Vorschein; das kleine Gotteshaus im Vordergrund, dahinter die grünen Matten, der dunkle Wald, die grauen Moränen, und endlich der blendend weiße Firn dieses herrlichen Hochgipfels: sie geben eines jener Bilder, die zu den schönsten unserer Alpen gehören und so wie der Anblick des Glockners mit Heiligenblut im Vordergrunde für immer in der Erinnerung jedes Naturfreundes bleiben.

In sehr mäßiger Steigung führt der Weg dann durch das Knuttental aufwärts. Ein Bauer, mit einer »Kraxn« auf dem Rücken, holte uns bei einer zweiten Rast ein; 85 *kg* wog die Last, die der rüstige Mann trug und ganz kläglich nahmen sich dagegen unsere wohlgefüllten Schnerfer aus, unter denen wir redlich seufzten. Nach der Knuttenalpe überschritten wir den Bach und stiegen an den Hängen der Schneespitze steil schräg aufwärts zum Eingang des Kars, das vom Gabler und der Schneespitze eingeschlossen wird; dort steht die Brenner Hütte, 2450 *m* (österreichische Spezialkarte). In unangenehmer Ungewißheit, ob der erwartete Senner kommen würde, legten wir uns bis zum Abend vor die Türe; aber er kam nicht, und so blieben wir im ungeschmälerten Besitze einer breiten Pritsche, die allerdings von dem Schmelzwasser des letzten Neuschnees gehörig durchfeuchtet worden war.

Um 5 Uhr morgens brachen wir am 30. August bei herrlichem Wetter auf und wandten uns zunächst dem Hintergrunde des früher erwähnten Kars zu; erst in der Fallinie des Gablers stiegen wir an dessen Westgehänge aufwärts, was manchmal ziemlich mühsam wurde, da die oberste, gefrorene Schneedecke noch zu dünn war, als daß sie uns hätte tragen können. Anfangs hatten wir der Scharte zwischen beiden Gipfeln zugestrebt; wir sahen aber bald, daß es besser war, direkt auf den Südgipfel loszusteuern, und querten deshalb rechts aufwärts zu einem schwierigen, von Wasser durchronnenen Kamin. Derselbe brachte uns auf eine Felsrippe, von der aus wir über brüchige Schrofen einige hundert Meter auf die erste Scharte südlich vom Gipfel hinaufkletterten. Auf dieselbe gelangt man auch, und zwar sehr leicht, durch das Kar, welches vom Südsüdwest- und vom Südsüdostgrat eingeschlossen wird. Von der Scharte ging's nun etwas nach rechts aufwärts über äußerst verwittertes Gestein, das oft unsere volle Behutsamkeit erforderte. Wenige Schritte vor dem Gipfel gelangten wir auf den Südsüdostgrat und um 7¼ Uhr standen wir auf dem höchsten Punkt. Ein herrliches Hochgebirgsbild lag vor unseren Augen; namentlich die Venedigergruppe, die Nördlichen Kalkalpen, und die Zillertaler Alpen waren prächtig anzusehen; der liebliche Talboden gab einen schroffen Gegensatz zu all diesen schneegekrönten Häuptern. Großartig war der Anblick des herrlichen Hochgalls, der die Felsberge des Fleischbachkeeses überhöht.

Nach Erbauung eines Steinmanns kletterten wir (um 8¼ Uhr) vom Gipfel durch einen engen Kamin über die Nordseite hinab. Der Kamin läuft in eine Wand aus, welche auf einer Schutterasse endigt. Das Stück ist schwierig und mein Begleiter mußte sich über die brüchigen Felsen abseilen. Leichter ging es nun durch den pulverigen Schnee, welcher die Vertiefungen im Geschröf ausfüllte, zur Scharte zwischen Nord- und Südgipfel, und über unschwierige Felsen auf den ebenfalls noch unbetretenen Nordgipfel des Gablers. Ein nahezu wagrechter Grat setzt sich gegen Norden fort, und auf ihm begann eine lustige Kletterei. Der Grat war manchmal so scharf, und an den Flanken so glatt, daß die edle Reitkunst zur Anwendung kommen mußte. Um 9 Uhr standen wir auf der Affentalspitze, 3079 *m*. Dieser Gipfel wird äußerst selten erstiegen; wir fanden auch nur eine Karte vor, welche eine im gleichen Jahre stattgefundene Besteigung nachwies. Der direkte Grat zur Lenkspitze schien uns zu zeitraubend, da wir einige große Türme hätten überklettern müssen; daher stiegen wir ein gutes Stück gegen das Kees ab und querten dann den Westhang des Grats. Dieser Gang war nicht gerade angenehm zu nennen; auf

brüchigen Platten ruhte pulvriger Neuschnee, in dem wir oft bis über die Kniee einsanken; aber mutig stapften wir der tiefsten Gratscharte zu. Der Aufstieg über den Südwestgrat auf die Lenkspitze war ebenfalls mühsam und wir waren froh, als wir das Geröll und den verschneiten Kamm hinter uns hatten und uns um 1/211 Uhr neben dem Steinmann zur wohlverdienten Rast niederlassen konnten. Der Gipfel ist vom Ahrn- und vom Affental aus leicht zu erreichen. Von Westen kommend, kann man entweder den Nordwestgrat oder den Südwestgrat begehen; vom Affental aus führt der bequemste Zugang ohne Zweifel über das Merbjoch und über den Nordostgrat. Schwieriger dürfte eine Ersteigung über die Nordwand sein.

Wir stiegen direkt über den Nordostgrat über leichte Felsen hinab zum Merbjoch, 2834 *m*; oft mußten wir besonders vorsichtig sein, denn der Schnee hatte eine bedenkliche Neigung zur Lawinenbildung angenommen. Auf dem Joch, über welches eine rot markierte Steigspur führt, bekamen wir — heute zum ersten Mal — Wasser, eine willkommene Kühlung an dem heißen Tag. Wieder ging es, anfangs mühsam über den Südwestgrat der Merbspitze, 3086 *m*, hinauf, bis sich der Rücken verschmälert, und steil und brüchig wird. Wir stiegen durch einen Spalt an der Westseite etwas hinab, dann unter dem Grat über verwitterte Platten aufwärts, um oberhalb des Steilstücks wieder auf die Schneide zu gelangen. Der weitere Weg über dieselbe ist leicht. Die Aussicht ist gegenüber der von den südwestlich gelegenen Gipfeln etwas verschieden. Steil fällt der Berg nach Norden ab und der Blick trifft direkt auf die sumpfigen Böden der Röthalpe; freundlich grüßt die Lenkjöchlhütte herüber, und wir freuten uns schon, daß wir noch heute ihre gastliche Schwelle betreten sollten. Rauh und wild entsteigen Glockhaus und Jagdhausspitze dem Affentalkees. Doch es strebten schwere Wolkenmassen von Süden herauf und schienen nichts Gutes für den kommenden Tag zu bedeuten. Wir waren am Ziele der heutigen Fahrt angelangt und ruhig konnten wir uns dem Träumen und Sinnen in dieser einsamen Gebirgswelt hingeben. Nach langer Rast stiegen wir über den Ostgrat etwas hinab, wandten uns dann der Südwand zu und wateten durch eine flache Rinne in tiefem Schnee hinunter. Wir mußten weit unter die Höhe des Jochs zwischen Merbspitze und Glockhaus absteigen, um die Wände des ersteren Gipfels zu umgehen; daher gaben wir schließlich unsere Absicht, zur Lenkjöchlhütte zu gehen, auf und stiegen in das Affental ab. Da wir unseren Weg in der Weise gekürzt hatten, beeilten wir uns nicht mehr, und oft setzten wir uns auf den weichen Grasboden zum traulichen Gespräch oder zur Betrachtung der schönen Umgebung. Frische Lawinen kreuzten mehrmals unseren Weg und die rotbraunen Rinderherden grasten bereits weit draußen im Tal, denn hier hatte der rauhe Herbst seinen Einzug gehalten.

MITTLERE ROSSHUFSPITZE, PUNKT 3215 *m*, HOHE WARTE, ÖSTLICHE ROSSHUFSPITZE

(E. F.) In rascher Fahrt fuhr ich am 19. Juli 1904 mit dem Zweirad durch das Tauferer- und Ahrntal aufwärts. Es war schönes Wetter und heiß brannte die Sonne auf die unbeschattete Straße; der schwere Rucksack trug auch nicht zur Abkühlung bei. Vorüber ging es an der mit schneckenartiger Geschwindigkeit dahinrollenden Postkutsche, vorüber an zornig pfauchenden und schnatternden Gänsen. Ein plätschernder Brunnen winkte gar zu verlockend der durstigen Kehle und gern ließ ich mich zur Rast nieder, denn auch der Magen wollte sich die heutige Behandlung nicht gefallen lassen. Um 8 Uhr abends endlich kam ich nach Kasern. Ungemein reges Leben und Treiben herrschte in dem Berggasthause; alles war dicht besetzt und ich war bereits der vierte im Bunde in einem der Fremdenzimmer. Etwas ermüdet von der beschwerlichen Radtour sank ich bald in festen Schlummer und nicht einmal die lachenden Frauenstimmen in dem durch »echte Hotelwände« getrennten Nebengemach vermochten meine Sinne wach zu halten.

Um eine volle Stunde später als beabsichtigt machte ich mich am anderen Morgen auf die Beine: 5 Uhr früh. Es war ein herrlicher Sommertag. Auf tauigen Matten wanderte ich talein; glänzendes Licht strahlte mir bereits von den Firnen der Dreiherrenspitze entgegen und langsam schoben sich kleine, in grellem Rot erstrahlende Wölkchen von Westen herüber. Bis zur Lahneralpe folgte ich dem Birnlückensteig, wandte mich aber dann dem linken Talgehänge zu, gegen das Ende des Lahnerkeeses. Von der Mittleren Roßhufspitze zieht ein glatter, plattiger Grat zu dem Gletscher herunter; rechts vom Grat fließt ein steiler, sekundärer Gletscher herab, der sich mit dem Lahnerkees vereinigt; ihn wählte ich zum Anstieg. Über den langen Rücken einer gewaltigen Moräne kam ich steil aufwärts auf den Firn; er ist sehr stark zerklüftet, und die großen Spalten zwangen mich hin und wieder zu kleinen Umwegen. Ich gelangte jedoch gut in die oberste Firnmulde hinein und stand nun vor dem Bergschrund: weit hing der obere Rand über und nur ein schmales Schneegesimse mitten in der Eiswand konnte der einzig mögliche Weg sein. In Stufen klomm ich zum Schneeband empor und schritt dann unter den Eismassen nach rechts. Eine tief eingegrabene Lawinenrinne hatte ich bereits hinter mir und ich lugte um eine Ecke in eine zweite, in welche ich hinauf mußte. Mit zusammengekrümmtem Körper hielt ich mich mit der linken Hand im Eise fest, während die rechte Tritt und Griffe in das spröde Eis hieb. Vorsichtig bog ich mich hinaus, ein langsamer Zug und ich stand drüben. Rascher ging's nun über den Firnbuckel zwischen den beiden Rinnen aufwärts; die linke war zu tief eingegraben, ich konnte nicht hineingelangen; wohl aber ließ sich die rechte überschreiten. Freilich sagten mir die unter dem Schrund liegenden Steine, daß ich nicht säumen dürfte; es war auch bereits gegen 11 Uhr und ein Steinschlag nicht ausgeschlossen. Im eiligsten Tempo schlug ich daher Stufen durch die Rinne und kam auch unangefochten an das andere Ufer. Der Schnee war hier zwar weich, aber immerhin so tief, daß es nicht nötig war, das darunter liegende Eis zu bearbeiten. Die Steigeisen hatte ich wieder einmal im Rucksack wohl geborgen, aber ich bereute es nicht sehr, denn man übt sich auf diese Weise viel besser, und der Tritt wird sicherer. Über lose Felsen kletterte ich jetzt aufwärts auf eine Scharte knapp neben der Westlichen Roßhufspitze. Den Rucksack ließ ich hier zurück und kletterte um den Nordfuß der Graterhebung zwischen Schnee und Fels herum auf den Hauptgrat. Er ist mit großen Trümmern bedeckt, und es war leicht, ihn hinanzusteigen zum Gipfel der Mittleren Roßhufspitze.

Die nächste Umgebung fesselt in erster Linie den Blick: fast senkrecht unter mir sah ich die Gletscherspalten des Lahnerkeeses, das sich in mächtigen Wölbungen zur Dreiherrenspitze hinaufzieht; ebenso das Prettauerkees, dessen oberster Teil eine einzige Eiswand bildete bis hinauf zur Leiterschneide. Der Schlieferspitzkamm war seiner ganzen Länge nach zu sehen, ebenso die Zillertalerkette und Reichenspitzgruppe, deren Hauptgipfel keck in die Lüfte starrten. Verschwommen und düster blickte die Nordwand des Hochfeilers herüber. Gegen Süden — ein buntes Gewirr von Gipfeln — alles durcheinandergewürfelt: Löffelspitze, Merbspitze, Glockhaus usw.; etwas ferner, als schönes Gegenstück, das blendend weiße Ruthnerhorn und der edle Hochgall. Daran reihen sich die Defereggeralpen. Im Vordergrund entzückten noch die Röthspitze mit ihren Eisrinnen, und der Malhamkamm das Auge.

Leider lag mein Rucksack unten bei dem Gratzacken, sonst hätte ich den Übergang auf die etwas höhere Östliche Roßhufspitze versuchen können; der Grat ist zwar plattig, scheint mir aber gut gangbar. So stieg ich denn zurück und wanderte über ein Schneefeld zur tiefsten Einsenkung östlich der Hohen Warte, 3138 *m* (Alpenvereinskarte). Hier lud ich wieder die überflüssige Belastung ab und kletterte an der Nordseite des Grats empor, schließlich ein Stück auf ihm selbst bis zum Gipfelaufbau; hier geht es durch einen Kamin an der Nordseite aufwärts und zuletzt über eine schräge



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Großes Happ und Großer Geiger vom Dorfertal.

Platte, welche den Gipfel bildet, auf diesen. Ein Steinmann findet hier keinen Halt, und man muß sich selbst mit einer Hand fest halten, wenn man gesichert Umschau halten will. Schön ist der Blick über die Nordwand hinunter. Mir wurde es aber auf meinem luftigen Sitz bald zu unbequem und ich verließ daher die Spitze, indem ich auf demselben Weg zur Scharte zurückkletterte. Der Westgrat des Gipfels läßt sich sicher überklettern und der Berg könnte daher auf diese Weise überschritten werden. Durch eine mit Schnee erfüllte Rinne fuhr ich nun von der Scharte auf das Windtalkees hinab. Noch war es mir zu früh, den Tag abzuschließen, und ich gedachte die Östliche Roßhufspitze doch noch zu ersteigen. Ich querte daher zum Hinteren Umbaltörl, das ich um 3¼ Uhr erreichte, und gelangte von dort über Schnee, Eis und lose Blöcke in fünf Viertelstunden auf den Gipfel. Noch schöner war von hier aus die Aussicht: Die Luft war klarer geworden und wunderbar nahm sich die allmähliche Abstufung der Bergkämme nach Westen hin aus — es waren immer feinere Linien, die endlich im Dunst der Ferne verschwanden. Neugierig lugte die Daberspitze hinter der Röthspitze hervor. Nur schwer trennte ich mich von der bezaubernden Abendstimmung. Bald stand ich wieder auf dem Umbaltörl und um 7 Uhr abends war ich in der gastlichen Lenkjöchlhütte.

GUBACHSPITZE — GROSSES HAPP — GROSSER GEIGER

(J. H.) Um 4 Uhr rasselte unerbittlich der Wecker der Lenkjöchlhütte. Erbost über diese gefühllose Art der Tagesankündigung fuhr ich zornig auf, packte den Schreihals an der Gurgel und steckte ihn rasch unter die Decke, wo er sein unmelodisches Lied nur gedämpft zu Ende schnarren konnte. Dann schloß ich in der wenig rühmlichen Absicht, noch ein Weilchen zu schlafen, die Augen und wartete ängstlich, bis bei den Gefährten das Gewissen sich regen würde und sie den Ruf zum Aufstehen erschallen ließen. Keiner muckste sich, alle heuchelten tiefen Schlaf, doch die gespannte Stille im Raume deutete auf Wachsein und ängstliches Harren ihrerseits. Endlich brach einer den Bann, indem er sagte, man solle doch schauen, ob es noch schneie! Wieder tiefe Stille und jeder wartete auf den lieben Freund, der den Kopf zum Fenster hinausstecken würde, um nachzusehen. Nach langer Zeit ertönte wieder eine gedrückte Stimme und der unsichtbare Salomo meinte, daß eigentlich ich nachzusehen habe, weil ich der Besitzer des Weckers sei. So sprang ich denn endlich ans Fenster und starrte in den dichten Nebel hinaus, der in phantastischem Reigen die Hütte umwallte. Ich brachte den Freunden die frohe Botschaft, die Heuchler ergingen sich in tiefstem Bedauern, und bald waren alle wieder in festen Schlaf versunken. Endlich weckte uns aber der helle Tag zum Leben; die Wolken waren verschwunden, auf der Höhe rötete bereits die Sonne den blanken Neuschnee. Die Faulheit war da mit einem Mal gründlich verscheucht; die Eile bebte uns in allen Gliedern; der Besen fegte wie ein Wirbelwind über den Schmutz des Bodens, das Frühstück ward ein Wettessen, und endlich hasteten wir ins Freie.

Ein goldiger Junimorgen hatte inzwischen auf den Firnen aufgeleuchtet. Neuschneeglanz blendete das Auge. Stolz schwangen sich weiße Grate zur Höhe, so daß das Himmelsgewölbe darüber in doppeltsattem Blau erschien und uns mit Lust und Wonne erfüllte. Ein frischkalter Morgenwind trieb uns das Blut in die Wangen, wie wir rasch den Weg von gestern zum Hintern Umbaltörl wanderten. Der Gubachspitze galt heute die Fahrt. Das ganze Umbalkees trennte uns noch von diesem Ziele. Vom Törl liefen wir nicht allzu froh ob des Höhenverlustes auf den Keesboden hinunter. Das Abfahren ging nicht gut, da bald der Schnee trug, bald plötzlich der Fuß einsank. Unten war es besser; der Firn war hart und wie auf Grasboden ging es dahin. Je näher wir aber dem zierlichen Aufbau der Gubachspitze rückten, um so schlechter wurde wieder der Schnee. Am Fuße der Spitze ließen wir unsere

Rucksäcke liegen und stiegen dann in gerader Linie über ein Firnfeld und plattige Felsen direkt zum Gipfel empor. Die gewöhnlichen Wege führen über den Westgrat, Nordgrat oder über die Nordwestflanke. Der Aufenthalt auf der Spitze währte nicht lange. Die Aussicht von derselben ist nicht weitreichend, aber doch sehr schön; besonders herrlich sah von hier die Daberspitze aus, ein schlanker Turm mit zerrissenem Grate. Den Abstieg nahmen wir wieder auf einem neuen Wege über den Südostgrat. Anfangs konnten wir sonder Schwierigkeit die schmale Schneide verfolgen; später stellte sich ein ziemlich hoher Überhang ein. Über ein schmales Band und einen scharfen Riß mitten in wackligen Blöcken konnten wir ihn nach rechtshin ohne Abseilen bezwingen. Bald darauf standen wir auf dem Gletscher.

Unser Plan war nun, auf gute Weise zum Simony- und Maurerkees zu gelangen, ohne über das Reggentörl zu steigen. Franzelin und Berger holten die Rucksäcke, und ich hielt mittlererweile Umschau. Von der Einsattlung zwischen Gubachspitze und dem Felskopf schien es zunächst über plattige Felsen und ein steiles Firnfeld zum Simonykees und über dieses zu den Dellacher Keesflecken zu gehen. Als die Freunde zu mir stießen, machten wir uns an den Abstieg, der ganz, wie wir erwartet hatten, auszuführen war. Wie gehetzt sausten wir nachher, ab und zu durch Spalten zu Umwegen genötigt, zu den Dellacher Keesflecken hinab. Diese überschritten wir, um sodann durch eine steile Rinne zur Zunge des Maurerkeeses abzufahren. Es war bereits 2½ Uhr vorbei. Franzelin und Berger zeigten daher wenig Lust, mit mir noch über das Große Happ und den Großen Geiger zu steigen; sie wanderten gemütlich über das Kees zum Maurertörl hinauf. Wollte ich dasselbe vor Nacht noch erreichen, so mußte ich wohl sehr lange Schritte machen. Das tat ich auch wirklich. Mehr springend als gehend überquerte ich die Gletscherzunge. Weniger eilig, aber immerhin noch rasch ausschreitend stieg ich dann den jenseitigem Schutt- und Schrofenhang zum östlichen Firnbett des Oberen Maurerkeeses hinan. Dieses überschritt ich in der Richtung zum westlichen Schuttgrat des Großen Happ. Nach der Alpenvereinskarte mündet der Grat nördlich vom Gipfel in den Hauptgrat, statt wie es richtig ist, direkt beim Gipfel, den ich auf diesem Wege erreichte. Prächtig ist der Abfall zum Dorferkees, er weist mächtige Platten auf, die vielfach von Eisbändern durchzogen sind. Die knappe Zeit duldete leider kein langes Genießen der Ausschau und ich mußte trachten, über den bisher unbezwungenen Nordgrat zum Großen Geiger zu gelangen. Im Anfang war die Kletterei leicht, dann aber brach der Grat senkrecht zu einem Firnbuckel ab. Da ich kein Seil mit hatte, zwang mich die Beschaffenheit der Felsen in die verschneite Ostwand hinaus. Auf einem vereisten Bande konnte ich nach einigem Herumklettern wieder auf den Grat zurückgelangen und bald stand ich auf dem Schneesattel. Rasch kam ich nun weiter bis zum zerrissenen Felsgrat nördlich. Hier mußte ich ein wenig in die Höhe steigen, um auf der andern Seite tief zur niedersten Einsattlung des Grats hinabzuklettern. Der Fels war brüchig, und da ich es eilig und auf nichts zu achten hatte, kam ich am Ende mit einer ganzen Steinlawine auf dem Firnsattel an. Jetzt war leichtes Spiel, mühelos stürmte ich über den größtenteils überfirnten Kamm auf die Spitze los.

Die letzten Sonnenstrahlen verschwanden, als ich den Gipfel erreichte. Lange Föhnwolken sandten noch violetten Schimmer auf die Firnwelt. Einem verlöschenden Weltenbrande gleich loderte im Westen über den Ruinentürmen der Reichenspitzgruppe nochmals Sonnenlicht auf, eine seltene Farbenpracht entfaltend und das Gemüt mächtig erregend. Als ich noch ein Kind war und mit kindlich frommem Denken an die Sonne glaubte, da war es mein sehnlichster Wunsch, des Abends der untergehenden Sonne nachzulaufen, um zu sehen, was sie hinter diesen Bergen mache. Ich träumte oft vom goldenen Märchenhaus jenseits des Bergs,

und was mir Ältere vom ewigen Wandern der Sonne sagten, wollte ich nicht erfassen. Wie erhebend ist es nun für mich als Alpinisten, wenn ich von hohem Gipfel in jene golddurchglühte Märchenwelt schauen darf! Aber es hieß an den Abstieg denken. Vom Gipfel fuhr ich über den Firnhang zum Gletscher ab, übersah dabei in der wilden Hast die Randkluft, brach bis zur Mitte ein, kam aber infolge des mächtigen Schwungs wieder heraus und legte mich einigemale überschlagend das Endstück des Firnhangs zurück. Unterhalb des Grats watete ich im pulverigen Neuschnee zum Maurertörl. Die Freunde erwarteten mich dort; bei langsam einbrechender Dämmerung war es nun ein wunderherrliches Wandern über die weiten Gletscher zum Krimmlertörl und hinab zur Warnsdorfer Hütte, wo wir in fröhlicher Stimmung den wohlausgenützten Tag beschlossen.

MALHAMSPITZEN, MUSSWAND, QUIRL, OGASIL — *(E. F.)* Einen ganzen Tag hatten wir in der Klarahütte zugebracht und uns die Zeit mit Lesen, Essen und Schlafen vertrieben. Regen und Nebel hatten von der Außenwelt Besitz ergriffen, so daß wir uns kaum vor die Hütte hinauswagen konnten. Den nächsten Tag, den 15. Juli, wollten wir jedoch auf keinen Fall in gleicher Weise verbringen und nicht mehr länger zuwarten, sondern wir beschlossen, über das Umbaltörl ins Ahrntal und nach Hause zu wandern. Um 1/24 Uhr früh brachen wir auf; das Wetter war etwas besser als am Vortag, und als wir auf den Umbalgletscher kamen, da schien es sogar, als sollten wir heute noch einen herrlichen Tag bekommen. Wir gaben daher mit größter Freude sofort die geplante Heimfahrt auf und beschlossen eine längst beabsichtigte Tour zur Ausführung zu bringen.

Durch den weichen Schnee wateten wir zunächst dem Reggentörl zu, das wir um 7 Uhr erreichten. Das Wetter schien wirklich gut geworden zu sein. Der Großvenediger erschien schimmernd in prächtigem Firnkleid vor uns, weit draußen leuchtete der stolze Glockner, und manch anderer Berg, welchen uns die Ungunst des Wetters in den letzten Tagen verborgen hatte, zeigte sich heute. Nach kurzer Rast nahmen wir den Nordgrat der Nördlichen Malhamspitze in Angriff. Anfangs mußten wir über loses Gerölle ansteigen, dann folgte eine leichte Kletterei über brüchige Felsen neben und auf dem Grat und wir erreichten ohne besondere Schwierigkeit um 1/29 Uhr vormittags den Gipfel. Aber das Wetter hatte uns wieder einmal gründlich getäuscht, die trügerische Sonne war verschwunden, dicke Wolken ballten sich allseits und auf einmal begann es lustig zu schneien. Mit der Aussicht war es natürlich nichts. Allein nun hatten wir einmal unsere Fahrt begonnen, jetzt sollte uns das Wetter nicht weiter anfechten und wir beschlossen, die Tour fortzusetzen. Auf dem Grate ging es gut weiter auf den Doppelgipfel der Mittleren Malhamspitze los. Beide Gipfel wurden mit Steinmännern geziert. Die Wolken wogten in wechselndem Spiel, manches Mal erhaschten wir sogar einen prächtigen Tiefblick auf das Malhamkees, und auch der Quirl steckte ab und zu neugierig sein Haupt aus der Nebelkappe. In rascher Wanderung erreichten wir die Südliche Malhamspitze, welche einen Grat nach Westen, gegen das Umbaltal, entsendet. Dann ging es über Geröll und Schrofen weiter, so daß wir allmählich in die Nähe des Knotenpunkts gelangten, wo Mußwand- und Quirlnordgrat zusammenstoßen; etwas vor demselben fuhren wir auf dem Gletscher am Fuße der Mußwand hinunter und überschritten denselben gegen eine auffallende Einschartung hinter einem gelben Turm, welche auch über schrecklich losen Schutt mit Mühe und Aufopferung manches Schweißtropfens gewonnen wurde. In senkrechter Wand fällt die Mußwand nach Westen hin ab; auch der Nordgrat besitzt einen 50 *m* hohen Abbruch, den wir anfangs zu überklettern gedachten. Zuerst mußten wir aber einen Vorkopf erreichen, von dem aus der Absturz ansetzt. Die Rucksäcke ließen wir etwas ober-

halb der Scharte liegen und nahmen nur Pickel und Seil mit. Wir wandten uns gegen die Ostseite des Massivs und kletterten durch Kamine und über Platten rasch auf den Vorkopf hinauf. Dichter Nebel war inzwischen eingefallen und verhüllte uns vollkommen den Ausblick auf das nächste Stück des Wegs. Wir brauchten jedoch nicht lange zu warten, um zu erkennen, daß es nicht möglich sei, den Steilabfall zu überklettern und stiegen daher durch eine Rinne an der Ostseite hinunter, querten am Fuße der Felsen nach Süden, gewannen über Geröll, zuletzt über Platten einen Zweiggrat, an dessen linker Seite wir nun leicht auf die Scharte unmittelbar vor dem Gipfelaufbau kamen, und erkletterten diesen selbst durch einen senkrechten Kamin.

Die Wolken hatten sich etwas gelichtet und gewährten einige Aussicht. Sehr schön zeigt sich von hier aus die Röthspitze und das Welitzkees mit seinen unheimlich steilen Gletscherzungen hängt so drohend an dem Steilabfall, daß man glaubt, es müsse jeden Augenblick ein Teil der Eismassen zu Tal stürzen. Die Daberspitze war leider verdeckt; Simonyspitzen und Großvenediger enthüllten gnädigerweise auf kurze Zeit ihre schimmernd weißen Leiber. Als regelmäßige Pyramide stellt sich von hier der Quirl dar.

Vom Gipfel der Mußwand aus wendeten wir uns nicht mehr der Linie unseres Aufstiegs zu, sondern wir stiegen ostwärts über Schrofen hinab, gelangten dann, abfahrend, durch eine Rinne bis zum obersten Karboden und querten am Fuße der Felsen schräg nach links aufwärts zu unserem früheren Standpunkt, etwas unterhalb des Vorkopfs. Da wir aber unsere Rucksäcke weiter oben liegen gelassen hatten, stieg Freund Hekenbleikner hinauf, um sie zu holen, während ich über steile Schneefelder und Geröll zur tiefsten Einschartung im Nordwestgrate des Quirls hinüberquerte. Hier wurde Mittagsrast gehalten. Ein überhängender Block bot uns Schutz gegen eine Flut von Hagel und Regen, die sich nun zu allem Überfluß einstellte. Um 12 Uhr wanderten wir weiter. Ein gelber Zacken im Grate wurde nach rechts auf ungemein weichem Schutt umgangen und dann wieder der Grat erreicht. Mühsam ging's über das Geröll aufwärts; brüchiges Gestein wechselte dann mit losen Blöcken, die erwarteten Schwierigkeiten wollten sich aber immer noch nicht einstellen. Um 1/21 Uhr standen wir auf dem Nordgipfel des Quirl, der mit einem Steinmann versehen ward. Leicht, jedoch wegen der brüchigen Felsen Vorsicht anwendend, stiegen wir über den Südgrat ab und erreichten dann ebenfalls ohne Schwierigkeit den Südgipfel. Wir waren sehr enttäuscht, denn wir hatten uns auf viel schwerere Arbeit gefaßt gemacht gehabt. Von Aussicht war natürlich keine Spur und wir mußten lange warten, bis wir nur imstande waren, unseren weiteren Weg auskundschaften zu können.

Der »Hochtourist« empfiehlt den Südgrat zur Besteigung des Bergs; wir glaubten jedoch, einen besseren Abstieg finden zu können, und unsere Geduld wurde auch wirklich belohnt, denn als der Nebel sich etwas lichtete, sahen wir, daß mehrere Schuttrinnen bis ins Steinbrechkar hinunterziehen. Um 1/22 Uhr stiegen wir ein Stück über den Westgrat des Gipfels hinab bis zu einer schneebedeckten Scharte. Hier gewannen wir endlich nach langer Zeit wieder einen Ausblick auf die Malhamspitzen, deren Ostabstürze sich von hier aus großartig schön ausnehmen. Vergeblich warteten wir dann aber lange Zeit, bis der schon wieder eingefallene Nebel sich lüften würde, um einen günstigen Moment für die Kamera zu erhaschen; immer wieder woben sich dichte Schleier um Fels und Eis: diesmal mußten wir nachgeben. Durch eine der Rinnen stiegen wir endlich, knapp hintereinander, damit wir uns gegenseitig nicht durch das lose Gestein gefährdeten, abwärts. Alles rutschte unter den Händen und Füßen fort, kein Block hielt fest, und mancher der losen Gesellen eilte uns donnernd und polternd voran in die Tiefe. Eine Schneezunge befreite uns von der unangenehmen Kletterei und bald standen wir in der flachen



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Reggentörl und Malhamspitze vom Vorderen Umbaltörl.

Einsenkung zwischen Quirl-Südgrat und Ogasil. Mein Freund wollte auch diesen letzten Ausläufer noch »mitnehmen« und stieg an dem Ostgehänge desselben schräg empor, während ich mit der süßen Last beider Rucksäcke das Kar auswärts wanderte. Unter einem großen Block sitzend, wartete ich dann auf Hechenbleikner, der auch nach einer halben Stunde eintraf. Er war auf den Nordgrat des Ogasil gelangt, hatte über diesen den Gipfel erreicht und war über die Ostseite abgestiegen. Vom Steinbrechkar nimmt sich der Quirl wunderschön aus. Er erscheint als eine schroffe Felspyramide, die von dem zackigen Süd- und Südwestgrat begrenzt wird. Der Weg, den wir im Abstieg gewählt hatten, sieht steil und fast unmöglich aus; dies mag der Grund sein, warum frühere Ersteiger den Südgrat in Angriff nahmen.

Ein feiner Schnürlregen rieselte hernieder, als wir die steilen Grashänge gegen das Umbaltal hinabeilten. Duftender Speik und Edelrauten, blauer Enzian und mattleuchtendes Edelweiß ergötzten das Auge und liehen unseren Hüten schönsten Schmuck. Tiefe Stille herrschte ringsum. Nur eine Herde Widder, die bei unserem Nahen erschreckt davonlief, belebte das weltferne, einsame Kar. Tief unter uns erblickten wir den Steig, der zur Klarahütte führt, aber noch viele Hunderte von Metern trennten uns von ihm. Immer steiler ward der Hang, Schrofen durchziehen die Halden und der Weg wurde verwickelt. Anfangs wandten wir uns nach links, dann aber schräg nach rechts. Die steilen Hänge mit ihrem schlüpfrigen, regennassen Gras erforderten äußerste Vorsicht; zumeist mußten wir uns mit einer Hand an den langen Halmen halten, um nicht auszugleiten. Aber anstandslos fanden wir den Durchstieg durch dieses eigenartige Labyrinth und erreichten schließlich, die Schrofen beim Ende eines Wasserfalls im Sprühregen desselben mit einem raschen Sprung übersetzend, den Bach, an dessen Ufer uns dann ein schmales Steiglein zu Tal führte.

DREIHERRENSPITZE VON WESTEN *(E. F.)* Am ersten Augusttage 1903 fuhren ich, Herr von Klebelsberg und mein Bruder auf dem Zweirad das Ahrntal aufwärts. Schwere Gewittertage waren vorüber, und heiß, nur zu heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Wir wollten eigentlich nur bis Kasern; als wir aber in Taufers von dem Bestehen der Birnlücken-Hütte erfuhren, waren wir gleich bereit, noch heute bis dorthin zu gelangen. Auf unserem Wege mußten wir manches Bild trauriger Verwüstung schauen. Lange noch werden sich die Bewohner des Ahrn- und Reintals der letzten Julitage des Jahres 1903 erinnern, die für so viele schweres Leid gebracht hatten. Gewaltige Blöcke hatten die entfesselten Gletscherbäche vom Talgehänge heruntergerissen, die Ahr selbst war weit aus ihren Ufern getreten, hatte Felder verschüttet, Wege und Brücken weggerissen. So ging es denn auch uns mit den Rädern nicht am besten, und oft mußten wir dieselben zum schweren Rucksack auf die Schulter nehmen. Gegen Abend erreichten wir endlich Kasern, wo unsere Stahlrösser zurückblieben. Um 8 Uhr verließen wir das freundliche Gasthaus und schritten das sanft ansteigende Tal hinan. Bald umgab uns die Nacht und nur das vom Berghang zurückgeworfene Licht des Mondes leuchtete uns den Pfad hinan. Um 1/212 Uhr war die Bockeckhütte erreicht.

Sehr früh machten wir uns am anderen Morgen bei herrlichem Wetter auf die Beine. Die Verhältnisse könnten für die Besteigung der Dreiherrenspitze nie besser sein wie heute, hatte uns der Hüttenwirt versichert, denn der Schnee wäre »hart wie Stein«. In der Höhe der Hütte querten wir die mit Schrofen durchsetzten Grashänge und stiegen über die Moränen auf das Prettaukees. Anfangs bestätigte sich die Aussage des Wirts vollkommen; als wir aber etwas weiter in den Gletscherwinkel hineinkamen, welcher von der Leiterschneide und jenem Kamme gebildet wird, der das Prettaukees vom Lahnerkees trennt, wurde die Arbeit schwerer: während der eine Fuß an der Oberfläche blieb, brach man mit dem andern Bein bis über das Knie

durch die dünne Kruste; so ging es nur mühselig und langsam den Gletscher empor. An geeigneter Stelle wandten wir uns nach links, dem steilen Schneehang zu, welcher auf den Eisbuckel der Leiterschneide führt. Der Bergschrund war leicht zu überschreiten; drüben ging es nun noch langsamer, wegen der großen Steilheit, den Hang aufwärts. Weiter oben wurde der Schnee insofern besser, als er nun ganz weich war, und man die harte Kruste nicht mehr zu durchstoßen brauchte. Ganz bezaubert blieben wir stehen, als wir auf das Krimmlerkees hinuntersahen, die Abstürze der Dreiherren- und Simonyspitzen nach diesem wild zerschründeten Gletscher sehen geradezu unheimlich steil aus, und eine Besteigung derselben möchte man kaum für möglich halten. Allmählich wurde der Rücken steiler. Eine verdeckte Spalte ließ sich nur mühsam überschreiten; auf der anderen Seite war Eis; aber dasselbe trat nicht zutage, sondern es lag eine 23 *cm* dicke pulverige Neuschneeschichte darauf, so daß das Stufenschlagen viel Zeit erforderte. Endlich waren wir bei einigen Schrofen angelangt und erkannten mit Freude, daß wir gewonnen hatten, denn wir waren — nach achtstündiger Arbeit! — endlich auf dem obersten Gletscherboden angelangt. Ein kräftiger Imbiß wurde genommen, dann schritten wir das letzte Stück zum Gipfel hinauf. Kein Wölkchen trübte den Himmel, ungehindert überflog der Blick all die Gipfel und Kämme, alle die blendend weißen Firnfelder und Gletscherberge, die im Norden und Süden von grauen Kalkgebirgen umsäumt werden. Lange blieben wir im Genusse des entzückenden Bildes versunken, denn nicht oft sind dem Bergsteiger so reine, schöne Tage beschieden.

Die Althausschneide geht in ihrem obersten Teil in einen Firnboden über, diesen wählten wir als Abstiegsweg. Auf ihm erreichten wir ohne Schwierigkeit den kurzen Südgrat, über den der Abstieg ebenfalls leicht ist, und stapften dann durch den weichen Schnee zum Hinteren Umbaltörl. Hier konnten wir endlich das lästige Seil ablegen und frank und frei liefen wir dann über die saftigen Almböden des Windtals hinunter. Um 1/27 Uhr hielten wir unseren Einzug in Kasern, woselbst wir »Schusters Rappen« mit den flüchtigen Stahlrössern vertauschten, die uns ungefähr um Mitternacht nach Bruneck brachten. Es war ein wohl ausgenützter Tag, ein Tag zugleich, der uns herrliche Bilder hatte schauen lassen. Tiefe, nachhaltige Eindrücke blieben uns als Lohn für unsere Mühen.

DREIHERRENSPITZE ÜBER DIE SÜDWAND *(J. H.)* Einsam ist das Hintere Umbaltal. Manch ein Wanderer, der still an dem tosenden Bach dahinwanderte, mag das schon empfunden haben. Das Umbaltal hat keine weiten Kare mit knochenfarbigen Steinen, keine Hochebenen mit fleckigem Heidegras, keine verlassene Alm im Talkessel, umdräut von Wänden, es ist nur ein tiefeingeschnittenes Tal mit sehr steilen Grashalden an den Flanken. Wo es sich ein wenig erweitert, liegen kümmerliche Almhütten, angemauert an große Blöcke zum Schutze vor Lawinen, die bis spät in den Sommer hinein den Bach an vielen Stellen überwölben. Schön gefleckte Rindvieh und Ziegen mit ihren bärtigen Faungesichtern finden dort gute Weide. Sie tragen alle Glocken, die Großen große, die Kleinen kleine, und kommt jemand des Wegs, so heben sie verwundert die Köpfe und die Glöcklein grüßen geschäftig, doch der lärmende Bach verschlingt neidisch das Frohe und Helle der Töne. Verwundert starrt dann die einsame Herde dem Fremdling nach. Die Sonne steht hoch am Himmel, die Gräser beben in der Glut und in zitternden Schwaden erhebt sich die Luft vom Boden. —

Die Nacht lag noch auf den Bergen, schwärzliche naßkalte Nebel zogen vom Umbalkees über die Klarahütte hin. Leise, wie Tau, fielen Regentropfen auf die Steine der Moräne und die Kälte schuf daraus rasch einen glatten Panzer um sie, ihnen zum Schutz, uns zum Trutz, da infolge des schlüpfrigen Glastes das Balan-

cieren und Hin- und Herpendeln schier kein Ende nehmen wollte. Bald neigte sich Berger, bald Franzelin, bald ich den tückischen Blöcken zu. Die Edelrauten an dem Steiglein hatten weiße Bärte angesetzt und prahlten mit ihrer erborgten Pracht. Das Eis des Gletschers erlöste uns endlich von dem schmählichen, unsichern Hin- und Hertappen und gab uns sicheren Tritt. Die Nebel hoben und senkten sich abwechselnd, schüchtern stahl sich das Morgengrauen durch. Der Tag kämpfte um sein Erbrecht und drängte die Wolken zu Hauf. Die Sonnenstrahlen halfen treulich mit und rangen grimmig mit dem ruppigen Pack; aber auch sie waren noch zu jung und zu schwach. Hatten sie auf der einen Seite die Horde niedergerungen, so stieg das graue Gesindel auf der andern in unzählbaren Reihen aus den Eisklüften, kroch gespenstisch und unaufhaltsam über das Eis und hüllte uns wieder in dämmerndes Düster.

Den ersten großen Boden des mächtigen Umbalkeeses hatten wir bereits überschritten. Einen Augenblick lang zeigte sich uns, von Wolken umjagt, das heutige Ziel, die Südwand der Dreiherrenspitze. Sollten wir bei dem Wetter wirklich den Anstieg unternehmen? Zweifel machte uns für kurze Zeit unsicher. Meine Freunde blickten ziemlich mißmutig zur Höhe empor, nur ich war recht fehdelustig gestimmt. Mit geteilten Meinungen im Herzen stiegen wir schließlich doch in gerader Linie den immer steiler werdenden Ferner hinan. Gewaltige Klüfte und mächtige Eisbrüche zwangen uns oft zu Umgehungen aufs Geratewohl, da dichter Nebel jedweden Ausblick hinderte. Schließlich siegte unsere Beharrlichkeit trotz alledem über die Bosheiten der Klüfte und gemächlich wateten wir endlich durch den Schnee über den Gletscherboden am Fuße der Wand hin. Nun gab es heftige Vernunftreden ob der Unzweckmäßigkeit der Tour bei solchem Wetter. Der Kampf wogte in den Lüften hin und her und fand sein Echo in dem Wortschwall, den wir vom Stapel ließen. Was war zu machen? Zu guter Letzt saßen wir stumm im Schnee und warteten mit Ungeduld, bis sich die Wolken in die Höhe heben würden. Lange harrten wir so, bis endlich Bewegung in das graue Einerlei kam. Jetzt zogen die Schwaden langsam aufwärts. Die Eisrinne ward frei, die ersten Platten leuchteten im schwarzfeuchten Schimmer und immer mehr vom Leib des mächtigen Bergs tauchte aus dem Nebel auf. Hoiho! Zeit lassen! Wir kommen nach und wollen zuerst auf dem Gipfel sein!

Ein langes Seil verband uns selbdritt, dann stapften wir wohlgemut den Schnee der Rinne hinan. Blankes Eis war darunter, aber der nasse Schnee hielt gut, bis wir uns in die Felsen rechts schlagen konnten. Das Gestein ist hier elend und mürb. Vorsichtig kletterten wir vorwärts; ich wünschte mir samtene Katzenpfoten mit tüchtigen Krallen, um dem morschen Zeug nach Kätzchenart zunächst zu schmeicheln und es auf Haltbarkeit zu prüfen, und dann die Hacken unvermutet ins nichtsnutzige Fleisch zu senken. Besorgt ermahnten mich die Freunde, mit den Felsen zärtlich umzugehen, weil es andernfalls ihre Köpfe büßen müßten. Nach und nach kamen wir in die Höhe, die Wand wurde weniger steil, wir querten ein kleines Schneefeld und stiegen hierauf wieder gerade empor zum Gipfel.

Unser erstes war, den Blick auf die Nordwand zu gewinnen. Neugierig beugten wir uns über den Gipfelgrat und sahen mit Staunen in den Hexenkessel des Krimmlerkeeses tief unter uns hinab. Das ist eine Wand! Hui, so senkrecht und glatt, und unten leckt der Gletscher wie Meeresbrandung am Fels! Die Aussicht? Nun, die Aussicht muß gewiß sehr schön sein, leider genossen wir sie nur kurze Zeit. Auch das Krimmlerkees hüllten bald wieder düstere Wolkenzüge ein und bis zu unserem luftigen Platz zogen sie einher in traurig kaltem Grau; neue und immer wieder neue gesellten sich dazu, legten sich feucht um Gesicht und Kleider und nötigten uns bald zum Abzug.

Wir liefen den westlichen Schneehang hinab, überstiegen an einer passenden Stelle den Grat der Althausschneid, um jenseits auf das Obere Umbalkees zu gelangen. Aufs Geratewohl stapften wir dann glücklich zum Hintern Umbaltörl hinüber. Ein lustiges Schneegestöber setzte hier ein, aber uns konnte die wieder losbrechende Wettertücke nichts mehr anhaben und im Geschwindschritt flüchteten wir unter das sichere Dach der traulichen Lenkjöchlhütte.

ÜBER DIE NORDWAND AUF DIE WESTLICHE SIMONYSPITZE

(J. H.) Frühzeitig ward es am 12. Juli 1904 in der Warnsdorfer Hütte lebendig, da nützte kein Oh! und Ah!, kein noch so faules Umdrehen, wir mußten aus den warmen Decken und dem wachenden, sonnigen Morgen schlaftrunken ins Auge blicken. Auf der Dreiherrenspitze und Simonyspitze malten bereits die Sonnenstrahlen glutrote Flecken, als wir endlich über den Moränenschutt zum Krimmlerkees anstiegen. Gewaltig schön ist das zerklüftete Kees, wie es in mächtigen Eiskaskaden von den Simonyspitzen herabwallt. Die Westliche Simonyspitze über die Nordwand zu erreichen, war heute das Ziel unseres Sehnens. Dieser Aufgabe galt unsere Kraft.

Einem Schlendern kam wohl unser Gang gleich über das gemütliche, anfangs wenig zerklüftete Kees. Wir erzählten uns die Erlebnisse der Woche, wunderten uns über die starke Ausaperung des Ferners und umgingen sorglos allzu gastlich offene Spalten. Ein Gletscherbruch brachte Abwechslung in das Einerlei und rüttelte die Lebensgeister zu energischem Handeln wach. Franzelin war glücklich auf einen Eisrücken hinaufgestiegen und thronte nun mit bekümmertem Gesicht zwischen drei tiefen Spalten. Ich hielt mich daher im Grunde der gutmütigsten dieser drei Klüfte, konnte ihr, auf schmalem Eisgrat rittlings vorwärtsrutschend, zum Schlusse über eine gestufte Eiswand entrinnen und Franzelin durfte dann, von mir versichert, den Sprung von seinem Einsiedlerblock über die Kluft wagen. Jetzt gebärdete sich der Gletscher wieder weniger wild, ebene Böden, schwach geneigte Hänge, auf denen verstreute Eistrümmer und Lawinenreste lagen, leiteten uns zum Fuße der Nordwand hin.

Zunächst führte ein steiler Eisbuckel in den düsteren Winkel zwischen Simony- und Umbalspitze hinein. Geborstene Eisblöcke zeugten vom Leben des Eisbruchs über uns. Wir hätten nun am besten über den Eisrücken links zur Spitze stufenschlagend ansteigen können; um aber die Eintönigkeit zu vermeiden, suchten wir uns lieber außen durch den Bruch durchzuhauen. Der erste Absatz ließ sich unschwierig umgehen, nur wenig Eisstufen waren nötig, die scharfen Steigeisen gewährten ohnedies einen guten Halt. Der zweite Abbruch gab ein anderes Stückchen zu lösen. Bis zu einer Nische ging's ja herrlich, aber eine doppelt mannshohe, oben überhängende Eiswand stellte sich in den Weg. Einige Stufen für Füße und Hände, dann geht es bis unter den Überhang. Ein Loch im Eis erlaubt mir, die ganze Hand hineinzustecken, mit der andern führe ich den Pickel und haue mit Mühe und Not zwei Griffe ober dem Überhang. Nun will ich's probieren, mich drüberzuschwingen, aber leider bricht der Pickel aus; rasch drehe ich mich um und springe in die Nische zurück. Nochmals gehe ich's an, haue eine bessere Stufe und ramme den Pickel fester ein. Lustig gelingt der Schwung. Während ich Stufe für Stufe hacke, gibt's ein fürchterliches Tosen über mir, das Eis scheint zu beben, rechts drüben donnert die Gratwächte der Umbalspitze auf das Kees herunter. Das Seil war zu Ende, in einer Querspalte fand ich guten Halt und Franzelin kam nach. Verständigen und sehen konnten wir uns gegenseitig nicht. Die lautesten Rufe meines Genossen drangen nur als undeutliches Gemurmel zu mir. Zweimal versuchte Franzelin den Überhang mit den zwei Rucksäcken zu bewältigen, es gelang ihm aber nicht; erst als die Säcke aufgeseilt waren, konnte er die Stufe bald bezwingen.

Dann nahm die Hackerei wieder ihren Fortgang, bis festhaftender Firn leichteres Kratzen und Treten von Stufen erlaubte. Franzelin ging nun voraus. Ein Firngrat lief auf ein kleines, ebenes Feld aus, und plötzlich sperrt uns eine wohl 50 *m* tiefe, sehr breite, von der oberen Seite um vielleicht 20 *m* überhöhte Spalte den Weiterweg. Zum Glück gelang es uns, links über eine steile Brücke die Kluft zu übersetzen und droben um eine luftige Ecke den darüber befindlichen Hang zu erreichen. Es bereitete uns hohen Genuß, so frei und sicher in selbstgeschaffenen Tritten über dem Abgrund zu schweben. Ein langes Firnfeld und ein langer, schmaler Firngrat bezeichneten unseren weiteren Anstieg. Die Gipfelrandkluft und der blauschillernde Eishang oberhalb gaben Franzelin noch reichliche Pickelarbeit. Freudig ließen wir uns darnach auf dem Gipfel der Westlichen Simonyspitze zur verdienten Rast nieder. Neun Stunden waren seit unserem Aufbruch von der Warnsdorfer Hütte verflossen. Die Nachmittagssonne brannte glühend auf die schimmernden Ferner in der Runde. Sengend spendete sie uns ihre Glut, in der die Wolken, die vom Tal heraufzogen, duftig in Nichts zerflossen. Hochbeglückt und um ein herrliches Erlebnis in unseren hehren Alpen reicher, kehrten wir nach langem Schwelgen auf der Höhe endlich wieder in die tieferen Regionen zu den Menschen zurück.

EINE HÖHENWANDERUNG AUF DEM SCHLIEFERSPITZKAMM

(J. H.) Wie ist es doch so schön, auf luftiger, freier Höhe zu wandern! Das waren meine Gedanken, und des freute ich mich, als ich bereits mit dem ersten Frühsonnenschein von Block zu Block über die Moräne des kleinen Sonntagskeeses, das als nördlicher Nachbar des gewaltigen Krimmlerkeeses in den obersten Ast des Krimmlertals herabreicht, hurtig dahinsprang. Licht war's überall auf den Bergen, auf dem Eise, auf den bereiften Gräsern der Hänge drunten und im Herzen. Des Glanzes der goldenen Sonne freute ich mich, und dieses Frohgefühl brach immer wieder in lautem Juhu, Juhu! durch. Ich war so froh, so frei und so frisch, als wäre die Sonne mein Eigen. Frohen Mutes betrat ich das wenig zerklüftete Schlieferkees und überquerte es, um zum Schlusse über einen Steilhang den Westgrat der Schlieferspitze zu erreichen. Das Gestein war fest und ich turnte lustig von Zacken zu Zacken. Neuschnee, der die Griffe ausfüllte und die besten Tritte verdeckte, machte zwar dies Klettern in der scharfen, herbstlichen Morgenfrische für die Hände etwas empfindlich, aber die Kälte förderte auch wieder die Schnelligkeit des Fortkommens, denn ich wurde durch sie angeeifert, mich durch raschere Bewegung zu erwärmen. Schon während des Aufstiegs zur Schlieferspitze konnte ich genugsam die mit kunstvoll modelliertem Neuschneeschmuck verzierten Überhänge und Türme des Nordgrats bewundern, und ich begann bereits zu bereuen, daß ich leichtsinnigerweise kein Seil mitgenommen hatte. Und vom Gipfel der Schlieferspitze aus gesehen, war der Anblick dieses Grats, den ich nun begehen wollte, kein einladenderer. Am ehesten dünkte es mich, daß ich auf die Große Jaidbachspitze gelangen konnte, wenn ich über die Ostwand auf das obere Große Jaidbachkees hinunterstieg und von dort wieder zu einer Scharte in dem Südgrat der Spitze emporkletterte.

Dem Entschluß folgte rasch die Ausführung. Ein kurzer Felsgrat brachte mich auf das Eis der Wand. Ich schlug nun eine tüchtige Anzahl Stufen in das spröde Element, das hier noch im Schatten des Trennungsgrats zwischen Sonntagskees und Jaidbachkees lag und daher an Härte nichts zu wünschen übrig ließ. Pulvriger Neuschnee bedeckte es zudem. Ich kam nichtsdestoweniger ziemlich gut und rasch nach abwärts, weil ich die Tritte möglichst klein schlug. Bald stand ich ober der Randkluft, die sich als breit und stark überhöht erwies. Mit einem verzweifelten Sprung hätte ich sie wohl übersetzen können, aber etwa 10 *m* tiefer lief mit ihr parallel eine noch breitere Spalte hin und dadurch verbot sich das Wagnis eines Sprungs von selbst. Mein

erster Gedanke war, wieder zum Gipfel hinaufzusteigen und doch den so wenig einladend aussehenden Nordgrat zu versuchen. Dann glaubte ich aber doch wieder etwas Besseres gefunden zu haben, wenn ich oberhalb der Randkluft quer durch die Ostwand mittels Stufenhackens auf die tiefste Einsattlung zwischen Schlieferspitze und Jaidbachspitze zu gelangen trachtete. Ich schlug denn alsbald mit kräftigen Hieben eine lange Stufenreihe und kam dadurch rasch auf den immer mehr von der Sonne beschienenen Hang hinaus. Plötzlich begann der Schnee unter mir abzurutschen und rauschend in die Schlucht hinabzuschießen. Zum Glücke konnte ich mich mit dem Pickel, dessen Spitze ich noch rasch genug in das Eis eingeschlagen hatte, erhalten. Aber diese ernste Mahnung führte mich sofort zu einem neuen Entschluß. So konnte es nicht weitergehen, ich mußte zum Gipfel zurück. Meine Stufen kamen mir jetzt zugute, und rascher als zuerst legte ich den Weg in umgekehrter Richtung zurück, aber es waren doch zwei Stunden harter Arbeit vergangen, bis ich mich wieder beim Steinmann niederlassen konnte.

Einigermaßen gewitzigt durch die gemachten Erfahrungen, nahm ich nun doch endlich den gefürchteten Nordgrat in Angriff. Zunächst gab es bloß eine fröhliche Spielerei mit Fels und Schnee; bald aber kamen schlimmere Dinge. Ich nahte mich einem grimmigen Zacken, der glatt und senkrecht zu einem Schärtchen abfällt. Links glatte, eisige Wand, rechts ein schmaler Riß im Fels, der leider über einem abschüssigen Schneeband endete. Eine Zeitlang klemmte ich mich mit Mühe und Not durch, und als ich die Hand nicht mehr in den Spalt zwängen konnte, hieb ich die Pickelspitze ein, und ließ mich an dem Stiel auf das Band hinunter, den Atem anhaltend und mich gespannt fragend, ob er wohl aushalten würde. Aber der Wackere rührte sich nicht, und sowie ich wieder festen Stand im Schnee hatte, streichelte ich liebkosend des Treuen Eisenhaupt. Der Schnee lag hier in guter Schicht auf dem Eise, dieses aber verkleidete nur dünn den rauhen Fels. Ich kratzte mir winzige Trittchen in dasselbe, um es nicht ganz abzulösen, und in dieser wohl etwas unsicheren Weise arbeitete ich mich wieder langsam zur Gratschneide und zu guten, verläßlichen Felsgriffen zurück. Eine Weile ging es nun leichter fort, aber nur zu bald begann wieder ein harter Kampf. Eine tiefere Scharte war zu passieren und dann folgte ein ermüdendes Auf- und Abklettern, von Zacken zu Zacken, über Türme und Zinken. Die höheren Zacken sind ganz respektable Gipfel und nur wenige flachere Stellen dazwischen ermöglichen ein Verschnaufen. Das ist wohl der Hauptcharakter des ganzen Grats vom Krimmlertörl bis zum Hütteltalkopf am Nordende. Große Jaidbachspitze, Unlaßkarkopf, Weigelkarkopf sind nur wenig hervorragende Gipfel; ich ließ mich auf ihnen nicht zur Rast nieder, stehend hielt ich kurze Umschau. Nach dem Weigelkarkopf schneidet eine tiefe Einsenkung ein. Die Gratfortsetzung zur Foiskarspitze, anfangs wenig steil, stellt sich als gut begehbarer Rücken dar, der bei drei ruinenartigen Türmen endet, die teilweise links umgangen, teilweise überquert werden können. Es folgte P. 3014, der eine Holzstange trägt, die irgend ein Hirte vom Krimmltal heraufgetragen hat, da von dort der Anstieg leicht ist. Auf dieser Erhebung schnaufte ich ein wenig aus und gönnte mir eine kurze Rast für ein karges Mal.

Vor mir wölbte sich noch klarer Himmel, im Rücken hüllten bereits drohende Wolken die Schlieferspitze ein; sie sandten ihre Schattenarme über die Jaidbachspitze bis zu mir herüber. Fürwitzig lugte die Herbstsonne aus den grauen Wolkenfetzen heraus, und diese warfen große, ungefüge Schatten über die Gletscher zur Linken, huschten über die grünen Hänge des kleinen Jaidbachtals dahin und liefen eilig an dem grauen Gestein bis zu meinem Hochsitz herauf. Kalte Windstöße jagten mich schließlich von der Spitze fort. Zur wilden Melodie des erwachenden Sturms tanzten die flimmernden Neuschneekristalle einen wahren Hexenreigen, hoch wirbelte

sie die Windsbraut in die Luft. Einige mit Schnee gepanzerte Plattentürme hemmen meinen Lauf, der erste ist zu überklettern; der zweite hat nach Norden einen Abbruch. Wieder fluche ich ob des Mangels eines Seils. Auf scheußlichen, mit nassem Schnee und Eis bedeckten Platten muß ich den Abbruch westseitig umgehen. Eine Unzahl Wässerchen, die die Sonne gelöst hat, machen sie schlüpfrig, und ich komme mir vor, als sollte ich auf Fischlaich tanzen lernen. Mit grimmer Vorsicht scharre ich Stufen, die mich gerade noch halten, denn ich muß fürchten, daß die dünne Eisdecke sich bei kräftigerem Zuschlagen ganz loslöst, und bin deshalb auch auf einen solchen Zwischenfall gefaßt. Richtig bricht denn auch so eine Eisscholle los, und ich rutsche, flach auf der Platte liegend, einige Meter hinunter. Mit Sorgen glaube ich zu bemerken, daß die Abwärtsbewegung rasch größer und größer wird, da kommt zum Glück eine apere Platte und ein mächtiges Bremsen auf Kosten meiner Hände und Kleidungsstücke, sowie ein vorstehender Plattenrand bringen mich rechtzeitig wieder ganz zum Stillstand. Noch zwei Türme hatte ich zu überqueren, bevor ich den Anstieg auf die Foiskarspitze, 3112 *m* (Alpenvereinskarte), hinter mich bringen konnte, und die arg zerschundenen Hände mußten noch fest zugreifen.

Mein Vorhaben war aber, trotz der gewiß nicht kleinen, bisher zurückgelegten Gratstrecke, noch nicht zu Ende geführt. Nur kurzen Aufenthalt konnte ich mir auf dem Gipfel gönnen. Die den Wolken wieder siegreich entronnene Abendsonne stand schon ziemlich nahe den westlichen Bergen; der Widerschein der Abendröte verlieh bereits dem Neuschnee, der hier tief die Felsen bedeckte, einen rötlichen Ton. Die Zeit drängte sehr und der Grat über den Sellenkarkopf, 2901 *m* (Alpenvereinskarte), zum Hütteltalkopf bot noch ein langes Stück Weg. Zum Glücke für meine brennenden Finger gab es nicht mehr viel zuzugreifen. Unliebsamer war es für die Beine, daß ich oft in verschneite Felsspalten einbrach und auf diese Weise zu den Schmerzen an den verwundeten Händen auch noch solche an den unteren Extremitäten sammeln konnte. In einer Stunde von der Foiskarspitze, beiläufig um 6 Uhr abends, erreichte ich aber doch endlich den Hütteltalkopf, 2957 *m*, den letzten bedeutenden Punkt des Grats, der sich hier spaltet und dann zum Pinzgau absinkt. Ich genoß noch flüchtig den Rundblick auf die abendliche Umgebung und wandte mich dann bald zum Abstieg. Um rasch zu dem in einem öden Kare unter mir als dunkles Auge erscheinenden Rinderkarsee zu gelangen, stieg ich ziemlich gerade über die nordseitigen Felsen ab und fuhr oder lief dann über den steilen, mit Pulverschnee bedeckten oberen Eishang des Hütteltalkeeses hinab.

Das einsame Rinderkar mit seinem kleinen, smaragdgrünen See, dem blinkenden Firn des Keeses im Hintergrunde und den dunkel gefärbten Felsgraten, die seinen Rahmen bilden, war wunderschön. In entzückender Herbstpracht prangten die Grashänge bis zum schüttern Hochwald hinab, sie leuchteten in den herrlichen, bunten Farben des Herbstes; rot, gelb, hellbraun waren die Matten und das Buschwerk, das tiefdunkle Grün der Zirben hob sich fast schwarz davon ab. Ich ward ganz trunken von so viel Farbenschönheit! Wie ich mit großen Sätzen der Tiefe zueilte, nahm mich allmählich der Wald auf, der rasch dichter wurde. Das wuchernde Alpenrosengestrüpp bereitete mir, da ich ohne Pfadspur abstieg, ziemlich viel Mühe. Endlich stieß ich auf ein dürftiges Almhüttchen, von dem aus mich ein schmaler Pfad durch den abenddunklen Wald ganz hinab führte in das Tal von Krimml, von dessen verstreuten Wohnstätten der bläuliche Rauch friedlich aufstieg.

GROSSVENEDIGER, 3673 *m* (ALPENVEREINSKARTE), ÜBER DIE SÜDWESTWAND

(E. F.) Auf die Hauptgipfel unserer Alpen führen nicht nur die leichtesten und kürzesten Wege, sondern man trachtet immer wieder neue zu finden, und gerade die schwierigsten Seiten werden aufgesucht, wobei eben die Schwierigkeiten

und Gefahren, die sich auf solchen Routen entgegenstellen, nicht nur nicht abschrecken, sondern geradezu gesucht werden. So besteht auf den Montblanc, auf das Matterhorn, auf den Monte Rosa und manche anderen Riesen der Westalpen eine große Zahl von Anstiegen; viele davon an der Grenze des Menschenmöglichen. Die Ostalpen stehen ihren westlichen Nachbarn zwar einigermaßen nach, aber auch auf ihre Gipfel führt so manche Route, die bei einem Vergleich mit denen auf die »großen Brüder« im Westen nicht zu schlecht wegkommt. Ich erinnere nur an die sogenannten »exotischen« Anstiege auf Ortler, Königsspitze und andere. Manche von diesen Anstiegen sind nur sehr selten begangen worden; es hat sich eben mit dem Beweise der Möglichkeit das Interesse dafür abgeschwächt, oder, was vielfach der Fall ist, es waren doch die Schwierigkeiten so große, die Gefahren so drohende, daß man einen weiteren Versuch doch lieber unterließ.

Auch unser Großvenediger hat einige solcher »Extrawege«. Die Nordwest- und die Südwestwand des Venedigers waren seit ihrer ersten Begehung durch Dr. Lammer nicht mehr betreten worden. Und gerade das reizte uns, auch hier einmal unser Glück zu versuchen. So beschlossen wir denn, einmal über die stolze Südwestwand (vom Dorferkees aus) emporzuklimmen. Wir freuten uns besonders darauf, nach einigen langen Felskletterein wieder eine tüchtige Eistour machen zu können.

Das Wetter war annehmbar, als wir am 29. Juli 1905 um 5 Uhr früh von der Defregger Hütte aufbrachen. Bis auf das Rainerkees verfolgten wir den gewöhnlichen Weg auf den Großvenediger, dann zweigten wir links ab, überschritten das Kees zur Scharte nordöstlich vom Punkt 3203 der Alpenvereinskarte in jenem Felskamm, der vom Hohen Aderl nach Südwesten zieht. Über Schutt ging es am jenseitigen Hang hinüber auf das Dorferkees. Der Schnee war nicht besonders günstig, trotzdem eilten wir sehr rasch vorwärts, denn wir befanden uns in einer begreiflichen Spannung. Etwas absteigend umgingen wir einen stark zerklüfteten Gletscherteil, stiegen dann schräg empor in gerader Richtung auf die Lawinenrinne zu, welche direkt zum Gipfel führt. Es ist wahrscheinlich dieselbe, durch welche Dr. G. E. Lammer hinaufgestiegen ist.

Beim letzten großen Felsblock schnallten wir die Steigeisen an und verweilten hier nicht lange, denn die Kälte machte sich fühlbar. Nach einer Seillänge war der Bergschrund erreicht; er war durch den Schnee, der durch eine tiefeingeschnittene Furche herabgerutscht war, beinahe zugedeckt. Bald standen wir in dieser Furche, stiegen jedoch nur wenige Meter in ihr aufwärts und eilten so rasch als möglich, um aus dem stein- und lawinengefährlichen Einschnitt herauszukommen. In Stufen ging es links hinauf auf den Firnbuckel, der zwei solcher Furchen trennt. Über denselben kamen wir gut empor, denn das Eis war mit einer dicken Schneelage bedeckt, die uns große Stufen zu schlagen gestattete. Allmählich wurden die Rinnen zu beiden Seiten flacher, bis sie sich an den Felsen ganz verloren. Wir querten nun am steilen Hang durch tiefen, bis über das Knie reichenden Schnee zum unteren Ende der Felsinsel, welche sich in der Mitte der Wand befindet. Die Felsen waren leicht, wenn auch sehr steil. Übereinandergetürmte Blöcke mit guten Griffen und Tritten ließen uns sehr rasch aufwärtskommen.

Gerade als wir in der besten Arbeit waren, hörten wir plötzlich ein Sausen und fast zugleich ein dumpfes Aufschlagen knapp neben uns. Ein Klirren folgte, dann rollte etwas schneller und immer schneller den Weg, den wir gekommen waren, hinunter. Verwundert sahen wir uns an; wo kamen auf einmal die Geschosse her? Aufmerksam blickten wir hinauf zur Schneelinie des Gipfels, die sich scharf vom Horizont abhob. Jetzt kam es wieder in weitem Bogen durch die Luft geflogen; und nun hatten wir auch die Lösung des Rätsels: es waren die geleerten Flaschen, mit welchen uns die Venedigerpartien beglückten! Eine neue objektive

Gefahr, auf die ich Bergsteiger aufmerksam mache! Das Spiel setzte sich trotz unseres Rufens noch eine Weile fort; als es endlich ruhig geworden, kletterten wir rasch weiter zum oberen Ende der Felsinsel. Eine Schneerippe bildet das nächste Stück des Anstiegs. Die ersten Schritte waren gut, dann aber sanken wir sehr tief ein; die Steilheit nahm zu und mit ihr die Gefahr des Lostretens einer Lawine. Glücklich landeten wir jedoch an den nächsten Schrofen; leicht ging es dieselben empor. Ein steiler Schneehang, der sich allmählich verflacht, führte uns auf den Gipfel, auf welchem von den Missetätern nur mehr die Spuren zu sehen waren.

Wir mußten nun irgend einen Abstieg wählen. Die gewöhnlichen Wege kannten wir zur Genüge und von den schwierigeren waren uns auch bis auf den Westgrat alle bekannt; das letzte Stück desselben war auch bereits von Dr. G. E. Lammer begangen und ohne Schwierigkeit befunden worden. Wir wollten aber versuchen, den Grat bis zum Obersulzbachtörl zu überklettern.

Zunächst galt es, die Gipfelwächte zu überlisten. Am Südwesthang querten wir vorsichtig in geschlagenen Stufen hinaus. Nur einmal sank ich mit dem rechten Bein bis an die Hüfte in einen Spalt, der sich quer durch die ganze Wächte zog; sonst fand sich kein ernstes Hindernis und wir gelangten ohne Anstand auf eine Eiskante am Ende der Wächte. Noch einige Pickelhiebe, und die Felsen waren erreicht. Etwas rechts von uns mündete der Nordwestgrat und zwischen ihm und dem von uns gewählten Abstieg die Nordwestwand. Dieselbe war vollkommen aper und wir wären ganz gut zur kurzen Eisfläche, welche sich über dem Bergschrund befindet, hinuntergekommen; der Bergschrund wäre in diesem Jahre die einzige Schwierigkeit gewesen.

Die Steigeisen, welche uns bisher so gute Dienste geleistet hatten, legten wir hier ab. Auch das Seil hätten wir im Rucksack geborgen, wenn uns nicht eine lange, überwächtete Firnschneide, die weiter unten folgte, davon abgehalten hätte. Steil, aber leicht ging es über lockere Blöcke und brüchiges Geschröfe hinunter; es war eine wahre Freude, über den ungemein scharfen Firngrat, von dem zu beiden Seiten, namentlich nach Norden, abschreckend steile Eisflanken hinabschießen, hinüberzubalancieren. Vorsichtig wurde ein Fuß vor den andern gesetzt und die Wächten an der Südseite umgangen. Jetzt glaubten wir alle Hindernisse hinter uns, und setzten uns beruhigt zur Rast nieder. Im Eifer hatten wir die schwarzen Wolkenbänke im Süden gar nicht bemerkt, die sich überall aufgetürmt hatten. Und nicht zu lange währte unsere Ruhe, denn die vom Obersulzbachkees aufsteigenden Nebel und der grollende Donner in der Ferne waren eine ernste Mahnung.

Von der nun folgenden Gratwanderung weiß ich eigentlich nur mehr sehr wenig zu erzählen, da sie so überaus rasch vonstatten ging. Noch nie hatte ich mit meinem Freunde bei einer Tour so gehastet; sobald das Terrain es gestattete, eilten wir im Laufschritt. Doch bald kamen wir nur mehr sehr langsam vorwärts, denn jetzt stellten sich auf einmal die Schwierigkeiten ein. Mir ist nur eine Stelle noch in lebhafter Erinnerung. Es ist dies eine Traverse über ungemein brüchige Felsen an der Nordseite schräg nach abwärts in eine Scharte; die Felsen in derselben waren von fabelhafter Brüchigkeit und erheischten die peinlichste Vorsicht. Dann ging es über festen Fels schwierig auf einen Gratzacken hinauf. Ein Seil wäre wohl am Platze gewesen, aber der Zeitverlust wog die Vorsicht auf. Vielleicht läßt sich die Stelle an der Nordseite tiefer unten umgehen, wir beachteten das in der Eile nicht. Im letzten Teil steigt der Grat etwas an und wir waren nun gespannt auf den letzten Abfall zum Törl; aber es ging wider Erwarten sehr leicht über Schrofen und Gerölle hinab. Um 12¼ Uhr waren wir dort. Um 8 Uhr waren wir noch auf dem Gipfel des Großvenedigers gestanden.

Nur einige Worte wechselten wir noch, dann eilten wir beide der Heimat zu: Hechenbleikner nach Norden, ich nach Süden.

EINE WINTERFAHRT AUF DEN GROSSVENEDIGER

(J. H.) Wirbelnd tanzten am 14. Dezember 1903 die Schneeflöckchen über das Obersulzbachkees herunter, stürmten um die Eisquadern der »türkischen Zeltstadt«, flatterten an den wilden Kristalltürmen gleich duftigen, wehenden Schleiern in wechselndem Spiel. Wuchtig fuhr uns der Wind entgegen, als wollte er uns ins Tal hinuntertreiben, und da ihm dies nicht gelang, warf er uns wütend die feinen Eisnadeln ins Gesicht. Endlich brach aber sein Zorn an den Felsen, in deren Geklüfte sein Rasen heulend und ächzend erstarb. Dann blinkte auf einmal die Nachmittagssonne, auf Wolken thronend, behaglich herab und verbreitete Glanz und Schimmer in der einsamen Hochgebirgswelt.

Der Sturm hatte den Schnee von den Hängen unter der Kürsinger Hütte weggeblasen, aper stand das vergilbte Gras und schwarzer Fels färbte das Bild düster, nur ab und zu gaben schneeerfüllte Rinnen und Gruben, oder seltsam geformte Schneegebilde von des Winters Reich Kunde. So mußten wir die treuen Skier, die uns leicht und sicher bis hierher getragen hatten, auf den Rücken nehmen und die Steilhänge zur Hütte hinaufstapfen. Wohl sah ich bald deren Dach und Mauern, vergebens aber spähte ich nach der Türe; einige Male machte ich die Runde um das Haus, und staunte über das lachende Hüttenwunder, wo die Leute keine Tür brauchen. Eine wunderliche Schneewächte an der Mauer schien mir manches zu verbergen, eifrig hackte ich mit dem Pickel Stück für Stück vom Wall weg und begrüßte froh das wettergraue Holz der Türe, als es endlich aus dem Schnee lugte. Freund Franzelin, der inzwischen nachgekommen war, half das Werk vollenden. Mit einem Ah der Verwunderung konnten wir endlich eintreten, denn vom Herde, Tischen und Fenstern schimmerten uns zarte, lieblich angewehte Schneedünen entgegen. Da gab's viele Arbeit, der Besen kehrte von allen Ecken und Enden das kalte Gezücht hinaus, und wir ruhten nicht eher, als bis alles wohnlich geworden war, so daß darob das Herdfeuer gar lustig aufflackerte und feiertäglich prasselte und knisterte. Wir saßen eng angeschmiegt an dem warmen Herde beim einfachen Mahle und woben Gedanken sonniger Art, wie wir die nächsten Tage über hellleuchtende Gletscher und Schneehalden von Sonnengipfel zu Sonnengipfel gleiten würden. In Erinnerung an schöne Fahrten und mit der Hoffnung auf noch schönere gruben wir uns dann tief in die Decken im feuchtkalten Gemach und träumten froh einem neuen Tag entgegen.

Er brach an und brachte uns — Sturm und düsteren schwarzen Himmel; kein Stern gab uns Hoffnung. Unheimliche, ringsum dräuende Wolkenfetzen hatten uns am Morgen vom Großvenediger zurückgescheut. Als es ganz Tag geworden war, pfiff der Wind wild um das Haus, einzelne Schneeflocken vor sich hertreibend. Gegen 10 Uhr, da uns das Sitzen in der Hütte unleidlich ward, schnallten wir die Schneeschuhe an und querten die Hänge zum Zwischensulzbachtörl. Der Sturm toste uns entgegen, der Schnee wirbelte auf und ab, dichte Wolkenschleier hüllten uns auf dem Törl ein. Wir wollten aber tapfer sein und noch nicht nachgeben; so steil als es die fellbesetzten Skier erlaubten, stiegen wir über das oberste Untersulzbachkees zur Scharte zwischen Groß- und Kleinvenediger empor. Auf kurze Augenblicke sahen wir das blaue Eis der Venedigerabstürze blinken; zwischen Spalten und zyklopischen Eisblöcken fanden wir immer wieder einen Ausweg nach oben. Wütend jagte eine Schneeflocke die andere, jede wollte früher den Boden erreichen, dann kam wieder ein Windstoß und trieb das leichte Volk wagrecht gegen uns, oder faßte es so grimmig an, daß es nach allen Richtungen auseinanderstob! Da half wohl kein Weiterstürmen von unserer Seite, die Zeit ging vorüber und wir kamen viel zu langsam vorwärts. Also die treuen Felle abgelegt und die Skier talwärts gerichtet! Zögernd fuhren wir

zuerst in das unbestimmte graue Einerlei. Geht es langsam oder schnell, ich weiß es nicht. Steh' ich auf ebenem Boden oder sause ich einen steilen Hang hinunter? Es fehlt mir das Gefühl dafür, die wehenden Schneeflocken, das Dämmerlicht täuschen mich hinweg über alles. Eine Spalte öffnet sich vor den Skiern, ein Warnungsschrei und ein blitzschnelles Werfen nach oben, nebeneinander liegen wir im tiefen Neuschnee. Es taumelt der Kopf vom Gewirre, schwindelnd glauben wir eine rasend steile Halde hinunterzufahren, aber zu unserem größten Staunen finden wir endlich, daß wir ruhig auf ebenem Boden stehen! Dann kam eine Windsbraut geflogen und schob uns hurtig über das ebene Kees des Zwischensulzbachtörls. Klappernd fuhren die Skier über die klingend hart gefrorenen, hügeligen Windbretter. Das klang wie Kastagnettenschlag zum Heulen des Sturms. Dann aber kam weicher Schnee und lautlos glitten wir nun die Lehne des Keeskogels zur Kürsinger Hütte hinab.

Wie wird's morgen werden? Abendruhe war auch bei den Elementen eingekehrt, einzelne Sterne leuchteten verschämt zwischen Wolken heraus und ließen uns abermals hoffnungsvoll dem kommenden Tag entgegensehen! Am nächsten Morgen brachen wir vor 7 Uhr auf. Es war noch dunkel; ziehende, finstere Wolken über den Gipfeln, einzelne Sterne funkelten dazwischen, alles in allem ein recht wenig erbauliches Bild. Die düsteren Zweifel im Innern, das schlechte Vertrauen auf einen guten Tag ließen uns zu keiner fröhlichen Laune kommen und so stolperten wir einstweilen stumm, die Skier auf dem Rücken, den Weg von gestern wieder hinan. Welche Täuschungen verursachte das Zwielicht. Kleine Schneeflächen schienen uns unendlich groß, schwarze Felsblöcke glotzten uns wie Ungeheuer an und ich mußte heimlich lachen, wenn ich Franzelins große Schritte auf dem unheimlich großen Schneefeld sah. Das Tageslicht behob endlich die Irrungen. Die Schneehänge gewannen ihr gewöhnliches Aussehen, die Felsklötze schauten nicht mehr drohend drein, unsere Schritte hatten das gewöhnliche Ausmaß und wir glitten auf unsern Schneeschuhen wieder tapfer gegen das Zwischensulzbachtörl hinauf.

Bald stellte sich aber wieder leichter Schneefall ein. Windstöße gaben uns ab und zu das Gefühl von gestern. Wieder fuhren wir den Weg vom Vortage; mühelos wanden sich die Skier zwischen dem Block- und Spaltengewirre durch, der Fellbesatz erlaubte uns so steil aufwärts zu fahren, daß uns fast die Sprungsehnen schmerzten. In langen Schlangenbögen überwanden wir schließlich die Firnlehne zum Sattel zwischen Groß- und Kleinvenediger. In dichtem Nebel und Schneegestöber ward dann bis zur südlichen Gipfelfirnschneide gequert, in kurzen, steilen Serpentinen hinaufgestürmt und über den ebenen Firngrat der Gipfel erreicht. Es war erst 11 Uhr.

Weit und breit wogten herrliche, wilde Wolkenzüge, selten ragte ein himmelstürmender Gipfelriese über die Wolkenbrandung, vom Tale drängten immer neue Wolkenscharen nach oben und so bot sich uns ein Winterbild sondergleichen. Aus den schwarzen Gletscherklüften schienen die dunklen Nebelschwaden herauszusteigen; einsam wie eine Nordlandschaft dehnten sich die weiten Firne. Auf der Dreiherrenspitze spielte ein verlorner Sonnenstrahl mit den aufziehenden Dünsten. Kaum konnten wir uns von diesem herrlichen Bilde trennen.

Langsam fuhr ich endlich wieder die Firnschneide entlang hinunter, den Blick mehr auf das Wolkentreiben rundum als auf den Boden gerichtet. Da ist's mir plötzlich so, als ob der linke Ski den Boden verliere. Unwillkürlich reiße ich mich heftig zurück und verwundert liege ich am Rande der Wächte, die grausig über der Nordostwand des Großvenedigers hängt, — der eine Ski ist knapp hinter der Bindung abgebrochen! Es war kein Lobgesang, den ich anstimmte, aber meine Lage wurde dadurch nicht besser und es war eine ganz merkwürdige Fahrt, die ich dann auf 1½ Skiern zur Kürsinger Hütte zu bestehen hatte. Ich fuhr, wo es nur einigermaßen anging, gerade hinab. Der Unmut über meine Ungeschicklichkeit machte

mich gegen alles gleichgültig, und ich sauste so ziemlich durch dick und dünn hinab, so daß ich bereits vor 1 Uhr zur Kürsinger Hütte kam. Freund Franzelin konnte sich ins Fäustchen lachen, jeden Meter Fallhöhe nützte er redlich aus; er fuhr möglichst lange Serpentinen und kam daher auch infolge seiner »Genußsucht« viel später als ich an. Nun herrschte eine vollkommene Stille in der Natur, nicht ein Lufthauch rührte sich, gerade stieg der Rauch aus dem Hüttenkamin empor. Die Natur schien erschöpft von ihrem Toben; der nächste Tag brachte uns lustigen Sonnenschein und froh zogen wir über den Firn zum Krimmlertörl.

**KRISTALLWAND, 3340 *m*
UND WILDENKOGEL, 3022 *m***

(E. F.) Der Regen prasselte an die Mauern und pfeifend begleitete der Wind die schöne Musik. Trübe war es in der kleinen Johannes-Hütte und vergebens wartete ich auf Hechenbleikner, der auf irgend einem Wege von Norden kommen sollte. Am nächsten Morgen (26. Juli 1905) spannte sich wolkenloser Himmel über die Berge, und es wäre, wie die Wirtschafterin meinte, eine Sünde gewesen, den heutigen Tag zu versitzen. Um 5 Uhr stieg ich daher den Weg gegen die Defregger Hütte hinan. Nach einer Stunde wandte ich mich nach rechts, um auf das Mullwitzkees hinüberzugelangen. Es war jedoch noch zu früh und ich verfolgte den Kamm der Moräne, der mich auf einen grünen Boden brachte. Über einige Platten stieg ich dann hinunter in die Gletschermulde. Die Sonne lugte über den Klexenkopf herunter und die Höcker auf dem Firn warfen lange Schatten. Auf dem harten Schnee kam ich rasch vorwärts, die Spalten waren nicht so zahlreich, als daß sie ein Hindernis geboten hätten. Den Punkt 2971 *m* (der Alpenvereinskarte), einen Felssporn, umging ich westlich und hatte bald das Steilstück des Gletschers hinter mir. Nun steuerte ich auf den höchsten Punkt im Kamme, einen flachen Schuttbuckel, zu, sah jedoch, auf ihm angelangt, den Gipfel der Kristallwand noch einige hundert Meter nordöstlich. Eine kurze Strecke ebener Firn, dann wieder ein Steilstück und ich hatte die scharfe Firnschneide erreicht. (3½ Stunden.)

Senkrecht unter mir gähnten die Spalten des Schlattenkeeses, nach drei Richtungen zeigte mir der Ausblick alle die bekannten Berge der Venedigergruppe, im Osten in herrlichem Wechsel von Licht und Schatten die Glocknergruppe, weit draußen in ungewöhnlicher Reinheit erstrahlend die Dolomitriffe und anderseits die Nördlichen Kalkalpen. Der Gipfel war nicht geeignet zum Rasten; daher setzte ich meine Tour gleich fort und stieg über die Schneide zunächst noch ein Stück nach Südosten, da eine steile Schneewand mich vom Ostgrat trennte. Im Verschneidungspunkte derselben mit dem Fels ging ich auf diesen über. Unter der Schneewand, auf lockerem Gestein querend, kam ich zum Steilabsturz des Ostgrats. Anfangs ging es gut hinunter, bis mich eine sehr glatte Stelle nach rechts drängte. Durch einen Kamin umging ich dieselbe und bald darauf stand ich am oberen Ende einer Schneezunge, die vom südöstlich gelegenen Gletscher sehr weit heraufzieht. Der Schnee war naß geworden und unten zog sich quer hinüber ein breiter Bergschrund; ich konnte daher nicht wagen, abzufahren. Mit gegen den Berg gewandtem Gesicht und tief eingerammtem Pickel stieß ich Stufe um Stufe in den Schnee. Die Neigung nahm allmählich ab, ich näherte mich der Kluft; unangefochten rutschte ich über eine Brücke ans untere Ufer. Jetzt hielt ich mich wieder nach links und steuerte auf das Löbbentörl zu, holte aber noch vor demselben die versäumte Frühstücksrast nach.

Das nun folgende Kammstück zum Wildenkogel bietet an Kletterei außer einigen wenigen Stellen gar nichts; die Begehung ist sehr leicht: es sind zumeist große Blöcke zu übersteigen. Die Aussicht aber ist großartig und ich möchte das Löbbentörl oder den Punkt 2887 (der Alpenvereinskarte) wärmstens empfehlen. Die Umrahmung des Schlattenkeeses ist prachtvoll: der schwarze Absturz der Kristallwand mit dem

darauf folgenden Hängegletscher, die zierliche Firnspitze des Hohen Zauns, das Rainerhorn, der Großvenediger, die Hohe Fürleg sowie die Berge des nördlich begrenzenden Kamms, und dazwischen von Spalten kreuz und quer durchzogen das große Firnbecken mit seinen Mulden und Buckeln, das seine mächtige Zunge weit gegen Osten vorschiebt, einen sich zu einem herrlichen Bild. Auch vom Wildenkogel aus ist es immer wieder das selbe Bild, das unsere Bewunderung erregt.

Über die Platten an der Südseite des Westgrats war ich auf den letztgenannten Gipfel gekommen; über den Südgrat wollte ich absteigen. Von links unten glänzte der Wildensee herauf, Eis bedeckte den größten Teil seiner Wasserfläche. Die Geröllhalden an der Westseite des Grats bewogen mich, bald auf dieselbe überzugehen; zuletzt brachte mich eine Schneezunge in rascher Fahrt auf den obersten Boden. Über kurze Schneefelder und zwischen Blöcken hindurch geht es weiter hinunter. An einem Eissee vorüber, über alle die Wässerlein springend, welche die flache Mulde durcheilten, erreichte ich bald den saftigen Almboden. Ein Steiglein windet sich dem Froßnitzbach entlang talaus. Um 5 Uhr abends überschritt ich das wild schäumende Gewässer und hielt Einkehr in der gastlichen Zedlachalpe.

— —

BERGFAHRTEN IN DER EICHAM-GRUPPE. KREUZKOPF, 2975 *m*, ZOPETSPITZE, 3188 *m*

(E. F.) An einem Sonntagabend des Juli 1905 wanderte ich das Antholzertal aufwärts; es sollte mir einen Zugang zur Venedigergruppe vermitteln. Die Luft war kühl und die Sonne drang nur hin und wieder durch das dichte Gewölk. Verlockend sahen die Berge der Rieserferner-Gruppe hernieder und manchen prüfenden und sehnsüchtigen Blick sandte ich empor zur noch nicht begangenen Südwand des Wildgalls; aber das Ergebnis meiner Untersuchungen war kein günstiges, denn gerade die wahrscheinlich einzig mögliche Anstiegslinie liegt in der Flugbahn der Geschosse, die den ganzen Tag hindurch den einsamen Felswinkel mit ihrem Poltern und Sausen erfüllen. Bald bekamen meine Gedanken eine andere Richtung. Zwei Bauernwäglein kamen hinter mir her und ich konnte der freundlichen Einladung eines der Insassen, an der Fahrt teilzunehmen, nicht widerstehen; es ging ja so doch viel schneller und der schwere Rucksack lag nun auf dem Grunde des Wagens und nicht mehr auf meinem gemarterten Rücken. Mein Wunsch, heute noch bis zum Antholzersee zu kommen, sollte aber doch nicht in Erfüllung gehen, denn viele Wirtshäuser gab es noch bis Mittertal und ich hatte mit der Tatsache, daß heute Sonntag war, nicht gerechnet. Der Schoppen wurden nun so viele, daß ich froh war, wenigstens in Mittertal nächtigen zu können. Mit nicht gar freudigen Gefühlen setzte ich am nächsten Tag meine Wanderung fort. Nebel hüllte ringsumher alles ein. Bald hatte ich den See erreicht. In dem Gasthaus am See, welches — der langen Reihe von Schuhwerk nach, das gerade der Reinigung unterzogen wurde — gut besetzt schien, herrschte noch tiefe Ruhe. Ruhig wanderte auch ich weiter, bis ich mich endlich an einem klaren Wässerlein zu kurzer Rast niederließ. Die Poesie machte wieder der Prosa Platz. Auf bequemem Pfade geht es über den Stallersattel; in düsterer Regenstimmung lag der obere See. An ihm vorbei wanderte ich über die langen Alpenweiden ins Defereggental nach Erlsbach und St. Jakob. Mein eigentliches Ziel war aber Prägratten. Auf mäßig ansteigendem Pfade taleinschreitend, gelangt man zur Bachlenke, einem bequemen Übergang im Defereggergebirge. Ein dunkler See ziert die steinigen Halden auf dem Joch. Weiter geht's drüben hinunter, dann wieder sanft über die Almböden und zuletzt in geradezu unangenehmer Steilheit zur Pebellalpe im Umbaltal.

Von Prägratten aus wollte ich am nächsten Morgen dem Zopetkamm einen Besuch abstatten. Zu dem Zwecke mußte ich die steilen Mähder der Sojetalpe hinan in das Kar zwischen die vom Kreuzkopf abzweigenden Grate. Trüb und

regnerisch war der Morgen des 24. Juli und mein Plan geriet sehr ins Schwanken. Ich stieg auch nicht, wie es am besten gewesen wäre, vom Dorfe gleich zu den Gehöften »Bühel« hinauf, um so, die Hänge querend, an Höhe zu gewinnen, sondern ich wanderte anfangs, in beständigem Zweifel über das Wetter, talein. Ein Stück vor dem Bauernhof Feldner bog ich nach Norden ab, in der Richtung auf eine Wasserrinne zu. Wogende Kornfelder machten bald niederem Gestrüppe Platz; auch dieses hörte auf und die steilen Alpenwiesen machten einem das Gehen schwer. Hoch oben sah ich bereits einige Menschen bei der Arbeit, rechts von einer steilen Grashalde tönte kräftiges Pochen herüber: ein stämmiger Bursche schärfte seine Sense. Tief unter mir tauchten ebenfalls Gestalten auf; langsam zogen sie herauf, hinter ihnen eine Schar Ziegen, weit voraus, kläffend, ein kleiner Hund. An der Stelle, wo der Bach dem Boden entspringt, hielt ich Rast. Höher oben werden die Wiesen noch steiler; ich bog nach rechts aus und hatte die erste Stufe hinter mir. Manchen Grasbuckel hatte ich jedoch noch bis zum Kar zu überschreiten. Diese Mulde ist ein stiller Winkel, den an drei Seiten schroffe Felsen umgeben; die Karöffnung schließt scheinbar die Kette der Deferegger Alpen ab und kein Blick fällt in das Tal. Gespenstisch umflatterten die Nebel die Zacken des Saukopfs und der Roten Säule oder sie schlichen brodelnd den Wänden des Kreuzkopfs entlang. Die zwei erstgenannten Gipfel sind vom Kar aus gut zu erreichen; ob sie bereits erstiegen sind, weiß ich nicht; wenn es der Fall ist, dann waren Hirten oder Jäger ihre Besucher.

Unschlüssig hielt ich an einem Schmelzwasser an und hüllte mich in meinen Mantel, um mich vor dem niedergehenden Regenschauer zu schützen. Das Wetter sah trostlos aus und es tat mir schier das Herz weh, wenn ich an die verlorene Arbeit an den steilen Mähdern dachte: hatte ich doch an die vier Stunden dazu benötigt. Diese Erwägung brachte mich auch dazu, nicht umzukehren. Ich wollte südlich vom Punkt 3141 *m* der Alpenvereinskarte den Grat erreichen. Das Gestein ist bratschig und ganz lose; wer sich aber einen sichern Tritt erworben hat, der findet auf solchem Fels leichte Arbeit. Hinter einem Zacken kauerte ich mich abermals nieder, denn nun tanzten lustig die Schneeflocken auf mich zu und ein undurchsichtiges Grau umgab mich ringsum. Aber auch das ging vorüber, und als es wieder etwas besser wurde, faßte ich den festen Entschluß, nun um jeden Preis meine Tour fortzusetzen. Bald hatte ich den Grat gewonnen. Leicht ging es anfangs über die verwitterten Gneishöcker; dieselben wechselten bald mit Blöcken und Zacken, welche zu erklettern und zu umgehen eine wahre Freude war. Lange war ich bereits gestiegen, aber immer wieder tauchte ein höherer Fels vor mir auf und es befremdete mich, daß ich immer noch nicht zum Punkt 3141 *m* gelangte. Erst dort, wo der Grat vom Steinmetzkopf sich mit jenem von Norden kommenden vereinigt, hatte ich endlich den Kulminationspunkt und damit auch den angeblich niedrigeren Kreuzkopf erreicht. Zweifellos liegt hier eine Unrichtigkeit der Karte in den Höhenangaben vor.

Eine kurze Rast wurde zur Einnahme eines kleinen Imbisses benutzt, dann der Steinmann gebaut und weiter ging es in dichtem Nebel. Über Schutt und loses Gestein fuhr ich hinunter in die Scharte und stieg drüben wieder hinauf auf den nächsten Gipfel. War es Punkt 2976 *m* der Alpenvereinskarte, den ich jetzt erklommen hatte? Wie ich einige Tage nachher sah, ist diese Erhebung bedeutend niederer als der Kreuzkopf, und zugleich ist sie der einzige Gipfel zwischen ersterem und der Zopetspitze. Auch hier fand ich kein Zeichen einer Ersteigung. Von der nächstfolgenden Scharte aus verfolgte ich nicht mehr lange den Grat, sondern stieg bald in die Westseite hinaus. Leicht geht's hier über Schutt und Schneeflecken, Blöcke und brüchige Schrofen hinauf auf den Gipfel. Ein Steinmann und die darin befindlichen Karten sagten mir, daß ich auf der Zopetspitze war. Ich hatte weniger

Zeit benötigt, als ich angenommen hatte; um 1/212 Uhr hatte ich den Kreuzkopf verlassen, um 1/22 Uhr stand ich bereits auf der Zopetspitze. Nicht lange hielt ich mich auf dem Gipfel auf, denn zu sehen war heute leider gar nichts. Ich kletterte über den Nordwestgrat hinunter in die nächste Scharte, wo ich um 1/23 Uhr anlangte, und war erfreut über diesen nicht schwierigen, aber sehr anregenden Weg. Man kann von dem Törl aus ebensogut nach Westen ins Klein-Iseltal, als nach Osten ins Timmeltal gelangen. Da ich mit einem Freunde für Abend ein Stelldichein in der Johannes-Hütte verabredet hatte, wandte ich mich dem Klein-Iseltal zu und stieg über Schutt zu den steilen Schneekehlen ab, welche vom Mullwitzkees heraufziehen, voll Freude über die nun zweifellos kommende Abfahrt. Aber ich hatte mich arg getäuscht, denn nur eine ganz dünne, weiche Schneeschichte lag auf blankem Eise; erst weiter unten versuchte ich es mit besserem Erfolg. Jetzt kam ich endlich auch aus der trüben Nebelzone heraus und konnte das Bild der mich umgebenden mächtigen Gletscher genießen. Befreit atmete ich auf, neue Wanderlust überkam mich; mit flotten Sprüngen übersetzte ich die Spalten und schritt auf dem Eise, an eisigem Schmelzwasser öfter den Durst löschend, rüstig aus. Das andere Gletscherufer war erreicht; abgeschliffene Felsen und grobblockige Moränen bildeten meinen Pfad und führten mich auf den Steig zur Johannes-Hütte.

BRETTERSPITZE, 3020 *m*, MITTERECKSPITZE, 3058 *m*, GALTENKOPF, 2987 *m*

(E. F.) Als ich vom Wildenkogel, den ich Ende Juli 1905 besucht hatte, in das Froßnitztal abstieg, waren meine Blicke von der gegenüberliegenden Eichamgruppe gefesselt, insbesondere die Bretterspitze, die Mittereckspitze und der Galtenkopf, die sich zu einem schönen Bilde vereinigten, hielten mich gebannt. Sie stürzen scheinbar in senkrechten Wänden zu den Schuttböden ab, und es schien mir etwas Undenkbares, diesen Bergen von dieser Seite beikommen zu wollen. Aber der nächste Tag sollte mich eines anderen belehren. Es ist eine alte Wahrheit: Bevor man nicht Hand an die Felsen legt, kann man über ihre Begehbarkeit oder Ungangbarkeit kein richtiges Urteil abgeben.

Um 4 Uhr morgens waren wir aufgebrochen und anfangs ein Stück das Froßnitztal einwärts gewandert, bis wir auf einem Steg den Bach überschritten, der im Mail-Froßnitzkees seinen Ursprung hat. Dann verfolgten wir einen Steig, der uns genau nach Süden auf den Galtenboden führte. Nachdem wir die erste Mulde erreicht hatten, überschritten wir abermals den nun in mehrere Arme geteilten Gletscherabfluß und stiegen am rechten Ufer über sehr steile Grashänge in gerader Richtung gegen die Bretterspitze hinauf. Nach 1 1/2 Stunden hatten wir das »Kleine Kees«, wie es die Bauern nennen (nordwestlich von der Bretterspitze), erreicht. Hier hielten wir Rast und Umschau. Die Nordwände der Berge sahen jetzt, da wir ihnen etwas näher gerückt waren, schon besser aus, ja die Bretterspitze zeigte sich von Rinnen durchfurcht, und an mehreren Stellen erkannten wir die Möglichkeit, hinaufzukommen. Bald hatten wir denn auch unsern Angriffsplan festgestellt.

Wir stiegen über den hart gefrorenen Firn auf dem Kees gegen die Scharte im Nordgrat des Gipfels empor. Die Felsen rückten, je höher wir kamen, desto näher zusammen, das Kees sandte eine Eiszunge zu einer Rinne empor, in der einige Stufen das Gehen auf dem steilen Schnee erleichterten. Knapp vor der Scharte stiegen wir rechts in die Felsen hinaus. Rinnen und kurze Kamine wechselten mit Partien lockeren Gesteins und Schuttplätzen. Der Nordgrat war bald erreicht, und nun konnten wir erkennen, daß man von der Ostseite leichter auf denselben gelangen kann, als auf der von uns benützten Anstiegslinie. Eine anregende Kletterei führte uns nun auf ein kleines Plateau an der Ostseite des Gipfels, von dem wir in 10 Minuten auf letzteren gelangten. Dieser bildet einen horizontalen Grat, der

in ost-westlicher Richtung verläuft. Es war 3/4 8 Uhr und unsere Arbeit war leichter gewesen, als wir erwartet hatten; aber wir sollten uns in der Folge hierüber nicht mehr zu beklagen haben. Wir zierten den Gipfel mit einem Steinmann, an dem wir uns niederließen und den sehr schönen Ausblick auf das Virgental, aus dem die goldgelben Kornfelder heraufglänzten, genossen.

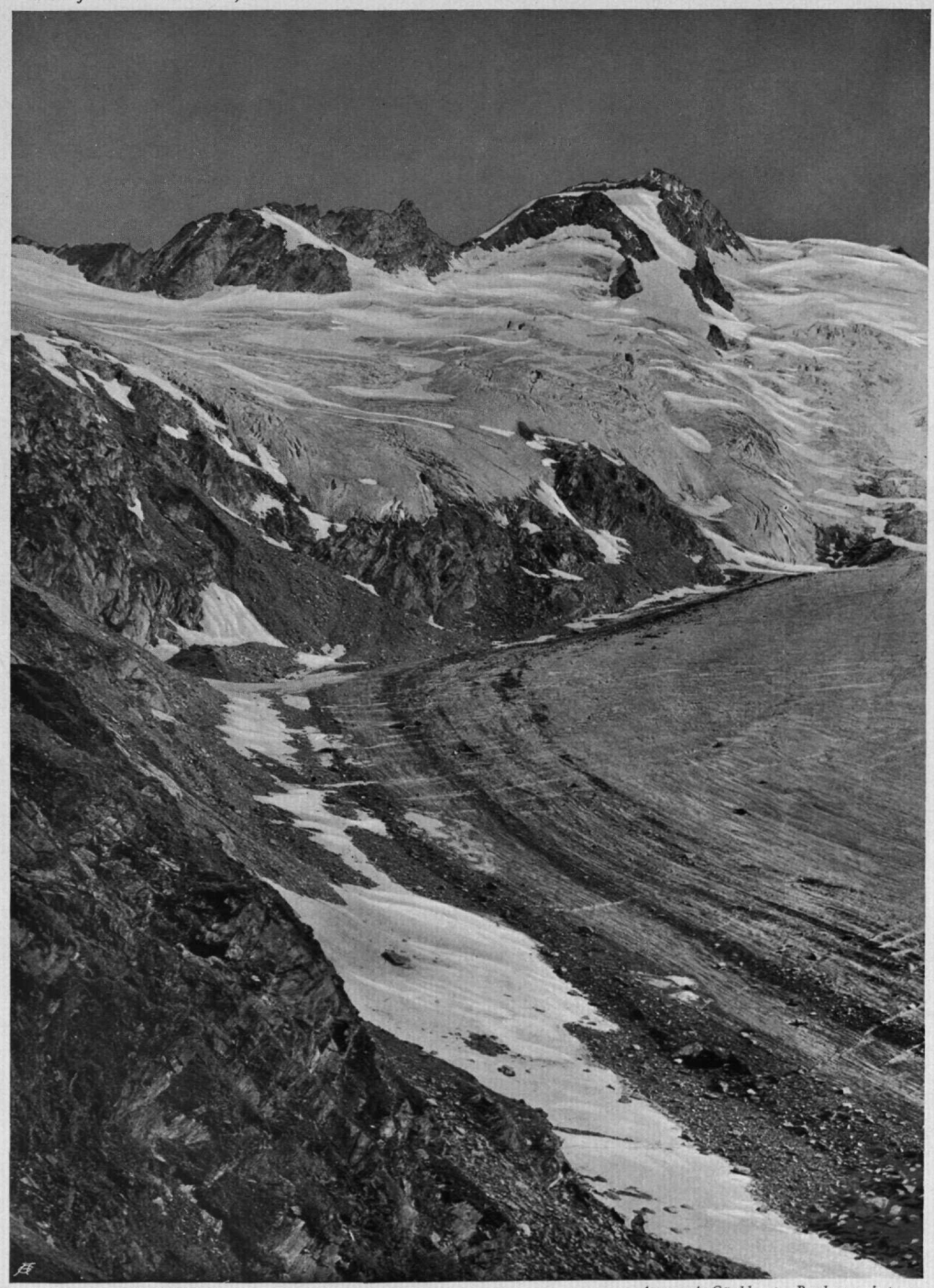
Es war unsere Absicht, den Grat weiter zu verfolgen, und wir stiegen zunächst durch einen Kamin über den ersten Absatz hinab. Sehr bald erkannten wir aber, daß wir hier in sehr schwierige Lagen gekommen wären. Wir vertrauten uns daher der Südflanke an, stiegen vom Gipfel über den Kamm ein Stück nach Osten, gelangten aber auch hier, nachdem wir die Platten der Wand schräg nach abwärts gequert hatten, wieder an eine Stelle, die uns Halt gebot. Also nochmals auf den Grat hinauf! Durch einen Kamin, der die Muskeln stark in Anspruch nahm, erreichten wir eine Scharte östlich von einem rotbraunen Turm. Und nun zeigte sich die Nordflanke, die uns zuerst als unmöglich erschienen war, bedeutend besser als die Südseite. Wir kamen denn auch jetzt rascher vorwärts. Einige Seillängen weiter erreichten wir wieder den Grat, gingen nun auf die Südseite über und gelangten auf schmalen Grasbändern in den glatten Platten querend und abwärts steigend in eine Rinne, durch welche wir ein kurzes Schneefeld erreichten, von dem wir eine schmale Terrasse gewannen, auf welcher wir kurze Rast bei einem Schmelzwasser hielten.

Es galt nun auf dem kürzesten Wege die Mittereckspitze zu erreichen. Der »Hochtourist« spricht von einer »schwierigen Klettertour« und verweist auf das Firschnitztörl und den Ostgrat. Daß dieser Weg möglich ist, konnten wir wohl erkennen, aber uns dünkte doch eine andere Route besser. In der Ostwand bemerkten wir eine schmale Schneekehle, die durch die Felsen hinanzog, und es schien, daß sich dieselbe als steile Schneerinne weiter hinauf fortsetzen werde; in den linken Begrenzungsfelsen derselben vermuteten wir hinaufkommen zu können.

Um nicht an Höhe zu verlieren, wollten wir von der Terrasse aus gleich die Schutthänge queren; ein senkrechter Plattenabsturz trieb uns aber schon nach einigen Minuten wieder zurück. Wir mußten uns etwas gegen Osten wenden, gelangten dann abfahrend tiefer hinunter und umgingen auf diese Weise den Absturz. Über Geröll und schmale Schneefelder stiegen wir sodann wieder an und standen bald am Eingang der Rinne. Zu unserer Freude sahen wir unsere Vermutungen bestätigt. Sehr steil ging es nun durch den bereits erweichten Schnee aufwärts. An einer günstigen Stelle betraten wir die Felsen zur Rechten, in denen wir nun flott emporkletterten. Schmale Grasstreifen vermittelten immer wieder einen unschwierigen Weg durch die Platten. Endlich querten wir wieder in die Rinne und stiegen nun durch dieselbe empor bis zu einigen großen Blöcken, welche die Passage absperren. Hechenbleikner kletterte über dieselben sehr schwierig empor, während ich inzwischen einige Schritte zurückging und einen Riß rechterhand zum Anstieg benützte, was auch leichter ist, als gerade durch die Rinne aufzusteigen. Nun benutzten wir wieder die Felsen und gelangten über dieselben in eine steile, sekundäre Schneerinne, in der wir Stufen herstellen mußten. Bald darauf hatten wir über unschwierige Schrofen den Gipfelgrat und wenige Minuten darnach den höchsten Punkt desselben erreicht.

Von einer vorhergegangenen Ersteigung des Gipfels war nichts zu sehen und es regten sich in uns Zweifel, ob eine solche überhaupt stattgefunden hatte. Die Aussicht ist natürlich ähnlich derjenigen von der Bretterspitze. Diese selbst konnten wir sehr gut überblicken und wir fanden jetzt auch leicht den besten Anstieg auf letztere heraus. Er ist sehr einfach: Aus dem südlich gelegenen Kar wendet man sich durch eine Rinne auf den östlichen Vorkopf, von dem man in kürzester Zeit auf den Gipfel gelangt.

Wir hielten uns nicht lange auf, denn der unerstiegene Galtenkopf schaute



Aufnahme von Dr. F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Dreiherrenspitze vom Weg zum Vorderen Umbaltörl.

sehr abweisend zu uns herüber und seine Besteigung schien viel Zeit zu erfordern. Die Überschreitung des Westgrats der Mittereckspitze wäre, wenn überhaupt möglich, sehr zeitraubend und jedenfalls sehr schwierig. Wir entschlossen uns daher, über die Nordwand abzusteigen, über jene Wand, die mir tags vorher so unmöglich erschienen war. Es war unsere Absicht, eine Felsrippe, welche eine sehr steile Eisrinne zur Rechten begrenzt, so weit als möglich zu verfolgen und dann die Wand in schräg ansteigender Richtung gegen den Fuß des Galtenkopfs hin zu queren.

Vom Grat gelangten wir über rotbraunes, wegen seiner Brüchigkeit sehr schwieriges Gestein zum Ausgang der Rinne und zum Beginn der Felsrippe. Es ging besser, als wir gedacht hatten; nur hieß es, die äußerste Vorsicht walten zu lassen, denn das Gestein ist an der Seite des Bergs sehr locker. Der Abstieg war ungemein spannend, da man immer nur einen kleinen Teil des Wegs überblicken konnte, und es nicht möglich war, über die Gangbarkeit des folgenden etwas vorherzusagen. Dort, wo eine sehr schmale zweite Rinne sich mit der Hauptrinne vereinigt, überschritten wir letztere in Stufen, die für Hand und Fuß geschlagen werden mußten; ein darauffolgendes breites Band führte uns in eine Felsrinne, in der wir uns an einem Wässerlein zu einer Rast niederließen. Gerade als wir aufbrechen wollten, sauste ein Stein herunter und streifte Hechenbleikner am Bein. Hätten wir die Gefährlichkeit des Orts rechtzeitig erkannt, so hätten wir gewiß unseren Käse nicht mit solcher Ruhe verzehrt, als dies in Wahrheit geschehen war.

Über Bänder und Schrofen, Wandln und brüchige Felsen drangen wir nun gegen den Galtenkopf vor. Man kann von hier aus an mehreren Stellen auf das Schneefeld und somit in das Tal gelangen. Durch mit Gras bewachsene Rinnen stiegen wir etwas links von der Fallinie des Gipfels leicht aufwärts. Längst schon hatten wir das Seil im Rucksack geborgen, und frei bewegte sich nun jeder auf dem Weg, der ihm am besten schien. Wir näherten uns von der Westseite her dem Gipfel und mußten uns auf einem schmalen Felsband um den letzten Aufbau herumwinden. Es war 2 Uhr, als wir die jungfräuliche Höhe betraten; der bis dahin Unerstiegene hatte uns heute am wenigsten Mühe gekostet.

Da wir nicht die Absicht hatten, unsere Fahrt noch weiter fortzusetzen, verweilten wir längere Zeit auf dem Gipfel; wir freuten uns der bisherigen Tour, genossen die herrliche Aussicht und besprachen die möglichen Anstiege auf die umliegenden Berge. Dann gingen wir auf dem gleichen Wege, den wir gekommen waren, zurück, nur mit dem Unterschied, daß wir jetzt ganz auf das Schneefeld hinabstiegen. In sausender Fahrt ging es dann bis zum unteren Ende desselben. Felsen geboten uns nach links auszuweichen; über brüchige Schrofen gelangten wir tiefer; wieder kam Schnee und bald darauf standen wir an der Moräne des Mail-Froßnitzkeeses. Alte Lawinenreste erleichterten uns den Abstieg; wir überschritten auf solchen den tosenden Gletscherbach und wanden uns durch große Blöcke hindurch auf das Steiglein, das uns schließlich durch Alpenrosenstauden ins Tal hinunterführte.

ZUR ERSCHLIESSUNG DER KARNISCHEN VORALPEN. DEM ANDENKEN VIKTOR WOLFS VON GLANVELL GEWIDMET.

VON DR. G. FREIHERR VON SAAR*)

DAS VAL BRICA UND SEINE BERGE

Das Val Brica ist ein Seitental des Val Meluzzo, das von diesem bei P. 1303 der Tav. nach Ostsüdost abzweigt. Es ist hufeisenförmig umgeben von einem Kranz von stolzen Felsbergen, die sich ungezwungen in drei ausgesprochene Ketten oder Grate einordnen lassen:

1. In den Crodongrat (nördliche Kette) von Punkt 2205 an bis zur Forcella Brica, 2040 *m* Tav. Er kulminiert im Crodon di Brica, 2240 *m* Tav.

2. In den Fantolinagrat (östliche Kette) von der Forcella dell' Inferno (2100 *m* Tav.) bis zur Cima Valmenone, 2245 *m* Tav.; hier sendet dieser einen kurzen Zweigarm gegen die Forcella Brica und setzt sich nach Norden fort als »Meagrat«. Seine höchste Erhebung bilden die Cime Fantolina, 2284 *m* Tav.

3. In den Bricagrat (südliche Kette) vom Campanile Gambet, 2023 *m* Tav., bis zur Forcella dell'Inferno. Seine höchste Erhebung ist die Cima Brica, 2362 *m*; sie ist zugleich der höchste Berg der drei Grate.

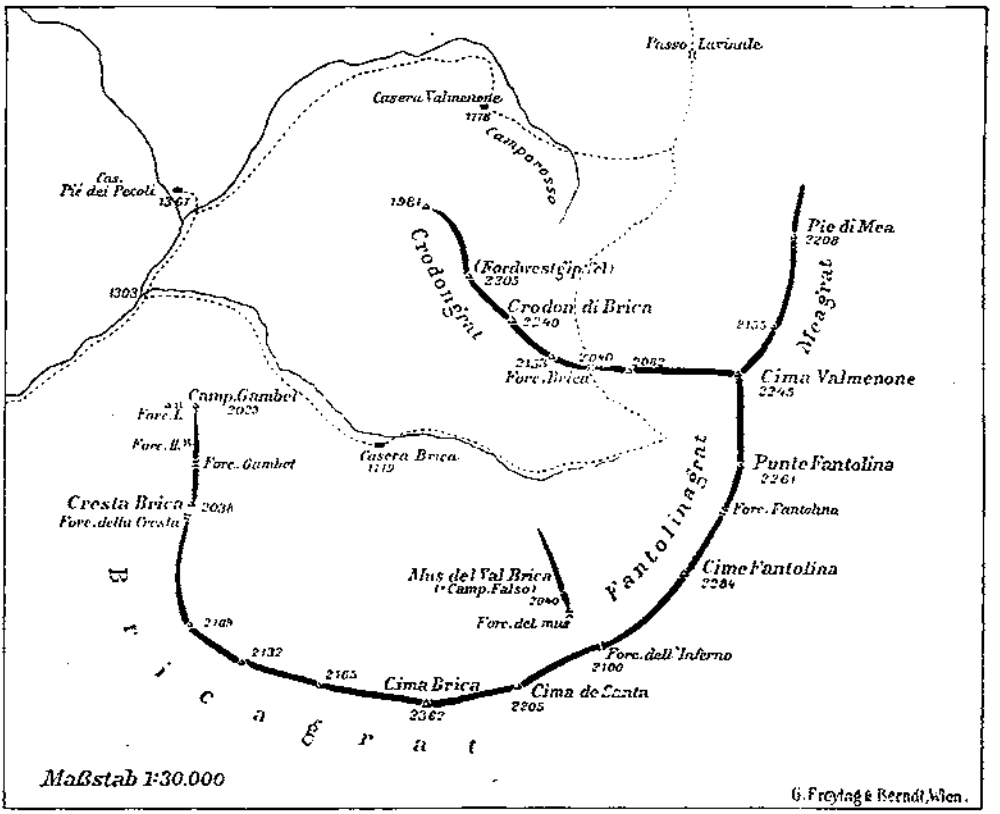
Im Zentrum des obersten Brica-Talkessels erhebt sich ein Felsgebilde, das sich wie ein verunglückter Campanile di Val Montanaia ausnimmt: der sonderbare Mus di Val di Brica. Das Val Brica ist ein wildes Hochtal mit schönen Ausblicken nach Nordwesten auf die kühnen Türme der Monfalconegruppe. Seine Berge sind nicht so gewaltig wie die der ebengenannten Gruppe. Der Schutt reicht hier vielfach hoch hinauf und die relativ kurzen Klettereien bis zu den Gipfeln sind meist nicht besonders schwierig. Nichtsdestoweniger ist ein Besuch recht lohnend, schon um des von den nördlichen Ketten recht verschiedenen Charakters willen, sowie als bequeme Abwechslung zwischen den viel anstrengenderen Touren der Monfalconegruppe.

Touristisch ist hier noch viel zu unternehmen; nur die wichtigsten Anstiegslinien sind gemacht, vielleicht noch manche Gipfel unerstiegen; neue Routen sind noch auf jeden Berg ausführbar. Vieles ist noch klarzulegen und zu vermessen.

Crodon di Brica (2240 *m*, erste Begehung der Nordostwand, Übergang nach Südosten). — **Cima Valmenone** (= Punkt 2245 *m* Tav.) — **Punte Fantolina** = Nördliche Cima Fantolina, Punkt 2261 *m* Tav., erste Ersteigung und Überschreitung von Norden nach Süden). 15. August 1903

Klar und strahlend bricht der junge Tag an und überflutet die Berge der Alpe Valmenone di sopra mit einem Meer von Licht. Da vergeht selbst den berüchtigsten Siebenschläfern die Faulheit, mit der es sich so wohlig im Schlafsack ruhen läßt.

*) Schluß zu Jahrgang 1907.



Um 1/2 7 Uhr morgens wenden wir unsere Schritte nach Süden. Über die taufrischen Matten des Campo rosso schlendern wir genau südwärts direkt auf den Crodon di Brica zu, dessen steile Nordostwand unsere Unternehmungslust herausgefordert hat. Bald weichen die Alpenmatten kantigem, lockerem Geröll, das gegen die Mitte der Crodonwand emporleitet; dort zeigt sich eine beiderseits von zwei Felsgraten flankierte Rinne, die schon von Ferne als die natürliche Anstiegsroute erkannt und erwählt wird. In ihr klettern wir mehr anstrengend als schwierig hinauf, drehen uns oben etwas nach links und gewinnen nach kurzer Kletterei in brüchigem Fels den schmalen Südostgrat des Crodon di Brica. Ein Versuch, an seiner nördlichen oder südlichen Flanke querend den Gipfel zu erreichen, schlägt fehl und führt nur zur Entdeckung eines geräumigen Gratfensters, durch das man einen schönen Doppelblick nach Nord und Süd genießen kann. So machen wir uns denn vereint an die Verfolgung des schneidigen, kurzen Grats, der bei seiner Ausgesetztheit eine nette Abwechslung von leichteren und schwereren Stellen bietet. Um 9 Uhr stehen wir auf dem schroffen Gipfel, auf dem wir einen Steinmannrest vorfinden.

Zu unseren Füßen liegen die kleinen, braunen Hütten der Alpe Valmenone, daneben fesseln unsere weißen Zelte durch ihr reinliches und nettes Aussehen das Auge. Unsere Jauchzer dringen leicht hinab zu den Hirten und werden von diesen eifrig erwidert. Man könnte sich fast trotz der großen Entfernung verständigen und sieht genau das Leben und Treiben von Menschen und Vieh auf der saftgrünen Alm.

Doch auch der Blick in die Ferne ist nicht übel. Die Cima Orticello und ihre Nachbarn stehen breitspurig im Norden und verdecken einen Teil der Monfalconegruppe, deren Zacken neugierig herüberlugen. Instruktiv ist der Blick in das Val

Brica und auf dessen Umrandung, die wie ein Fächer ausgebreitet vor dem Beschauer liegt. Nordwestlich zeigt sich, durch eine tief eingerissene Scharte getrennt, ein niedriger Nebengipfel unseres Bergs, 2205 *m* Tav., der wohl noch nicht betreten ist.

Glühende Sonnenhitze mahnt nach einer Stunde zum Aufbruch. Vorsichtig wird der schmale Grat zurückverfolgt bis dorthin, wo wir ihn im Aufstieg betreten haben; dort macht er eine Wendung nach Süden und wird breiter und harmloser. Über steile Schrofen gewinnen wir die nächsttiefere Scharte, gleiten durch einen engen, kurzen Stemmkamin nach Osten hinab in eine steile, grasige Rinne und befinden uns, dieser folgend, bald auf den Grashängen unter den Ostabstürzen des Gipfels und der breiten Einsattlung der Forcella Brica (11 Uhr).

Die zunehmende Hitze veranlaßt die zwei Damen, wieder den Schatten der Zelte aufzusuchen. Wir vier anderen wandern auf dem breiten Rasenkamm, der von hier mäßig steil nach Osten anstrebt, weiter auf den Punkt 2245 *m* Tav., den wir Cima Valmenone zu nennen vorschlagen. Im hohen, weichen Gras der Gipfelkuppe legen wir uns nieder, lassen uns von der Sonne braten und lauschen dem Rauschen des Winds und dem Zirpen der Grillen, die uns unvermerkt in wohligen Schlaf wiegen. Um 1 Uhr weckt Freund Carletto in sinniger Weise, indem er sich den Schläfern auf den Bauch setzt. Diesem »Alpdrücken« kann man nicht widerstehen. Wir lupfen unsere leichten Rucksäcke und folgen dem schmalen, steilflankigen Grat, der vom Gipfel direkt nach Süden führt. Da die Gratschneide selbst stellenweise schwieriger begehbar wäre, weichen wir diesen Stellen erst rechts, dann links, einige Meter absteigend und traversierend aus. Rasch nähern wir uns dem Schatten, den die Nordwand der Punte Fantolina, 2261 *m* Tav., spendet; da die Wand zu wenig einladend aussieht, queren wir auf einem breiten Schuttband, das die ganze Bricaseite des Bergs umgürtet, ein Stück hinaus, bis leicht gangbarer Fels uns in steiler Kletterei an brüchigem Gestein den nördlichen Gipfelzacken von Westen her erreichen läßt (eine Stunde seit der Cima Valmenone); er war noch unbetreten.

Nach einem Aufenthalt, den die Erbauung eines Steinmanns erheischt, verfolgen wir die Gratschneide weiter nach Süden, umgehen weiter unten nach der ersten Scharte ein heikleres Stück wenig absteigend über die Grashänge der Ostseite und gewinnen bei einem Latschenfleck wieder den Grat selbst. Gleich darauf baut sich die Nordwand des südlichen Gipfelzackens steil und plattig empor. Hier aber packen wir direkt an und gewinnen durch ein System von Rinnen und Kaminen die enge Scharte des nach Ost und West gespaltenen, südlichen Gipfelzackens. Links gewandt erklettern wir in kurzer, exponierter Kletterei den östlichen, höheren Zahn (½ Stunde vom Nordzacken). Ein nach Nord hinaushängender, morscher Felsblock bekommt Steinmann und Karten zu tragen. Ob derselbe wohl heute noch oben steht? Die Aussicht ist gerade keine hervorragende, da ihr bemerkenswerte Kontraste mangeln. Instruktiv ist der Blick auf das Val Brica und die Berge des Valle di Suola.

Nach einer halben Stunde verlassen wir den Gipfel wieder und schieben uns durch eine nach Süden absinkende, steile Rinne hinab, die, bald nach Westen umbiegend, auf dem breiten Schuttband mündet, das die ganze Bricaseite des Bergs umgürtet. Auf diesem spazieren wir leicht südwärts bis ober die tiefe Einschartung zur südlichen Cima Fantolina. Dort leitet eine Steilrinne hinab, deren Einstieg durch einen großen, eingeklemmten Block gekennzeichnet ist. Sie führt zu einem Schuttband, von dem sofort ein 8 *m* hoher, plattiger Winkel auf ein tieferes, schmäleres Band bringt, das, um eine Ecke verfolgt, unschwer auf der Scharte endet (»Forcella Fantolina«). Es war ½5 Uhr geworden. Unser Proviant war schon auf der Cima Valmenone zur Neige gegangen, so daß wir jetzt der Versuchung, noch die südlich gelegenen Cime Fontalina mitzunehmen, leichter widerstehen können und unsere

Schritte den heimischen Penaten auf der Alpe Valmenone zuwenden. Über die Forcella Brica erreichen wir in einer Stunde unsere trauliche Zeltstadt.

Den ersten Besteigungsversuch auf den Crodon di Brica unternahmen die Herren Steinitzer und Reschreiter Anfang August 1900 von der Forcella Brica aus. Da sie jedoch Seil und Kletterschuhe unten gelassen hatten, gaben sie, auf dem Grat angelangt, die Besteigung auf. Die erste Ersteigung vollführte Herr Lothar Patera allein am 14. August 1902. Von der Casera Valmenone aufbrechend, stieg er über den Campo rosso zur Forcella Brica empor, wandte sich dort scharf rechts (westlich) und erreichte auf dem Wege, den wir fast ein Jahr später im Abstieg begingen, den Gipfel. Auf gleichem Pfade zurückkehrend, vollführte er noch die erste touristische Besteigung des östlich von der Forcella Brica aufragenden Gipfels Punkt 2245 *m* Tav.; dieser dürfte wohl schon früher von Hirten besucht worden sein. Sowohl Feruglio als wir haben, unabhängig voneinander, diesen Gipfel »Cima Valmenone« zu benennen vorgeschlagen, so daß dieser Name nunmehr wohl als gesichert zu betrachten sein dürfte. Unsere Ersteigung des Crodon ist demnach die zweite, zugleich die erste über seine Nordostflanke und die erste Überschreitung von Nordosten nach Südosten. Noch im gleichen Jahr wurde die Tour auf unserem Wege wiederholt von Herrn A. Zanutti (allein) am 6. August 1903, der von unserer Besteigung damals noch keine Kenntnis hatte.

Probleme sind noch: Die Ersteigung des nordwestlichen Nebengipfels, 2205 *m*, eventuell ein Übergang von diesem zum Hauptgipfel; ferner die Ersteigung des Hauptgipfels direkt von Süden aus dem Val Brica über den Südgrat oder die Südwand.

Der P. 2261 *m* Tav., die Punte Fantolina (= nördliche Cima Fantolina), erhielt zum zweitenmal Besuch am 16. Juli 1904 durch die Herren Feruglio und Gasperi; diese erreichten den Gipfel, indem sie von Valmenone aus die Forcella Brica überschritten, dann längs der Steilhänge der Cima Valmenone fast eben zur Fallinie unseres Gipfels hintraversierten und diesen ähnlich wie wir ohne Schwierigkeiten über seine Westflanke erkletterten.

Mus di Val di Brica (= Campanile falso, ca. 2040 *m* Aner. Feruglio, erste Ersteigung), Cime Fantolina (2284 *m* Tav., erste Ersteigung = südliche Cima Fantolina)

Trotz des löblichen Vorsatzes, den 20. August 1903 gründlich durchzufaulenzen, bringen es König, Carletto und ich nicht über uns, länger als bis 7 Uhr im Schlafsack zu dunsten. Wir springen auf, frühstücken und ziehen dann mit leichtem Gepäck und der Absicht aus, heute eine reine Genußtour zu machen und uns möglichst wenig anzustrengen; im Val Brica hoffen wir diesbezüglich nicht enttäuscht zu werden.

In gemütlichem Bummeltempo schlendern wir das Val Meluzzo hinan und freuen uns über den Anblick der kühnen Berggestalten, die bald da, bald dort auftauchen; bei den meisten webt schon Erinnerung ihren duftigen Schleier um Fels und Firn. In Gedanken versunken, schreiten wir dahin und merken es kaum, als die Mündung des Val Brica uns rechterhand ablenkt. Erst das grobe Gestein des steilen Pfads bringt uns unsanft wieder in die reale Wirklichkeit zurück. Durch Jungwald geht's steil empor. Höher oben markieren zwei gegeneinander geneigte große Blöcke mit primitivem Reisigdach die »Casera« Brica, 1719 *m*; es gehört wohl ein unverwüstlicher Optimismus dazu, dieses Steinloch als Casera zu bezeichnen. Bald hört der Baumwuchs auf und macht steilen Grashängen Platz, die nach allen Seiten hin den Felszinnen der Umrandung des Val Brica zustreben. In der Mitte dieses trichterförmigen Kessels erhebt sich ein Felsgebilde, das — humoristisch gesprochen — so aussieht, wie ein verunglückter oder »sitzengebliebener« Campanile di Val Montanaia. Es ist ein kurzer, von Südost nach Nordwest streichender, schmaler Felskamm, dessen Höhe von zwei zahnartigen Säulen gekrönt wird. Spottend

meinen wir, er sei gerade gut genug, von faulenzenden Touristen »gebändigt« zu werden, und machen uns unverzüglich an die Arbeit. Unter seiner Westflanke queren wir hinan über steile Rasenhänge zu jener Einsattelung, die ihn von der südlichen Umrandung des Val Brica trennt (Forcella del Mus). Von hier streben seine Mauern, anscheinend unüberwindlich, jäh und glatt empor.

Erst nach gehöriger Stärkung packen wir ihn an, justament gleich von vorne her. Links von der Südkante klettern wir über Schrofen zum Ansatz der Wand. Von einem quadratischen Block weg schwindle ich mich auf schmaler Leiste ein paar Meter nach links hinauf, um sofort zu entdecken, daß ich nunmehr weder vor noch zurück kann. Da erwacht der alpine Zorn. Mit dem zugeworfenen Seil angle ich mir mühsam Mauerhaken und Hammer herüber; nach langer Mühe endlich steckt der Stahl beruhigend fest. Mittels dieses improvisierten Griffs schiebe ich mich in das untere Ende eines brüchigen Kamins hinein, dessen leichte Fortsetzung zu einem Latschenfleck führt. Schimpfend und keuchend folgen die Gefährten, deren letzter den Mauerhaken sparsam wieder einsteckt. Ein weiterer Kamin bringt leicht auf die Kammhöhe. Hier wird uns ein sonderbarer Anblick. Hart am Rand des Westabsturzes steht ein ca. 10—12 *m* hoher, prismatischer Felsobelisk, der nur auf eine Gelegenheit zu warten scheint, um hinabzustürzen. Verdutzt schauen wir uns an; so eine Berg»spitze« haben wir noch nicht gesehen. Ein Versuch, ihn hinabzustoßen, erweist, daß er wider Erwarten doch noch recht fest steht. Da erwacht wieder unser Übermut. Durch das Seil gut versichert, schleiche ich in Kletterschuhen an der außerordentlich brüchigen Nordkante des Obelisken langsam empor, jeden Moment bereit, durch einen Sprung mich in Sicherheit zu bringen. Doch es geht, wenn auch recht schwer. Eine Zugstemme auf die obere Plattform wird durch einige große, lose Blöcke recht erschwert, die man, an einer Hand hängend, mit der anderen wegrücken muß. Nach Erreichen der Plattform gelangt man mit ein paar Schritten auf den höchsten Punkt in der Größe einer Tischplatte. Einige Felstrümmer werden zu einem Steinmännchen zusammengefügt und eine Karte wird in einem Sprung der Platte deponiert; dann wird das eine Seilende jenseits hinabgeworfen und von den Gefährten gespannt, während ich diesseits am anderen Seilende rasch hinabturne. Dann kommen die beiden Gefährten an die Reihe, einer nach dem anderen; denn das Gewicht zweier Menschen wollen wir dem labilen Zacken nicht gern zumuten. Carletto, als letzter, läßt es sich nicht nehmen, vom Seil versichert, unter allgemeinem Hallo den Zacken nach Süden zu »traversieren«. 2½ Stunden haben wir uns auf diese Art die Zeit vertrieben. Da machen wir uns an den Abstieg, dort wo wir hergekommen, seilen uns über den schweren, brüchigen Kamin zum quadratischen Block ab und stehen in einer halben Stunde bei unserem Depot, bereit zu neuem Unfug.

Die zweite Ersteigung dieses Felsgerüstes unternahmen, von der ersten Ersteigung der Cima de Santa kommend, die Herren Giuseppe de Gasperi und Giuseppe Feruglio am 16. Juli 1904 unter Führung G. B. de Santas. Von der Einsattelung unter der Südkante (Forcella del Mus) wandten sie sich nicht nach links, wie wir, sondern querten auf schmalem Bande nach rechts in die Ostwand hinaus, bis sie ein steiler, gras- und latschenbesetzter Kamin fast ohne alle Schwierigkeiten auf die Höhe des Kamms brachte. Den Gipfelzacken erklommen sie nach Überwerfen des Seils, wie wir, an der Nordkante. Ihr Zugang, den wir noch am selben Tag von der südlichen Cima Fantolina her leider zu spät entdeckten, ist dem unserigen jedenfalls vorzuziehen. Auch andere Anstiegslinien von Nord, Ost oder West ließen sich jedenfalls noch ausführen.

Bei den Hirten wird das sonderbare Felsgerüst recht bezeichnend »Mus di Val Brica« genannt. In Unkenntnis davon hatten wir es gelegentlich unserer Ersteigung »Campanile Falso« getauft. Wir stimmen Herrn Feruglio natürlich

bei, daß in Zukunft der ältere, ortsübliche und durchaus zutreffende Name gewahrt bleibe.

½2 Uhr ist's; die Sonne brennt so unbarmherzig auf unsere Scheitel herab, daß wir schleunigst in den Schatten entweichen, den uns die das Val Brica im Süden begrenzenden Berge spenden. Die Anstrengung, die uns der Bummelanstieg in südöstlicher Richtung bis zur unbenannten Scharte südlich der Cime Fantolina kostet, wird dort durch eine einstündige Eß- und Schlafrast auf schwellenden Graspolstern wieder wettgemacht. Dann betreten wir den nach Nordosten ansteigenden Kamm und klettern an seiner Ostseite über Schrofen und niedere Kletterstellen in unschwierigem Wettbewerb empor. Ganz überrascht sind wir, als wir plötzlich, nach Durchkletterung eines senkrechten, gurgestuften Kamins ins Freie tauchend, uns auf der Spitze des ersten (südlichen) Turms finden, der sich als der niederste von den drei Gipfeltürmen erweist.

Unverzüglich machen wir uns an den nächsten, den Mittelturm, heran, der seiner schönen, kühngeformten Gestalt wegen als der Träger unseres Steinmanns ausersehen wird. In wenigen Minuten sind wir in der ersten Scharte und queren auf wenig ansteigendem Bande seine Ostwand zur nächsten Scharte hinüber. Ein steiler, hoher Kamin veranlaßt uns durch seine heimtückische Brüchigkeit zu etwas langsamerem Tempo. Wo er auf kleinem Absatz endigt, nötigt die vorbauchende, plattige Wand zu einem recht vertrackten Spreizmanöver; dann aber führt ein schmales Band unschwer zur dachartig abfallenden, kleinen Gipfelplattform, auf der, wie Ziegelscherben, flache, lose Steinplatten genug Material zum Steinmannbau bieten.

Der Abstieg durch den brüchigen Kamin ist nicht gerade angenehm. Dann aber beginnt ein artiger Wettlauf auf den höchsten (nördlichen) Turm, den wir über niedere Kletterstellen von Südwest sowohl als von Ost her gleichzeitig erreichen. Damit ist unsere Gipfelgier gestillt und wir beginnen uns danach umzusehen, wo und wie wir den Abstieg bewerkstelligen wollen. Der nordwärts zur Forcella Fantolina (Scharte zwischen »Punte«, 2261 *m* Tav., und »Cime«, 2284 *m* Tav., Fantolina, ca. 2100 *m* hoch) absinkende, schneidige Grat wäre zweifellos begehbar, doch sind wir heute bereits zu faul dazu. Dagegen schneidet, zwischen Mittel- und Nordturm beginnend, eine tiefe, steile Runse in die Westwand unseres Bergs ein, die uns rasch in das Val Brica zu bringen verspricht. Ihr vertrauen wir uns an. Trügerischer Schein! Nicht ohne Schwierigkeiten überklettern wir in tunlichster Eile einige unangenehme Steilstufen und eilen nun in gerölligem Grunde rasch ein Stück hinab. Da bricht die Schlucht ungangbar ab und zerstört grausam alle Bequemlichkeitsillusionen. Das bisher nicht benützte Seil steigt aus des Rucksacks Tiefen; eine schwierige, südwärts gerichtete Traverse und ein folgender, nicht minder schwieriger Wandgürtel bringen uns auf unsere alte Anstiegsroute (etwa in halber Höhe) zurück. Dort nehmen wir nunmehr ernstlich ein eiliges Tempo an und traben bei sinkender Sonne in alpinem Laufschritt in einer Stunde hinab nach Meluzzo, wo bereits das dampfende Abendbrot serviert wird. So endete dieser »Rasttag«.

Noch ein Wort zur Nomenklatur. Die Tavoletta schreibt »Cime« Fantolina zur vermessenen Kote, 2284 *m*. Damit kann nur der von uns als »Südliche« Cima Fantolina bezeichnete Berg mit den markanten drei Gipfeltürmen gemeint sein. Der von uns als »Nördliche« Cima Fantolina bezeichnete Gipfel, 2261 *m*, ist unbenannt. Da die beiden Bergindividuen als die schönsten Felsgerüste der Ostumrandung des Val Brica entschieden zusammengehören, so schlage ich vor, den Punkt 2261 *m* als Punta Fantolina zu bezeichnen, sofern nicht ein ortsüblicher Name existieren sollte.

Cima de Santa, 2205 *m* Tav. Diese westlich von der Forcella dell' Inferno aufragende Spitze wurde am 16. Juli 1904 von Feruglio und Gasperi unter G. B. de Santas Führung zum erstenmal erstiegen. Die Herren berichten darüber wie folgt:

Vom Weg zur Forcella dell'Inferno rechts (westlich) abbiegend, gewannen sie einen grasigen Rücken, der direkt zu einer tiefen Einschartung im Gipfelgrat führte. Da der Gipfel selbst von hier unangreifbar erschien, querten sie in einer steilen Schlucht, später über äußerst brüchige Wandpartien in die Seite des Val di Guera hinaus, wo ein schwieriges Band sie nach Westen hinausführte. Nun erst wurde die Wand kletterbar und sie erreichten den jungfräulichen Gipfel, der aus lose zusammengewürfelten Blöcken besteht, die ins Val Brica überhängen und nur wie durch ein Wunder zusammenhalten sollen. Ihrem Führer zu Ehren benannten sie den Berg. Er wurde seither nicht wieder erstiegen.

Cima Brica, 2362 *m* Tav. Von der Cima Brica ist wenig mehr bekannt, als daß sie von Urbanis am 21. Nov. 1894 erstiegen wurde. Steinitzer gibt folgende Beschreibung: Aus dem Val Inferno steigt man von der gleichnamigen Casera aus durch Wald und Latschen zu dem von der Cima Brica südwestlich herabziehenden Couloir empor. In demselben ein Stück aufwärts und links auf einen latschenbewachsenen Grat. Von demselben nach rechts traversierend in ein großes, nach Osten ziehendes, trümmererfülltes Couloir, dann dieses durchsteigend auf die Ostwand und durch einen steilen Kamin auf den Gipfel (zwei Stunden). Aussicht ähnlich wie vom Monte Pramaggiore. Herr L. Patera hat am 14. August 1904 einen neuen Zugang von Norden auf diesen Gipfel eröffnet, doch ist Näheres darüber nicht bekannt geworden.

Über die Punkte 2165, 2132 und 2169 des westlichen Bricagrats ist nichts Näheres bekannt. Letzterer wäre gewiß von der Scharte gegen den nördlich gelegenen Gipfel 2038 *m* Tav. (Cresta Brica) zugänglich. Hier könnten vielleicht noch Ersteisteigungen zu holen sein.

Über die Cresta Brica, 2038 *m*, und den Campanile Gambet, 2023 *m*, die kühnen Nordausläufer des Bricagrats, wurde bereits im Jahrgang 1905 der »Zeitschrift«, Seite 391 ff., berichtet.

Die Seite 323 beigegebene Kartenskizze orientiert über die eben erörterten Verhältnisse. Sie soll kein definitives Bild vorstellen, sondern nur das zusammenfassen, was im vorstehenden besprochen wurde. Manches wird in Zukunft dazukommen, manches vielleicht sich ändern müssen; diesen feineren Ausbau mögen andere besorgen.

DIE UMRANDUNG DES = VAL MONTANAIA =

Schon zweimal haben wir uns mit Berggestalten dieses prächtigen Hochtals beschäftigt. Das erstemal, als wir das herrlichste Kleinod der Karnischen Voralpen überhaupt, den Campanile di Val Montanaia behandelten (Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1905, S. 395 u. ff.); nachtragen möchte ich hier, daß kühner Wagemut seither einen teilweise neuen Abstieg von diesem Felsenobelisk erzwungen hat. Die Herren F. Barth, F. Sladek und H. Pfleumer in Gemeinschaft mit Herrn B. Trier und Führer Piaz seilten sich am 28. Juli 1906 vom Nordrand des Ringbands 37 *m*(!) hoch frei ab und erreichten damit den kleinen Vorbau im Norden des Turms, von dem sie durch ein zweites Abseilen 17 *m* hoch den sicheren Erdboden wieder erreichten (siebente Ersteigung, erste Überschreitung). Der Vorbau ist gewiß auch im Aufstieg von West oder Ost her erreichbar, die rote, überhängende Wand zum Band hinauf dürfte jedoch wohl bis auf weiteres ein ungelöstes Problem bleiben. Ohne den genannten Bergsteigern irgendwie nahetreten zu wollen, möchte ich doch der Ansicht Raum geben, daß dieser Abstieg ein mehr sportliches als bergsteigerisches Interesse hat. Immerhin ist damit die Möglichkeit einer wenigstens teilweisen Überschreitung gegeben und damit vielleicht ein Anziehungspunkt mehr für den »unlogischen« Berg.[1])

[1]) In den Bericht über die fünfte Besteigung (21. September 1904) hat sich ein Irrtum eingeschlichen, den ich hiermit berichtige: statt Dr. König hat Dr. Petritsch an der Tour teilgenommen. Der Campanile ist bisher etwa zehnmal erstiegen worden.



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Monfalcone di Montanaia von Südwesten.

Das zweitemal haben wir die Cima Toro in der Westumrandung behandelt, den östlichen Endpunkt der »Torokette« (Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1905, S. 388 u. ff., und 1907, S. 310 u. ff.). Damit haben wir den größten Teil der westlichen Umrandung bereits erledigt. Doch wir antizipieren hier dem Leser fast unbekannte Details; fangen wir also lieber deutlicher an. Das Montanaiatal bildet ein Hufeisen (siehe Skizze Seite 330), das nach Süden sich öffnet und dortselbst in das Valle Cimoliana mündet, gerade dort, wo der kleine Lago Meluzzo sich befindet. Den schönsten Einblick in dieses eigenartige Hochtal hat man vom Col dell'Agnei, von Süden her. Wenn Wolken oder Nebelschwaden zwischen den Campanile, der mitten im höchsten Karboden aufragt, und seinen Hintergrund sich einschieben, sowie es uns einmal zu erleben vergönnt war, dann vergißt man diesen Anblick, der fast einzig in seiner Art dasteht, nicht wieder. Doch auch der Rahmen ist des Kleinods würdig, das er behütet. Fast rechtwinklig stoßen die Kämme im Westen, Norden und Osten aneinander; die Berggestalten, die ihnen entragen, gehören zum Teil zu den schönsten und höchsten auf weit und breit.

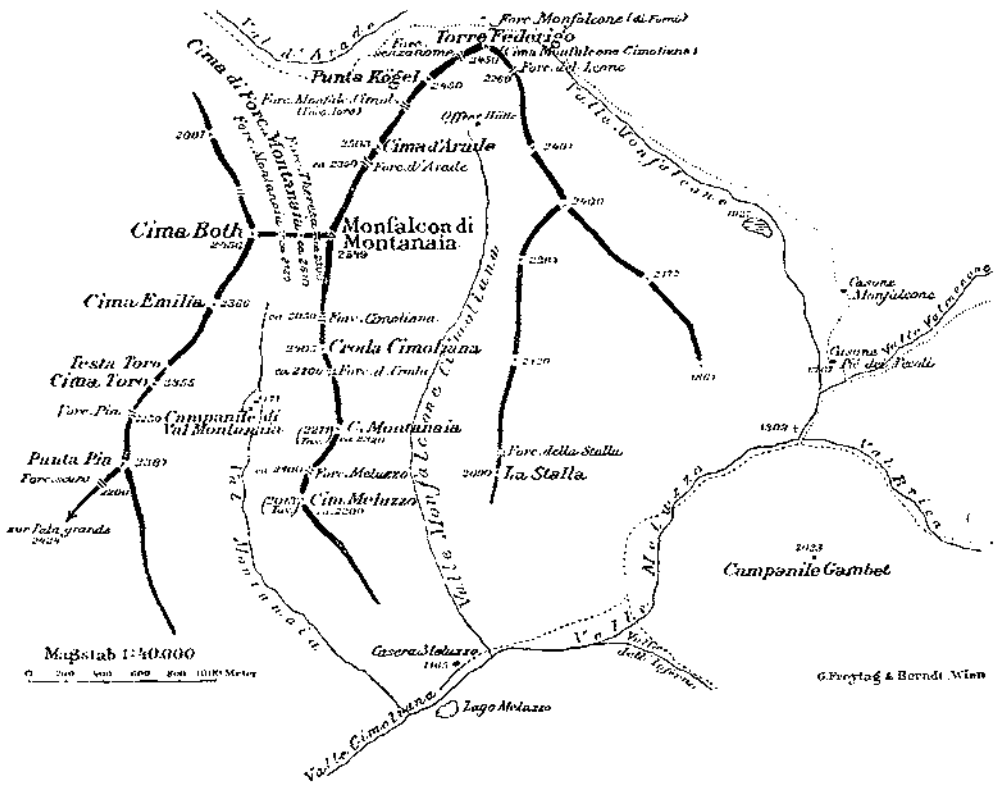
Der Westkamm erstreckt sich von der Cima Toro nordwärts über einige unbedeutende Gratköpfe (darunter die Testa Toro) zu einer pyramidenartigen Erhebung, der Cima Emilia (P. 2356 Tav.). Dann folgt ein fast ebenes Stück, an dem die Schutthalden bis zur Kammhöhe hinaufzüngeln. Genau an dem Punkt, an dem West- und Nordkamm rechtwinklig zusammenstoßen, erhebt sich ein klobiger Geselle, der Punkt 2456 der Tav., Cima Both genannt (zum Unterschied vom Torre Both in der Cridolagruppe). Obwohl sein markanter Südgrat noch im Westkamm wurzelt, wollen wir ihn doch aus äußeren Gründen zum Nordkamm rechnen. Er entsendet gleich einen kurzen Zweiggrat nach Norden, der, steil in das Valle Toro absinkend, sich nur noch einmal zu einer sekundären Erhebung aufschwingt, dem Punkt 2097 der Tav. Östlich fällt er steil ab zur Forcella Montanaia, ca. 2130 *m*, die den Übergang aus dem Val Montanaia ins Val d'Arade vermittelt. Östlich von dieser schwingt sich ein kecker, plattiger Turm über 300 *m* in die Höhe, er ist in der Tav. nicht kotiert. Das ist die Cima di Forcella Montanaia, ca. 2510 *m*. Eine schmale, hoch hinanreichende Scharte, die Forcella Theresa, deren Höhe wir schätzungsweise auf 2350 *m* veranschlagen, trennt ihn vom dominierenden Hauptgipfel der Monfalconegruppe, dem 2549 *m* hohen Monfalcon di Montanaia, der bis zur Cridola und bis zur Preti keinen Rivalen an Höhe kennt. Sein von zwei mächtigen Türmen gezierter Südgrat sinkt steil zur tiefen Forcella Cimoliana herab und eröffnet damit den Reigen im Ostkamm, der zugleich die westliche Begrenzung des Valle Monfalcone Cimoliana bilden hilft.

Weiter südlich folgt ein herrlicher Berg, der in seinem ganzen Aufbau sehr an die Cima Canali in der Palagruppe erinnert und in prallen, gelbroten Wänden ins Val Montanaia abstürzt: die Croda Cimoliana, der Punkt 2405 der Tav. In zwei mächtigen Stufen sinkt der Ostkamm weiter nach Süden ab. Die erste Erhebung ist die Cima Montanaia, 2320 *m* Aner, 2271 *m* Tav., mit ihrer bizarren Zackenkrone; von der vorigen scheidet sie sich durch die Forcella della Croda, vom nächsten Berg im Süden durch die Forcella Meluzzo. Dieser Berg, zugleich der südliche Eckpunkt des Kamms, ist die Cima Meluzzo, 2200 *m* Aner, 2013 *m* Tav.; er ist der am leichtesten erreichbare Berg der ganzen Talumrandung. Damit haben wir unsere Rundtour um den Campanile di Val Montanaia beendigt und wenden uns den einzelnen Bergen der Reihe nach zu.

A. Der Westkamm, Cima Toro, 2355 *m* — Cima Emilia, 2356 *m*. Den ersten der zwei fast gleich hohen Berge haben wir schon erledigt. Er stellt die Verbindung her mit den Bergen des Valle Toro und Valle Cadin. Ein Anstieg direkt von Norden ist noch ausständig; alle übrigen Seiten sind schon begangen. Besonders

in Verbindung mit der (schwierigen) Überschreitung der Punta Pia (siehe Zeitschrift 1907, S. 311 u. ff.) stellt sie eine wunderschöne Tour dar, bei der Geist und Körper in gleicher Weise auf ihre Rechnung kommen. Im Nebel könnte man sich zwischen den vielen einander ähnlichen Schluchten und Rinnen leicht gründlich verlaufen.

Die Cima Emilia, 2356 *m* Tav., wurde am 21. August 1902 von Dr. Fritz Kögel mit dem Führer Both zum erstenmal erstiegen. Näheres ist über diese Besteigung niemals bekannt geworden; übrigens scheint die Erreichung des Bergs von keiner Seite wesentliche Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Er ist wohl der uninteressanteste Gipfel des Tals. Vielleicht entdeckt noch jemand eine »schwierige« Seite an ihm und hilft seinen schlechten Ruf damit etwas verbessern.



B. Der Nordkamm (Cima Both — Forcella Montanaia — Cima di Forcella Montanaia — Forcella Theresa — Monfalcon di Montanaia) bildet den nördlichen Abschluß des Tals und mit seinen von West nach Ost stufenweise immer höher ansteigenden Gipfeln den würdigen Hintergrund für den Campanile.

Der westliche Eckpfeiler ist der Punkt 2456 Tav., die Cima Both. Sie wurde am 29. August 1902 von Dr. Kögel und dem Führer Both zum erstenmal erstiegen. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden. Both dürfte wohl von Osten — von der Forcella Montanaia her — den Gipfel erreicht haben.

Die zweite Ersteigung, zugleich die erste über den Südgrat und die erste Überschreitung von Süden nach Norden vollführten die Herren Paul Hübel und Oskar Uhland am 1. August 1903. Von ihrem Zeltlager am Nordfuße des Campanile di Val Montanaia wandten sie sich um 1 Uhr mittags gegen den Kamm zwischen Cima Emilia und Cima Both, dessen Höhe sie schon nach 20 Minuten erreichten. Eine

schrofige Rinne führte sie in genau nördlicher Richtung leicht über den breiten Südkamm empor bis zu einem markanten Felskopf. Von hier etwas links, über Gratabsätze aufsteigend, erreichten sie eine kleine Scharte. Eine schwierige Traverse rechtshin bringt wieder in leichter gangbares Terrain, das links aufwärts verfolgt wird. Zehn Minuten nach Beginn der Kletterei war der Gipfel erreicht. Nach einstündigem Aufenthalt wurde durch mehrere Kamine über die Nordwand abgestiegen, bis eine schrofige Rinne ostwärts zur Forcella Montanaia hinüberleitete. Um 5 Uhr trafen die Herren wieder in ihrem Zeltlager ein. Die Tour soll keine besonderen Schwierigkeiten bieten.

Über die Forcella Montanaia, welche das Val Montanaia nordwärts mit dem Val d'Arade respektive dem Valle Toro verbindet, haben wir schon in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1905, S. 395, berichtet. Nachzutragen wäre hier, daß die Herren Hübel, Volkmar und Uhland einen neuen Zugang zur Scharte entdeckten, der ihrer Schilderung nach berufen erscheint, der Zukunftsweg von Norden her zu werden. Am 28. Juli 1902 wandten sich die Herren von der Casera pra di Toro aus südöstlich und stiegen vorerst durch Wald, später durch Latschen und über Geröll im Valle Cadin empor, bis östlich eine geröllerfüllte große Schlucht sichtbar wird, welche zur Scharte zwischen der Cima Both und ihrem ersten nördlichen Ableger (dem Punkt 2097 Tav.) hinanzieht. In dieser Schlucht durch Rinnen und über kleine Wandstufen emporkletternd, gewannen sie rasch an Höhe. Nach Passierung eines Schneefelds wurde links ein großes Felsenfenster sichtbar, durch welches sie die letztgenannte Scharte erblickten und kurz darauf erreichten. Jenseits ca. 30 *m* absteigend erreicht man die nordwärts von der Forcella Montanaia absinkende große Schutt-(Schnee-)halde und eine Viertelstunde darauf die letztgenannte Scharte selbst (2½ Stunden von Pra di Toro). Dieser Zugang ist also um mindestens eine volle Stunde kürzer und vermeidet die endlose Schuttreterei des alten Wegs.

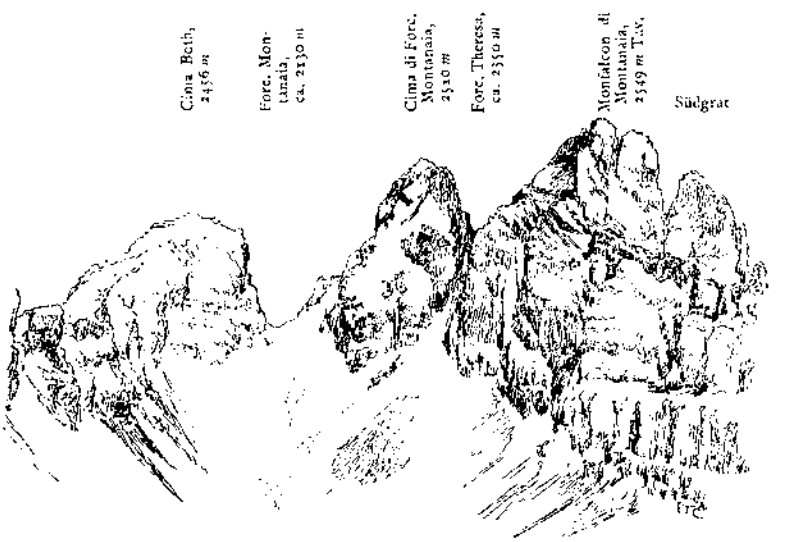
Der Punkt 2097 Tav., der Nordableger der Cima Both, wurde am 20. August 1904 von Luigi Giordani mit den Herren Schwarz, Seydel, Stumme und Knopf erstiegen — zum ersten und wie es scheint bis jetzt auch letzten Male. Näheres ist über diese, jedenfalls nicht besonders schwierige Tour nicht bekannt geworden.

Cima di Forcella Montanaia, ca. 2510 *m*. Die erste und bisher — soweit bekannt — einzige Ersteigung vollführten ebenfalls die Herren Hübel, Volkmar und Uhland am 29. Juli 1902. Mit schwerem Gepäck beladen erreichten sie nach 4½ stündigem, sehr beschwerlichem Anstieg von Pra di Toro her auf dem alten Zugang die Forcella Montanaia (erste touristische Überschreitung?). Über Geröll stiegen sie östlich zu den Felsen hinan; rechts eine kaminartig verlaufende Schlucht durchkletternd, kamen sie zu einer Terrasse. Um eine überhängende brüchige Ecke sich herumdrückend, erreichten sie den die ganze Südwand schräg durchziehenden Kamin und durch diesen sowie über gut gestufte Felsen den Gipfel (1¾ Stunden von der Scharte). Den Abstieg nahmen die Herren auf dem gleichen Wege. Gelegentlich unserer später zu schildernden Überschreitung des Monfalcon di Montanaia ersahen wir, daß auch von der östlichen Scharte (Forcella Theresa) ein neuer, vermutlich jedoch recht schwieriger Aufstieg auf diesen Gipfel und damit dessen Überschreitung ausführbar wäre. Die Überschreitung der beiden genannten Berge in einem Zug dürfte zweifellos eine beliebte Zukunftstour werden.

Der Monfalcon di Montanaia, 2549 *m* Tav. Der höchste und gewaltigste Berg der Nordkette, zugleich der ganzen Talumrandung und der näheren und weiteren Umgebung überhaupt ist der Monfalcon di Montanaia, der 2549 *m* hohe Beherrscher der ganzen Monfalconeberge. Sein zackengekrönter Gipfelgrat ragt weit über alle Nachbarn heraus, die er sich auch durch tiefeingeschnittene, wenn auch nur schmale Scharten vom Leibe hält. Lange Zeit schon waren wir in

seinem Revier heimisch, bevor wir dem verwitterten Monarchen unsere Reverenz machten. Lagen wir da an einem sonnigen Sommernachmittag im seichten Lago di Meluzzo, um unsere alpinen Krusten aufzuweichen, und ließen uns die Sonne auf die Platte scheinen. Eine unruhige Bewegung unter dem ringsum grasenden Weidevieh ließ uns aufblicken; eine alpine Reckengestalt trabte sonnverbrannt heran. Freund Kleinhans hatte uns unvermutet plötzlich aufgesucht und war von den Damen an den See gewiesen worden, wo gerade »Herrenstunde« war. Fast hätte er uns für südlich üppige Seerosen gehalten, wenn wir ihm nicht durch einige wohlgezielte Schlammgrüße unsere leibliche Anwesenheit dokumentiert hätten. Bald saßen wir zu dritt im lauen Tümpel und schmiedeten Bergpläne. Unserem Gast zu Ehren wurde endlich der Monfalcone di Montanaia aufs Programm gesetzt.

Es war der 24. August 1902, als wir noch vor 6 Uhr früh reichgestärkt unser trauliches Zeltlager verließen. So reichlich das Frühstück war, so kärglich war die Wegzehrung, da Ebbe im Proviantkorb herrschte. 1½ Sardinenschwänze nebst ½ »Cornetto« betrug pro Mann und Tag die Verpflegung; na, dafür wollten wir aber am Abend desto tapfer einhauen. In solche Gedanken versunken schritten wir den wohlbekannten Pfad — besser gesagt: das obligate Bachbett — rüstig bergan. Um halb 9 Uhr morgens standen wir in der kleinen Scharte südlich unseres Bergs (Forcella Cimoliana), die wir wenige Tage vorher aus dem Cimolianatal durch eine recht lästige Schuttrinne unter nicht geringen Mühen erreicht hatten. Ein flüchtiges Gemsenpaar setzte unter den Wänden des Monfalcon dahin und verschwand in wenigen Minuten jenseits der Forcella Montanaia. Ein halbes Stündchen ließen wir uns von der warmen Sonne bescheinen, dann setzten wir uns wieder in Bewegung. Den ersten niederen Absatz des steil und wild sich aufbäumenden Südgrats umgingen wir links und kletterten dann an dem wandartigen Grataufbau steil aber unschwierig empor. Bald erreichten wir eine Steilschlucht mit artigen Absätzen, über die wir frohgemut emporturnten. Wo die Schlucht höher oben an senkrechten Wänden endigt, querten wir links hinaus und kletterten nahe der linksseitigen Begrenzungskante über die niederste Stelle der steilen Wand empor. Ein schmaler, tiefer Spalt knapp vor uns ließ uns ins Bodenlose blicken. Wenige Meter rechts davon spreizten wir mit weitem Schritt hinüber und gewannen kurze Zeit später in einer Schleife von rechts nach links emporsteigend einen ebenen Absatz links an der Kante. Ein schmales, überwölbtes Band wies uns links hin in eine Schlucht, in der es über Wandln und Kaminabsätze lustig weiterging. Zunehmende Steilheit drängte uns über ein Band nach rechts an die breite Kante des Grats. Hier merkten wir erst, daß wir



Die Forcella Montanaia und ihre Umrahmung von Süden gesehen.

schon recht weit in die Höhe gekommen waren; schon standen wir in gleicher Höhe mit dem oberen der zwei mächtigen Türme, die in charakteristischer Weise den Südgrat zieren. Eine tiefe, schwarze, oben gegabelte Schlucht wies uns den Weiterweg. Rechtshin etwas absteigend gewannen wir ihren schattigen Grund und turnten darin über glatte Blöcke und verzwickte Wandstufen empor. Bei einer Gabelung benützten wir den rechten Ast und gewannen hoch oben ihr Ende in einer schmalen, durch verkeilte Blöcke erfüllten Scharte. Links hing die Wand des Gipfelaufbaus weit herein. Aber siehe da: gerade knapp unter dem Überhang führte ein gangbarer Wandstreifen elegant und exponiert nach links hinaus. In schöner, ungemein luftiger Kletterei folgten wir dem schmalen Pfad. Bald nahm die Neigung ab und nach Überkletterung des südlichen Vorgipfels und eines recht zersplitterten Gratstücks standen wir um 1/2 11 Uhr auf dem nördlichen, steinmanngeschmückten Hauptgipfel. Unser Tempo war kein schlechtes gewesen; hatten wir doch in 1 1/2 Stunden ca. 500 *m* Höhendifferenz in recht kompliziertem und stellenweise nicht gerade leichtem Terrain zurückgelegt. Dafür durften wir nunmehr auch gemächlich der Ruhe pflegen und uns die liebe Sonne in den leeren Magen scheinen lassen; denn die 1 1/2 Sardinenschwänze wurden für den Moment des ärgsten Hungers aufgespart. Im Steinmann fanden wir zirca acht Karten vor; eine der letzten stammte von P. Hübel und Uhland (München) mit dem Vermerk: »Erste Ersteigung über die Westwand«. Das war wieder etwas für uns; denn nach dem gewöhnlichen »Kuhweg« trugen wir kein Verlangen. Nach zirka einstündiger Gipfelrast stiegen wir westwärts hinab. Nachdem einige Zeit lang jeder auf eigene Faust herumprobiert hatte, fanden wir uns dennoch in rührender Einigkeit in einem tiefen, steil nordwärts hinabführenden Kamin zusammen, in dem wir gemächlich von Absatz zu Absatz hinunterrutschten. Erst weit unten fanden wir uns veranlaßt, durch eine längere, etwas exponierte horizontale Traverse nach Norden hin fast genau die Schartenhöhe zu erreichen; es mochte etwa eine Stunde seit Verlassen des Gipfels verflossen sein. Die Forcella Theresa, wie diese Scharte später von Trier benannt wurde, entsendet nordwärts eine steile Schnee-(Eis-)rinne. Südwärts sinkt eine steile Schuttrinne ins Montanaiatal ab, die in der Mitte durch einen hausgroßen Riesenblock eine unangenehme Unterbrechung erfährt. Westlich anschließend strebt die Cima di Forcella Montanaia in plattigen Steilmauern jäh empor. Gern hätte ich anschließend gleich hier angepackt, zumal da Seil und Kletterschuhe heute noch gar nicht in Verwendung gekommen waren; aber Freund Kleinhans wollte gar zu gern den Campanile di Val Montanaia kennen lernen und Wolf zeigte auch keine allzu große Bergbegeisterung mehr, dafür aber desto mehr Hunger, der ihn unwiderstehlich südwärts hinabzog.

So folgten denn Kleinhans und ich seinen Spuren, fuhren über den lockeren Schutt flott hinab bis zum Riesenblock, schwindelten uns in einer sekundären, plattigen Steilrinne knapp neben dem Abbruch vorsichtig herunter und waren wenige Minuten später auf dem grünen Karboden, dem der Campanile in wundervoller Kühnheit entsteigt. Hier trennten sich unsere Wege. Wolf eilte sehnsüchtig zu den Fleischtöpfen von Meluzzo, während Kleinhans und ich noch den Campanile »mitnahmen«. Erst in der wohligen Abendkühle stiegen wir nach Meluzzo hinab, wo wir mit Halloh und allerlei Leckerbissen empfangen wurden.

Die erste Besteigung des Monfalcon di Montanaia vollführten A. Ferrucci und F. Luzzatto mit A. Giordani am 9. August 1891 aus dem Valle Monfalcone Cimoliana, welcher Weg durch elf Jahre der einzig betretene blieb. Die Herren durchstiegen das Valle Cimoliana und hoch oben im Westen die grüne Mulde Cadin di Monfalcone bis unmittelbar an die Bergwand, deren unterster Absturz nur an einem einzigen Punkt überwunden werden kann. Immer links sich haltend kletterten sie unschwierig bis auf den Grat und erreichten auf der Westseite desselben traversierend

den Gipfel (vier bis fünf Stunden von Meluzzo). Alle nachfolgenden Partien hatten denselben Weg eingeschlagen. Erst P. Hübel und Genossen hatten, wie schon erwähnt, eine neue Route eröffnet; sie erklommen am 3. August 1903 von Süden her die Forcella Theresa und wandten sich dann nach rechts über ein Band zu einer Rinne in der Westwand des Monfalcone. In dieser mußte nach 30 *m* ein schwarzer, überhängender Block rechts umklettert werden. Über Risse und Kamine ging's 40 *m* weiter, bis ein auffallend weit vorstehender Fels sichtbar wurde. Über die glatte Wand wurde recht schwierig ein kleiner Standplatz rechts hinter dem Felsen erreicht. Von hier leitete ein langes Band nach rechts um eine Ecke, worauf über kleine Wandln wiederum ein Band nach rechts in die Wand hinausführte, bis eine steile Geröllschlucht ein leichteres Aufwärtskommen ermöglichte. Zuletzt stiegen sie über ein Band im Bogen zur Spitze an (fünf Viertelstunden von der Forcella Theresa). Zum Abstieg wurde der gewöhnliche Weg benützt.

Unsere Route durch die Westwand, die ja gewiß an mehreren Stellen gangbar ist, dürfte sich im wesentlichen — wenigstens in den unteren Partien — mit Hübels Anstieg decken. Die dritte Begehung der Westwand vollführten die Herren F. Barth, F. Sladek und H. Pfleumer am 22. Juli 1906 auf der Route der Erstersteiger, nachdem sie von Norden her zur Forcella Theresa angestiegen waren, mit geringer Abweichung in der Mitte. Den Zugang von Norden her zur Forcella Theresa hatten Trier und Piaz mit der Trägerin Theresa Tezza aus Domegge am 19. September 1905 eröffnet, indem sie in strammer Stufenarbeit die Schneerinne von unten bis zur Schartenhöhe durchklommen und dann jenseits ins Montanaiatal abstiegen.

Ein gewiß möglicher Aufstieg über die hohe Nordwand des Monfalcon di Montanaia hätte wenig Zweck, da er in nächster Nähe der zur Forcella Theresa hinanziehenden Eisrinne sich abspielen müßte. Dagegen wäre ein neuer Aufstieg von der nordöstlich befindlichen Forcella d'Arade sicher ohne allzu große Schwierigkeiten in kurzer Zeit ausführbar und damit einem Doppelbesuch des Monfalcon und der Cima d'Arade der Weg geebnet. Besondere Schwierigkeiten bietet wohl keiner der genannten Anstiege; die schönste und lohnendste Kletterei dürfte aber auf unserem Südgratweg zu finden sein.

Die Croda Cimoliana, 2405 *m* (erste Ersteigung). Nächst dem Campanile di Val Montanaia war es diese herrliche Berggestalt gewesen, die unser Interesse am meisten in Anspruch genommen hatte. Da uns nur die Montanaiaseite des Bergs bekannt war, beschlossen wir, aus dem Valle Cimoliana die nördlich zwischen ihm und dem Monfalcon di Montanaia eingeschnittene Scharte (Forcella Cimoliana) zu erklimmen und von dort aus die Ersteigung zu versuchen; so gedachten wir das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Am frühen Morgen des 18. August zogen wir selbdritt aus, Wolf, Doménigg und ich. Am Vortag waren wir an der Stalla gehörig gewaschen worden und König hatte sich eine Muskelzerrung zugezogen; so blieb er denn als Hüter der Zelte gegen die neugierigen Gelüste des Weideviehs zurück und sah uns trauernd nach, als wir um 3/47 Uhr morgens den taufrischen Pfad im Valle Cimoliana emporstrebten. Anfangs ging's gut; oben aber kam die Trauer an uns, als wir links abschwenkend jene lange Geröllschlucht betraten, welche westwärts zur Forcella Cimoliana hinanleitet. Schutt, Geröll und Schrofen wechseln in lieblicher Reihenfolge ab; da die Ostseite des Bergs uns auch kein intensiveres Interesse hatte entlocken können, so verwünschten wir allgemach immer lebhafter und drastischer unseren so fein ausgeheckten Plan. Aber was half's? Die 2½ Stunden, die wir im Montanaiatal billiger und bequemer hätten haben können, wollten durchkostet sein, ehe wir uns schwitzend und fluchend auf der Schartenhöhe niederlassen konnten.

Dafür faulenzten wir eine göttliche Stunde dort oben, die erst durch einige wohlgezielte Steinwürfe Wolfs ein bedauertes Ende fand.

Die breite Nordflanke der Croda entsendet ganz unten einen kurzen aber recht widerlichen Grat gegen unsere Scharte; das letzte Stück bricht natürlich überhängend ab; direkt war da nichts zu wollen. Also querten wir auf der Montanaiaseite zwei Rippen nach Süden und kletterten dann in einer flachen, brüchigen Rinne in eine Scharte des kurzen Grats. Der machte gleich ein böses Gesicht; da nahmen wir aber ohne viel Federlesen das Seil und schwindelten uns auf der Cimolianaseite um zwei widerwärtige Gratköpfe herum. Nun hatten wir das Bergmassiv selbst erreicht und damit schon halb gewonnenes Spiel.

Ein überwölbtes, abschüssiges Schuttband mit deutlichen Gemsenspuren führt nach links (Osten) hinaus. Mehrere Ecken passierend, fanden wir endlich einen Kamin, der, durch Blöcke merkwürdig verkeilt, gleich einer Wendeltreppe uns zum Teil im Innern des Bergs emporließ. Leider war die Freude nur kurz; ans Tageslicht gelangt, wandten wir uns linkshin einem niedrigen Kamin zu, der uns auf einen vorspringenden Absatz brachte, von dem aus der weitere Anstieg klar vor Augen lag. Er wurde vermittelt durch eine hohe, unten gegabelte Steilschlucht, die, immer steiler werdend, nahe dem Gipfel auslief. Durch eine leichte Traverse gewannen wir den rechten Gabelast, in dem wir über plattige, glattgescheuerte Absätze rasch an Höhe gewannen. Oben wurden die Absätze immer höher und plattiger, bis endlich ein weit vorhängender Riesenblock der anstrengenden Spreiz- und Schliefarbeit ein Ende setzte. Hier wandten wir uns einer seichten, sekundären Steilrinne gleich links an der Kante zu und querten ober dem Riesenblock wieder rechts zurück in die Schlucht, die hier ausläuft. Darum wandten wir uns nun rechts in die wenig geneigte, gut gangbare Wand hinaus und erreichten 2¼ Stunden nach Verlassen der Forcella Cimoliana den jungfräulichen Gipfel.

In aller Muße errichteten wir einen mächtigen Steinmann, lagerten uns dann wohlig ins Geröll und ließen uns über eine Stunde lang von der lieben Sonne wärmen. Es war nahe vor 2 Uhr nachmittags, als wir uns an den Abstieg machten. Trotz guten Tempos benötigten wir doch über eine Stunde für die Bewältigung der glatten Absätze in der Schlucht. Auf dem Gemsenband unten mißfiel uns der kurze, widerhaarige Grat derart, daß wir uns nach einem andern Ausweg umsahen. In der Fortsetzung des Gemsenbands zog eine enge, tiefe Schlucht direkt ins Montanaiatal hinab; dieser vertrauten wir uns an und kletterten flott hinab, bis sie gar luftig in einen glatten, überhängenden Kamin übergeht. Hier querten wir südlich hinaus auf die begleitende Felsrippe und kletterten in ideal schönem, plattigem, steilem Fels recht exponiert hinab ins Tal; auch für den Aufstieg wäre diese Route der eingangs erwähnten über den brüchigen Grat entschieden vorzuziehen.

Diese Besteigung ist bisher meines Wissens die einzige geblieben, was mich recht wundernimmt. Denn abgesehen davon, daß der Berg einer der formenschönsten ist, wären auch noch verschiedene neue Anstiege zu unternehmen. So vor allem die Begehung des breiten Südkamms von der südlich gelegenen Forcella della Croda her, wahrscheinlich die leichteste und kürzeste Zugangsroute. Die hohe Ostseite dürfte auch manchen Durchschlupf gestatten und die pralle, gelbrote Westwand, die dem Campanile di Val Montanaia fast gegenübersteht, ist ein Problem für alpine Feinschmecker; sie dürfte, wenn überhaupt möglich, recht hohe Anforderungen stellen.

Cima Meluzzo, 2013 *m* Tav. (?), ca. 2200 *m* Aner., und Forcella Meluzzo (erste Ersteigung), Cima Montanaia, 2271 *m* Tav. (?), ca. 2320 *m* Aner. (erste Ersteigung und Überschreitung von Süden nach Norden), und Forcella della Croda.

Nach Absolvierung eines freiwilligen und eines unfreiwilligen Rasttags war unser Tatendrang wieder so hoch gestiegen, daß für den 23. August 1902 unter allen

Umständen ein Ausmarsch beschlossen wurde. So wanderten denn Wolf und ich um 1/27 Uhr morgens zum soundsovielten Male hinauf ins Montanaiatal und wandten uns vom Sockel des Campanile di Val Montanaia (ca. 2000 *m* hoch) rechtshin zum Fuß jener Steilschlucht, welche zur Scharte zwischen den beiden obengenannten Gipfeln hinanzieht. Hier rasteten wir eine gute Stunde, bis uns der kühle Morgenwind von dannen blies. Über Blöcke und Absätze turnten wir munter empor zur Scharte (Forcella Meluzzo), wo wir unser Gepäck abluden. Dann wandten wir uns auf breitem Geröllband nach rechts und betraten eine Verschneidung, die uns, immer enger werdend und oben sich nach rechts drehend, knapp unter den Gipfel brachte. Hier ward uns ein seltsamer Anblick zuteil; ein System kommunizierender Höhlungen im Fels bot uns artige Durchblicke nach Ost und West. Nachdem wir uns in den sonderbaren Höhlungen genugsam im Dachsschliefen geübt hatten, wandten wir uns rechts heraus und erreichten in wenigen Minuten die nahe, breite Gipfelkuppe — fünf Viertelstunden seit Betreten der Steilschlucht. Eine Stunde lagen wir da heroben und blickten hinab zum grünen Boden von Meluzzo, wo unsere Zelte wie Kinderspielzeug sich ausnahmen. Unsere Rufe wurden gehört und schwache Gegenrufe drangen herauf bis zu unserer einsamen Hochwarte. Nur ungern trennten wir uns endlich von unserem schönen Hochlager und kletterten wieder hinab zur Forcella Meluzzo, wo wir unsere Rucksäcke auf die Schultern warfen, um weiterzugondeln. Doch mit dem »Gondeln« hat es hier ein Ende. Mit senkrechter, fast unangreifbarer Wand strebt der Grat empor. Eine Überlistung auf überwölbtem Krummholzbande auf der Cimolianaseite schien keinen Erfolg zu versprechen. Also betraten wir ein abschüssiges Gemsenband auf der Montanaiaseite, drückten uns vorsichtig um einige vertrackte Ecken herum und wanderten schließlich auf dem zur Fahrstraße gewordenen Band ein gutes Stück nordwärts, immer nach einer Gelegenheit spähend, die Steilwand zur Rechten in Angriff nehmen zu können. Endlich hatten wir's gefunden. Kurz vor einer Ecke, die wir für eventuelle Nachfolger durch einen Steinmann markierten, zog ein tiefer Kamin empor, dessen unteres Ende durch eine plattige Felsrippe gespalten war. Das Seil kam zum Vorschein und Wolf schwang sich in gewohnter Meisterschaft von Absatz zu Absatz. Prächtiger, fester, plattiger Fels gestattete ein vergnügliches Emporturnen, das oben noch durch die warme Sonne verschönt wurde. Eine neuerliche Trennungsrippe drängte uns in den linken Ast, der aber bald ungangbar wurde. Hier querten wir an plattiger Wand nach links zu einem Schuttband und benützten dann steile Schrofen in einer Art Verschneidung, die uns schwach rechtshin zu gelben, überhängenden Wandpartien führten. Knapp unter diesen traversierten wir auf breitem Bande, zuletzt etwas absteigend, nach rechts in eine Geröllschlucht, die uns leicht zur Grathöhe brachte, der wir fortan nach links (Norden) folgten. Einige niedliche Zacken sorgten für Abwechslung. Knapp vor dem letzten, steilen Gipfelaufbau schnitt eine schmale, tiefe Scharte ein, gegen uns zu mit einigen Überhängen verziert. Von Wolf gut versichert, wollte ich hinabturnen; unterwegs fand ich so prächtige Griffe gerade dort, wo ich sie brauchte, daß auch Wolf ohne Abseilen, nur seinen Händen vertrauend, herunterhangelte. Ein breites Band führte uns nunmehr östlich um den letzten Gipfelaufbau herum bis nahe an dessen Nordgrat. Ein System von engen, steilen Rinnen brachte uns im Zickzack in manchmal nicht ganz leichter Kletterei auf die Höhe des brüchigen Nordgrats und über diesen in wenigen Schritten zum noch unerstiegenen Gipfel; die zweite Ersteigung am heutigen Tag. Auch hier wurde ein solider Steinmann erbaut, und von 1/22 Uhr bis 1/23 Uhr bei Butterbrot mit Käs und Sardinen der wohlverdienten Ruhe gepflegt.

Durch das Rinnensystem zurücksteigend und dann nördlich weiterkletternd standen wir bald in der Kehle der nördlich von unserem Gipfel eingeschnittenen

Scharte (Forcella della Croda). Vor uns schwang sich der breite Südkamm der Croda Cimoliana empor, in dem eine breite, seichte Depression einen schönen Anstieg versprach. Aber heute hatten wir schon genug Fels in der Hand gehabt, darum stiegen wir lieber in jene enge Steilklamm ein, die linkerhand jäh zum Val Montanaia absinkt. Über Kamine und Wandeln von Absatz zu Absatz hinuntergleitend standen wir 1/2 Stunde nach Verlassen des Gipfels im Karboden des Val Montanaia und kehrten zufrieden mit der heutigen Tagesleistung nach unseren Zelten zurück, wo wir um 5 Uhr gerade noch zur Verteilung der Jause zurechtkamen.

Eine herrliche und gewiß nicht allzuschwere, allerdings recht lange und anstrengende Tour wäre die Überschreitung des ganzen Ostkamms von Süden nach Norden, von der Cima Meluzzo bis zum Monfalcon di Montanaia; auch eine weitere Fortsetzung nach Nordosten oder nach Westen dürfte möglich sein.

Als Steinitzer und Reschreiter ihre Touren in den Karnischen Voralpen beschrieben, da war das schöne Gebiet einem Rahmen vergleichbar, der recht viel weiße Felder einschloß. Es ist eines der edlen Verdienste Wolfs von Glanvell, diese terra incognita planmäßig durchstreift und erschlossen zu haben. Die hier geschilderten Bergfahrten enthalten bei weitem nicht die Gesamtarbeit, die Wolf dort unten geleistet. Vieles hat er angefangen, um es später zu vollenden. Manche Fahrt hat er allein unternommen; so manches eignet sich nicht zu zusammenhängender Darstellung. Aber systematisch hat er Gruppe für Gruppe durchforscht, so daß nur wenige ganz weiße Felder mehr im Rahmen zu finden sind.

Verrauscht sind die Tage der Freude, Jahre sind seitdem ins Land gezogen; Sturm und Sonnenschein sind über die Berge hinweggegangen wie über die Menschenkinder, die in ihrem Bannkreis geweilt. Mit kalter Hand hat der Tod hineingegriffen in die fröhliche übermütige Schar der »Gilde zum groben Kletterschuh«. In den heimischen steirischen Bergen ereilte Wolf von Glanvell mit zweien seiner treuen Gefährten ein tragisches Geschick. Wie nötig wäre er uns noch gewesen, als Führer nicht minder wie als Freund! Doch hinweg mit den trüben Gedanken. Die Welt gehört dem Lebenden, und wer gelebt hat wie er, schaffensfreudig und tatendurstig, sei's auch nur kurze Zeit, der geht nicht unter im Strom der Vergessenheit. In der Wissenschaft, die er gefördert, in den Bergen, die er erschlossen, in den Herzen der Menschen, die ihn gekannt und verehrt haben, da stehen seine Denkmäler — aere perennius!

LITERATUR:

Bricagruppe:

Mus di Val di Brica (2040 *m* Aner. Gasperi — »Campanile Falso«):
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A. V. München 1902/03, S. 73 u. 74. (Erste Erst.)
Ö. A.-Z. 1903, Nr. 668, S. 215. (Erste Erst.)
Feruglio: In Alto, XV. Jahrg., 1904, Nr. 6, S. 62 (Nomenklatur).
Feruglio u. Gasperi: In Alto, XVI. Jahrg., 1905, Nr. 3, S. 27. (Zweite Erst.)

Fantolinagrat

Cima Valmenone (2245 *m* Tav.):
L. Patera: In Alto, XIII. Jahrg., 1902, Nr. 2, S. 23. (Erste tour. Erst.)

Punte Fantolina (2261 *m* Tav., 2234 *m* Aner. Feruglio — »Nördliche Cima Fantolina«).
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A.-V. München 1902/03, S. 70. (Erste Erst. und Überschr.)
Feruglio u. Gasperi: In Alto, XVI. Jahrg., 1905, Nr. 3, S. 27. (Zweite Erst.)

Cime Fantolina (2284 *m* Tav. — »Südliche Cima Fantolina«):
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A. V. München 1902/03, S. 74. (Erste Erst.)
Ö. A.-Z. 1904, Nr. 668, S. 215. (Erste Erst.)

Crodongrat

Crodon di Brica (2240 *m* Tav.):
H. Steinitzer u. Reschreiter: In Alto, XI. Jahrg., 1900, Nr. 5, S. 59.
Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 415.
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A. V. München 1902/03, S. 70. (Nordostwand.)
(Nordwestgipfel [2205 *m* Tav.]: Keine Literatur; unbestiegen.)

Bricagrat

Cima de Santa (2205 *m* Tav.):
Feruglio u. Gasperi: In Alto, XVI. Jahrg., 1905, Nr. 3, S. 27. (Erste Erst. mit Abbildung.)
Cima Brica (2362 *m* Tav.):
H. Steinitzer: Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 415.
L. Patera: Ö. A.-Z. 1906, Nr. 709, S. 78. (Neuer Zugang v. Norden.)
(P. 2165, 2182, 2169 Tav.: Keine Literatur; vermutlich unbestiegen.)
Cresta Brica (2038 *m* Tav.) und **Camp. Gambet** (2023 *m* Tav.):
Siehe Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 391.

Das Montanaiatal und seine Berge:

A. Westkamm

Cima Toro (2355 *m* Tav.):
A. Eichinger: D. A.-Z., III. Jahrg., H. 21, S. 225 u. ff. (Erste Erst.)
v. Saar. X. Jahresbericht des A. A. V. München 1901/02, S. 65 u. 66. (Zweite Erst. u. teilweise Überschr.)
Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 390, 391 u. 400. (Zweite Erst. u. teilweise Überschr.)
Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1907, S. 311—314.
Cima Emilia (2356 *m* Tav.):
In Alto 1904, Nr. 1, S. 9 u. 10. (Erste Erst.; Tourenbericht).

B. Nordkamm

Cima Both (2456 *m* Tav.):
In Alto, 1904, Nr. 1, S. 9 u. 10. (Erste Erst.; Tourenbericht).
P. 2097 Tav. (u. Scharte zwischen ihm und der Cima Both):
In Alto, 1904, Nr. 1, S. 9 u. 10. (Erste Erst.)
P. Hübel: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 667, S. 200 u. 201 (Erste Überschr.)
Forcella Montanaia etc. (ca 2130 *m*):
P. Hübel: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 667, S. 201 (Erste ? tour. Überschr.; neuer Zugang).
v. Saar: Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 395.
Cima di Forcella Montanaia (ca. 2510 *m*):
P. Hübel: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 667, S. 201 u. 203. (Erste Erst.)
In Alto 1904, Nr. 1, S. 9 Tourenbericht).
Monfalcon di Montanaia (2549 *m* Tav.):
A. Ferrucci: In Alto 1891, Nr. 5, S. 143. (Erste Erst.) Rivista mensile 1891, S. 416, Boll. C. A. I. XXV, 1891, S. 273. (Zweite ? Erst.)
J. Mantica: In Alto 1896, S. 33.
H. Steinitzer: Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 410 (Routenangabe).
P. Hübel: Ö. A.-Z. 1904, Nr. 667, S. 203 (Dritte Erst., Erste Erst. über die Westwand und erste Überschr. von Westen nach Osten.
E. Richter: Erschließung der Ostalpen, III. Bd., S. 599.
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A.-V. München 1902/03. (Südgrat, Westwand, erste Überschr. von Süden nach Westen.)

C. Ostkamm

Croda Cimoliana (2405 *m* Tav.):
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A.-V. München 1902/03, S. 72. (Erste Erst.)
Cima Montanaia (2271 *m* Tav., 2230 *m* Aner.):
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A.-V. München 1902/03, S. 75 (Erste Erst. u. Überschr.)
Cima Meluzzo (2013 *m* Tav.?, 2200 *m* Aner.):
v. Saar: XI. Jahresbericht des A. A.-V. München 1902/03, S. 74, 75. (Erste Erst.)
Campanile di Val Montanaia: Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 400 (Literatur).
P. Hübel: Der Campanile di Val Montanaia. »Empor« (Georg Winklers Tagebuch etc.), herausgegeben von Erich König.

DIE GRUPPE DER DREI ZINNEN IN DEN SEXTENER DOLOMITEN. VON ADOLF WITZENMANN. DIE KLEINE ZINNE*)

Die Unähnlichkeit des Aufbaues der Kleinen Zinne mit dem ihrer mächtigen Nachbarinnen tritt uns am meisten vor Augen, wenn wir das Gipfeltrio von einem nordwestlich gelegenen Standpunkte, beispielsweise vom Schwabenalpenköpfel aus, betrachten. Neben den überragenden, massig breiten Klötzen der Großen und der Westlichen Zinne kommt die viel niedrigere, doppelt geschartete Gestalt der Kleinen gleichwohl voll zur Geltung. Hoch aufgereckt und ungedemütigt hebt sie ihren koketten Gipfel in die Lüfte, als wäre sie sich des Reizes ihrer schlanken Gestalt bewußt.

Doch erst als die großen Gipfel der Dolomiten besiegt waren, begann dieser Reiz auf die Bergsteigerwelt zu wirken. — Noch Paul Grohmann wies den Gedanken, einem anderen als dem höchsten der drei Zinnengipfel Beachtung schenken zu sollen, weit von sich. Von ihm erfuhren wir auch, daß damals, als die meisten Dolomitenwände für unersteiglich galten und ihre Schwierigkeiten nach ihrer Höhe abgeschätzt wurden, die Kleine Zinne im Gegensatz zur Großen als allenfalls ersteiglich galt. Doch dieses Urteil hat mit fortschreitender Erkenntnis bald seine Richtigstellung erfahren. Schon Ende der siebziger Jahre dürfte die Kleine Zinne heiß umworben gewesen sein.

Mehrere abgeschlagene Stürme hatten die Gemüter erhitzt, und der Ruf der Unersteiglichkeit festigte sich. Noch einmal — am 21. Juli 1881 — hatte sich die Kleine Zinne gegen einen beachtenswerten Gegner — Santo Siorpaes — erfolgreich verteidigt. Dann nahten ihr die Bezwinger.

In der Frühe des 25. Juli 1881 verließen Michel und Johann Innerkofler mit ihrem Touristen, dem Hauptmann des österr. Generalstabs Joseph v. Schlögl-Ehrenkreuz, Schluderbach. 7 Uhr 20 Min. wurden die Felsen betreten. In raschem Zuge führten die zur Rekognoszierung vorausgehenden Führer die Besteigung durch die der Großen Zinne zugekehrte Westwand durch. Wenige Minuten vor 9 Uhr erblickte sie ihr Tourist auf der Spitze, — laute Jubelrufe verkündeten den Sieg. Dem Touristen war es leider nicht vergönnt, an diesem Tage auch die Spitze zu betreten, da das rasch sich verschlechternde Wetter zum Rückzug zwang. Der Ruhm, als erster Tourist die Kleine Zinne betreten zu haben, fiel deshalb — am 31. August 1881 — Demeter Diamantidi zu, der mit diesem Unternehmen gleichzeitig die erste Besteigung aller drei Zinnen an einem Tage verband. Auch ihn geleiteten als Führer Michel und Johann Innerkofler. Lange blieb die Besteigung der Kleinen Zinne ein Privileg dieses Brüderpaars. Schon im nächsten Jahre — am 5. August 1882 — führten sie in der Herzogin von Sermoneta die erste Dame zur Spitze.

*) Schluß zu Jahrgang 1907.

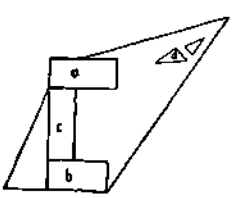
Nach zweijähriger Pause — am 23. Juli 1884 — erfolgte die erste führerlose Besteigung, die vierte im ganzen, durch Emil und Otto Zsigmondy, Ludwig Purtscheller und H. Koechlin. Als Michel Innerkofler die kühnen Kletterer von der Großen Zinne her auf der Spitze sah, entfuhr ihm ein Ruf der Verwunderung und wohl auch der schmerzlichen Enttäuschung. Eine ausführliche, für weitere Kreise berechnete Schilderung der Tour durch Emil Zsigmondy, deren Veröffentlichung — in der Zeitschrift »Vom Fels zum Meer« — erst nach dem tragischen Ende dieses glänzenden Bergsteigers erfolgte, lenkte erneut das Interesse aller Hochtouristen auf die Kleine Zinne. Rascher und immer lückenloser reihten sich von nun an die Erkletterungen des luftigen Gipfels aneinander. Auch führerlose Besteigungen waren bald nichts Ungewöhnliches mehr, und jeder Dolomitenführer, der nicht als minderwertig gelten wollte, mußte die Kleine Zinne, die so lange die Domäne der besten unter ihnen gewesen, zu seinem Arbeitsfeld zählen.

Heute ist es nichts Seltenes, daß die Westwand der Kleinen Zinne Neulingen in den Alpen — auch führerlosen, die im Vertrauen auf die am Turngerät erworbene Übung den Berg angehen — als erstes Versuchsobjekt dienen muß. Kein Wunder deshalb, daß dem Felskletterer von heute der einstige Ruhm dieser Wand nur noch als historische Reminiszenz verständlich ist. Hätte die Kleine Zinne nicht durch ihre Nordwand, und in neuester Zeit durch ihre — an natürlich zu überwindender Schwierigkeit wohl kaum zu überbietende — Ostseite, den höchsten Ansprüchen moderner Kletterlust Befriedigung zu gewähren vermocht, so wäre die Ruhmreiche lange schon zu einem bescheidenen Berge zweiten Rangs herabgesunken.

So wandeln sich die Begriffe.

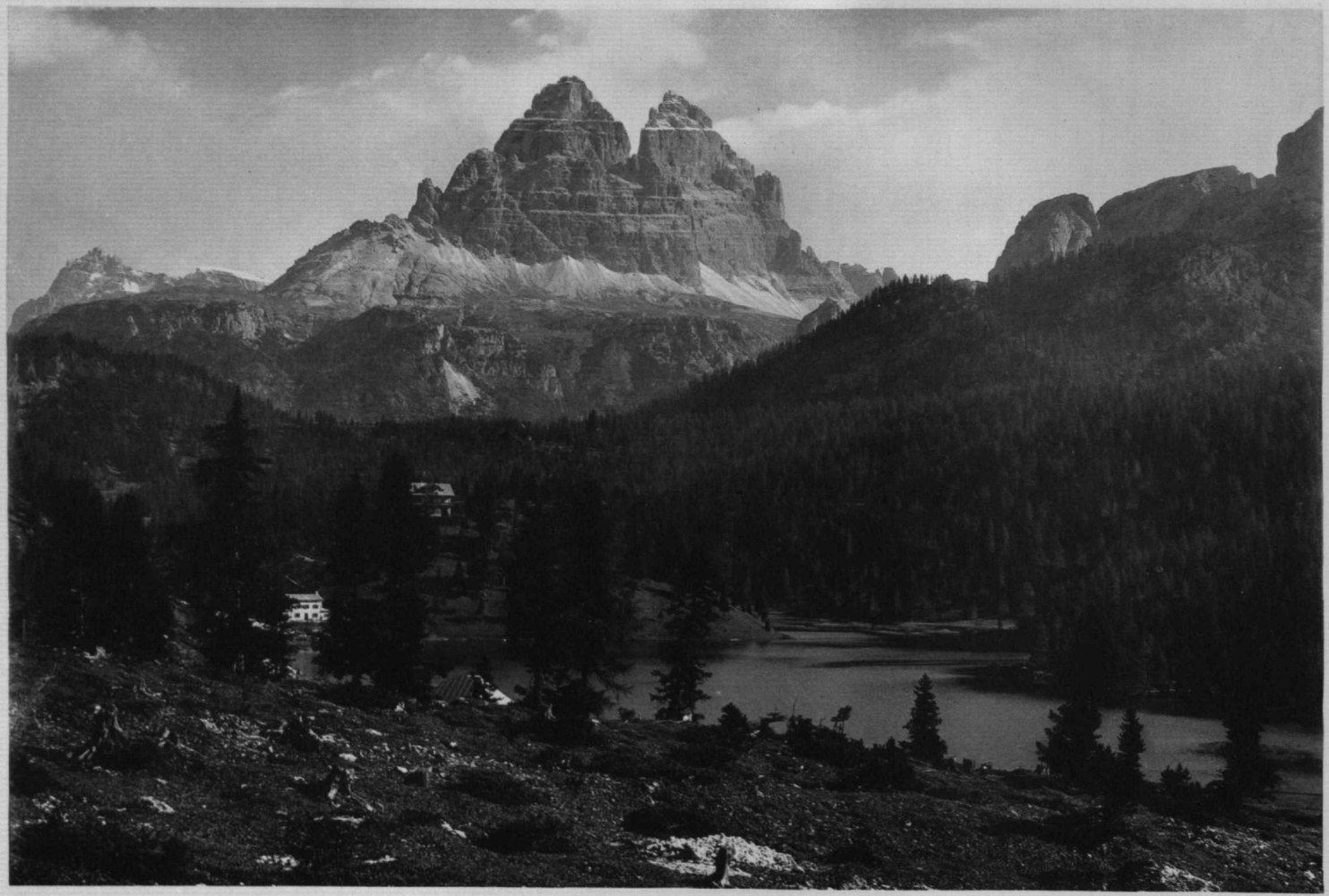
Betrachten wir nun diesen Schauplatz der Vergänglichkeit irdischen Glanzes und der Wandlung menschlicher Anschauung etwas näher.

Wie schon früher erwähnt, ist der Felsstock der Kleinen Zinne wesentlich reicher gegliedert, als der ihrer großen Nachbarin. Mit dem Hauptgipfel, 2881 *m*, dessen schmale, von West nach Ost verlaufende Schneide nach Norden in der berühmten prallen Nordwand abstürzt, ist durch eine schmale, nordsüdlich streichende Mauer der wenig markante Südgipfel verbunden. Nordöstlich vom Hauptturm erhebt sich, scharf von ihm durch einen tief eingesenkten Sattel getrennt, die schlanke Pyramide des nördlichen Vorgipfels, die Punta di Frida, die ihrerseits nochmals ein durch einen tiefen Spalt von ihr getrenntes Vorwerk gegen den Paternsattel vorschiebt. Der ganze Aufbau stellt sich also, rein schematisch gezeichnet, etwa wie folgt dar:



a = Hauptgipfel
b = Südgipfel
c = Verbindungsmauer
d = Punta di Frida

Die Basis hat die Form eines Rhombus, dessen nordöstliche Spitze stark ausgezogen erscheint. Letztere wird gekrönt durch die Punta di Frida, 2785 *m*, und ihr etwa 100 *m* niedrigeres Vorwerk, die beide nach Norden in senkrechten, wohl unersteiglichen Wänden abstürzen. Zwischen Punta di Frida und dem weiter südlich aufragenden Hauptturm treten dagegen die Felsen der Nordseite etwas zurück. Schattige Schluchten und Kamine ziehen hier empor zu dem die Punta di Frida vom Hauptgipfel trennenden Sattel, dem »Nordwandsattel«, dessen Höhe mit 2700 *m* wohl richtig eingeschätzt sein dürfte. Nahezu lotrecht und von abweisender Glätte ist jedoch wieder die Nordwand des Hauptgipfels selbst, die im östlichen Teil etwa 180 *m* hoch vom Gipfel zum erwähnten Nordwandsattel, im westlichen Teil annähernd doppelt so hoch zur Eisrinne zwischen Großer und Kleiner Zinne abstürzt. Der Hauptgipfel ist, wie schon erwähnt, eine ostwestlich verlaufende Mauer von im



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Misurinasee mit den Drei Zinnen.

Verhältnis zur Höhe nur sehr geringer Breite und noch weit geringerer Dicke.[1]) Gegen Süden ist der Hauptturm durch eine Felsmauer mit dem diese nur wenig überragenden Südgipfel verbunden, so daß der Hauptturm nur in seinem höchsten Gipfelaufbau eine eigentliche Südwand aufweist. Im Westen bilden mit der nur wenig vorspringenden Westkante des Hauptturms die Westabstürze des Verbindungsgrats und des Südgipfels eine einheitliche, nur im südlichen Teil mit einer Felsvorlagerung versehene Mauerflucht. An sie schließt sich im Süden die senkrechte und unersteigliche Südwand des Südgipfels an. — Im Osten finden wir wieder reichere Gliederung. Über einem senkrechten, den Fuß der Ostwand auf ihrer ganzen Länge säumenden Wandgürtel haben die Felsen Raum, sich gegen die hoch oben am Fuße des Nordwandsattels und der Punta di Frida eingebettete Geröllmulde leicht zurückzulegen. Erst über dieser Mulde beginnt der steile Aufbau des Haupt- und Südturms, deren Strebepfeiler kulissenartig weit aus der tief zwischen sie eingebetteten Verbindungswand heraustreten.

—

DIE WESTWAND Von allen Seiten des Bergs konnte in der Zeit, da der Gipfel noch unbetreten war, für einen erfolgreichen Angriff nur die Westseite in Frage kommen.[2]) Mehrere Stürme scheinen zwar auch von Norden versucht worden zu sein. So lesen wir[3]) von einem Versuche, den eine Gesellschaft von fünf Ampezzaner Führern auf den nördlichen Vorgipfel, die Punta di Frida, geführt hatte und der, von den Ampezzanern als Besteigung der höchsten Spitze ausgegeben, die Veranlassung zum entscheidenden Vorstoße Michels gewesen sei.[4])

Der Weg, auf dem die Brüder Innerkofler am 25. Juli 1881 zur Spitze drangen, ist im wesentlichen der noch heute gebräuchliche. Der Beginn ist leicht; er führt über das dem südlichen Teile der Westwand vorgelagerte Felsvorwerk, dessen Spitze den charakteristischen, die ganze Westwand quer durchziehenden Einschnitt bei einer kleinen, schon von unten sichtbaren Nische erreicht. Dies ist einer der Merkpunkte des Wegs, denn hier beginnt die dem Berg auf allen Seiten eigentümliche Exposition, an die der Bergsteiger von heute sich längst gewöhnt hat, die aber in jener Zeit noch schwer in die Wagschale fiel. Die Wegroute zieht von hier ab teils schräg emporführend, teils horizontale Bänder benützend — die berühmte »Traversierstelle« —, in schiefer Richtung durch die Westwand des Bergs, um in deren Verschneidung mit dem aus der Wandfläche heraustretenden Aufbau des Hauptturms durch eine Serie von Kaminen die Höhe des Verbindungsgrats vom Haupt- zum Südgipfel, da wo er an ersteren ansteht, zu erreichen.

Darüber baut sich der oberste Gipfelaufbau, das letzte und wirksamste Verteidigungsmittel der spröden Spitze, auf. Vier Kamine durchziehen die Gipfelmauer. Von den beiden mittleren, zwischen denen der höchste Punkt der Gipfelschneide

---

[1]) Vergl. die Kontur des obersten Gipfels im Vollbild, S. 348.

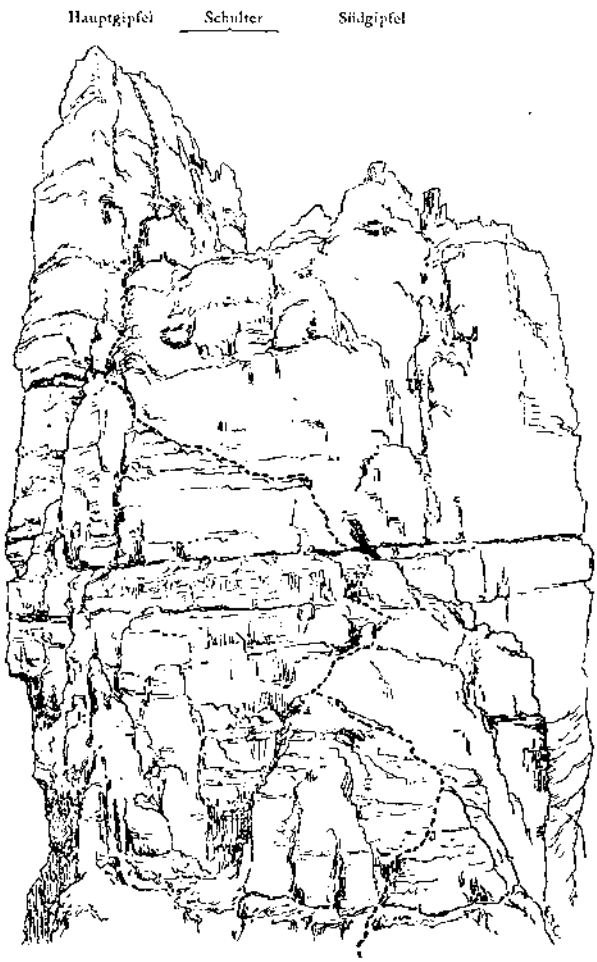
[2]) Einen, wie es scheint, improvisiert ausgeführten Versuch, an dem sich auch der zufällig anwesende Führer Pietro Dimai-Cortina beteiligte, schildert R. Ißler in der »Neuen Deutschen Alpenzeitung«, Bd. VII (1878), S. 207. — Ißler ging am 5. Aug. 1878 den Berg, in der Meinung, die höchste Zinne vor sich zu haben, von der Scharte zwischen Großer und Kleiner Zinne aus an und glaubte, mehr denn drei Vierteile der Höhe bewältigt zu haben und im Erfolg nur durch das Zurücklassen des Seils gehindert worden zu sein. Beides dürften jedoch Täuschungen gewesen sein.

[3]) Dr. H. Helversen, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 60, und Th. Wundt, »Ampezzaner Dolomiten«, S. 20.

[4]) Diese Nachricht klingt etwas sagenhaft und ist wohl auf das Ausschmückungsbedürfnis Michels zurückzuführen. Dagegen scheint es mir zweifellos und wurde mir auch von Santos Sohn bestätigt, daß Santo Siorpaes bei seinem Versuche mit L. Grünwald-Wien am 21. Juli 1881 — siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1881, S. 261 — die Spitze der Punta di Frida erreicht hat. Dieses bedrohliche Vorrücken eines gefürchteten Konkurrenten gegen die belagerte Festung war es wohl auch — und nicht die »Falschheit der Walschen« —, die Michel zur Eile und zum letzten Sturme trieben.

liegt, wählte Michel Innerkofler den rechten, der aus zwei parallelen, in die gleiche Scharte des Gipfelgrats auslaufenden Rissen besteht. Ein schwieriger Quergang führt zum unteren Ende des linken der beiden Risse, aus welchem man nach wenigen Metern Aufstieg in den rechten hinüberquert. In diesem, rechts von einem glatten Wandabbruch flankierten Risse geht es zur Höhe des Gipfelgrats knapp östlich der Spitze.[1])

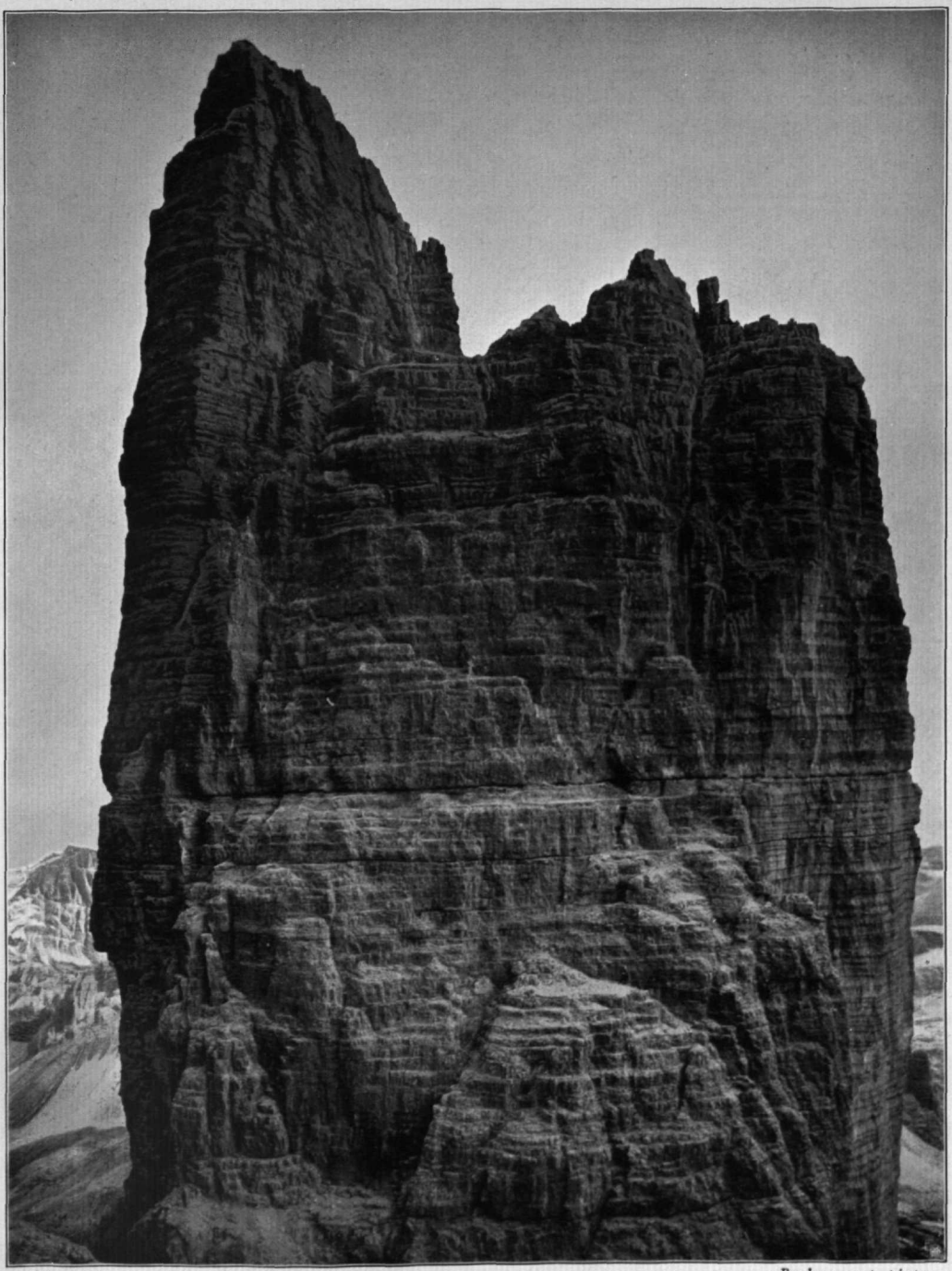
Dieser letzte Teil des Wegs der ersten Besteiger wird heute fast nie benützt. Bei der vierten Besteigung des Bergs — der ersten führerlosen — wurde durch Emil Zsigmondy der Weg durch den linken der beiden mittleren Gipfelkamine eröffnet. Den über einer Nische ansetzenden Riß überragt wenige Meter darüber ein stark vorspringender Block, dessen Überkletterung bedeutende turnerische Gewandtheit erfordert. Die Stelle gilt als die schwerste am Wege, wird aber sehr verschieden beurteilt. Derjenige, der gleich die genau richtige Körperhaltung, die richtige Benützung der Griffe und Tritte findet, wird sie um vieles leichter überklettern, als der, der hierin auch nur wenig fehlt. Nicht leicht wird dies an anderer Stelle von gleich wesentlicher Bedeutung sein. Fast größere Vorsicht scheint mir die steile, ausgesetzte Wandstelle über dem Block zu erfordern; dann findet der Kletterer in dem sich wieder vertiefenden Kamin guten Schutz. Es ist, als ob der Berg einsähe, daß jeder Widerstand vergebens sei, und als ob er sich ergäbe. Rasch ist der schmale Gipfelgrat und über seine Blöcke die vielersehnte Spitze erreicht. Trotzdem der »Innerkoflerkamin«, abgesehen von dem Quergang, im Aufstieg etwas leichter sein dürfte, kam der Zsigmondykamin in der Folge auch bei den Führern mehr und mehr in Gebrauch, da die geradlinige Aufstiegsrichtung stets eine zuverlässige Sicherung des Touristen ermöglicht. Michels Weg wählt heute wohl nur, wer Auf- und Abstieg verschieden gestalten will, oder von früheren Besteigungen Zsigmondys Route schon kennt.



Die Westwand der Kleinen Zinne.
--------- Normale Anstiegsroute

Zwei Jahre nach der Partie Zsigmondy-Purtscheller — am 3. August 1886 —

[1]) Der von L. Muhry und R. v. Arvay am 13. August 1893 durchkletterte Kamin (siehe Ö. A.-Z. 1893, S. 263) war zweifellos der linke der beiden Risse des »Innerkoflerkamins«.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. Bruckmann aut. et impr.

Die Kleine Zinne (Westwand) von der Großen Zinne aus.

nahten sich der Kleinen Zinne wieder Führerlose: Georg Winkler und Alois Zott. Seiner Gewohnheit gemäß stieg Winkler unbekümmert drauf los und erreichte dabei, statt sich sorgsam an die Route der Vorgänger zu halten, den wenig ausgeprägten Südgipfel und erst am späten Nachmittag die höchste Spitze. Beim Abstieg nötigte die Nacht die beiden Bergsteiger noch in der Mitte der Wand zu einem Biwak, »das sehr schlimm war«.[1]) Am andern Morgen stiegen sie »gerade hinunter in die Schlucht«, damit wiederum sich vom Gängelbande der Vorgänger befreiend und eigene Pfade wandelnd.[2])

Immer häufiger wiederholten sich die Besteigungen mit und ohne Führer,[3]) und auch der Winterschlaf wurde dem Berge bald gestört.[4]) Bis 1890 wurden über 100 Partien auf die Spitze gezählt. Heute dürfte die Besuchsziffer eines einzigen Jahres diese Zahl übersteigen.

Als gewissenhafter Chronist muß ich hier auch der traurigen Ereignisse an unserem Berge gedenken: 24 Jahre lang war der Berg von insgesamt gewiß über 1000 Partien bestiegen worden, ohne daß sich ein ernster Zwischenfall ereignet hatte. Da folgten im Jahre 1905 rasch aufeinander zwei Unfälle, die jedoch glücklicherweise keinem der Beteiligten das Leben kosteten.

Am 31. Juli 1905 stürzte G. Bourdon, München, in der Westwand ab; doch durch treue Freundeshand gehalten, tat das Seil seine Pflicht.[5]) Wenige Wochen später — am 29. August — spielte sich ein ähnlicher Vorfall in der Nordwand ab; daß hier ein Sturz des Vorauskletternden jemals aufzuhalten wäre, hätte vorher wohl niemand geglaubt.[6])

Schon im Jahre darauf hat aber die Kleine Zinne ihren durch den Verlauf der beiden vorerwähnten Fälle eher gefestigten Ruf eines menschenfreundlichen Bergs leider eingebüßt. Am 3. September 1906 hat das Reißen des durch den Führer nicht genügend geprüften Seils dem Touristen das Leben gekostet.[7])

Möge dieses erste Opfer des Bergs sein letztes gewesen sein!

Die Besteigung der Kleinen Zinne auf dem gewöhnlichen Wege galt zwar schon als etwas Alltägliches, stand aber noch lange nicht so tief im Kurs, wie heute, als ich zusammen mit meinem Bruder dem Gipfel meinen ersten Besuch abstattete. Der damals noch kleine und primitive Bau der Zinnenhütte stand nicht in der Gunst der Schluderbacher Führer,[8]) wir nächtigten deshalb in der Nacht vor der Tour im

---

[1]) Siehe Winklers Tagebuch in Erich König »Empor«, S. 32.

[2]) Einen ähnlichen Abstieg direkt durch die Westwand von der Stelle, »wo die Bänder der gewöhnlichen Route abgehen«, zur Scharte zwischen Großer und Kleiner Zinne machten am 7. September 1903 Dr. med. A. Dessauer, München, und Kurt v. Niesewand, Bonn, vergl. »Wandern und Reisen« 1904, Heft 16. Neu war jedoch dieser Weg nicht, was den Herren, laut ihrem Eintrag im Zinnenhüttenbuch, auch bekannt war. — Nach Aussage Sepp Innerkoflers soll diese Variante schon vor Winkler durch die Zsigmondysche Partie beim Abstieg begangen und auch später häufig ausgeführt worden sein.

[3]) Bei der dritten bis sechsten führerlosen Besteigung war Robert Hans Schmitt, Wien, führender Teilnehmer. Sowohl im Jahre 1888 (mit A. v. Krafft, München, und mit Julius Hossinger, Wien), als im Jahre 1890 (mit Fräulein Toni Santner, Bozen, und mit Frau Rose Friedmann, Wien) bestieg er die Kleine Zinne je zweimal.

[4]) Th. Wundt mit Michele Bettega-San Martino und Johann Watschinger-Sexten, erste Winterbesteigung am 29. Dezember 1892. Siehe Wundt »Ampezzaner Dolomiten«, S. 83. — Dieses prächtige Buch enthält überhaupt sehr ausführliche und anschauliche Schilderungen der Kleinen Zinne und ihrer Besteigung.

[5]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 191, und Erich König, »Empor«, S. 281 u. ff.

[6]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 206. Der Abgestürzte heißt jedoch nicht Begli, sondern Boegle.

[7]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, S. 211, 222 u. 236.

[8]) Die Ampezzaner Führer bevorzugen heute noch vielfach — trotz des längeren Zugangs am Morgen vor der Tour — Misurina als Ausgangspunkt für die Besteigung, da sie so den zweimaligen Weg vom Fuß des Bergs zur Hütte sich ersparen.

alten Albergo am damals noch unentweihten Misurinasee. Die bessere Nachtruhe, der zulieb wir uns den längeren Zumarsch zumuteten, hat allerdings nur in unserer Erwartung bestanden. Das Albergo war gänzlich überfüllt und in den uns eiligst eingeräumten Gemächern des Wirtschaftspersonals konnten wir aus mancherlei Gründen keine Ruhe finden.

Gegen 4 Uhr am Morgen des 14. August 1895 traten wir in die Nacht hinaus, mit großen Erwartungen — stand uns doch die schwerste unserer bis dahin ausgeführten Touren bevor, die, weil sie erst die zweite der nach Dolomitenbegriffen eigentlich schwierigen war, noch den vollen Reiz der Neuheit für uns besaß. Beim Aufstieg zum Fuße des Bergs, der mir vom Vorjahre von meiner Besteigung der Großen Zinne her bekannt war, zog vor allem das Wetter mein Interesse in unangenehmer Weise auf sich. Am vordem sternenklaren Nachthimmel zogen leise vom Südwind getriebene Wölkchen dahin und aus den Tälern krochen langsam weiße Nebelmassen empor.

Als der Tag anbrach, brauste ein heftiger Südwind über die Jöcher und jagte in tollem Spiel die Wolken vor sich her. — Statt der erwarteten gelben Felsgestalt stand deshalb, als wir um die Fußkante der Großen Zinne bogen, eine graue Nebelwand vor uns. Nur ganz unten tauchten schwarze Felsen unter dem undurchdringlichen Schleier hervor. Ein leises Geräusch, das aus dieser grauen Masse zu uns drang, belehrte uns, daß schon eine Partie auf dem Berge war. Unsere Führer — Giovanni Siorpaes und Joseph Innerkofler aus Schluderbach — riefen hinauf, und geisterhaft klang die Antwort herab. Unsere Vorgänger waren nicht hoch, und wir durften deshalb noch nicht einsteigen.

Ich erinnere mich deutlich des ehrfürchtigen Gefühls, mit dem ich in den grauen Nebel hinaufblickte, der als verhüllender Vorhang die Erwartung noch steigerte, mit der ich den Offenbarungen dieser Tour entgegensah. Als unsere Vordermänner, wie wir durch gegenseitigen Zuruf feststellten, gar zu langsam vorrückten, gaben wir dem Druck des rasch sich verschlechternden Wetters nach und beschlossen, in die Felsen einzusteigen. Noch eine fröhlich von Seppl in die Nebelwand hineingerufene Warnung: »Gebt Obacht auf die Steine, wir steigen auf die Kleine« — dann setzten wir uns in Bewegung.

Zunächst ging alles über Erwarten leicht und ich vermochte noch nicht einzusehen, weshalb die Kleine Zinne für so schwierig galt! Rasch gewannen wir an Höhe. Tief unten, winzig klein, zog eine harmlose Touristen-Karawane, von Misurina kommend, über die blockbesäten Wiesen zum Paternsattel. Auf unsere Zurufe machten sie Halt, und wir konnten aus ihren Bewegungen das Entsetzen über unseren luftigen Aufenthaltsort erkennen. Bald hatten wir die Höhe des horizontalen Einschnitts, der die ganze Wand durchzieht, erreicht. Eine felsüberwölbte Nische bot uns hier Gelegenheit zu kurzer Rast, die die Führer zum Anlegen der Kletterschuhe benutzten. Wir selbst hatten schon unten die »Genagelten« abgelegt. — Die Nebel hatten sich etwas gehoben; wir sahen jetzt die vor uns liegende Wand und sahen auch, daß der Ernst begann.

Das berühmte »Band«, von dem wir so viel gehört und gelesen hatten, hat uns angenehm enttäuscht. Es gehört wohl nur genügende Schwindelfreiheit dazu, um diesen luftigen Quergang durch die Wand höchst genußreich zu finden. — Dann kam die Kaminreihe in der Verschneidung der Wand mit dem aus ihr heraustretenden Gipfelturm, wo wir mit Stolz und Wonne unser Kennen und Können in der Kamintechnik bereicherten.

Als wir die Höhe des Verbindungsgrats, der vom Hauptgipfel zum Südzacken hinüberführt, die sogenannte »Schulter«, erreichten, hatte es fein, aber deutlich zu regnen begonnen. Vor uns lag das Allerheiligste des Bergs, der Gipfelaufbau mit

seinen Kaminen. Während wir uns der Nische unter dem Zsigmondykamin näherten, kamen unsere Vorgänger gerade durch diesen herab. Ihre Versuche, uns — angeblich wegen des drohenden Wetters, in Wahrheit aber im Interesse ihres rascheren Weiterkommens — zur Umkehr zu bestimmen, prallten erfolglos an uns ab, denn unsere Spannung, den Zsigmondykamin kennen zu lernen und die ehrfürchtig ersehnte Spitze zu betreten, war aufs höchste gestiegen.

Mit andächtiger Aufmerksamkeit sah ich zuerst Seppl, dann meinen Bruder und hinter diesem Giovanni über dem Block verschwinden und suchte mir besonders die Art, wie die beiden Führer das mir abschreckend erscheinende Hindernis überwanden, einzuprägen. Dann kam die Reihe an mich und mit Gefühlen, die mich an Schulexamina erinnerten, näherte ich mich diesem »Prüfstein« meiner Kletterkunst. Mit etwas Herzklopfen, von dem ich nicht weiß, ob es diesen Gefühlen entsprang, oder der Anstrengung sein Entstehen verdankte, bestand ich die Prüfung, die mir doch eine weit schwierigere Aufgabe stellte, als alle andern vorher. In der Freude über das glückliche Überwinden des Hindernisses habe ich dann das wenigstens für mein damaliges Können keineswegs leichte Wandl über dem Block ganz übersehen, wenigstens finde ich in meinem Tagebuch die Bemerkung, daß »über dem Block alle Schwierigkeiten zu Ende«.

Wenige Minuten nach 1/29 Uhr betraten wir die Spitze. Unfreundlich war der Empfang. Ein eisiger Wind fegte über den schmalen Grat und drohte, den Regen jeden Augenblick in Schnee zu verwandeln. Mit der erträumten Gipfelrast im stolzen Gefühle des Siegs war es nichts. Stehenden Fußes, ohne uns niederzulassen, drehten wir, sobald die Karten abgegeben waren, um und begannen in beschleunigtem Tempo abzusteigen.

Der Zsigmondyblock zeigte sich beim Abstieg wesentlich entgegenkommender. Unter seinem Schutze in der »Nische« hielten wir eine höchst unfreiwillige Rast, zu der uns die Rücksicht auf unsere in der Richtung fallender Steine unter uns kletternden Vorgänger zwang. Als aber zwischen den Regentropfen da und dort weiße Flöckchen tanzten, überwog die Sorge um das eigene Heil, und wir setzten uns unter peinlichster Schonung alles nicht niet- und nagelfesten Gesteins wieder in Bewegung. Einige durch die Seile abgestreifte Steinchen lösten prompt da unten wilde Flüche aus, verfehlten aber auch ihre beredt zur Eile anfeuernde Wirkung nicht. Bald war die Bahn frei. Hurtig ging's Stufe um Stufe hinab. Das Band riefte von Wasser. Doch kamen wir alle glücklich hinüber und gerade, als ob er gewartet, setzte jetzt der Tanz der weißen Flocken lustig ein.

Als wir eine halbe Stunde später unsern Rastplatz am Fuß des Bergs verließen, hatte der Nordwind all das graue Wolkengesindel vertrieben und frei vom Blau des Himmels sich abhebend, grüßte vom Sonnenschein vergoldet die stolze Riesensäule der Kleinen Zinne zu uns herab. Es war ein Gruß, der wie »Auf Wiedersehen« klang.

DIE NORDWAND Schon nach einem Jahr folgten wir diesem Rufe. — Mit großen Plänen nahten wir uns heute unserer Freundin: ihre Nordwand, von der uns Giovanni Siorpaes so viel Rühmliches zu erzählen wußte, war unser Ziel.

Wieder hatten wir im Albergo am Misurinasee genächtigt, als wir am Morgen des 25. August 1896 unsern Marsch antraten. Die Zusammensetzung unserer Gesellschaft war die gleiche wie im Vorjahre, nur hatte Giovannis Bruder Pietro Siorpaes als Führer meines Bruders sich uns noch angeschlossen, weil unser trefflicher Seppl Innerkofler, dessen Tätigkeitsbereich derartige Touren nicht umfaßte, heute als freiwilliger Teilnehmer an der Partie die Rolle eines Geführten spielen mußte.

Glänzender Mondschein erhellte fast mit Tageslicht unsern Weg. Hart fielen in die beleuchteten Flächen die Schatten der Bäume, und klar und scharf traten in

den hell leuchtenden Felsstöcken der Cadini die zahllos eingeschnittenen schwarzen Schluchten hervor. Nichts erinnerte an das lyrisch stimmende, weiche Schleierlicht einer Mondnacht in der Tiefe — mit frohem Kampfesmut erfüllte diese Nacht den Sinn.

Glanzvoll, wie die Nacht gewesen, brach der Morgen an. — Das Anzieital lag noch in dämmerndem Schatten, während die Felshäupter in der Runde schon im Morgensonnengold erglühten, als wir an der Quelle bei der Forcella Lunghieres anlangten. Ein eisig kalter, über die Sattelhöhe streichender Luftstrom trieb uns von einer hier versuchten Frühstücksrast bald wieder auf und zwang uns, diese in den Schutz der Felsen beim Einstieg in die Große Zinne zu verlegen, wo wir eine halbe Stunde später eintrafen.

Es war unsere Absicht, die Scharte zwischen Großer und Kleiner Zinne zu überschreiten und dem Einstieg in die Felsen der Nordseite durch die drüben hinabziehende Schneerinne von oben beizukommen. Als wir uns jedoch der Sattelhöhe näherten, kam uns Pietro Siorpaes, der einige Minuten früher vom Rastplatz aufgebrochen war, wieder entgegen und brachte die Nachricht, daß der Hang drüben nur blankes Eis aufweise und langwierige Stufenarbeit erfordere. Unter diesen Umständen bedeutete der von uns eingeschlagene direktere Weg keine Abkürzung gegen die in der Regel ausgeführte Umgehung der Kleinen Zinne über den Paternsattel, weshalb auch wir uns kurz entschlossen für diese entschieden.

Der damals erst schüchtern ausgeprägte Bergsteigerpfad am südlichen Felsrand der Kleinen Zinne leitete uns rasch zum Paternsattel, den wir wenige Minuten nach 7 Uhr überschritten, um uns hier gleich westlich zu wenden und unter den Nordabstürzen der Punta di Frida dem unteren Ende der nördlichen Schneerinne zwischen Großer und Kleiner Zinne zuzusteuern. Nur wenig brauchten wir in dieser aufzusteigen, dann traten linkerhand die Felsen etwas zurück. Der Einstieg war erreicht.

Es war wieder einer der großen Momente in meiner bergsteigerischen Laufbahn, als wir nach Anlegen der Kletterschuhe die Felsen betraten, denn die Felstour, die damit ihren Anfang nahm, hob sich durch ihre Schwierigkeit doch so sehr über alles Frühere empor, daß sie mir als neue Offenbarung erschien.

Zunächst erlebten wir allerdings nur das verhältnismäßig harmlose Vorspiel: Die Kletterei bis zum Nordwandsattel. Diese ist jedoch, wenn auch durchaus nichts Außergewöhnliches, streckenweise recht schwierig, und die dies verleugnenden Urteile sind wohl nur unter dem Eindruck der übertäubenden Schwierigkeiten in der eigentlichen Nordwand entstanden. Ich selbst habe später den Weg zum Nordwandsattel zweimal — einmal auf und ab und einmal im Abstieg — begangen, ohne die Nordwand daran anzuschließen, und habe mir dabei ein ziemlich ungetrübtes Urteil bilden können. Diesen Weg auf eine Stufe mit dem auf die Große Zinne zu stellen, ist ganz unberechtigt; ich möchte ihn vielmehr als mindestens so schwierig wie den Normalweg auf die Kleine Zinne — abgesehen vom Schlußkamin — bezeichnen.

In der bis zum Nordwandsattel zu wählenden Wegroute hat man einige Auswahl. Im großen Ganzen gibt die Schlucht- und Kaminreihe, die unter der hier tief herabreichenden Nordwand des Hauptgipfels gegen die Punta di Frida hinaufzieht und dicht nördlich des Nordwandsattels in deren Westwand verläuft, die Richtschnur ab. Man steigt meist in den Kaminen und Klammen selbst empor, kann aber streckenweise auch nördlich davon gelegene Felsrippen zum Wege wählen.

Das letztere tat an jenem Tage Pietro Siorpaes mit meinem Bruder und Seppl Innerkofler, während Giovanni und ich den üblichen Weg durch die Kamine begingen. — Kurz unter dem Nordwandsattel bildet der Quergang nach rechts zur Paßhöhe hinaus eine der schwierigsten Stellen, die der Weg bis dahin aufweist.

Auf dem Nordwandsattel fand sich unsere Gesellschaft bald wieder zusammen.

Dort lagen wir nun zu kurzer Rast hingestreckt und schauten staunend und bewundernd zu der Spitze empor, die so nahe schon und doch noch so fern auf uns herabblickte. Die kleinen Gestalten, die jetzt kaum 200 *m* von uns entfernt dort oben auftauchen, hören wir deutlich sprechen, fast können wir ihrer Rede Sinn verstehen, und doch wissen wir, daß Stunden noch vergehen müssen, bis auch wir an jenem Platze stehen. Prüfend gleitet der Blick vom Gipfel herab an der Wand, die zu jenem Ziele führt. Steiler als die eines Turms, hier und dort überhängend, baut sie sich auf und erweckt das Gefühl, als müsse sie auf uns herabstürzen.

Durch die Wandfläche herab ziehen zwei Risse. Der rechte, westliche, zieht weit herunter, fast bis zur Höhe des Passes. Tief ist er eingeschnitten und scheint so befähigt, den Kletterer in sichere Hut zu nehmen, doch unmöglich scheint's, hinüber zu kommen, und wenn es möglich wäre, so würden dem Stürmenden wohl sicher die sperrenden Überhänge in der Mitte, gerade in der Höhenzone, wo der linke Riß sich gegen seine Gewohnheit stark vertieft, den Weiterweg wehren. — Der linke ist feiner; nur bis zum halben Weg — vom Gipfelgrat zum Sattel herab — verdient er den Namen eines Kamins, dann verliert er sich in der Wand, und nur noch schwach ausgeprägte Spuren zeigen die Richtung seines — ehemaligen oder zukünftigen? — weiteren Verlaufs.

Dies soll nun unser Weg zum Gipfel sein. Unglaublich wie der Weg selbst scheint uns die Kühnheit dessen, der ihn als Erster geplant und begangen.

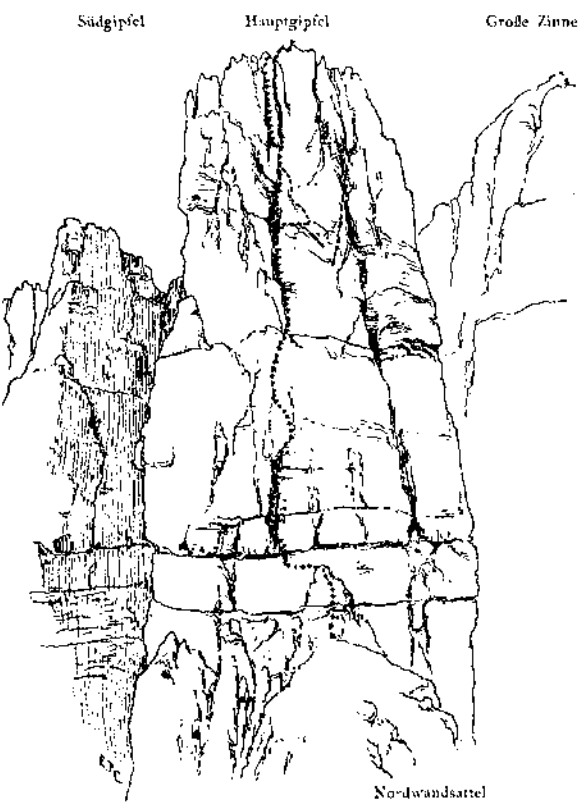
Wir steigen, wie zum Nordwandsattel hinauf, auch weiterhin getrennt in zwei Partien, nur stieg jetzt die Dreierpartie mit Pietro an der Spitze voraus, während Giovanni und ich folgten. Über den kleinen Felsvorbau, mit dem die Sattelschneide an die Wandfläche anstößt, ging es einige Meter gerade empor, dann eröffnete ein kurzer Quergang an glatter Wand nach links den Reigen der Schwierigkeiten, die sich nun in ununterbrochener Folge bis zum Gipfel aneinanderreihten. Der kurze Quergang brachte uns zu einem schräg nach rechts emporführenden seichten Spalt, der zur Linie des Hauptkamins zurückleitete. Ein schmales Plätzchen gestattete kurze Rast. Wir befanden uns noch etwa 25 *m* unter dem eigentlichen Beginn des Hauptkamins, dessen undeutliche und kaum ausgeprägte, bis zu unserem Standpunkt herabziehende Fortsetzung dem Weiterkommen keine Hilfe bot. In der Steilwand zur Linken, über die wir deshalb emporkletterten, erreichte die Griffarmut unserer Route ihren Höhepunkt. Wer nicht über langgewachsene Gliedmaßen verfügt, hat hier eine mehr wie geringe Auswahl von Stützpunkten.

Ein kleines Geröllplätzchen, der einzige bequeme Ruhepunkt in der ganzen Wand, bezeichnet das untere Ende des eigentlichen Kamins. Hier traf der größte Teil unserer Gesellschaft wieder einmal zusammen. Pietro hatte die nächste Kaminstrecke schon hinter sich, als ich als letzter dort eintraf, während Seppl Innerkofler, am Seile, sich eben anschickte, sie in Angriff zu nehmen. Er hat sie lange und gründlich studiert, und trotzdem seine beiden Nachfolger ihre Aufgabe rascher lösten, waren bald drei Viertelstunden verflossen, als ich mich wieder in Bewegung setzen konnte. Der Kamin machte hier seinem Namen alle Ehre; die stellenweise glatten Wände nötigten zu regelrechter Stemmarbeit. An einer Stelle verschloß ihn ein eingeklemmter Block.

Über uns erschienen jetzt jene besonders feindselig aussehenden Überhänge aus gelbem, brüchigem Gestein, welche die meisten Ampezzaner Führer in einer weitausgreifenden Schleife nach rechts umgehen. Bei den ersten Besteigungen hielt man sich knapp an die rechte Kante des Kamins, bis eine sperrende Gesteinsmasse den Weg in die Tiefe fand und so den direkten, aber sehr schweren Weg durch den stark überhängenden Kamin freigab. Die technisch weit leichtere Schleife nach rechts, wird, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, auch bei durch Ampez-

zaner geführten Besteigungen nur vom leitenden Führer begangen; die am Seile Folgenden wählen den geraden Weg durch den Kamin. Dies hat seinen Grund in der außerordentlichen Exposition und nur ganz geringen Sicherungsmöglichkeit beim Schleifengang durch die Wand. — An jenem Tage, als wir den Weg begingen, waren diese Bedenken für unsere Führer offenbar nicht ausschlaggebend, denn wir haben alle den »Ampezzaner« Schleifenweg eingeschlagen.

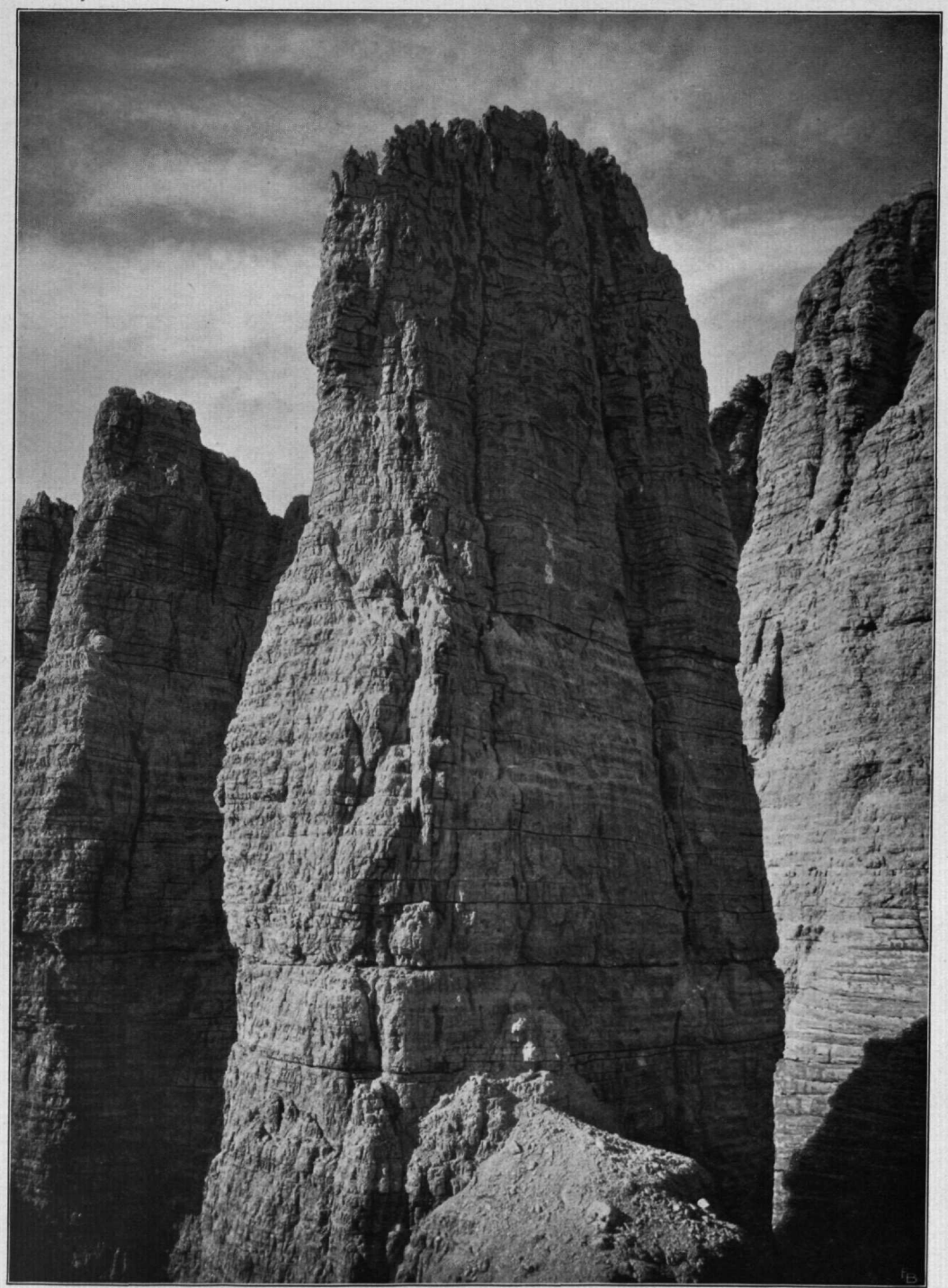
Zunächst war es meine Aufgabe, mich in einer Felsnische zu verkriechen und so Deckung zu suchen vor den Steinen, welche die vorangehende Partie in die Tiefe sandte. Während ich in wenig beneidenswerter Stellung mich krampfhaft in den Schutz des über mir eingeklemmten Gesteins drückte, gingen ganze Steinlawinen vor mir nieder. Heulend, pfeifend und mit lautem Getöse zersplitternd, kamen Blöcke jeder Größe herab, einmal höchstens aufprallend — und mir dabei allerlei Splitter als freundliche Grüße zusendend —, dann aber ohne Aufenthalt frei durch die Luft hinab zum Nordwandsattel und in die von ihm hinabziehenden Schluchten. Heute, nachdem die Zahl der Besteigungen sich gegen damals mehr wie verzehnfacht hat, wird es unter den Tritten und Griffen der Kletterer nicht mehr so lebendig in der Wand; fein säuberlich scheint sie jetzt ausgeputzt von allem, was nicht niet- und nagelfest ist.



Die Nordwand der Kleinen Zinne von der Punta di Frida aus gesehen.

++++++ Anstiegsroute
------ Variante der Ampezzaner Führer.

Giovanni hatte sich draußen in der Wand aus der Schußlinie des Gesteins gerettet. Sein Zuruf, zu folgen, war für mich eine Erlösung. Ober mir war es ruhig geworden und ich trat mit aller Vorsicht und Bedachtsamkeit den Quergang an, bei dem ich auserlesene Schwierigkeiten anzutreffen erwartete. Darin wurde ich nun angenehm enttäuscht. Ein luftigerer Weg läßt sich zwar nicht gut denken, die technischen Schwierigkeiten sind aber im Vergleich zu dem, was vorausgegangen, durchaus gemäßigte zu nennen. Am besten tut man, wenn man, wie ich es tat, recht weit nach rechts hinausquert. Ich kann die Länge des horizontalen Quergangs heute zahlenmäßig nicht mehr angeben, glaube aber, daß es gut 12 bis 15 *m* waren. Danach hatte ich noch einige Meter aufwärts zu steigen, um den Standplatz meines Führers zu erreichen. Ein schwerer Felsblock lag dort, durchs eigene Gewicht gesichert, auf einem kleinen Gesimse, fast dessen ganze Breite einnehmend, dafür aber dem um ihn geschlungenen Seile umso bessere Sicherung gebend. Giovanni mußte mir seinen Platz einräumen, konnte aber zunächst noch nicht den Weiterweg an



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. *Bruckmann aut. et impr.*

Die Nordwand der Kleinen Zinne von der Punta di Frida aus.

treten, da die vordere Partie sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, um bis zum Gipfelgrat emporzusteigen. Wieder ging dort drüben der Tanz der Steine los; einige losgesprengte Trümmer fanden sogar den Weg zu uns herüber, trotzdem wir uns weit abseits der Fallinie befanden. Nachdem wieder Ruhe eingetreten, stieg Giovanni weiter, und als das Seil abgelaufen, folgte ich ihm. Immer nach links haltend, kletterte ich schräg aufwärts und erreichte — wiederum in sehr ausgesetzter, aber nicht außergewöhnlich schwieriger Kletterei — den Hauptkamin oberhalb des starken Überhangs, der bei dem direkten Aufstieg durch den Kamin das Haupthindernis bildet.

Nur mehr auf eine kurze Strecke wird nun der Hauptkamin verfolgt; nahe schon droht von oben herab sperrendes gelbes Gestein. Ihm auszuweichen ermöglicht ein kurzer vom Gipfelgrat dicht östlich neben dem Hauptkamin durch die Wand herabziehender Parallelriß. Ein kurzer horizontaler Quergang über einen kanzelartig vorspringenden Fels führt hinüber, und bald ist der Gipfelgrat erreicht. Durch eine kleine Scharte treten wir auf die Südseite des Grats über, umgehen dort dessen nächsten Zacken und gelangen durch einen überhängenden, ganz niedrigen Kamin zur Spitze.

Es war 1/21 Uhr vorbei, als sich dort unsere Gesellschaft wieder vereinigt hatte.[1]) Weit freundlicher als im Vorjahre empfing uns heute der Gipfel. Während wir, voll das Gefühl der Sicherheit genießend, auf den warm von der Sonne beschienenen Gipfelblöcken lagerten, durchblätterten wir das im Jahre vorher auf der Spitze deponierte Gipfelbuch, unter dessen Einträgen in erster Linie die Besteigungen von der Nordseite unser Interesse in Anspruch nahmen. —

Sechs Jahre früher — am Morgen des 28. Juli 1890 — hatte der Sextener Führer Veit Innerkofler von unserem Standpunkt aus erwartungsvoll hinabgeblickt über die Steilwand, die wir heute durchklommen hatten. Zum ersten Male kämpfte dort unten ein Mensch — Veits jüngerer Kollege Sepp Innerkofler — mit der Unbezwungenen. Zweifelnd und staunend hat wohl Veit auf das Näherrücken der scharrenden Töne des Nagelschuhs gelauscht und seine Zweifel wurden wohl erst beschwichtigt, als er Sepp bis zur Grenze des Terrains vordringen sah, das er — — seinem Kollegen entgegenkletternd — als wahrscheinlich gangbar erkannt hatte.

Lange schon und reiflich hatte Sepp die Bezwingung dieser Wand in Gedanken erwogen und sie entgegen der gegenteiligen Meinung Veits für möglich gehalten. Als ihn daher der Zufall mit einem Touristen zusammenführte, der, wie er uns erzählet,[2]) ebenfalls die Wand mit kritischen Blicken schon betrachtet hatte, da hatte der Ausführung des Planes die Stunde geschlagen.

Am Abend des 27. Juli 1890 sprach Dr. H. Helversen aus Wien, der mit Veit Innerkofler von der Erstersteigung zweier Gipfel in der Schustergruppe kam, Sepp Innerkofler in der Zinnenhütte wegen der Besteigung an.

Der Mangel eines Seils und wohl auch die Erkenntnis, daß die Beteiligung eines zweiten Führers von Vorteil, bestimmten Dr. Helversen mit der Besteigung zu warten, bis Veit Innerkofler von einer mit einer Dame unternommenen Besteigung der Kleinen Zinne auf dem gewöhnlichen Wege zurückgekehrt war.

Die dadurch versäumten Stunden sollte Sepp zur Rekognoszierung benützen. Er drang ohne Seil und in Nagelschuhen vom Nordwandsattel aus bis zum letzten Drittel der Wand vor und kehrte dort nur um, weil ihm die Rückkehr zum Nordwandsattel aus der über ihm aufsteigenden Wand ohne Seil in Frage gestellt schien. Zudem hatte er seinen Zweck erreicht; der Erfolg erschien ihm sicher. Der Schwierigkeiten, die sichtbar vor ihm lagen, fühlte er sich Meister, und was darüber sich aufbaute, hatte Veit von oben als gangbar erkundet. Befriedigt zog er sich also zum Nordwandsattel zurück.

[1]) Die lange Dauer des Aufstiegs erklärt sich aus der großen Zahl der Teilnehmer, von denen vom Nordwandsattel ab fast stets nur einer in Bewegung sein konnte.

[2]) Dr. H. Helversen, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 59.

Inzwischen hatten die Schritte des eilig von seiner Tour zurückkehrenden Veit Innerkofler den auf dem Paternsattel seinen Morgenschlaf fortsetzenden Dr. Helversen geweckt. Um 1/212 Uhr brachen die beiden vom Paternsattel auf, um schon nach drei Viertelstunden bei Sepp auf dem Nordwandsattel einzutreffen. Ohne Verzug wurde die Wand angepackt.

Bemerkenswert ist, daß alle drei Teilnehmer an der Tour in Nagelschuhen kletterten. An einigen Stellen stieg Veit auf seinen eigenen Wunsch voraus, durch Sepp aufs wirksamste von unten unterstützt, dadurch, daß er ihn auf Schultern, Kopf und Hände steigen ließ.

Um 1/23 Uhr war die Wand besiegt. Helle Jauchzer verkündeten nach der Hütte hinab die Ankunft auf der Spitze.

Sepp Innerkofler, dem die Palme des Siegs gebührte, hat mit dieser Leistung seinen Ruhm begründet. Besonders seine allein unternommene Durchkletterung des größten Teils der Wand bei der Rekognoszierung — im Auf- und Abstieg in Nagelschuhen — war ein Meisterstück des damals am Anfang seiner Führerlaufbahn stehenden jungen Führers. Mehrere Jahre lang blieb — wie ehedem der alte Weg des Michel Innerkoflers — der Nordweg sein Privileg und wohl mehr wie dreißigmal hat er ihn als leitender Führer begangen. Auch heute noch, wo ihn seine Pflichten als Familienvater, Wirt und Geschäftsmann zur Einschränkung seiner Führertätigkeit gezwungen haben, ist er dieser Tour treu geblieben.[1])

Die Bedeutung dieser Besteigung, deren Schwierigkeiten die aller bis dahin begangenen Dolomitenwege wohl merklich übertrafen, wurde zunächst nur in engerem Kreise richtig eingeschätzt. Besonders in den Kreisen der Führerlosen wurde der Tour nicht die richtige Würdigung zuteil, und gerade in den Jahren,[2]) in denen die schweren Elitetouren der westlichen Dolomiten in die Mode kamen und von zahlreichen Führerlosen begangen wurden, hat mit einer Ausnahme keine führerlose Partie den Weg zur Nordwand der Kleinen Zinne gefunden.

Der ersten Besteigung folgte nach zwei Jahren die zweite: L. Treptow-Berlin und Joh. Keller-Nürnberg mit Sepp und Veit Innerkofler am 25. Juli 1892; im folgenden Jahre die dritte, durch eine Dame: Jeanne Immink unter der gleichen Führung, am 19. August 1893. 1894 wagten sich in zwei Besteigungen auch Führer aus dem benachbarten Ampezzo — Antonio Dimai und Giovanni Siorpaes — an die Tour. Das Jahr 1895 brachte drei Besteigungen: Valerie Swoboda d'Avignon mit den Brüdern Giovanni und Pietro Siorpaes, Dr. Viktor Wolf von Glanvell mit Anton Trenker-Hauser-Prags — eine Besteigung, die einiges von sich reden machte[3]) — und Dr. Heinr. Pfannl mit Sepp Innerkofler und Anton Bergmann.

Vom Jahre 1896 an sind die Besteigungen zahlreich: 1896 und 1897 finden wir je sieben Besteigungen im Gipfelbuch verzeichnet. Unter ihnen verdient vor allem die erste führerlose Ersteigung durch Dr. Viktor Wolf von Glanvell und cand. mech. Max Dolezalek am 22. August 1897 erwähnt zu werden. Diese Tour hatte jedoch in Bezug auf führerlose Besteigungen noch keine Folgen,[4])

[1]) Er hat sie bis heute 42 mal als leitender Führer durchgeführt.

[2]) 1892—1898.

[3]) Im Übermaß der Freude und des Stolzes auf die Leistung ließ sich Dr. Wolf von Glanvell dazu hinreißen, die Tour im Gipfelbuch als erste „führerlose" Ersteigung zu bezeichnen. Der Umstand, daß Trenker-Hauser, der übrigens stets vorausstieg, noch nicht autorisiert war, verleitete ihn dazu. Den Angriffen, denen er sich dadurch aussetzte, fand er zwei Jahre später die einzig richtige Antwort, indem er als erster wirklich führerloser Tourist die Wand überwand.

[4]) Es haben überhaupt in den Jahren 1892—1899 auffällig wenig »Führerlose« die östlichen (Ampezzaner und Sextener) Dolomiten aufgesucht. Die Berge Grödens, des Rosengartens und der Palagruppe haben mit magnetischer Kraft damals alle Führerlosen bekannten Namens aus der Wiener und Münchner Schule angezogen.

denn die zehn Ersteigungen des Jahres 1898 wurden alle mit Führer unternommen[1]).

Unter den zwölf Besteigungen des Jahrs 1899 finden wir jedoch wieder eine führerlose Ersteigung[2]): Ed. Pichl und Hanns Barth aus Wien am 29. August. Am Ende einer ergebnisreichen Tourencampagne, die ihnen die Kenntnis der schwersten Kletterwege in den westlichen Dolomiten vermittelt hatte, fühlten sie den Wunsch, auch diese Tour kennen zu lernen. Der Morgen des 29. August 1899 — eines trüben regnerischen Tags — brachte ihrem Wunsche Erfüllung. Zur Erkletterung der eigentlichen Nordwand — vom Nordwandsattel aus —, bei welcher Pichl vorausstieg, benötigten sie stark zwei Stunden.

Erst als Pichl diese Tour, in ausführlichem Vortrag, im Österreichischen Alpenklub geschildert hatte[3]), und als diese Schilderung, die in einem begeisterten, an seine führerlosen Sportgenossen gerichteten Aufruf zur Wiederholung ausklang, durch die Wiedergabe in der Österreichischen Alpenzeitung weiteren Kreisen bekannt wurde, war das Eis gebrochen. Noch im Monat des Erscheinens der Schilderung in der Österreichischen Alpenzeitung erfolgten zwei führerlose Ersteigungen und heute dürfte fast die Hälfte der Durchkletterungen ohne Berufsführer durchgeführt werden[4]).

Langsam sinkt heute die Achtung, die der Nordweg lange genoß. Was einst an der Grenze menschlichen Könnens liegend und wenigen Auserwählten vorbehalten schien, wurde in fast 200facher Wiederholung[5]) Gemeingut weiter Kreise.

Die Kleine Zinne hatte sich aber auch für diese Zeit einen Trumpf zurückbehalten: ihre Ostwand.

DIE OSTWAND Wenige Tage, nachdem ich der Kleinen Zinne meinen ersten Besuch abgestattet hatte, überschritt ich zum erstenmal den Paternsattel. Dabei und als ich fast genau ein Jahr später desselben Wegs kam,[6]) zog die Ostseite der Kleinen Zinne in hohem Maße mein Interesse auf sich. Nicht nur das völlig veränderte Aussehen des Bergs auf dieser Seite war es, was mich interessierte, auch ein kritisches Erwägen mischte sich damals schon in meine Betrachtungen. Ich wunderte mich, daß bei einem so berühmten, so viel besuchten Berge eine lange, reichgegliederte Front nicht einmal als »Problem« Beachtung gefunden hatte. Jedenfalls griff ich den Gedanken sofort auf und schon in meinem Tourenplan für das Jahr 1897 hatte die »Kleine Zinne von Ost« eine bevorzugte Stelle gefunden. Fast ein Dezennium aber sollte vergehen, bis diesem Wunsche Erfüllung zuteil wurde.

Lange Jahre, in denen ich der Zinnen Reich nicht betreten hatte, waren vergangen, als ich an einem schönen Septembermorgen des Jahrs 1902 — gelegentlich einer photographischen Tour — mit Sepp Innerkofler auf dem Nordwandsattel saß. Prüfend glitt mein Blick die geröllbedeckten Hänge hinunter, die sich muldenförmig vom Sattel gegen Osten hinabziehen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich Sepp

[1]) Erwähnenswert darunter ist die Doppelüberschreitung durch Dr. Douglas Kerr-Bath mit Sepp Innerkofler und dem Schweizer Führer Johann Summermatter am 2. und 3. August 1898, von welchen die am 2. August die erste Überschreitung in umgekehrter Richtung — Nordwand als Abstieg — war.

[2]) Die 38. überhaupt.

[3]) Die neun Ersteigungen des Jahres 1900 wurden wieder alle mit Führer ausgeführt, so daß unter den 52 Besteigungen der ersten elf Jahre nur zwei führerlos unternommen wurden.

[4]) In den Jahren 1903 und 1904 stellte sich z. B. das Verhältnis wie 7 : 9, bezw. 7 : 10. — Unter den Besteigungen des Jahres 1905 dürfte diejenige Josef Ostlers-Kufstein am 4. August — die achte führerlose — die erste eines Alleingängers gewesen sein.

[5]) Insgesamt dürften bis heute ca. 70—80 Ersteigungen der Nordwand ausgeführt worden sein. Eine Lücke in den Einträgen des Jahres 1902 macht eine ganz genaue Statistik unmöglich.

[6]) 16. August 1895 und 17. August 1896.

gegenüber zum erstenmal meine Idee, der Kleinen Zinne von Osten beizukommen. Wie er mir sagte, hatte er die Möglichkeit, den Nordwandsattel von der Ostseite her zu erreichen, schon manchesmal erwogen; Schwierigkeiten seien nach seiner Ansicht überhaupt nur im untersten Wandgürtel zu erwarten, doch glaube er, dort schon eine schwache Stelle zu kennen. An eine Erkletterung des eigentlichen Gipfelaufbaus über die Ostseite hatte aber auch er offenbar noch nicht gedacht.

Das Jahr 1904 sah mich dann — unter Sepps Führung — bei der Arbeit im Gebiete der Drei Zinnen. Natürlich stand auch die Ostwand der »Kleinen« in allererster Linie auf dem Programm. Der 4. September war einer vorläufigen Rekognoszierung gewidmet. Ich bestieg am Vormittag mit dem Sextener Führer Reider den Paßportenkopf, der mir für diesen Zweck besonders geeignet schien. Hernach suchten wir von der tümpelgeschmückten Mulde am südlichen Fuß des Paternsattels aus Einblick in die verborgensten Falten der Ostfront der Kleinen Zinne zu gewinnen. Am Nachmittag, während ich dem Toblingerknoten eine Solovisite abstattete, zog dann Sepp Innerkofler, begleitet von Reider und ausgerüstet mit meinem Zeiß-Glas, nochmals aus, um die Ergebnisse unserer Forschungen vom Morgen nachzuprüfen und seinerseits eine Lösung des großen Rätsels, das uns die Ostwand des oberen Gipfelaufbaus noch aufgab, — wenigstens in der Theorie — zu versuchen. — Am Abend in der Hütte tauschten wir dann unsere Ansichten aus.

Wie schon erwähnt, säumt den Fuß der Kleinen Zinne an der Ostseite ein senkrechter Wandgürtel. Scharf eingeschnittene Linien trennen die glatten, oft überhängenden Steilstufen der einzelnen Schichten; meist springt die obere über die untere vor. Wegen der Unersteiglichkeit der sie trennenden Stufen bieten diese Bänder keine Möglichkeit des Weiterkommens; nur das oberste der Bänder konnte hierfür in Betracht kommen. Aber auch über ihm baut sich die Wand noch in hoher, senkrechter Steilstufe auf. Eine einzige schwache Stelle hatte Sepp schon seit langem ausgekundschaftet, deren Ersteigungsmöglichkeit ihm außer Zweifel zu stehen schien. An einer Stelle nämlich hat das von oben aus der Mulde unter dem Nordwandsattel kommende Wasser, welches durch die ganze Wand herab eine flache, breite Rinne ausgeprägt hat, auch die Steilheit der über dem erwähnten obersten Band aufragenden Wandstufe angefressen. Diese Stelle bildet den Schlüssel zur Ersteigung und dürfte die einzige Möglichkeit bieten, die oberen Wandpartien zu erreichen. — Die Durchkletterung der letzteren bis zur Höhe des Nordwandsattels machte uns keine Sorge. Sowohl die vorhin erwähnte breite, flache Rinne, die gerade emporführte, als auch das leichte Felsterrain, das schräg empor bis in die Fallinie des Gipfels der Punta di Frida und von dort wieder gegen den Nordwandsattel zurückleitet, boten zweifellos gute Möglichkeit, die Höhe des Nordwandsattels zu erreichen.

Darüber aber begann das große Rätsel.

Mit der der Kleinen Zinne auf allen andern Seiten eigenen Kühnheit — vielleicht noch steiler — strebt der eigentliche Gipfelaufbau empor. Zwischen den wulstartig vorspringenden, auf halber Höhe weit überhängend sich vorwölbenden Pfeilern des Haupt- und Südgipfels tritt die völlig senkrechte Ostwand des Verbindungsgrats weit zurück. Nur am frühen Morgen treffen sie der Sonne wärmende Strahlen, sonst liegt sie stets im kühlen Schatten der weit gegen Osten herausragenden Kulisse des Südgipfels. — Während im südlichen Winkel Verbindungswand und der ostwärts vorspringende Felskörper des Südgipfels in einfacher Verschneidung ineinander übergehen, haben Wasser, Eis und Luft am nördlichen Ende der Verbindungswand zwischen ihr und der Säule des Hauptturms einen langen, tiefen Spalt eingerissen.[1])

[1]) Vergl. zu den Ausführungen über den Aufbau der Ostseite die Skizze auf S. 354 und das Vollbild gegenüber der gleichen Seite.

Während Reider und ich am Morgen in Zweifel waren, ob wir die südliche Verschneidung oder die nördliche Kaminreihe für weniger abweisend halten sollten, erklärte Sepp die erstere für ganz außer Betracht fallend. Daß unser auf jedem Wege in diesen Partien des Bergs ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten harrten, war uns allen klar. Das größte Hindernis schien Sepp auf der von ihm bevorzugten Route der Überhang unter der Grathöhe der Verbindungsmauer zu sein. — Jeden weiteren Aufschluß sollte uns der Augenschein an Ort und Stelle geben.

Als ich am Morgen des 5. September mit Sepp Innerkofler und Reider von der Zinnenhütte aufbrach, hatten wir auf unser Tagesprogramm außer dem der Kleinen Zinne gewidmeten Teil auch noch eine Überschreitung der Großen Zinne auf der, in dieser Zusammenstellung erst einmal begangenen Route »Ostwand-Südwestkamin« gesetzt. Sollte die Besichtigung der oberen Ostwandpartien an der Kleinen Zinne uns zu große und zeitraubende Schwierigkeiten verheißen, so wollten wir uns deshalb für heute mit der »ersten Überschreitung des Nordwandsattels« begnügen.

Um 7 Uhr hatten wir die Hütte verlassen,[1]) eine halbe Stunde später den Paternsattel überschritten und verfolgten nun die am Felsrande der Kleinen Zinne hinführenden Pfadspuren bis zu dem großen Geröllde1ta, das hinter der Südostkante der Kleinen Zinne herabkommt. Wenige Schritte über Geröll brachten uns hier zum Ende des obersten der in die Ostwand zurückführenden Bänder empor. Hier wurden die Nagelschuhe und ein Teil des Gepäcks zurückgelassen. Das Band ist breit, wird aber bald von weit vorspringenden, tief herabreichenden Felsen überwölbt, die uns zum Kriechen zwangen. Wenige Schritte hinter der Kriechstelle traten die Felsen zur Linken ein wenig zurück. Die schwarze Färbung des Gesteins verriet uns, daß wir uns in der Bahn zeitweise von oben herabrieselnden Wassers befanden und somit die für unsern Erfolg zunächst entscheidende Stelle erreicht hatten.

Sepp tritt zurück an den Rand des Bandes — ein kurzer prüfender Blick, dann packt er die Wand an. 2 bis 3 Meter steigt er an einer abstehenden Kante gerade hinauf zu gelbem Gestein, tritt dort auf schmaler Leiste einige Schritte nach links und steht nun vor dem kritischen Punkt, einem weit vorspringenden, schwarzen Überhang. Tastend sucht über ihm die Rechte nach einem Griff, weit draußen findet der hochgespreizte linke Fuß einen Stützpunkt, dann ein kräftiger Zug und der Überhang ist niedergerungen. Darüber scheint's — einige Meter gerade empor — leichter zu gehen, dann hat Sepp einen Standplatz gefunden, wohin er uns folgen lassen kann. Mir fällt, dank meiner langen Glieder, der Überhang nicht allzu schwer, dem kürzeren Reider aber macht er tüchtig zu schaffen.

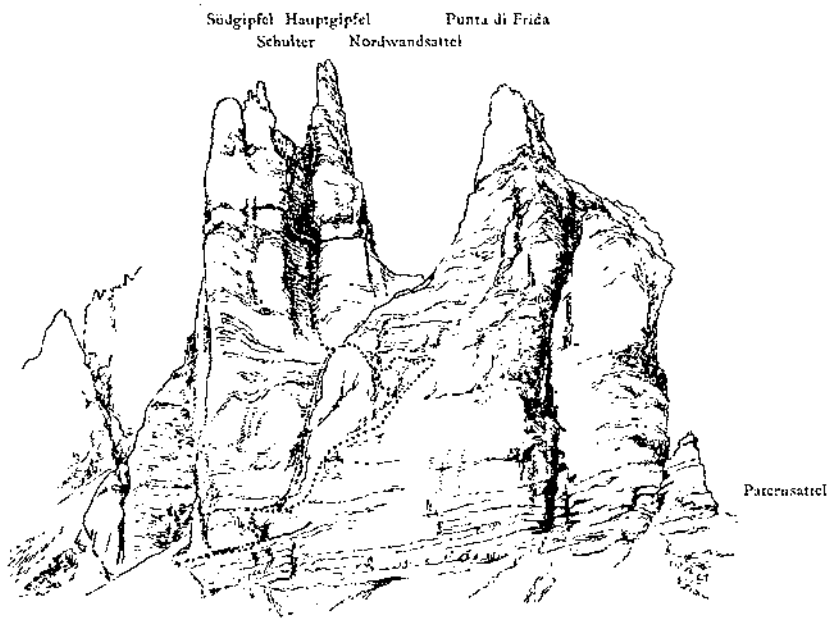
Wo wir uns wieder vereinigten, bezeichnet eine kleine Mulde das Ende der mehrfach erwähnten breiten Rinne, die aus dem oberen Geröllkessel herabkommt. Um möglichst an Zeit zu sparen, standen wir davon ab, den direkten, aber zweifellos schwierigeren Weg, den diese Rinne darstellt, zu verfolgen, und entschieden uns für den leichteren, weit ausgreifenden Schleifenweg. Schräg aufwärts kletternd kamen wir zu einem kurzen, horizontalen Bande, von dessen rechtem Ende ein Riß wieder nach rechts aufwärts führte. Weiter erst mehr horizontal, dann steiler emporsteigend, stets in der Richtung nach rechts, kamen wir nahezu in die Fallinie des Gipfels der Punta di Frida. Abweisend steil und glatt hatte bisher stets die Wand zur Linken zu uns herübergeschaut, nun aber bot sich die Möglichkeit, in ausgesetzten, nicht ganz festen Felsen — doch ohne Schwierigkeit — nach links zurückzuqueren. Immer leichter wurde das Terrain und bald öffnete sich vor uns die weite Mulde, in deren Hintergrund sich die geschwungene Linie des Nordwandsattels von der Kleinen

[1]) Siehe Ö. A.-Z. 1905, S. 80.

Zinne zur Punta di Frida spannt. Wir waren vom unteren Überhang ab fast stets gleichzeitig geklettert und trafen deshalb schon nach einer Stunde, vom Felseinstieg ab gerechnet, hier ein.

Unglaublich abweisend stand nun der eigentliche Aufbau der Kleinen Zinne vor uns. Es war uns ohne weiteres klar, daß uns diese Wand Schwierigkeiten auserlesensten Grades entgegenstellen würde und daß ihr deshalb ein ganzer Tag gewidmet sein müsse. Für heute schien es uns klüger, von einem Sturm auf sie abzusehen und uns mit der Eröffnung eines neuen Zugangs zum Nordwandsattel und dessen erster Überschreitung zu begnügen.

Rasch eilte noch Sepp quer durch die Mulde hinüber an den Fuß des Felsen,



Die Ostseite der Kleinen Zinne.

++++++ Route Witzenmann 1904 (bis zum Nordwandsattel); 1906 (bis zur Schulter)
—·—·— Route Langl-Hartl 1905 (bis zum Nordwandsattel)
•—•—•— Route Langl-Horn 1907 (zur Schulter)

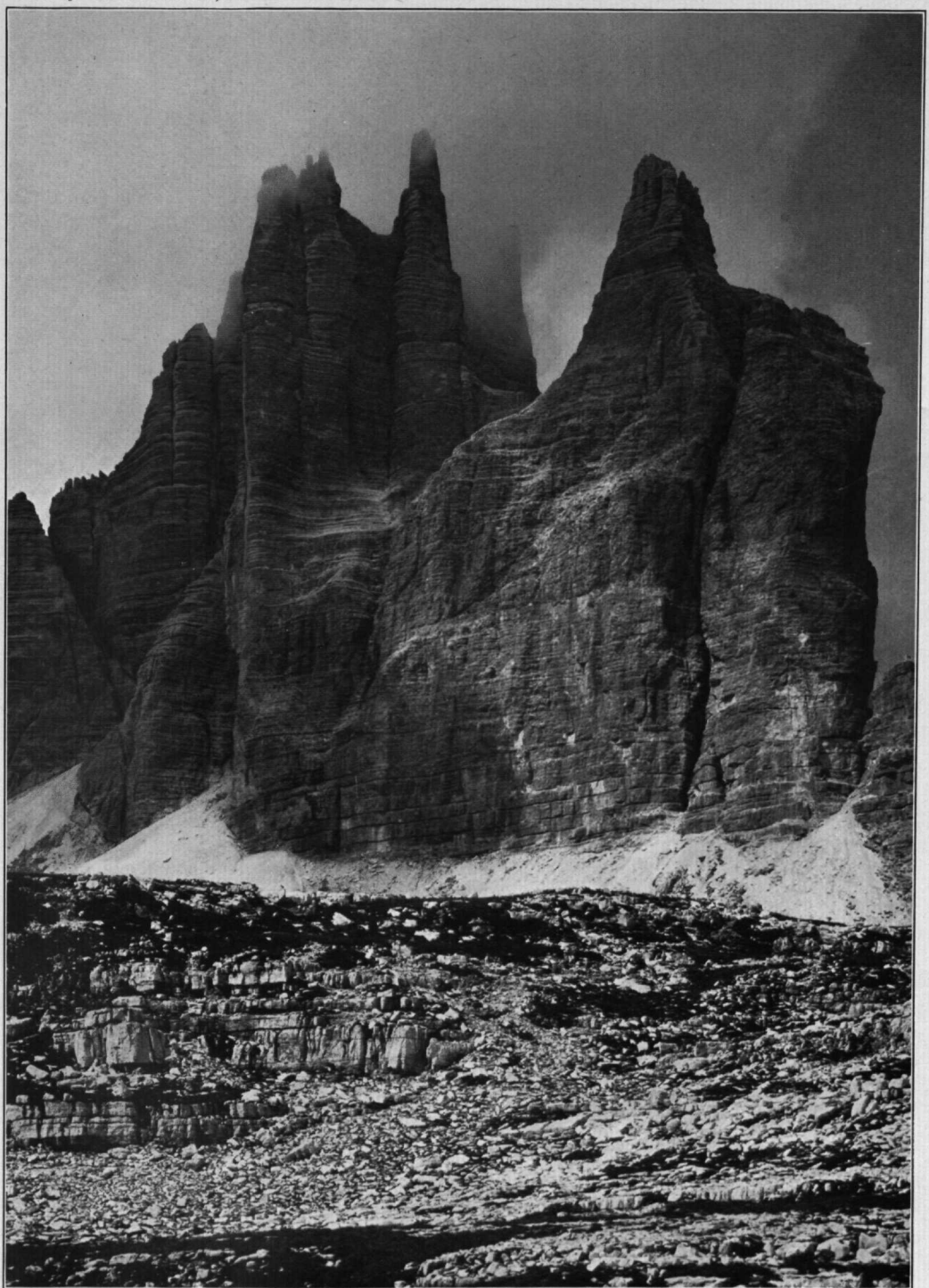
um einen Einblick in die innersten Winkel der Wand zu gewinnen, dann zogen wir weiter unseres Wegs.[1]) —

[1]) Wir hatten an jenem Tage gute Gelegenheit, die Vorzüge der von uns eröffneten Ostroute zum Nordwandsattel zu erkennen. Während der drei Tage früher gefallene Neuschnee noch alle Schluchten des von uns im Abstieg begangenen gewöhnlichen Zugangs zum Nordwandsattel erfüllte, war die Ostseite schon völlig trocken und ihre Felsen von den Strahlen der Morgensonne erwärmt. Der etwas kürzere Zugang zum Felseinstieg, die Lage des letzteren nahe beim Ausstieg, welche ein Zurücklassen alles überflüssigen Gepäcks gestattet und die — mit Ausnahme des Einstiegs über dem Band — viel geringeren Schwierigkeiten sind weitere Vorzüge dieser Route als Zugang zum Nordwandsattel und zur Nordwand. Trotzdem scheint mein Weg bei den Nordwandersteigern nicht in Aufnahme kommen zu wollen.

Von Wiederholungen in Verbindung mit der Nordwand sind mir bekannt geworden:

14. September 1905. Otto Langl und Franz Hartl, welche nach einem vergeblichen Versuche, meine Route zu verfolgen, wobei sie zu früh nach links zurückquerten, auf neuem Wege direkt zum Geröllkessel unter dem Nordwandsattel emporstiegen. Sie benutzten von der kleinen Mulde über der schwierigen Einstiegswand aus die im Grunde der flachen, dort hinaufziehenden Rinne eingeschnittene Kaminreihe, stiegen aus dieser in halber Höhe nach links hinaus und über glattgewaschene Wandeln zum großen oberen Geröllkessel empor. Schwieriger als meine Route. (Ö. A.-Z. 1906, S. 20, und 1908, S. 21.)

30. Juni 1906, Otto Langl und Ing. Gustav Plate, an diesem Tage meine Route wiederholend.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. Bruckmann aut. et impr.

Die Kleine Zinne von Osten.

Aufgeschoben, war nicht aufgehoben. Schon im nächsten Jahre — 1905 — weilte ich nach einigen glücklich absolvierten anderen Touren mehrere Tage in der Zinnenhütte, mit der Absicht, den letzten Sturm auf die Ostwand der Kleinen Zinne zu wagen. Schlechtes Wetter aber vereitelte alle Pläne.

Erst das Jahr 1906 sollte meinem Wunsche Erfüllung bringen. Ich war am 30. August in der Zinnenhütte eingetroffen und hatte am Nachmittag bei einem Besuch des Schwabenalpenköpfels die Glieder wieder klettergelenkig zu machen versucht. Das Wetter war prächtig, nichts hinderte also, gleich morgen mit dem Hauptpunkt meines diesjährigen Programms zu beginnen. Wie schon im Vorjahre verabredet, sollte der dritte im Bunde mein alter Führer Giovanni Siorpaes sein; ein von mir schon im Tale aufgegebenes Telegramm hatte ihn für den Abend in die Zinnenhütte berufen.

Spät abends traf er ein, mit der unangenehmen Nachricht, daß er, als meine Depesche ankam, schon ein Engagement eingegangen hatte — für die Kleine Zinne auf dem gewöhnlichen Wege —, aus dem ihn nun sein Tourist nicht entlassen wollte. Das einzige, was ich erreichen konnte, war die entgegenkommende Zusage des genannten Herrn, die Besteigung der Kleinen Zinne recht rasch zu absolvieren und Giovanni gleich am Fuße der Felsen zu entlassen. Immerhin mußte so der Beginn der Besteigung einen beträchtlichen Aufschub erleiden, und, was unangenehmer war, der eine der Teilnehmer trat die Tour nicht mehr mit frischen Kräften an. Damit begann das Mißgeschick, das mich bei diesem Unternehmen verfolgen sollte.

Um ½8 Uhr am Morgen des 31. August 1906 verließen wir die Zinnenhütte. Gleichzeitig mit uns brach auch mein Freund, Prof. Breusch aus Pforzheim, mit Michel Innerkofler von der Hütte auf; die Beiden wollten die Kleine Zinne auf dem gewöhnlichen Wege ersteigen und auf dem Gipfel oder noch auf der Schulter auf uns warten. Als wir uns getrennt hatten, setzten sich Sepp und ich auf ein Felsgesimse am Fuß der Großen Zinne und schauten in die Wände der Kleinen Zinne hinauf. Dort war es heute lebendig. Wohl ein volles Dutzend kleiner Gestalten krabbelte in den Wänden auf und ab, und bald konnten wir auch Giovanni mit seinem Herrn entdecken, der eben den Abstieg begann.

Der Morgen war warm und schwül; gewittrige Wolken strichen um die Gipfel und ließen am Bestand des guten Wetters zweifeln. Das lange, tatenlose Warten drückte auf unsere Stimmung.

So sehr sich auch Giovanni beeilte, war doch eine Stunde verflossen, als er erhitzt bei uns eintraf. Ohne Säumen betraten wir zusammen das Einstiegsband in der Ostwand. Es war schon 9 Uhr vorbei. An der viel größeren Mühe, die mir heute im Vergleich zum erstenmal die Überwindung der Einstiegswand über dem Bande bereitete, merkte ich, daß ich nicht in der besten Verfassung war. Dann verfolgten wir eiligst den Sepp und mir schon bekannten Weg zum oberen Geröllkessel; wir hatten alle drei unwillkürlich das Bestreben, die versäumte Zeit wieder einzuholen, und so kam es, daß wir schon nach einer halben Stunde scharfen Kletterns unter dem Nordwandsattel anlangten. Leise flammte in uns die Hoffnung auf, gleichzeitig mit unseren Freunden die Spitze zu erreichen, doch rasch dämpfte der Anblick

Bei beiden Besteigungen überwanden Langl und Genossen die Einstiegswand auf eine etwas andere Art wie wir, indem sie direkt hinter der Kriechstelle des Einstiegbands über die ungegliederte, schwarze Wand äußerst schwierig zu einem kleinen, abstehenden Zacken hinaufkletterten und oben nach rechts in die kleine Mulde hineinquerten (siehe Ö. A.-Z. 1908, S. 21). —

Einige weitere Versuche der Wiederholung sollen nach Sepp Innerkoflers Aussage teils an mangelndem Orientierungsvermögen der Teilnehmer gescheitert, teils an der schweren Einstiegswand abgeschlagen worden sein. Es muß zugegeben werden, daß die letztere an Schwierigkeit weit über allem steht, was der normale Zugang zum Nordwandsattel bietet. Dafür gibt sie aber auch einen vorzüglichen Prüfstein für alle Nordwandkandidaten ab.

»unserer« Wand, die nun in ihrer ganzen, abweisenden Kälte vor uns stand, den Übermut.

Zu kurzer Rast nur hielten wir uns auf, da der ganze Feldzugsplan schon feststand. In Sepp hatte sich bei wiederholten Rekognoszierungen die Überzeugung gefestigt, daß nur die im Winkel zwischen dem weitvorspringenden Pfeiler des Hauptturms und der zurückliegenden mittleren Wand emporführende Kaminreihe als Weg für uns in Betracht kommen konnte. Den Ausstieg aus ihr zur Schulter, der Sepp vor zwei Jahren am meisten Sorge gemacht hatte, hatte er inzwischen als ohne zu große Schwierigkeit ausführbar ausgekundschaftet.

Guten Muts und ohne Zögern steigen wir daher ein; — 9 Uhr 50 Min. Nach wenigen Schritten beginnen die Schwierigkeiten. Vor uns steigt ein enger, glatter Kamin auf. Sepp läßt mir die Wahl zwischen ihm und der Wand zur Linken. Kaminkletterei, meint er, werden wir noch genug bekommen. Ich entscheide mich also für die Wand. Während wir uns im Innern des Spalts bergen, beginnt Sepp die Wand zu erklimmen, rasch gleitet das Seil durch meine Hand, dann beginnt es zu stocken. Draußen hören wir Sepp schwer atmen; das Seil kommt zurück und die schleifenden Töne der haltsuchenden Kletterschuhe nähern sich uns wieder. Mit einer raschen, gewagten Bewegung schwingt sich ober uns Sepp in den bergenden Spalt. Die Wand, deren Gangbarkeit er überschätzt, hatte ihn abgewiesen und ihm mit ihrem abgeschliffenen Gestein den Rückzug recht schwer gemacht. Selbstverständlich wählte ich jetzt den Weg durch den Spalt. Prächtig ging es in ihm trotz der Glätte der Wände empor und bald stiegen wir, wieder vereint, über steil geneigtes Geröll hinauf zum nächsten Hindernis, das sich als eines der größten auf unserm Wege erweisen sollte. Ein scharfkantiger Felsblock sperrt hier in Manneshöhe über der Geröllsohle den sehr breiten Kamin und läßt nur an der rechten Kaminwand einen engen Spalt frei. Gerade ist es dem hochgewachsenen Sepp noch möglich, Kopf und Schulter in den Spalt zu pressen; hoch oben und weit draußen findet der linke Fuß an der Kaminwand eine Andeutung eines Stützpunkts. Aus dieser Stellung den Körper hinaufzudrücken und in die enge Fortsetzung des Risses emporzuheben, dürfte nur Kletterern von der Kraft und Geschicklichkeit eines Sepp Innerkofler gelingen.

Daß ich hier einen, wenn auch kurzen, befördernden Zug des Seils in Anspruch nehmen mußte, ging mir schon sehr auf die Nerven; der sofort versagende Atem belehrte mich, daß mir meine Körperkonstitution diese Art des Bergsteigens nicht gestattet. Die folgende Strecke erschien uns ebenfalls sehr schwer; jedenfalls schwerer als der enge Spalt am unteren Beginn des Kamins. Dann folgte wieder eine Geröllstrecke. Der Kamin wurde schluchtartig weit und gab den Blick nach oben frei.

Was wir dort sahen, faszinierte uns. Weit heraushängende Felsmassen sperrten dort droben den vielleicht 3 *m* breiten Kamin völlig ab. Das war nicht der Überhang am oberen Ende unseres Wegs, den Sepp früher am meisten gefürchtet und später dann als sicher überwindlich erkannt hatte, das war ein neues, ungekanntes Hindernis, der Ostwand wirksamstes Verteidigungsmittel, das sie bis dahin vor allen Kundschafterblicken sorgsam verborgen gehalten hatte.

Immer den Blick nach oben gerichtet, hatten wir ein bequem zu begehendes, quer durch die ganze Wand ziehendes Band erreicht. Das lockte hinweg von dem finster auf uns herabblickenden Spalt, in die Wand hinaus, die vielleicht bessere Möglichkeit bot. Giovanni war der erste, der dieser Lockung nachgab; während wir langsam folgten, rief er uns schon entgegen, daß es hier »ganz gut« gehe, was Sepp zunächst nicht glauben wollte. Im Feuereifer hatte Giovanni die Wand schon angepackt, als wir drüben anlangten. Rasch aber verlangsamte sich sein Vordringen und stockte bald ganz. Ein großer Block, so locker, daß er keine Berührung ver-

trug, hatte ihm, wie er hernach erzählte, zuletzt den Weg versperrt. Sepp hatte also recht; die Wand schien nicht zu nehmen. Als Giovanni wieder glücklich bei uns unten war, waren wir herzlich froh für ihn.

So saßen wir denn wieder beisammen auf dem Bande und hielten Kriegsrat. Sepp war eigentlich noch der einzige von uns, der »Schneid« hatte. Giovanni, heute von Anfang an nicht in bester Verfassung, hatte sie bei dem abgeschlagenen Angriff auf die Wand vollends eingebüßt; ich selbst verhielt mich meinem Grundsatz getreu passiv und wollte den, der als Vorausgehender sein Leben in erster Linie einsetzt, nicht drängen. Daneben standen wir aber alle drei unter dem Eindruck, daß es ein Unsinn sei, gegen das uneinnehmbare Bollwerk, das uns die »Kleine« da oben entgegensetzte, anzustürmen. So recht trat dabei wieder einmal in Erscheinung, wie sehr der neue Pfade Suchende im Nachteil ist gegen den, der seinen Spuren folgt.

Inzwischen waren hoch über uns Stimmen vernehmbar geworden. Zweifellos war mein Freund mit Michel dort oben angekommen. Die Versuchung, Sicherung von oben zu erbitten, war groß, und — wie ich heute sagen muß: leider — wir gaben dieser Lockung nach.

Die Verständigung mit den Obenstehenden, über die weit sich über uns herauswölbende Wand hinauf, war schwierig. Endlich war sie gelungen und wir konnten aus den durch die Kaminreihe hinabpolternden Steinen schließen, daß Michel uns entgegenkam. Ihm hatte sich Ignaz Schranzhofer, der sich mit einem Touristen noch auf dem Gipfel befunden, freiwillig angeschlossen.

Lange, mehr denn eine Stunde lang, mußten wir warten. Der weit hinaushängende Felswulst im Ostpfeiler des Südturms warf gerade über unser Band seinen Schatten, die verborgenen, kaum je von der Sonne getroffenen Klüfte und Winkel unserer Wand atmeten eisige Kellerluft. Da wir in leichter Kleidung kletterten und die Röcke unten gelassen hatten, froren wir jämmerlich. Doch auch diese Geduldprobe erreichte endlich ihr Ende. Von oben schlängelte sich ein Seil durch den Kamin herab. Es reichte — etwa 40 *m* lang — knapp bis zu unserem Band. Sepp ging als erster über das Band zurück und knüpfte sich an das von oben geworfene Seil. Über eine sehr schwere, ausgebauchte und plattige Wandstelle gelangten wir wieder in die Fortsetzung des Kamins zurück. Der Eindruck des finstern Schlundes mit seinen glitschig-feuchten, schwarzen Wänden war unbeschreiblich abschreckend. Dabei erweckte das von oben, über den weit über unsern Standpunkt vorspringenden Überhang herabhängende Seil nichts weniger als einen Eindruck der Sicherung und Hilfe. Viel eher schien es eine böse Macht, die uns aus dem sichern Hort des haltgewährenden Spalts in die freie Luft über der Abgrundtiefe hinausreißen wollte.

Tatsächlich konnte es uns auch keine »technische« Hilfe leisten, da der stark nach außen wirkende Zug des stark überhängend verlaufenden Seils die Kaminkletterei wesentlich erschwerte. Hätte es richtig seinen Zweck erfüllen sollen, so hätte es — nur als Sicherung — ganz locker gehalten werden müssen. Jeder dies bezweckende Zuruf nach oben erzielte aber die umgekehrte Wirkung, da die oben sitzenden Führer, die unsere Worte nicht verstehen konnten, ihre Aufgabe nur in tatkräftigst befördernder Hilfe erblickten.

Etwa 10 *m* unter dem großen Überhang war in den Kamin ein kleiner Felsblock eingeklemmt. Vergebens versuchte Sepp das von oben kommende Seil hinter diesem Block durchzuziehen, um dem Seil für uns eine senkrecht verlaufende Richtung zu geben und für ihn selbst den Weiterweg im besser gangbaren engen Grunde des Kamins möglich zu machen. Es gelang ihm nicht, und er mußte, dem Zuge des Seils folgend, im haltlos weiten äußeren Teile des Kamins weitersteigen. Bald hörte hier draußen jede Betätigungsmöglichkeit natürlicher Kletterkunst auf. Einige kurze, kräftige Seilzüge — und Sepp war über dem Überhang unsern Blicken entschwunden.

Nun kam die Reihe an mich. Ich war inzwischen mit Giovanni im Kamin bis zu einem Punkte vorgedrungen, wo, ähnlich wie an der schwersten Stelle der unteren Kaminhälfte, der vorher weite Kamin durch vorspringendes Gestein plötzlich stark verengt wird. Von Tritten oder Griffen war im schlüpfrig-nassen Gestein der Wände nichts vorhanden, das Hinaufarbeiten in die enge Fortsetzung daher ganz außerordentlich schwer. Ich versuchte es mehrmals; vergebens, denn das stark von außen hereinhängende Seil riß mich stets wieder aus jeder mühsam erkämpften Position. Dabei hatte ich fortwährend das Schreckensgespenst des Hinauspendelns in die freie Luft vor Augen; es war eine Situation, in der ich die Waffen streckte.

Da es für mich vollkommen ausgeschlossen war, mich am Seile frei aufziehen zu lassen — ein nur meterhoher Zug des um die Brust geschlungenen Seils hätte genügt, mir vollkommen den Atem zu rauben, und ich wäre sicher nicht lebendig oben angekommen —, so drang ich in Giovanni, mit mir zusammen abzusteigen. Dieser hatte sich jedoch schon einen Ausweg ausgedacht und wollte von einem Rückzug nichts wissen. Er befestigte mein Seil statt um die Brust um die Oberschenkel, und so fiel mir die Aufgabe zu, mich, während die Führer mein Seil einzogen, an dem zweiten herabhängenden Seile mit den Armen emporzuziehen. Ich muß sagen, daß ich weder vor noch nachher eine anstrengendere »Kletterstelle« überwunden habe, denn je kräftigere Hilfe mir die oben sitzenden Führer zuteil werden ließen — und sie taten das in nur zu großem Maße —, um so rascher mußte ich mich mit den Armen aufziehen, um nicht im wahren Sinn des Worts »Hals über Kopf« oben anzukommen.[1]) Nur einmal war auf dieser Reise der Kamin so eng, daß ich einen Stütz- und Rastpunkt finden konnte, und ich atmete daher erleichtert auf, als ich an der Stirnfläche der den Überhang bildenden eingeklemmten Blöcke wieder Boden unter die Füße bekam und die letzten paar Meter wieder in natürlicher Kletterei überwinden konnte.

Während Giovanni ebenfalls meist auf dem »Luftwege« folgte, hatte ich Zeit, mich etwas zu verschnaufen. Nach kurzer Rast nahmen wir dann noch das letzte Stück, das uns noch von der »Schulter« trennte, in Angriff. Rechts von der Fortsetzung des Hauptkamins führte uns ein Parallelriß zur Grathöhe. Die Überwindung dieses letzten Wegstücks hat in uns allen nicht den Eindruck außergewöhnlicher Schwierigkeit hinterlassen, doch mag es sein, daß unser Urteil durch die gewaltigen Hindernisse, die wir vorher zu überwinden hatten, beeinflußt war.

Um 1/22 Uhr schüttelte ich meinem Freunde die Hand. Die 20 Minuten, die wir auf einer sonndurchwärmten Felsplatte der Schulter zubrachten, und die bald darauf folgende halbstündige Gipfelrast[2]) benützte ich außer zur Ergänzung körperlicher Kräfte auch zum ersten Meinungsaustausch mit meinen Führern über unsern heutigen Weg. Im Gesamturteil über die Schwierigkeiten unseres Wegs waren wir alle einig: Keine der uns bekannten Dolomitentouren kann sich mit der Ostwand der Kleinen Zinne an Schwierigkeit messen.[3])

---

[1]) Die enormen Ansprüche, welche diese Seilkletterei an die Kraft unserer Arme und Hände stellte, traten wenige Stunden später auf eigentümliche Weise in Erscheinung. Beim Abstieg durch den Zsigmondykamin machte sowohl mir wie meinen Führern ein Handkrampf das selbständige Öffnen der Hand unmöglich; beim Wechseln eines jeden Griffs mußten wir erst unsere Finger gewaltsam aufbrechen. Giovanni belästigte diese Erscheinung sogar während des ganzen Abstiegs.

[2]) Zeiten: Einstieg 9 Uhr 10 Min., unter Nordwandpaß 9 Uhr 40 Min. bis 9 Uhr 45 Min., Einstieg Ostwandkamin 9 Uhr 50 Min. (Aufenthalt auf dem Bande über eine Stunde), Schulter 1 Uhr 30 Min. bis 1 Uhr 50 Min., Gipfel 2 Uhr.

[3]) Mir selbst sind allerdings nur diejenigen Touren bekannt, die Mitte der neunziger Jahre als die schwersten in den Dolomiten galten, wie Schmittkamin, Delagoturm, Nordwand der Kleinen Zinne und ähnliche. Ein Vergleich mit den allerschwersten der in neuerer Zeit eröffneten Wege in den Dolomiten ist mir also nicht möglich. Größere Bedeutung dürfte jedoch dem gleichlautenden Urteile Sepp

Waren aber die Schwierigkeiten unseres Wegs überhaupt ohne Hilfe von oben überwindlich? Wir glauben, dies unbedingt bejahen zu können. Sepp Innerkofler ist der festen Überzeugung, daß wir unser Ziel auch ohne die Seilhilfe von oben hätten erreichen können, und daß sogar die Schwierigkeiten dieser Wegstrecke diejenigen in der unteren Kaminhälfte keinesfalls übertroffen haben würden. Wenn auch das Kaminstück unter dem großen Überhang infolge des viel zu großen Abstands der Wände keine Möglichkeit zur Anwendung der Kamintechnik bietet, so ist zweifellos die rechte Kaminwand als »Wand« zu erklettern. Diese Möglichkeit war aber von unten vom Band aus nicht zu erkennen und nach den Erfahrungen in den unteren, fast durchweg glattwandigen Partien des Kamins auch nicht zu vermuten gewesen.

In die Freude über den errungenen Sieg mischte sich so ein Gefühl nagender Bitterkeit: Unser Erfolg, dem der Makel, nicht ganz aus eigener Kraft errungen zu sein, anhaftete, schien uns kein vollkommener. Darüber konnte uns auch die Überzeugung, die schwersten Stellen allein überwunden zu haben, nicht hinwegtrösten, und als wir am Abend wieder zur Zinnenhütte zurückkehrten, geleitete uns nicht das Gefühl restloser Befriedigung, das sonst das Ende einer gelungenen Tour zu verklären pflegt. Wußten wir doch selbst nicht, ob wir uns als Sieger oder als Besiegte betrachten sollten.

Schon als wir auf dem Heimwege unter der Ostfront der Kleinen Zinne dahinzogen und zum Schauplatz unseres heutigen Ringens hinaufblickten, beschäftigte uns die Frage: Wer wird — dort oben — unser Nachfolger sein?

Wie auf dem neuen Wege zum Nordwandsattel, war auch hier Freund Langl der erste, der unseren Spuren folgte.[1]) Er war glücklicher als wir. Die obere

Innerkoflers beizumessen sein, und auch die Aussprüche derjenigen, die uns — auf teilweise anderem Wege — durch die Ostwand gefolgt sind, bestätigen voll und ganz unsere Ansicht über die Größe der zu überwindenden Hindernisse.

[1]) Ingenieur Otto Langl und Ingenieur Ferd. Horn-Wien, zweiter Aufstieg über die Ostwand, erster führerloser, am 23. August 1907. Siehe Tourenbericht in der Ö. A.-Z. 1908, S. 21. — Da jener Tourenbericht nicht allen Lesern dieser Zeitschrift zugänglich ist und ich anderseits der Freundlichkeit des Herrn Langl eine noch ausführlichere Schilderung der Tour verdanke, seien nachstehend deren wichtigste Momente aufgezählt und besonders die Abweichungen der Langlschen Route von der unseren hervorgehoben. — Langl folgte unserer Route, die ihm zu schildern ich noch im Herbst 1906 Gelegenheit hatte, bis über die untere enge Strecke des Ostwandkamins. Die durch vorspringende Blöcke gesperrte Stelle, die wir als die schwerste unseres Wegs ansehen, schien den beiden Kletterern unüberwindlich, sie gingen daher über die dort geröllbedeckte Kaminsohle ein Stück zurück und umgingen den Überhang und die folgende sehr schwere Kaminstrecke in der Wand zur Linken knapp neben der Kaminkante. Mit einem kurzen Quergang erreichten sie den Kamin wieder, knapp unter der leicht gangbaren, bedeutend erweiterten Strecke, die zur Höhe des großen Bands führt. Ohne das letztere zu betreten, versuchten sie in die Fortsetzung des Kamins einzudringen, doch aus dem mit Eiszapfen dichtbehangenen, schwarzen Schlunde trieb sie ein Wasserregen zurück; daher schräg hinab — dabei ein riskanter Spreizschritt — zum großen Bande, von dessen anderem Ende sie dann auf völlig neuem Wege den Durchstieg durch den südlichen Teil der Wand versuchten und schließlich auch erzwangen: Erst steile, gutgriffige Wand bis zu einem Überhang (etwa dort wo Giovanni bei unserer Tour seinen mißglückten Versuch aufgab). Hier erbat Langl von zwei Ampezzaner Führern, die sich gerade auf der »Schulter« befanden, Seilhilfe; da aber das etwa 50 *m* lange Seil bei weitem nicht herabreichte, lehnte er schließlich die Hilfe wieder ab und forcierte den Überhang (»das Riskanteste, was ich je gemacht habe«). Darüber gab's kein Zurück mehr, auch nicht mit Abseilen. Bald stellte sich ein nahezu gleichwertiges Hindernis in den Weg: ein vorspringender Block, der nur durch ein ganz gewagtes Seilmanöver erklommen werden konnte. In dem folgenden Riß ging es zunächst noch recht schlecht, dann aber zusehends besser empor und schließlich führte, über einem kleinen Geröllplatz, ein enger »eleganter« Riß zur Höhe des Grats, die zwischen dem kleinen, die Schulter südlich begrenzenden Zacken und dem Südgipfel betreten wurde. Ein Quergang um die Westseite des kleinen Zackens herum führte zur Schulter und von dort auf dem Normalweg zur Spitze. Zeiten: Einstieg 7 Uhr 45 Min., Einstieg Ostwandkamin 10 Uhr, Schulter 2 Uhr bis 2 Uhr 30 Min, Gipfel 2 Uhr 50 Min.

Kaminhälfte hat zwar auch er nicht durchklettert; sie wehrte ihn ab mit Wasser und Eis und zwang ihn, an anderer Stelle sein Heil zu versuchen. Der neue Weg, den er sich dort erzwang, durch eine Wand, die einem Sepp Innerkofler unersteiglich erschien, gehört gewiß zum allergefährlichsten, was Menschenmut bis jetzt gelang. Langl selbst möchte das, was er in der Zwangslage gewagt, nicht nochmals wiederholen; das Urteil derer, die ihm auf seinem Wege folgten,[1]) lautet nicht milder. Möge das wirklich einmal als abschreckende Warnung verstanden und beherzigt werden, und nicht, wie wir es aus der neuesten Entwicklung des Alpinismus gewohnt sind, gerade zur Wiederholung reizen.

Wen es aber trotzdem nach den Lorbeeren der Ostwand gelüstet, der suche sie wenigstens auf der von der Natur vorgeschriebenen Route, die wir uns zum Wege gewählt, zu erlangen. Nicht in gleichem Maße ist dort der Kampf mit dem Berge ein Spiel mit dem Leben; der Schwierigkeiten aber, daran die Kräfte zu messen, findet er dort wohl die gleichen.

Und wenn einst das Urteil auch über diese Wand anders lauten wird, wenn auch ihre Schwierigkeiten nicht mehr als außergewöhnliche erscheinen werden, dann mögen die Begeher unserer Wege bedenken, daß mit dem Ungewissen zu kämpfen ein ander Ding ist, als erwiesen Überwindbares zu besiegen.

---

[1]) Josef Boegle und Hermann Schallhammer, 28. August 1907. Dritte Durchkletterung der Ostwand, zweite führerlose, erste Überschreitung der Kleinen Zinne in der Richtung Ost—Nord. Siehe Jahresbericht der Sektion Bayerland 1907, S. 68. — Die Genannten haben im wesentlichen die Langlsche Route eingehalten. Boegle verfolgte jedoch den Kamin etwa bis zu der Stelle, von der ab ich Seilhilfe in Anspruch nehmen mußte, und ging dann in gefährlichem Quergang durch die ganze Wand zurück zur Langlschen Route. Diese erreichte er oberhalb des ganz schweren Überhangs, unterstützte hier seinen Gefährten von oben, worauf beide die Langlsche Route bis zur Grathöhe verfolgten. — Zeitdauer im Fels 10 St. 45 Min. (inkl. 1 St. 20 Min. Rast) Einstieg 8 Uhr; Höhe des Nordwandsattels 10 Uhr bis 10 Uhr 15 Min.. Gipfel 2 Uhr 15 Min. bis 3 Uhr, Nordwandsattel 4 Uhr 30 Min. bis 4 Uhr 50 Min., Ausstieg 6 Uhr 45 Min.

DIE BRENTAGRUPPE (SCHLUSS). VON HANNS BARTH UND ALFRED VON RADIO-RADIIS. III. DIE SÜDLICHE BRENTAGRUPPE

(*H. B.*) Die südliche Brentagruppe fußt mit ihren beiden gabelnden Südästen auf einer ziemlich breiten Terrasse, welche mit steilen, meist lotrechten Felswänden zur Sarca abstürzt, — deren berühmten, wildromantischen Cañon bildend —, droben aber dichtbesiedelte, fruchtbare Mais- und Weinkulturen birgt. Vom Abfluß des zwischen den beiden Südästen eingebetteten Ambieztals (Val d'ambiez) durchrissen, zerfällt die Terrasse in eine östliche und westliche Bastion, auf welch ersterer die Dörfergruppen der Gemeinde S. Lorenzo malerisch verstreut sind, auf letzterer aber, zu Füßen eines uralten Kastells, das interessante und originelle Stenico horstet.

Die beiden steil aufstrebenden Südäste mit all' ihren Nebenzweigungen vereinigen sich im Stock der Cima Tosa, welchen die schmale Bresche der Bocca di Brenta vom zentralen Teil der Gruppe scheidet.

Vom stolzen Scheitelpunkt der Cima Tosa, welche nur um wenige Meter dem höchsten Gipfel unseres Gebirgs, der Cima Brenta, nachsteht, strahlen nach allen vier Himmelsrichtungen Kämme und Grate aus, die von kühnen Felsenzinnen starren und urwilde Kare zwischen ihrem Gehänge bergen, deren erhabene Öde — mit Ausnahme der unmittelbaren, östlichen Umgebung der Cima Tosa — selten Menschenbesuch empfangen und noch voll Ursprünglichkeit sind. Wie im Mittelbau der Brentakette, läßt sich auch hier eine Dreiteilung in natürlicher, augenfälliger Weise einhalten, und es zerfällt demnach die südliche Gruppe der Brenta: a) in den Stock der Cima Tosa, b) in den Westlichen Südkamm und c) in den Östlichen Südkamm.

Der erstgenannte Abschnitt, der imposanteste Teil der südlichen Brentagruppe und eines der schönsten alpinen Gebiete überhaupt, ist am besten erschlossen und damit auch am meisten bekannt und besucht, während die beiden anderen Reviere, von welchen die westliche Gruppe die umfangreichste und am stärksten vergletscherte ist, im großen und ganzen touristisches Neuland sind. Dieses Verhältnis prägt sich auch in der alpinen Literatur aus, denn über letztere Berge gibt es nur zwei größere in deutscher Sprache geschriebene Aufsätze in der »Zeitschrift« unseres Vereins vom Jahre 1884 und 1892, deren einer E. T. Compton zum Verfasser hat, indes die andere Schilderung von Joh. Pemsel stammt; beide haben auszugsweise auch in der »Erschließung der Ostalpen« Aufnahme gefunden. Im übrigen finden sich außer Apollonios »monografia: Il gruppo di Brenta«[1]) noch kürzere Berichte in den italienischen und englischen alpinen Fachblättern.

[1]) Annuario della Società degli Alpinisti Tridentini 1880/81, Vol. VII.

A. DER STOCK DER CIMA TOSA Durch die engen Einrisse der Bocca di Brenta im Osten, der Bocca d'Ambiez im Westen, und der Paßsenke der Forcolotta di Noghera im Süden von seiner nachbarlichen Umgebung geschieden, erhebt sich der Scheitelpunkt dieses Abschnitts als Firngipfel zur Höhe von 3173 *m*.[1])

Mit prallen Felsmauern rings in Eis und Schnee fußend, steigt der Oberbau dieses stolzen Dolomitgipfels in terrassierten Formen zu seiner Kammlinie an, welche, überfirnt und Nebenkuppen bildend, im höchsten Punkte stumpfwinkelig geknickt ist. Der längere Kammschenkel zieht in nordöstlicher Richtung[2]) mit beispiellos jähen Abbruchflanken links zum obersten Brentakar, rechts mit sanfter gegliedertem Abfall zum »Oberen« und »Unteren Tosagletscher«, um bald zu einer gangbaren Scharte, 2720 *m*, abzusinken, welche G. Merzbacher am 27. Juli 1885 überschritten hat.[3])

Nun stets östlich gewandt, steigt die felsige Kammlinie rasch bis zur Höhe von 2845 *m* an und senkt sich ebenso gleichmäßig in die nächste Scharte, die schlanke, ebenmäßige Felspyramide der Cima Margherita formend, die ihren ersten Besuch von Yocca mit M. u. B. Nicolussi am 13. September 1885 erhalten hat. Die Erkletterung von der Westscharte ist mäßig schwer, die Aussicht auf die nähere Umgebung interessant und belehrend, besonders eindrucksvoll der Blick auf die Guglia.

Von der Cima Margherita läuft der Kamm zum Steilaufbau der doppelgipfeligen Cima Brenta bassa, 2809 *m*. Als Eckpfeiler des Tosastocks gegen den Mittelbau der Brentakette, bricht dieser Berg allseits schroff zur Tiefe und bildet mit seinem Nordabsturz die eine Breschenwand der Bocca di Brenta. Die Ostseite ist günstiger gegliedert. Hier vollzieht sich der mit dem Weg der Erstersteiger (Compton und Falkner mit M. Nicolussi und Dallagiacoma am 21. Juli 1882) fast identische, meistbegangene Aufstieg, der als mittelschwere Klettertour in 1½ Stunden von der an den Fuß des Bergs hingebauten Tosahütte als Instruktions- und Nachmittagstour oft und gern unternommen wird.

Vom Hauptkamm in südöstlicher Richtung abzweigend, schließt sich zunächst an die Cima Brenta bassa eine ziemlich breite Einsattlung, welche nordseits des kleinen, interessanten Karrenplateaus die von der Società degli alpinisti tridentini erbaute Tosa hütte birgt und daher »Passo del Rifugio« benannt wird.

Östlich endet der Karrensattel an dem wie eine zackige Burg aufragenden Felsgebilde des Croz del Rifugio, 2592 *m*, der mit seinen jähen Mauern und scharfen Grattürmen, fast in die Hüttenfenster guckend, zu kecker, lustiger Jausenkletterei lockt. Mehr Sportobjekt als Bergsteigerziel, besitzt dieser Felszahn doch eine reichliche Geschichte und Routenbeschreibung, die in Anbetracht seines häufigen Besuchs hier Platz finden möge. Den westlichen Zacken, Vorgipfel genannt, bestiegen nach der »Erschließung der Ostalpen« am 5. September 1887 Minnigerode und Tentri mit B. Nicolussi als Erste; den schwieriger zugänglichen mittleren und höchsten Zacken in Begleitung des selben Führers am 14. September 1888 die Herren Birch, Reynardson, T. L. und C. H. Kesteren.

Heute sind zwei Anstiegsrichtungen üblich: entweder der »Gratweg« oder die »Wandschlucht«. Bei ersterem wendet man sich vom Karrensattel links über Schrofen zum hüttenwärts schauenden Grat. An ihm geht es empor bis zu einem breiten Band in der rechten Flanke; sobald es gangbare Schrofen erlauben, wieder nach links auf den Grat hinauf und über diesen zum Vorgipfel. Wer zum Hauptgipfel will, muß nun über eine plattige Wand in die Scharte vor diesem hinab, wo rechts die »Wandschlucht«-Route heraufkommt. — Wer letzteren Anstieg wählt, muß den Karren am Fuße des Croz del Rifugio südöstlich entlang folgen, bis sich zwischen Vor- und Hauptgipfel eine auffallende Schlucht öffnet. In diese gelangt man über leichte

[1]) Höhenangaben und Namen nach der diesem Bande beigegebenen Alpenvereinskarte.
[2]) Zum ersten Male von den zwei Brüdern Schulze, München, im Abstieg begangen.
[3]) Erschl. d. Ostalpen, III, S. 306.

Schrofen, steigt bis zu einer meist lange noch Schnee bergenden Nische, dann zu einem sehr schwierig zu nehmenden Riß, der die weitere Benützung der Schlucht vermittelt, welche aber noch einige schwerere Stellen entgegensetzt, ehe die Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel gewonnen wird. Aus der Scharte muß zuerst eine 4 *m* hohe Wandstelle bewältigt werden, um links von einem kleinen, überhängenden Kamine in eine Schlucht zu gelangen, welche zum Gipfel bringt. Als letztes Hindernis ist in dieselbe ein ziemlich glattwandiger Kamin eingeschaltet, welcher am besten an seiner rechten Seite erklettert wird.

Die Zwergenhaftigkeit des Croz del Rifugio wird so recht klar, wenn man ihn auf der Seite der Pozza Tramontana umgeht und, in die nächste Einsattlung kommend, den mächtigen Koloß des Monte Daino vor sich erblickt. Auf den südöstlichen Verlauf unseres Seitenkamms quergestellt, weist hier der wenig gewürdigte Aussichtsberg seine mächtige Westflanke, welche von dem südlichen Hauptgipfel, 2684 *m*, und einem kaum niedrigeren Nordgipfel gekrönt ist. Die südwestlich absinkende Schuttrinne zwischen beiden vermittelt einen ziemlich harmlosen Zugang, der nur durch das lockere Geschiebe mühsam wird, aber droben durch eine wundervolle Aussicht die kurze Anstrengung fast überreich belohnt. In der Rückschau Tosastock und den zentralen Teil der Brentagruppe in schönster Entfaltung zeigend, enthüllt sich ostwärts ein großartiger Tiefblick auf den Molvenosee; dazu links vom südöstlichen Kammausläufer des Cresole-Rückens in das herrliche Val delle Seghe, rechts von ihm in das stille, wald- und mattenreiche Cedatal, und über die Etschfurche in die Ferne hinaus ins romantische Dolomitgefilde, eine Schönheit, von der zum erstenmal die Alpinistik Kunde erhielt, als am 19. Juli 1883 Compton und de Falkner mit M. Nicolussi und Dallagiacoma den Gipfel erreicht hatten.

Außer diesem sekundären Südostkamm entsendet die Cima Tosa einen solchen direkt, indem an den Gürtel ihrer südöstlichen Basismauern ein Felswall ansetzt, der links nur wenig über das Eis- und Firnbecken des Oberen Tosagletschers sich erhebend, fast eben, sattelartig südöstlich zieht, rechts aber in Steilwänden zum Ambieztal abbricht. Aus dieser Kammsenke, Sella della Tosa genannt, erhebt sich aber plötzlich der mächtige Felsbau der Cima di Ceda. In zwei Erhebungen, einer westlichen, 2757 *m*, und einer östlichen Spitze, 2765 *m*, gipfelnd, sinkt die Kammlinie ostwärts rasch nieder, um mit dem Südwestabfall des Monte Daino in einem rasigen Querriegel, Passo di Ceda, 2223 *m*, zu verschmelzen, der den Kessel der Pozza Tramontana absperrt. Zu diesem ausgetrockneten Seebecken brechen die Nordwände der plattigen Cima di Ceda jäh ab, während südwärts ein Felsgrat sanfter zur Forcolotta di Noghera, 2418 *m*, abdacht, dem alten Paßübergang vom Molvenosee in das Ambieztal. Auch vom Wege zur Cima Tosa zweigt jetzt bei der bekannten Quelle eine markierte Wegroute ab, welche, die Doline der Pozza Tramontana nordwestlich umgehend, jenseits den steilen Nordabfall des Ceda-Kamms überschreitet und zur Forcolotta leitet.

Die Cima di Ceda wurde zum erstenmal am 20. Juli 1883 von Compton und de Falkner mit den Führern Dallagiacoma und M. Nicolussi bestiegen; und zwar stiegen dieselben, von der Forcolotta di Noghera ausgehend, über die Südabhänge des Bergs zum Einschnitt zwischen den beiden Gipfeln und hierauf rechts auf die höhere Spitze. Schwierigkeiten trafen sie keine; der Weg zog sich meist über Rasen und Geröll aufwärts, nur der Einschnitt heischte Vorsicht infolge lockeren Gesteins. Hingegen ist der Besuch der Cima di Ceda über die Nordostwand und der Abstieg über den Westgrat, welchen Siegfried Bischoff (München), Karl Greenitz (Rottenmann) und Hans Reinl (Leoben) am 21. August 1904 als Erste vollführten, laut ihren Berichten[1]) eine ernstere Sache.

[1]) Ö. A.-Z. 1904, S. 236—237; XXVII. Jahresbericht der Sektion Asch des D. u. Ö. A.-V. S. 7.

Knapp neben dem flachen Sattel des Cedakamms zeigt die Cima Tosa noch einen kurzen Felsgrat, der mit einer engen Schneescharte, Bocchetta della Tosa genannt, an ihr mächtiges Felsmassiv gekoppelt erscheint und sehr gezackt und zerschartet, von zwei kecken Felstürmen flankiert, in rein südlicher Richtung gegen das Ambiezтal vorspringt und jäh abbricht. Die beste Bezeichnung für diese allseits von Firn und Eis umklammerten, jäh aufschnellenden Felsgebilde dünkt mich der Name Tosatürme, und zwar nur in Beziehung auf die zwei flankierenden Felskegel als Nördlicher und Südlicher Tosaturm, weil die sie verbindende, beträchtlich niedrigere Zackenschneide eine eigene Benennung nicht verdient.

Von den beiden Türmen ist der »Südliche« noch unerstiegen, während der höhere »Nördliche« von Carlo Garbari in Begleitung des Trägers Nino Povoli zum erstenmal am 28. August 1895[1]) bezwungen worden ist. Sie stiegen vom engen Schneesattel der Bocchetta della Tosa in die steilen Felsschrofen des von dem Turmbau nördlich strebepfeilerartig vorspringenden Zackens ein, kletterten nach rechts herum in die westlich zwischen Vorzacken und Turm zum Ambiezgletscher rißartig absinkende, unheimliche Schlucht, spreizten baldmöglichst in die gelbrote Turmmauer über und gewannen schwierig, schräg links daran emporkletternd, die östliche Abdachung und über diese den schmalen Gipfel, 2946 *m*, welcher von Garbari »Punta l'ideale« genannt ward. Nach Dolomitenbrauch sollte man aber diesen Nördlichen Tosaturm eigentlich seit dieser Erstbesteigung Garbariturm heißen.

Zur Bocca d'Ambiez, die südwestlich zwischen Cima d'Ambiez und Cima Tosa einschneidet, bricht letztere in Steilwänden direkt hernieder, durch welche gegenwärtig als einzige Annäherungsmöglichkeit der Anstieg von der Bocca d'Ambiez bekannt ist, welchen Prof. Migotti am 9. August 1886 eröffnet hat.

Man steigt von der Bocca d'Ambiez zuerst nordseits ein Stück ab, bis zu dem vom Gipfelfirn der Cima Tosa genährten Wasserfall. Dort zieht schräg nach rechts eine Rinne empor, welche wieder, aber schon hoch oberhalb in die kürzlich verlassene Bocca zurückführt. Und nun verfolgt man, links gewendet, längs einem seichten Wasserrinnsal die reich gebänderten Felsen aufwärts, um schließlich über die westliche Firnkuppel des Tosakamms den Gipfel zu erreichen. Dieser bisher fast gar nicht begangene »Migotti-Weg« ist der kürzeste Zugang zur Cima Tosa vom neuen Rifugio Dodici Apostoli der S. A. T.

Nach Norden — für ganz Genaue: nach Nordnordwest — stützt sich die Cima Tosa mit einem kurzen, aber ungemein wuchtigen, dreigipfeligen Felswall, dessen beispiellos kühner Endabbruch die an 1000 *m* niederstürzende Nordkante des Crozzon, das stolze und unvergeßliche Wahrzeichen der Brenta bildet. Vom Tosagipfel dacht zunächst der Firn steil zu dem ihm entspringenden Felsgrat ab und senkt sich dann beidseitig trichterförmig in unheimlicher Steile durch enge Schluchtrinnen zur Tiefe: westlich gegen den Camosciglетscher, doch von den Absätzen des wilden Felsschachts mehrmals zerrissen; östlich in das oberste Kar des Brentatals, als blanke, ungangbare Eiszunge, deren Mündungskegel den kleinen, aber bösen Crozzongletscher formt.

Der dem Tosa-Firndach entspringende Felsgrat stuft sich rasch in eine tiefe Scharte ab, die von einem trotzigen Felszacken gekennzeichnet wird und am besten zu Ehren des Führers Nicolussi, der sie anläßlich der Erstbesteigung des Crozzon mit A. Baumann am 16. Juli 1882 erstmalig passierte, Nicolussi-Scharte benannt würde. Den Schartenzacken umgeht man, je nach den Schnee- und Eisverhältnissen, rechts oder links (letzteres meist leichter); jenseits hebt sich der Crozzonwall sofort mit einer Wandstufe jäh empor. Darüber zieht die splitterige Gratschneide langgestreckt zum Ersten (Südlichen oder Niedrigen) Crozzongipfel, welcher von links her über seine

[1]) XIX. Annuario Società degli Alpinisti Tridentini, S. 438–441.

gebänderte Westflanke erreicht wird. Jenseits der besser zu passierenden Südlichen Crozzonscharte reckt sich die steilwandige Plattform des höheren »Mittleren Crozzongipfels« und nach der von den drei Einschnitten am schwierigsten zugänglichen »Nördlichen Crozzonscharte« der »Nördliche« oder »Höchste Crozzongipfel«, worauf sich des Felswalls Schneide ein Stück als breiter Schuttkamm mählich senkt, um dann plötzlich in die schwindelnde Tiefe abzusetzen.

Lange Zeit für unersteiglich gehalten, ist der Crozzonwall heute von allen möglichen Seiten besiegt, ja sogar sein ungeheuerlicher Nordabsturz fand kühne Bezwinger. Zum erstenmal wurde er von der Cima Tosa her, allerdings nur mit Erreichung des südlichen Gipfels, betreten. Schon drei Tage später gewannen am 19. Juli 1882 Compton und de Falkner mit Dallagiacoma und M. Nicolussi vom Camosigletscher aus, die südliche Rinne benützend, über die Nicolussi-Scharte diesen und den Mittelgipfel. Am 8. August 1884 aber erst vollführte Prof. Karl Schulz mit M. Nicolussi die Besteigung aller drei Crozzongipfel und damit schien damals die Ersteigungsgeschichte dieses Prachtbergs Schluß gemacht zu haben. Es vergingen auch 20 Jahre, ehe ernstliche Versuche gewagt wurden, diese dräuendste Felszinne der Ostalpen von ihrer unnahbarsten Seite zu erstürmen, die der Leser in dem Titelbilde dieses Zeitschriftbandes bewundern kann. Und diese zwanzigjährige Epoche einer schier fabelhaften Entwicklung der Felstechnik war unerläßlich, um an die Verwirklichung solch kühnen Vorhabens sich wagen zu können, welches, unbewußt der erfolglosen Versuche anderer, den beiden Münchnern Gustav Schulze und Fritz Schneider am 20. Juli 1905 nach 13stündigem schwerem Ringen glänzend gelang. Nach des letzteren fesselnder und eindrucksvoller Schilderung in unseren »Mitteilungen« (Nr. 1 u. 2 des Jahrgangs 1906) folgten sie nach Überwindung der Basisabbrüche der großen natürlichen Serpentine, welche die Schutterrassen im unteren Drittel der Westwand bilden. Mit Hilfe eines jenseits der Nordkante versteckt einschneidenden Risses und außergewöhnlich schwerer und heikler Wandkletterei gewannen die kühnen Klimmer nach einem kurzen, aber äußerst schwierigen Quergang den im Mittelteil des Absturzes in praller Wand schon von weitem erkennbaren, unheimlichen, langen Kamin, den Schlüssel zum einzigen Zugang auf den Crozzon von dieser Seite. Droben nochmals eine ernste Wandstufe bewältigend, bogen sie später etwas nach rechts, in die westliche Abdachung des Gipfelkamms aus und erreichten endlich über rasch leichter werdendes Geschröfe die Höchste Crozzonspitze. Das letzte große alpine Problem in den Alpen war gelöst!

Die zweite Besteigung vollführten Franz Nieberl und Klammer (Kufstein) am 15. August 1906, wobei sie gleich nach Erreichen des untersten Bandes links von der Nordkante durch einen hohen Kamin von der Richtung ihrer Vorgänger abwichen und stets knapp längs der Gratkante durch Risse und über Wandstufen zu der breiten, obersten Schutterrasse der natürlichen Serpentine hinankletterten. Diese Variante vermindert allerdings das lästige Gerölle, bringt aber die Armmuskulatur um eine nicht unangenehme Ruhepause, denn beim Weiterweg, der mit dem der Erstersteiger gleich ist, benötigt man ihrer noch sehr, was auch die Schilderung Nieberls in der Ö. A.-Z. Nr. 733—734 bestätigt.

= B. DER WESTLICHE SÜDKAMM

Von der obersten Stufe des zwischen den beiden Südästen eingebetteten Ambieztals betrachtet, auf welcher die dürftige Malga Prato kauert, beherrscht den rings von prallen Felsabbrüchen ummauerten Talschluß nicht die Cima Tosa, sondern die mit glattem Wandsturz und mächtigem Felssporn weit in den Kessel vortretende Cima d'Ambiez. Und mit Recht; denn sie ist mit 3102 *m* der höchste Gipfel des westlichen Südkamms und bildet, nur von der schmalen Bresche der Bocca d'Ambiez getrennt, die würdige, unmittelbare

Nachbarin der Cima Tosa. Der ungemein jähe Aufbau der Cima d'Ambiez besteht eigentlich in einer nordsüdlich streichenden Felsmauer, deren Seiten aber nicht parallel, sondern keilförmig gestellt sind, so daß sie gegen das Ambieztal in einen scharfen Grat verschneiden, der, wie bereits erwähnt, spornartig sich weit ins oberste Kar vorschiebt. Gegen die Bocca d'Ambiez bildet die Wand einen einspringenden Winkel, dem ein mächtiger Felsblock vorgelagert ist. Während die westliche, dem Camoscigletscher entragende Mauerflanke nur im oberen Teil gebändert ist, schnellt die Ostwand völlig glatt aus dem von ihr, den Tosaabbrüchen und den kühnen Tosatürmen eingeschlossenen Ambiezgletscher zum schmalen Gipfelkamm empor, und erst der einspringende Winkel weist jene Gliederung auf, welche dem Kundigen gute Zugangsmöglichkeit verrät. Trotzdem erfolgte die Erstersteigung über die Westwand, und zwar durch Gaskell und Holzmann mit R. Kaufmann am 5. September 1889. Die Fortsetzung des südwestlich streichenden Kammverlaufs bildet nämlich ein namenloser, unerstiegener Felsbau, der sich so knapp an die Cima d'Ambiez schließt, daß er wie ein zur Bocca di Vallagola abdachender, schulterartiger Ansatz derselben erscheint. Er hat kongruente Form, nur ist er niedriger und kleiner als seine Nachbarin, deshalb dünkt mir der beste Name für ihn: Cima d'Ambiez bassa, 3017 *m*. Gegen das Ambieztal bricht er mit wilder Südwand ab, nordseits spitzt sich vom obersten Becken des Camoscigletschers eine Firnrinne zwischen den beiden Bergen hoch empor. Und diese vermittelt den Zugang zum Einstieg in die Westwand der Cima d'Ambiez, weil man vom oberen Ende der Firnrinne, sich nach links wendend, bereits das gebänderte Obergeschoß der Westwand erreicht. An dieser klebt ein ewiger Schneefleck, nach dessen Passierung der Zickzackweg zum Gipfel empor offen liegt. Auch die zweite Ersteigung, ausgeführt von de Falkner mit Dallagiacoma am 7. September 1881, erfolgte von dieser Seite. Erst Purtscheller, Migotti, Reichel und Schulz wendeten sich von der Bocca d'Ambiez am 9. August 1886 dem einspringenden, gegliederten Winkel zu und erkletterten über steile Wandstufen und Felsrinnen den Gipfel. Diesen Zugängen gesellte im Juli 1904 Franz Barth (Salzburg) einen dritten, indem er die Ostwand zum Anstieg wählte.[1])

Die Cima d'Ambiez bassa schiebt nordseits eine mit einem auffallenden Felszahn besetzte, zum Teil firnbedeckte Kulisse vor, deren Endabsatz mit der gegenüber herantretenden Fracinglogruppe die flache Schwelle der Bocca dei Camosci bildet und den Camoscigletscher vom Lagolagletscher scheidet. In der Richtung des Kammverlaufs setzt aber die Cima d'Ambiez bassa ziemlich jäh zur mäßig breiten Firnsenke der Bocca di Vallagola nieder, welche gegen das Ambieztal in unheimlich wilden Wänden abstürzt und nördlich die ansehnlichen Eis- und Firnwogen des großen Lagolagletschers zu Tal strömen läßt. Westlich begrenzt die Felsbarre einer der Cima di Vallagola vorgelagerten kleinen Firnterrasse diese Bocca, und zwischen dieser und einem ins Ambieztal vorspringenden, schmalen Felsgrat ist die kaminartige Eisrinne eingeschnitten, welche einen überraschenden und originellen, keineswegs harmlosen Übergang ermöglicht, der zum erstenmal von Freshfield, Carson und Tuckett mit F. Devouassoud am 25. August 1874 begangen worden ist.

Die nächste Erhebung des Kammverlaufs ist die bereits genannte Cima di Vallagola, 2960 *m*. Sie ist ein mächtiger Dreikant, der ins Ambieztal mit einer gegen Südost schauenden Felsmauer abbricht. Die Nordseite besteht aus steilem Firngehänge, welches, von einem Wandgürtel unterbrochen und von Felsgraten begrenzt, mit einer quer durchreißenden Randkluft verschanzt, zum Lagolagletscher absetzt. Eine westliche Flanke bildet die dritte Seite, die mit ihrem blanken Gefels die unnahbarste Seite des Bergs darstellt. Der Grat, in dem Nord- und Westseite zu-

[1]) Ö. A.-Z. 1905, S. 46

sammenstoßen, setzt sich nordwestlich kulissenartig fort, fällt beiderseits steil ab und endet plötzlich mit einem dreizackigen Bollwerk in den Moränenwällen, die vereint das Becken des Lagolagletschers von dem des Prafioritogletschers scheiden. Die Gipfelzone der Cima di Vallagola ist ziemlich zermürbt, der lange, splitterige Scheitelgrat aber trotzdem eine schmale, kuppelförmige Schneide, die recht luftig und heikel zu begehen ist.[1]) Im weiteren Verlaufe senkt sich der Hauptkamm zu einer von zwei Felshörnchen unterbrochenen Firnkante, nach welcher ein unbenannter Felsbuckel die Kammlinie markiert. Auch die aus der nächsten Kammsenkung sanft ansteigende Cima Prafiorito ist von dem, innerhalb dieser soeben angedeuteten Umrandung eingebetteten, ziemlich harmlosen Prafioritogletscher betrachtet, keine verführerische Berggestalt. Erblickt man sie aber vom Ambieztal, so starrt sie ob dem schutt- und schneeerfüllten innersten Kar als eine gigantische Felswand zum Himmel empor, in der es mehr als ein Problem zu lösen gibt, weil jede Erhebung der Kammlinie von dieser Seite eine ernst zu nehmende Arbeit erfordern würde.

Die Cima Prafiorito, 2900 *m*, dacht gegen Norden sanft ab und trägt in der Mitte dieses Hangs eine breite, zum Teil überfirnte Schutterrasse. Der Scheitelkamm umsäumt einen kraterartig gegen die Wandabstürze in das Ambieztal absinkenden Geröllrichter, den drei Gipfel umstehen: der »Nördliche«, der »Westliche« oder »Mittlere«, auch »Höchste«, zwischen welchen sich der sonst gut begehbare Kamm etwas verschmälert, und der »Südliche«.[2]) Alle drei, ziemlich gleich hohen Erhebungen bilden einen wichtigen Knotenpunkt, weil sich von der Cima Prafiorito der bisher einheitliche Westliche Südkamm verzweigt, und zwar den wilden Oberen Vallonkessel einschließend, nach West und Süd. Vom »Höchsten« Gipfel senkt sich ein kurzer Grat in eine tiefe Einsenkung, welche nordseits vom oberen Firn des Prafioritogletschers ziemlich sanft bespült wird, südlich gegen das innerste Vallonkar ungemein steil und brüchig abfällt. Das ist der Östliche Vallonpaß. Ein trutziger Felskopf trennt ihn von der nächsten, langgezogenen Einsattlung, 2796 *m*, welche den Westlichen Vallonpaß darstellt. Diese Senke bricht aber nordseits mit einer nur bei reicher Schneelage erreich- und passierbaren Felsmauer nieder, weil sonst vom weitabklaffenden Gletscher an der tief hinab ausgeaperten, glatten, brüchigen Wand nur schwer Halt zum Überstieg gefunden wird. Dafür führen südseits harmlose Schuttfelder ins Vallonkar. Am besten ist es demnach, wenn man den Vallonpaß derart passiert, daß man diese leichter zugängliche Seite zum Anstieg benutzt, hierauf den trennenden Felskopf umgeht oder überklettert und jenseits wieder die jeweilig bessere Seite zum Abstieg wählt.

Vom westlichen Vallonpaß zieht die Kammlinie als breiter Schotterhang zum Croz di Selvata, 2893 *m*, hinan, der sofort nach Norden einen kurzen Grat, nach Süden einen Schuttdamm abstuft. Ersterer bildet den Westrahmen des Prafioritogletschers, letzterer scheidet den Innersten Kessel vom Äußeren Kar des Oberen Vallon. Der langgestreckte Felsbau des Croz di Selvata selbst zieht wie eine zerfallene Wallmauer, von mehreren Turmruinen wenig überragt, stets höher werdend gegen Westen, stürzt nördlich mit hoher Steilwand zum kleinen Zwölf Apostel-Gletscher nieder, südlich ins Äußere Vallonkar mit jähen, steilstufigen Abhängen, die nur aus schmalen Felsleisten gebildet erscheinen.

Nun folgt auf eine kurze Einsattlung die etwas die Selvatamauer überhöhende Pyramide der Cima Pagaiola alta, 2901 *m*.[3]) Die Kammlinie senkt sich abermals nur mäßig und, von einem Felshörnchen überhöht, zur Bocca di Pagaiola, 2881 *m*,

[1]) Erste Ersteigung von Gstirner und Schulz mit Caola am 20. August 1893 laut »Erschl. d. Ostalpen« III, S. 319.

[2]) und [3]) Erste Ersteigung von Gstirner mit Caola am 13. August 1902 laut »Erschl. d. Ostalpen« III, S. 319.

dann schnellt sie aber mit kühnem Schwung zum stolzen Scheitel der Cima di Vallon, 2968 *m*, empor, dem schönsten Gipfel des westlichen Südkamms. Als schmaler aber hoher, gigantischer Felsbau ragt die Cima di Vallon als westliche Eckbastion des Südzugs mächtig auf, ihre nördliche strenge und südliche gemütlichere Breitseite sind von schräganssteigenden Schutterrassen schön gebändert. Während letztere, vom Oberen Vallon zugängig, einen zwar mühsamen, aber sportlich leichten Anstieg ermöglichen, werden die Bänder der Nordseite zugunsten eines direkt zum Gipfel ziehenden Kaminrisses vermieden, zu dem man von der Bocca Pagaiola hinquert.[1]) Hingegen harrt der Riesenspalt, der die schmale Ostfront durchreißt und von dieser Seite dem Berg ein doppeltürmiges Aussehen verleiht, noch seiner Bezwinger. Die scharfe Westschneide fällt tief in eine phantastische Scharte ab, aus der sich jenseits, aber fast quergestellt auf die bisherige Kammverlaufsrichtung und niedriger, das durch sein Gratfenster auffallende Felsmassiv der Cima della Finestra ausbreitet, das Vorwerk des Vallonkamms gegen das Dalgonetal bildend.

Während das soeben geschilderte Kammstück, der Vallonkamm, von der Cima d'Ambiez bis zur Cima di Vallon, mit Ausnahme des von der Cima Prafiorito südwärts abzweigenden Hauptgrats, gegen Süden ungegliedert steil absetzt, reihen sich nordseits an die von den Haupterhebungen entsendeten kurzen Felsgrate, welche die Scheidewände zwischen den Gletscherbecken bilden, kräftig entwickelte Höhenzüge. Am wichtigsten sind die von der Cima di Vallagola und vom Croz di Selvata vorspringenden Felsschneiden, weil sie zu einem der Stirnmoräne des zwischen ihnen eingebetteten Prafioritogletschers vorgelagerten, großen Karrenplateau absetzen, aus welchem sich in nordwestlicher Richtung, gewissermaßen als gemeinsame Fortsetzung, ein mächtiger, Dodici apostoli genannter Felswall erhebt, der zu einem grünen Sattel (Prafiorito) abfällt und jenseits über den berasten Schrofenkegel des Pallon dei Mughi zum Passo di Bandalors abdacht, welcher die Verbindung mit dem nordsüdlich streichenden Sabbionekamm herstellt, dem westlichen Begrenzungswall der südlichen Brentagruppe gegen das Rendenatal.

Das große Karrenplateau, an dessen Nordrand knapp am Absturz die neue Dodici Apostoli-Hütte der S. A. T. steht, im Vereine mit dem dieser Hütte den Namen gebenden Kamme scheidet das nordseits gelegene Ursprungskar des Lagolatals, Val Nardis genannt, von dem des südlich eingetieften des Dalgonetals, dem Val di Sacco.

Das Nardiskar wird jenseits von der Fracinglogruppe eingefaßt. Dieser in Dreizackform angeordnete Bergzug entspringt gegenüber der von der Cima d'Ambiez bassa vorgeschobenen Turmkulisse an der Bocca dei camosci und trennt mit dieser den Camoscigletscher vom Lagolagletscher. Sofort mit einem jäh aufstrebenden Vorkopf beginnend, an den sich die Cima Fracinglo II anschließt, zieht der Wurzelkamm parallel mit der gegenüber aufragenden Crozzonmauer zur Cima Fracinglo I, von der sich der Hauptgrat in der bisherigen nördlichen Richtung fortsetzt, das Brentatal vom Lagolatal scheidend, während ein westlicher Ast, zuerst zum Passo Nardis abdachend, mit vier ruinenartigen Felsgipfeln, deren höchster CimaNardis benannt ist, sich ins Lagolatal abstuft. Zwischen Haupt- und Westast springt noch ein dritter, nordwestlich gerichteter, kurzer Mittelgrat vor, welcher das Fracinglokar in das Val stretta und Val larga zerlegt. Bezüglich der Erschließungsgeschichte sei erwähnt, daß außer Besteigungen der beiden Fracinglogipfel[2]) und der Cima Nardis in der mir zugänglichen Literatur nichts erwähnt wird.

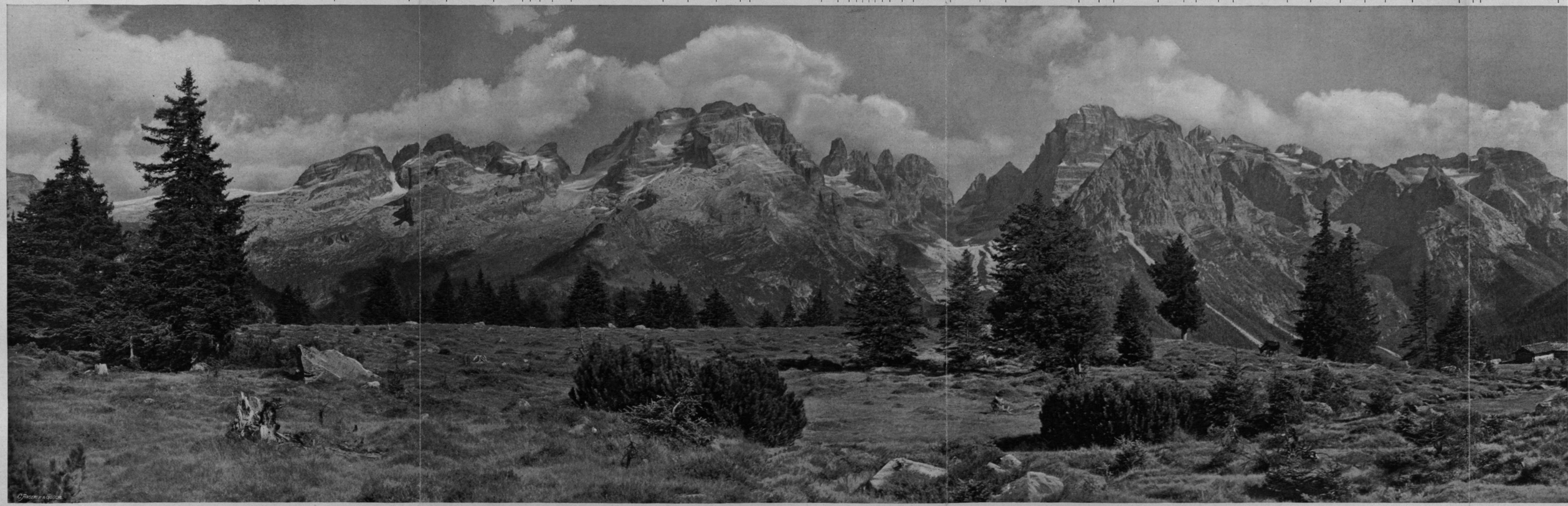
Das Saccokar wird vom Pagaiolagrat geteilt, welcher den Zwölf Apostel-

[1]) Erste touristische Ersteigung am 11. September 1877 von Gaskell und Holzmann mit A. Laccdelli. (Alp. Journ. VIII, S. 398.)

[2]) Erste Ersteigung von Merzbacher mit G. Bernard am 25. August 1884, lt. »Erschl. d. Ostalpen« III, S. 518.



Blick auf die Zentrale und Südliche Brentagruppe von der Malga Ritorto bei Campiglio.



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Blick auf die Zentrale und Südliche Brentagruppe von der Malga Ritorto bei Campiglio.



Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Blick auf die Zentrale und Südliche Brentagruppe von der Malga Ritorto bei Campiglio.

Gletscher vom Saccogletscher[1]) scheidet. Dieser Felsgrat entwickelt sich, nach dem er zuerst als schmale Felsmauer der Cima Pagaiola entspringt, zu dem kräftigen Gipfelbau der Cima Pagaiola bassa, 2839 *m*, der mit scharfem Grat zu einer splitterigen Sattelschneide abfällt, welche die Verbindung mit der zum schutterfüllten Kargrund abstufenden Camerotti-Höhe herstellt. Der südlich dichtbewaldete, nördlich mehr mattenreiche Sabbionerücken zieht parallel dem Westlichen Südkamm der Brenta und bildet mit diesem vom Sarcaknie bei Tione bis zum Passo di Bandalors das fahrbare, 9 *km* lange Dalgonetal, vom Passe bis zur Mündung des Brentatals, halbwegs zwischen Pinzolo und Madonna di Campiglio, mit der Fracinglogruppe das 5 *km* lange Lagolatal. Der höchste Punkt dieses Grenzrückens ist der wegen seiner schönen Aussicht berühmte Monte Sabbione, 2101 *m*, ein grüner Rasenkogel, mit einer Wetterschutzhütte der S. A. T., den man am besten vom Bandalors-Paß, 1845 *m*, besteigt.

Von der Cima Prafiorito, dem bereits erwähnten wichtigen Knotenpunkt, zweigt aber nebst dem in den vorstehenden Zeilen behandelten, bergsportlich wichtigeren Vallonkamm, ein südwärts verlaufender Grat ab, der orographisch bedeutsamer ist, weil er die Fortsetzung der Hauptkammlinie des Westlichen Südkamms darstellt. Vom Südlichen Prafioritogipfel senkt sich dieser Kammverlauf zu einer horizontalen Gratstrecke, welche die Verbindung herstellt mit der kühngeformten, jäh aufschnellenden Prallmauer der Le Tose, 2858 *m*. Von Süd oder Nord betrachtet als ein unnahbarer Turm erscheinend, der vielleicht am besten zur Vermeidung einer Verwechslung mit der Cima Tosa als Torre oder Croda di Prato zu bezeichnen wäre, besteht der schmale Felskörper aus einer ins Ambieztal niederstürzenden Ostwand und einer zum innersten Winkel des oberen Vallonkars überhängenden Westwand, die mir beide unangreifbar scheinen. Nachdem auch der Nord- und Südgrat ernste Schwierigkeiten bieten dürften und trotz eifrigster Beäugung von allen Seiten kein Siegeszeichen bemerkbar war, bisher auch über eine Ersteigung dieses Gipfels nichts bekannt geworden ist, so ist er wohl noch als jungfräulich zu betrachten. Auf diesen Berg folgt eine Einsattelung, Parol genannt, die vom Vallonkar gut zugänglich ist, zur obersten Ambieztерrasse (mit der Pratoalm) aber in Steilwänden abbricht. Nachdem sich jedoch dort ein Felskessel weitet und Wild wechselt, ist eine Überschreitung dieses Passes nicht ausgeschlossen. Jedenfalls kann man mit Benützung des hier westwärts ausbiegenden Kamms vom Vallonkar unschwierig ins Ambieztal übergehen, weil der Anstieg über den Eckkopf des Monte Cresole, 2779 *m*, zum mächtigen Aufbau des Corno di Senaso, 2846 *m*, nur ein Geröllhang und auch der langgestreckte Gipfelgrat harmlos ist. Man umwandert dabei das ganze Obere Vallonkar, zu welchem die Nordflanke des Corno di Senaso steilwandig und wild zerrissen abstürzt. Südseitig senken sich Schuttkare zutal, die gegen Westen stets kürzer und sanfter gangbar werden, bis endlich der Kamm als grober Geröllhang auf einen Sattel abdacht. Hier knickt die Kammlinie abermals scharf um, und zieht in rein südlicher Richtung weiter, anfangs noch zackenstarrend wie ein mürber Staketenzaun, später sanfter und grüner werdend, bis im Castel dei Camosci, 2422 *m*, und Brugnol, 2220 *m*, ob Stenico der westliche Südkamm sein Ende findet. Nach dem fünften Zacken, vom Sattel südlich des Corno di Senaso aus gezählt, springt von dem Cima Forcolotta genannten Punkt ostwärts ein mächtiger Felswall vom Hauptkamm vor, Marugini, 2503 *m*, geheißen, der plötzlich scharf gegen Süden umschwenkt und mit dem gegenüberliegenden Gehänge des Östlichen Südkamms die Verengung der Ausmündung des Ambieztals verursacht. Eine Almterrasse hinter seinem Steilaufbau bergend, gipfelt dieser sekundäre Wall im Kegelgupf La Crona, 2322 *m*. Zwischen

[1]) Fehlt in der Karte. Er befindet sich zwischen der Cima Pagaiola, Cima di Vallon und Cima della Finestra, wo »Boca die Sacco« steht.

Marugini, La Crona, Castel dei Camosci und Brugnol ist ein Almplateau eingelagert, von dem zwischen den Absenkern des letztgenannten und La Crona das kurze, steile Ajontal zum Ambieztal absinkt, während man nördlich zwischen Marugini und La Crona über den Colm alta in das Senasokar gelangt, oder westlich, den Hauptkamm überschreitend, durch die Busa di Venedig ins Dalgonetal, südlich zwischen Brugnol und Monte Ghirlo nach Stenico hinabsteigen kann.

C. DER ÖSTLICHE SÜDKAMM

Mit dem Passe Forcolotta di Noghera, 2418 *m*, dem von der Cima Tosa südöstlich ausstrahlenden Cedakamm verbunden, setzt dieser Südast der Brentakette, kürzer und einheitlicher geformt als sein westliches Gegenüber, mit dem er, wie bereits eingangs erwähnt, das Ambieztal umschließt, rasch zur Terrasse von S. Lorenzo ob der Sarca nieder.

Dieser Östliche Südkamm besitzt eigentlich nur zwei Hochgipfel, den Dos di Dalum, 2684 *m*, und die Cima di Ghes, 2713 *m*, welchen östlich zwei mit einem breiten Waldkegel im Molvenosee fußende Felsköpfe vorgelagert sind, der Monte Dion, 2359 *m*, und die Rosatti, 2439 *m*, welche gegenseitig das kurze, gegen Norden zum Cedatal absinkende S. Lorenzo-Tälchen umrahmen. Im Hauptkamm erhebt sich sonst noch die 2246 *m* hohe Kuppe des Doss delle Saette, der eigentlich nur die oberste Anschwellung des von ihm rasch absinkenden Rückens bedeutet. Gegen Westen mit jähem, felsdurchsetztem Waldgehänge ins Ambieztal abbrechend, dachen ostwärts Halden ab auf ein großes Wiesenplateau (Val Dorè), welches, von Felsmauern am Rande umgürtet, mit steilen Waldriegeln zum Nembiatal abschrägt.

Der Dos di Dalum ist ein mächtiger Berg mit kuppelförmig aufgewölbter Kammschneide, die von der Forcolotta gegen Süden rasengesprenkelt aufsteigt, aber bald gegen Osten abbiegt, wo in der Mitte der Gipfel sich befindet. Ihre steilen Felsflanken bergen nur in der Südseite eine größere Terrasse von »Gamsgärten«. Über den Kamm von der Forcolotta aus erfolgte auch die erste touristische Besteigung, und zwar von Gstirner mit Nicolussi am 7. August 1893.

Vom Gipfel des Dos di Dalum setzt die Kammverlaufslinie, kurz südlich absinkend, an und zieht dann, im Halbkreis gegen Osten ausbiegend, zur Cima di Ghes hinüber, in ihrer tiefsten, näher gegen den Dos di Dalum liegenden Senke einen meist von Jägern benützten Übergang — der Hirte auf der Pratoalm nannte ihn Passo di Ghiaccio (vereister Paß) — aus den zwischen den obengenannten zwei Bergen eingeschlossenen Kesseln (südlich Busa di Dalum, nördlich Val Mazzadora) in das S. Lorenzo-Tal ermöglichend. Das mit Felszähnen bewehrte, zur Cima di Ghes hinansteigende Gratstück heißt nach der gleichen Quelle: Sega alta.

Die Cima di Ghes ist eine stolze Felspyramide, deren wildeste Flanke ihre in den obenerwähnten, firnerfüllten Felszirkus abbrechende Nordwand darstellt. Ihr anfangs steil absinkender, schmaler Südgrat bildet zugleich die Kammlinie, wird aber allmählich zahmer und zieht endlich als felsdurchsetzter Rasenrücken zum Höcker des Doss delle Saette. Auf der Westseite des Südgrats ist zwischen diesem und einer Nebenrippe eine Rinne eingesenkt, welche den ziemlich leichten Zugang vom Ambieztal aus über die Malga Ben vermittelt und der zweifellos schon früh von Einheimischen benutzt worden ist. Die erste Ersteigung von Norden über den interessante Kletterstellen bietenden Sega alta-Grat vollführten ich und mein Bruder Otto Barth am 21. Juli 1905.

Dos di Dalum und Cima di Ghes besitzen eine prachtvolle Aussicht. Ersterer mehr auf die eigene Gruppe, letzterer aber außerdem eine malerische Fern- und Talsicht.

Die beiden vorgelagerten Gipfel Monte Dion und Rosatti, bergsportlich be-

deutungslos, sind vom S. Lorenzo-Tälchen unschwer zu erreichen und dürften nebst hübscher Fernsicht interessante Tiefblicke auf das Becken des Molvenosees bieten.

CIMA TOSA *(A. v. R.-R.)* Wie alle Berge der Brentagruppe, die man wegen ihrer Rundschau ersteigt, zu früher Stunde erreicht werden müssen, da sonst die meist schon in den Vormittagsstunden aufsteigenden Nebel die Fernschau verhindern, so ist früher Aufbruch auch bei der Cima Tosa sehr empfehlenswert. Wir krochen deshalb (21. August 1901) bald nach 3 Uhr morgens aus den Betten und verließen um 4 Uhr die Tosahütte. Im Dunkel der Nacht stiegen wir über den Sattel nächst der Hütte und jenseits gegen das von Felsentrümmern erfüllte Hochtal hinab. Ein weit vor uns hinschwankendes Laternenlicht erleichterte uns das Finden der Wegroute. Bald hatten Freund Hofbauer und ich die vor uns aufgebrochene Führerpartie erreicht. Im großen Bogen unter der Cima Brenta bassa durch wird das Kar der Pozza Tramontana ausgegangen und dann südlich angestiegen, bis die ersten Schneefelder erreicht sind. Als wir den Unteren Tosagletscher betraten, war der Tag vollends angebrochen und der Sonne Strahlen trafen eben die Spitzen der höchsten Berge. Die Wanderung über den Gletscher bietet keinerlei Schwierigkeiten. Hie und da tritt wohl blankes Eis zutage, aber eine Gefahr durch Einbrechen in Spalten gibt es auf der Wegroute fast nirgends. So gelangen wir um einen vorspringenden Felssporn der Tosa herum in gleichmäßigem Anstiege auf den Oberen Tosagletscher. Über ihn wandern wir weiter hinan. Auf dem Gletscher lag ein toter Hund. Die Führer der nachfolgenden Partie erzählen uns, daß es der Hund eines Führers sei, der ungezählte Male mit seinem Herrn die Tosa erstiegen habe. Vor wenigen Tagen sei er bei der Erkletterung des Kamins abgestürzt und sofort tot geblieben.

Etwa in der Mitte des Oberen Tosagletschers wendet man sich nach rechts jener niedrigsten Wandstelle zu, welche von einem kaminartigen Riß durchzogen und ober welcher eine Mulde gelegen ist. Dieser kaminartige Riß leitet über die etwa 50 *m* hohe Wandstufe. Er ist meist naß, manchmal auch vereist und bei relativ geringen Schwierigkeiten die einzig schwierige Stelle der ganzen Tosaersteigung auf diesem Wege. Vorerst steigt man über eine Wandstufe zu einem Gesimse und quert dann mit wenigen Schritten zum Riß hinüber. Bald an der linken, bald an der rechten Begrenzungswand klettert man dann an guten Griffen und Tritten hinan und erreicht nach wenigen Minuten den Rand der oben ansetzenden Mulde. Nun kann man beliebig, entweder geradeaus durch die Mulde, oder von derselben nach links und dann über den Firn nach rechts ansteigen.

Wir erstiegen die Felsstufen in der Mitte der Mulde und gelangten so endlich auf die Firnkalotte. Längs ihres schönen, überwächteten Randes zogen wir entlang des Kamms, nahezu eben, gegen Westen hinüber zum höchsten Gipfel. Bei sehr bequemer Gangart hatten wir von der Tosahütte auf den Gipfel bloß 2 Stunden 40 Min. gebraucht, wovon für die eigentliche Ersteigung vom Gletscher weg kaum drei Viertelstunden entfielen. Die Rundschau von der Cima Tosa kann wohl mit Recht als eine der schönsten in den ganzen Ostalpen gepriesen werden. Außer dem Einblick in die Brentagruppe selbst und dem Niederblick auf die ringsum sich auftuenden Tiefen, genießt man noch eine herrliche Fernschau, die im Norden bis an die Kette der Zentralalpen, im Osten über die gesamten Dolomiten, im Westen hin in das Herz der Schweizer Bergwelt, im Süden aber, über die Fluten des Gardasees weit hinaus, auf die italienische Ebene reicht. Zu Füßen liegt in weit über 1500 *m* Tiefe der Mattengrund des oberen Brentatals, auch der stolze Crozzon liegt unter uns.

Bei seinem Anblick wurde in uns der Wunsch rege, auch seinen Scheitel zu betreten. Ein Versuch, der wegen der langwierigen Eisarbeit uns lehrte, daß der

Sieg über den Gipfel heute nur mit großem Zeitaufwande möglich gewesen wäre, wurde Zeitmangels aufgegeben. Viel weiter als der Crozzon winkte in der Adamellogruppe unser morgiges Ziel, der Caré alto. Wollten wir diesen nicht versäumen, so mußten wir heute noch in Pinzolo eintreffen. Und so blieb es denn für heute bei dem Versuch auf den Crozzon mit dem festen Vorsatz: ihn einst vielleicht von einer kühneren Seite wieder zu versuchen; was nämlich damals noch für unmöglich gehalten wurde — über die Nordwestkante des Crozzons.

Nach 1¼stündigem Aufenthalte kehrten wir schweren Herzens dem stolzen Scheitel den Rücken, stiegen und fuhren über die Firnkalotte des Gipfels rasch ab und standen bald wieder beim kaminartigen Anstiegsrisse. Eine halbe Stunde nach Verlassen des Gipfels waren wir beim Ausstiege auf dem Gletscher angelangt. Nachdem wir alles überflüssige Gepäck wieder zusammengerafft hatten, ging's, auf dem Schnee abfahrend, über den Oberen und Unteren Tosagletscher rasch hinab. Um 9 Uhr 30 Min. vormittags betraten wir wieder die Tosahütte, und dann eilten wir über die Bocca di Brenta und durch das Brentatal hinaus nach Pinzolo.

CIMA BRENTA BASSA *(A. v. R.-R.)* Sieben Jahre sind verflossen, da ich zum ersten Male in die Geheimnisse der Brentaberge eindrang. Der Besuch der Cima Brenta bassa war meine erste Gipfelbesteigung in diesem Gebiete. Mit meinem Freunde Alfred Hofbauer war ich auf dem Weg gegen Campiglio. Dort, wo man von der Straße nach rechts zu den Sägen und in das Brentatal abzweigt, verließen wir um 9 Uhr vormittags das rollende Gefährte. Vorerst ging's hinab bis auf den Talgrund bei den Sägen, und hinter diesen bogen wir in das Brentatal ein. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich den kühnen Felsturm des Crozzon leibhaftig vor mir stehen. Es war ein gewaltiger Eindruck, den ich damals gewann. Über die Schönheit des Tals will ich nichts weiter erzählen, da sie schon zu bekannt ist. Nach der Malga Brenta bassa folgt die Talstufe zur Malga Brenta alta, welche der Weg in weiter Schleife erklimmt. Von 11 Uhr bis 11 Uhr 30 Min. rasteten wir in der Alpe und wanderten dann zu mittägiger Stunde weiter. Mit wenig Behagen gedenke ich der steilen Trümmerrinne, welche auf die oberste, mit den Blöcken des Bergsturzes erfüllte Talstufe am Fuße der Tosa bringt. Öfter als oft brachten wir unseren Unmut zum Ausdruck über die »Bratröhre«, in welcher die Sonnenstrahlen schier versengende Wirkung übten. Am Fuße der steilen Eisschlucht zwischen Tosa und Crozzon mitten in der Felswüstenei, deren Trümmer vor 20 Jahren noch einen stolzen Strebepfeiler des Tosagipfels bildeten, hielten wir eine zweistündige Erholungsrast und erreichten deshalb erst um 4 Uhr nachmittags die Bocca di Brenta. Obwohl es etwas spät zum Antritte einer Bergtour, aber doch zu früh zur Ruhe in der Tosahütte war, schickten wir uns, allen Gepäcks entledigt, um 4 Uhr 20 Min. dennoch an, die Ersteigung der Cima Brenta bassa zu versuchen.

Von der Scharte in südlicher Richtung über Schrofen und Schutt ansteigend, gewannen wir, uns zuletzt etwas östlich haltend, die erste höhere Felsstufe. Wir erklommen sie, indem wir die Felsen von links nach rechts über eine steil aufsteigende Leiste, welche mit einem kurzen Riß endigt, erkletterten. Oberhalb der Wandstufe betraten wir ein großes Schuttfeld. Der oberste Ansatz desselben endigt in einer kesselförmigen Vertiefung der östlichen Gipfelmauern. Hier wollten wir die den Kessel östlich begrenzende Gratrippe erklettern, mußten aber wegen des zu schroffen Aufbaues nahe der Gratkante davon abstehen. Beim Rückzuge entdeckten wir eine leichte Möglichkeit der Erreichung des Grats. Vom östlichen Kesselrande führt nämlich, den ganzen Halbkreis des Kessels auslaufend, ein gestuftes Gesimse wendeltreppenartig nach rechts auf ein wenige Meter unter der Gratschneide befindliches Band hinan. Das Band verläuft dann westlich um eine Ecke, und man

erreicht nach Verfolgung desselben leicht eine Scharte, und von dieser über den Grat den höchsten Punkt der Cima Brenta bassa. In Unkenntnis der Lage des höchsten Gipfels erkletterten wir schon vom Ende des wendeltreppenartigen Gesimses die Schneide und verfolgten diesen ungemein schmalen Grat über einen Vorgipfel in äußerst luftiger und ziemlich schwieriger Kletterei gegen Westen bis zum höchsten Punkt, den wir um 5 Uhr 20 Min., also in einer Stunde vom Einstiege weg, erreichten. Die niedergehende Sonne vergoldete eben alle Zinnen der Brentaberge und die Gipfel in den weiten Fernen. Da die Cima Brenta bassa den Knotenpunkt dreier Grate bildet, so gewinnt man einen instruktiven Einblick in den Kammverlauf des südlichen Brentastocks. Über den westlich ansteigenden Hauptkamm emporblickend, sieht man mehrere hundert Meter höher den Scheitel der Cima Tosa mit ihrer Firnhaube. In der Tiefe liegt im Westen das Brentatal, über welches wir heute unseren Weg genommen hatten. Jenseits der Bocca di Brenta überragt nördlich die Cima Brenta alta uns und ihre Nachbarin um ein Bedeutendes.

Schön wäre es gewesen, hätten wir noch länger auf dem Gipfel verweilen können. Da wir aber den Abstieg noch bei Tageslicht vollführen wollten, so schieden wir um 5 Uhr 40 Min. vom Scheitel unseres Bergs. Vom Grate gleich nach Norden über eine Stufe absteigend, erreichten wir das schon vorhin genannte Band, welches um eine vorspringende Rippe des steilen Vorgipfels herumleitet und uns schon nach wenigen Minuten zu unserem Anstiege zurückbringt. Auf dem gleichen Wege wie beim Aufstiege kletterten wir rasch wieder hinab, waren bei einbrechender Dämmerung um 6 Uhr 25 Min., also nach drei Viertelstunden, beim Ausstiege auf der Bocca di Brenta, und erreichten, über den Firn abfahrend, in einer weiteren Viertelstunde die gastliche Tosahütte.

MONTE DAINO *(A. v. R.-R.)* Ähnlich wie die Rosetta für die Rosetta-Hütte ist der Monte Daino, wenn auch etwas weiter und schwieriger zu erreichen, für die Tosahütte das lohnendste Ausflugsziel, wenn man rasch einen Einblick in die wilde Brentagruppe gewinnen will. Auch auf diesen Berg will ich den Leser führen.

Früh am 29. August 1904 rasselt die Weckuhr. Mich geht es heute nichts an. Der Weckruf gilt nur den Tosaersteigern als unliebsame Mahnung, die harten Liegestätten zu verlassen und in die groben »Genagelten« zu schlüpfen. Krachenden Trittes schwingen sich die einzelnen Gestalten über die Holztreppe hinab und dumpfes Stimmengemurmel aus der Gaststube wiegt mich wieder in leichten Schlaf. Endlich verlassen die Letzten das Haus und nur noch verhallende Tritte im Fels klingen an mein Ohr. Ruhe ist wieder eingetreten zur Freude der Zurückgebliebenen. Auch mein Bruder war unter den nächtlichen Auswanderern; er wollte vormittags allein die Cima Tosa ersteigen, um nachmittags gemeinsam mit mir eine andere Ersteigung zu vesuchen. Ich wollte am Vormittage zu photographischen Zwecken den Monte Daino besuchen. Nach einer Stunde trieb es auch mich zum Aufstehen, während unsere zwei Kameraden von der Cima Brenta alta noch gleich Murmeltieren unbeweglich auf ihren Lagern ruhten. Bei Tagesanbruch verließ ich die Hütte und stieg zur Bocca del Rifugio hinan. Noch hörte ich die Stimmen der letzten langsamen Tosapilger weit drinnen im Felsenkessel von den Wänden zu mir widerhallen, während mein Bruder allen voran schon über den Gletscher hinanstapfte.

Obwohl der bessere Weg zum Daino etwas tiefer unten führt, so wollte ich, um nicht viel an Höhe zu verlieren, knapp unter den Südwänden des Croz del Rifugio hinüberqueren. Mit der drückenden Last auf dem Rücken wurde das Wandern bergauf und bergab über die groben Blöcke recht mühsam. Endlich war dieser Quergang hinter mir, und es erübrigte mir noch ein gutes Stück hinab auf den Sattel zwischen Croz und Daino zu steigen. Der Monte Daino besteht aus zwei Gipfeln, von denen

der nördliche am leichtesten zu erreichen ist. Der südliche Gipfel überhöht aber die andere Spitze um einige Meter. Ich wollte Einblick in die Felswildnis der Bocca di Brenta und der Fulmini gewinnen und mußte daher den am weitesten nach Norden vorgeschobenen Punkt ersteigen. Von dem Sattel, den ich nun erreicht hatte, wandte ich mich ansteigend vorderhand östlich dem großen Kare zu, das von dem Südgipfel gegen Süden abgeschlossen wird. Von hier aus stieg ich ein Stück gegen jenen Sattel hinan, der zwischen der Mittleren und der Südspitze liegt. Nach Erreichung einer ziemlichen Höhe querte ich dann auf einem gegen Norden ansteigenden, bequem gangbaren Bande unter Überhängen hinan direkt zum Sattel zwischen Nord- und Südspitze.

Vom Gipfel des Monte Daino genießt man eine herrliche Fernschau. Wie rein war an jenem sonnigen Morgen die Luft und wie glanzvoll der Ausblick von der leicht erreichbaren Zinne! In der Tiefe liegt im Osten zu Füßen die Fläche des Molvenosees, überragt vom Monte Gazza und Monte Paganella, dessen grüner Almrücken freundlich absticht von dem Fels- und Eisgewirr der Brentaberge. Einer Zackenmauer gleich stehen diese da, ein langer Zug von namenhabenden Bergen. Im Süden all die schroffen, bisher nur wenig bekannten Zinnen, deren Namen uns erst von der Cima d'Ambiez her geläufiger werden. Hell leuchtet die Cima Tosa mit ihrem Schneegewande im Schein der Morgensonne, während die Felszacken der Fulmini scharfe Schatten in die tiefen Kare werfen. Wie mit einer Säge ausgeschnitten erscheint die Bocca di Brenta, durch welche wir in ein anderes Land jenseits der Brentaberge hinüberschauen können — es ist die tiefste Stelle im ganzen langen Felsenwalle. Cima Margherita, Cima Brenta bassa und Croz del Rifugio erscheinen in einer einzigen Flucht und sind voneinander kaum zu unterscheiden. Mitten in dieser Felsenwildnis wirkt die als weißer Punkt erscheinende Tosahütte als ein Werk von Menschenhand belebend. Durch ihren Anblick erst lernen wir die Größen jener Felsmauern schätzen, die uns umgeben.

Auf dem gleichen Wege wie beim Aufstiege gelangte ich hinab in das große Kar, traf dann ein Steiglein, über das ich bequemer als am Morgen unter dem Croz del Rifugio hinüberquerte, um bald wieder in der Tosahütte einzutreffen.

MEINE WANDERUNGEN IM SÜDZUG DER BRENTA. IM BEREICH DER CIMA DI VALLON

(H. B.) Als ich zum erstenmal meine Schritte nach diesem vergessenen Gebiet hinlenkte, wählte ich Madonna di Campiglio als Ausgangsort. — Am 8. August 1904 dortselbst mit meinem Begleiter Dr. Eitner, Wien, zusammengetroffen, packten wir alsbald unsere von den fürsorglichen Herbergseltern Rainalter-Seeber reichlich gefüllten Bündel und marschierten, vom Träger Vidi begleitet, um die dritte Nachmittagsstunde in voller alpiner Wichs gemächlich ab. Denn wir hatten nach Aussage unseres angeblich ortskundigen Trägers mehr als genügend Zeit, um unsere heutige Nachtstation, die Malga Movlina, vor Einbruch der Dämmerung zu erreichen. Am Hotel Brenta vorbei wanderten wir über Wiesen dem Walde zu, der uns endgültig die im Süden zwischen den Forst- und Mattenkulissen des Monte Spinale, der Fracinglogruppe und des Sabbionerückens sichtbare, reich gebänderte, nördliche Breitseite der Cima di Vallon entzog. Dieser schöne Berg ist der einzige Felskoloß, der sich von der innersten Waldbucht, welche die Hotelsiedlung Madonna di Campiglio birgt, dem Auge zeigt.

Am Waldessaum trafen wir auf die rotweißroten Farbstriche des Brentawegs, der später in stundenlanger Fortsetzung durch das Lagola- und Dalgonetal Stenico zum Zielpunkt hat, und folgten der bunten Markierung durch die grünen Gewölbe des Waldes talab, entlang dem jähen Ufergehänge der tosenden Sarca. Von einem schmalen Waldrücken nach links abbiegend, kamen wir auf einen Wiesen-

streifen hinaus, den wir, längs seines spärlichen Bächleins niedersteigend, bis zu einer umzäunten Hütte beschritten, wo wir zuerst eine Wegspur trafen und etwas später wieder die verlorne Markierung, die uns nach kurzem Marsch zur Mündung des Brentatals hinablotste. Seit Verlassen des Walddickichts ergötzten uns prächtige Einblicke in die wunderschöne Szenerie dieser unvergleichlichen alpinen Schaubühne, auf welcher die Königin Cima Brenta und das majestätische Reckenpaar Cima Tosa und Crozzon samt ihrem »Fulmini«-Gefolge, aus üppiger Forst- und Mattenumrahmung aufragend, ein unvergeßliches, herrliches Bild erhabener Schönheit darstellen.

Nach Überschreitung der Brücke über die Brenta-Sarca genau der bald rechts abbiegenden Markierung achtend, weil dichter Wald die Mündung des Lagolatals verbirgt, folgten wir dann dem anfangs stufenweise ansteigenden Sträßchen gegen Süden. Bevor der Nordabfall des Sabbionerückens den dann und wann freien Ausblick gegen Westen schließt, zeigt sich über der in der Tiefe rauschenden Lagola-Sarca, wo sich diese mit ihrer aus dem Brentatal abströmenden Schwester vereinigt, ein hoheitsvolles Bild: die edelgeformte Pyramide der stolzen Presanella, inmitten ihrer zackenstarrenden Umgebung und über dem Mattenteppich der Nambinogruppe aufragend. In kaum merkbarer Steigung führt dann der Karrenweg talein, zur Linken die urwaldartig verwachsene Lehne der nördlichen, weitvorgeschobenen Abdachung der Fracinglogruppe, zur Rechten die Abhänge des Sabbionekamms. Dabei bietet dieser idyllische Promenadepfad nebst dem Naturgenuß auch materielle Freuden, denn im strauchartigen Farngestrüpp leuchten würzige Erdbeeren, baumeln vollsaftige Himbeeren, die einem fast in überreifer Süße und Menge von selbst in den Mund fallen wie im Schlaraffenland! Ein Stück später, wenn die Talsohle sich schon beinahe bis zur Weghöhe heraufgehoben hat, bildet sie eine Lichtung, die einen freien Einblick in die Karwildnis der Fracinglogruppe gestattet, deren bleiche sonnengrelle Kalkfelsen schon längst durch die Wipfel schimmern und gleich oberhalb eine greuliche Schottermuhre quer ins smaragdene Tal vorschieben.

Jenseits derselben steigt der Pfad etwas energischer an. Dem Banne des Waldes wieder entschlüpft, überschreitet der Weg den Bach und führt über saftigen Wiesenboden an den Fuß des Sabbionehangs, indes jenseits die verfallenden Hütten der Lagolaalm sichtbar werden. Ein talsperrender Hügel drängt nun Bach und Pfad knapp aneinander, doch gleich hernach weitet sich wieder das Tal und vor waldigem Hintergrund, über dem der Basisbau des Nardiskamms aufragt, spiegelt der binsenverwachsene, dunkle Spiegel eines kleinen, träumerischen Sees (Lagola), nach dem rings Berg und Tal und Gletscher benannt sind. Im schütteren Wald bergan, öffnet sich endlich eine Wiese, die das Ende der Talsohle darstellt, weil sie bereits am Abhang des Pallon dei Mughi sich hinanzieht und mit alten Serpentinenspuren zur Sattelhöhe emportreibt. Dabei springt plötzlich links über einer Steilstufe das Nardiskar auf und balanziert auf dem Rande seiner dem Plateau der Dodici Apostoli angehörigen Felsmauer einen Würfel, der sich bei genauerer Betrachtung als die neue Schutzhütte der S. A. T. entpuppt. Nun quert der Pfad, wieder im Wald rechts ansteigend, den Abhang des Sattels bis auf eine Rasenmulde hinaus, wo ein Blockhaus steht, angesichts des dahinter sich aufbauenden Sabbione. Schutzhaus und Blockhütte waren zwar damals, als wir zu dritt dort am Hang zum Paß hinanstiegen, leider noch nicht sichtbar, denn beide sind erst im Vorjahr erbaut worden, aber die entzückenden Durchblicke im schütteren Baumstand hinab auf den grünverschleierten Weiher und das idyllische Lagolatal, die im Abendrot prangende Fernschau über das Mattenplateau des Monte Spinale auf den mächtigen Steinwall der Pietra grande und die Felsburg des Sasso alto erfreuten und beglückten mich an jenem Abend schon ebenso wie bei all meinen späteren Begehungen. Scharf links von der obenerwähnten, heutzutage vorhandenen Blockhütte abbiegend, gelangt man durch eine kurze Zirbengasse vollends auf den Bandalors-Paß

hinauf und schaut überrascht in eine neue Welt. Links hinter dem Abhang des Pallon dei Mughi springen in reicher Plastik die Felskulissen der Cima della Finestra ins Dalgonetal vor, überragt von den gebänderten Gipfelmauern der Cima di Vallon; rechts, wirksam begrenzt vom steilen Mattenhang des Sabbione, ragt jenseits der Furche des Rendenatals stolz die firnumwallte Presanella aus ihrer zackigen Umgebung in den Himmel, von der gegen Süden, durch das Genovatal getrennt, ein feierlich geschwungener, gipfelreicher Gletscherwall zum kühnen Dreikant des ebenbürtigen Caré alto zieht. Und zwischen diesen beiden so wirkungsvollen Kontrasten erstreckt sich — ihnen parallel — der lange, walddunkle Rücken vom Sabbione zum Monte Toff, aber hier zunächst dem Sattel als hügeliges Mattenplateau ansetzend, so daß der breitbasige Kegel des Sabbione eigentlich als selbständige, am westlichsten vorgeschobene Erhebung der Brenta erscheint.

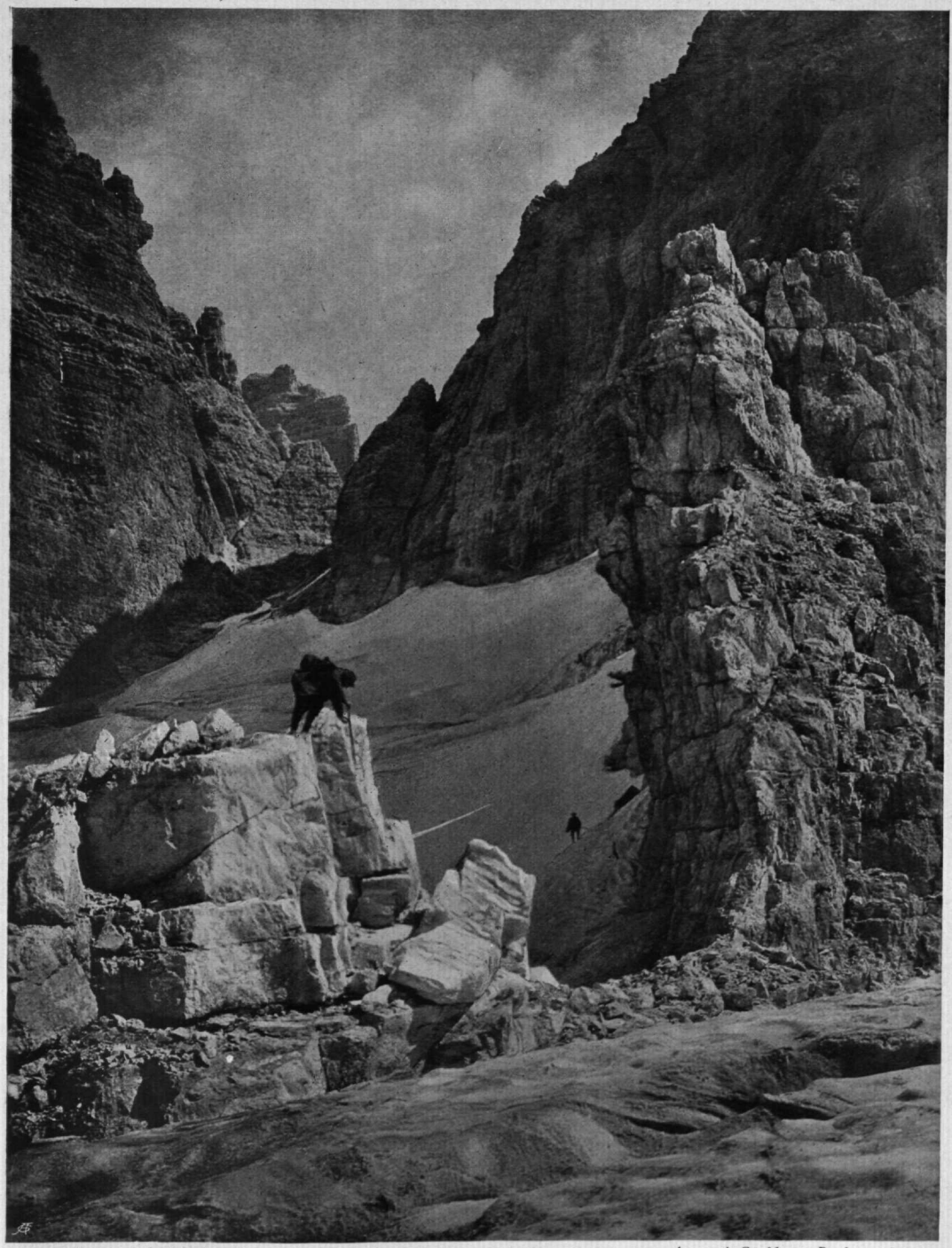
Dieses Mattenplateau birgt in ihrer südlichsten Mulde die Hütten der Movlinaalm und vermittelt den Übergang vom Lagola- ins Dalgonetal, denn um von jenem in dieses zu gelangen, muß man erst dem breiten Karrenweg folgen, der vom Sabbionesattel weg am westlichen Rande des Plateaus, etwas an Höhe aufgebend, die oberste Mulde des bei Pinzolo ins Rendenatal mündenden Seitengrabens quert, wobei in der Tiefe die große, viehreiche Alpe Bandalors sichtbar wird.

Jenseits steigt der Weg — der sogenannte »Banda del' orso« (Bärenwechsel), weil hier selbst noch in jüngster Zeit Meister Petz gerne und leicht von einem Gebiet ins andere trollte — wieder auf das Mattenplateau hinan und gabelt sich gleich hernach: gerade hinab durch die oberste, Gottro genannte, eine lehmige Quelle bergende Mulde des hier plötzlich zwischen seinen immer duftiger verdämmernden Waldkulissen weit hinaus sichtbaren Dalgonetals, und zwar anfangs weglos, bei den ersten Bäumen des Waldes aber schon wieder linksseitig als deutlicher Saumpfad; oder rechts auf deutlichem, von Viehsteigen gekreuztem Karrenweg der Movlinaalpe zu. Als wir damals dort droben angelangt waren, kamen wir gerade zur Abendfeier zurecht, die uns, zwischen Firn und Fels auf grünem Plane lagernd, in regungslosem, köstlichem Bann hielt.

Jählings überraschte uns die Dunkelheit. Gut, daß die Almhütte ganz nahe sein muß! Dort hinter der Kuppe wahrscheinlich? — Nein? — Nun, hinter der nächsten sicher? — Abermals nicht. Unser angeblich ortskundiger Träger stutzt. Wir werden mißtrauisch. Unbeantwortet verhallen unsere Rufe in der Nacht. Jeder späht und fahndet in anderer Richtung. Schon sind wir weit auseinander. Jetzt, ein Triumphschrei. Halloh! Der Träger hat das Ziel doch aufgestöbert! Beim Zusammenfinden sind wir erst recht enttäuscht: im wuchernden Lattich ein modernes, verfallendes Hüttenfundament, verkohlte Balken. Darum also die Totenstille ringsum! Kühl strich der Nachtwind über die Höhe und trieb uns zum Waldsaum hinab. Unter einer Wettertanne schwerem Astgehänge bezogen wir Nachtherberge. Nach dem Abkochen am offenen Feuer streckten wir uns, Tabak schmauchend, hin. Die Gespräche wurden bald einsilbiger. Ein paarmal flammte und sprühte noch der zusammensinkende Scheiterhaufen auf. Nach und nach zogen wir die wärmenden Hüllen fester, starrten oder blinzelten stumm in den sternübersäten Nachthimmel und schwebten schließlich allmählich in das selige Jenseits des unbewußten Daseins.

Plötzlich schmettert, dröhnt und orgelt uns Weltgerichtslärm wach, jüngsten Tages blendende Lichtflut verwirrt den Blick — muhendes Rindvieh glotzt uns stutzend an, gleich dem in vorsichtigem Abstand lauernden, peitschenknallenden Hirten. Heller Tag ringsum, in dessen stahlblankem Morgenschein Firnenpracht und Felsenwucht wie neugeschaffene Wunder ob der Wälder und Täler Gedämmer in den zartgetönten Äther ragen.

Hurtig sprangen wir auf, zögernd kam der Hirt näher. Und als wir ihm den



Naturaufnahme von J. Netzuda. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bocca dei Camosci gegen die Cima Tosa und Cima d'Ambiez.

Zweck unseres Hierseins mitteilten, verkündete er uns schmunzelnd, daß nicht allzuferne, in der südlichen Mulde des Mattenplateaus, die Almhütte verborgen stehe. Um nicht Zeit und Höhe zu verlieren, frühstückten wir flink an Ort und Stelle und trabten bald schleunig zurück bis zur Abzweigung der Pfadspur ins Dalgonetal.

Wieder ergötzten uns die Herrlichkeiten der prachtvollen Rundschau, alles, über und unter uns, genau so wie gestern geformt und dennoch völlig anders: Im lohenden Abendschein alles ringsum feierlicher Hymnus, sinnendes Verweilen, jetzt im blanken Morgenlicht befeuernde Fanfaren, tatensüchtiges Drängen! Das trieb uns trotz der Schönheit weiter, hinab in die oberste Rasenmulde, vorbei an der lehmigen Quelle und bei den ersten Bäumen vom Talweg ab nach links, dem Gehänge des Pallon dei Mughi entlang und hinan in das Ursprungskar des Dalgonetals zwischen dem genannten Kopf und der wuchtigen Cima della Finestra. Zwischen beiden Erhebungen sperrt das Saccotal ein zirbenbewachsener Querriegel, auf welchen Viehsteige hinanführen. Überrascht erblickten wir jenseits eine tiefe, schneeerfüllte Mulde, welche nach rechts in einen wilden, eisgepanzerten Felskessel übergeht, der von der Nordwand der Cima di Vallon beherrscht wird. Diese scheinbare Sackgasse — il sacco genannt — vermittelt einen günstigen Zugang zu diesem Eckgipfel. Wir wollten aber das Hauptkar benützen, um ins Innere der Südgruppe zu gelangen.

Also folgten wir den Steigspuren am bisherigen Gehänge auch weiter, die uns in steilerem Anstieg auf die grüne, blumenreiche Terrasse von Prafiorito brachten, welche, sattelartig unter der prallen Felsmauer der Cima Dodici Apostoli eingebettet, einen Übergang ins Nardiskar ermöglicht. Wir blieben aber der Südwestseite treu und strebten, unter den wilden Mauern entlang, über immer greulicher und steiler werdende Geröllwüstenei aufwärts. Man stieg bergauf, stieg, stieg und keuchte, und kam nicht höher — eher meuchlings zurück. Das Geröll floß einem förmlich unter den Füßen hinweg. Es war die scheußlichste Tretmühle meiner alpinen Erfahrung! Endlich öffnete sich das vom Pagaiolagrat eingequetschte Kar zur Mulde des Zwölf Apostel-Gletschers.

Schließlich errichteten wir, über den niedrigen Wall des Passo dei Dodici Apostoli auf die Höhe des gleichbenannten Karrenplateaus hinaufgekrabbelt, im Schutze eines großen Blocks eine Niederlassung, stellten sie nach kurzer Rast unter die Hut unseres Trägers und brachen nun erst, nur leicht gerüstet, zur eigentlichen Gipfelfahrt auf.

Vor uns enthüllte sich eine urwilde Landschaft: der in Ost-West-Richtung auf- und absteigende Vallonkamm. Ungefähr in der Mitte, just unserem Rastplatz gegenüber, springt von der Ostflanke des Croz di Selvata ein zackiger Felswall vor, der in mächtigen Schuttmoränen fußt und das Becken des Prafioritogletschers von dem Zwölf Apostel-Gletscher scheidet. Jenseits dieses kleinen, aber ganz kräftig entwickelten Kargletschers schiebt sich der Pagaiolagrat im Profil vor, welcher nach dem steilen Nordabfall der Cima Pagaiola zu einem mächtigen Horn aufschnellt und nach einer sattelartigen Rast mit hohen Plattenabsätzen in die dadurch eingeengte, greuliche Geröllmulde unseres heutigen Anstiegs abstuft. Und dahinter, durch die oberste Furchung des »Sacco« getrennt, erhebt sich die finstere, gebänderte Mauer der Vallonspitze. Unser Kriegsplan war rasch gefaßt. Zuerst auf die sattelartige Rast, dann auf das unbenannte und unerstiegene Horn, schließlich über den Nordabfall zum Hauptgrat hinan! An der Lehne der Moräne ansteigend querend, betraten wir mit Wohlbehagen den Zwölf Apostel-Gletscher. Auf einer terrassenartigen Aufwulstung ober seiner breitlappigen Steilzunge schritten wir behaglich ans jenseitige Ufer hinüber und standen nach kurzem Geplänkel mit brüchigen Schrofen am ersten Ziel. Die splitterige Sattelschneide zieht sich zur gutgestuften Nordseite des Horns, daran wir schräg rechts anstiegen bis zu einer Rinne, die sehr einladend aussieht, aber jenseits in rotgelbe, morsche Felsruinen brächte. Darum kletterten wir von der Rinne links gegen die Abfall-

kante schräg hinan, wobei schon ganz hübsche technische Sächelchen zu bewältigen waren. Bevor man aber die Abfallkante erreicht, ist ein langer, prachtvoll kletterbarer Kamin in den Felskörper eingeschnitten, der nur im obersten Teil so stark verengt ist, daß selbst unsere schmächtigen Rucksäcke noch zu üppig waren. Um so angenehmer empfindet man nach dieser Klemme die luftige Freiheit der Ausstiegsscharte. Etwas absteigend trifft man jenseits Schrofengehänge, das nach links leicht zum Grat emporstreben läßt. Auf ihm geht es ziemlich ausgesetzt durch Rinnen und über Absätze zum Gipfel hinan, der sich nach dem Hinaufstemmen über seine oberste Randstufe als überraschend geräumiges Schuttplateau entpuppt. Dieses überreichliche Material für ein Siegesdenkmal benützend, tauften wir die luftige Zinne Pagaiola bassa. Inmitten der geneigten Scheitelfläche, die ohne von hier sichtbare Stützflanken in der Luft zu schweben scheint, Auslug haltend, fesselte uns von der interessanten Nahschau stets wieder die gegenüber aufragende Cima di Vallon. Ihre machtvoll entwickelte Breitseite mit den steilen, schräg von links nach rechts ansteigenden Bändern gibt ihr ein monumentales Aussehen, das zwei in der Wand klaffende Schluchten noch erhöhen. Die linke vermittelt mit ihren Kaminen den Nordanstieg. Um diesen zu gewinnen, muß man vom Schuttsattel zwischen Pagaiola und Cima di Vallon, den ein Felszacken halbiert, gegen letztgenannten Berg etwas ansteigen, wo ein Schuttband in die Nordseite hinauszieht und in Platten endigt. Nach Querung und Bewältigung dieses Panzers muß ein vergnügliches Klimmen in den Schluchtkaminen beginnen und rasch zum Gipfelgrat emporbringen. Vortrefflich orientiert, machten wir uns auf den Weiterweg; aber wo und wie hinab?

Die geneigte, scharfrandige Gipfelfläche mit ihrem lockeren Schotter gewährte nur schlecht Einblick in die Abstürze und es war mehr Instinkt als überlegte Wahl, daß wir den richtigen Punkt trafen, um in der Südflanke des Horns abzusteigen. Leichter als erwartet lavierten wir durch das aufgelöste Gehänge, stets der Gratkante möglichst nahe bleibend. In der tiefsten Stelle zwischen den beiden Pagaiolagipfeln senkt sich eine garstige Rinne in der Steilwand links zum Zwölf Apostel-Gletscher, die bei entsprechender Gangbarmachung einen raschen Zugang von dieser Seite zur Vallonspitze vermitteln würde. Im gegenwärtigen Zustand ist sie aber wenig einladend. Rechts von der Felsschneide querten wir allmählich im brüchigen Schrofenterrain in das steile Schuttkar hinein und mühten uns schließlich in ihm äußerst anstrengend auf die Pagaiolascharte hinauf. Mit dem Verzicht auf die oberwähnte Rinne zum Zwölf Apostel-Gletscher blieb uns zur Rückkehr nach dem Rastplatz nur noch der Hauptkamm, und in ihm schien die lange, zersplitterte Mauerkrone des Croz di Selvata zeitraubend zu werden.

Wir beschlossen daher, in Anbetracht dieser Erwartung und der vorgeschrittenen Tageszeit, auf die Besteigung der Cima di Vallon, als einer stets rasch zu erreichenden Randhöhe, zu verzichten und sogleich den übrigen Graterhebungen uns zuzuwenden. Hätte ich es doch lieber nicht getan! Denn die Vallonspitze hat sich für diese Beiseitelassung gerächt und mich bis heute übel behandelt. Doch davon später.

Von der Scharte stiegen wir also zur Pagaiola hinan, gewannen rasch den Scheitel und stiegen jenseits in die Senke gegen den Croz di Selvata hinab. Diese Überschreitung belustigte uns, denn mit Ausnahme des Absturzes zum Zwölf Apostel-Gletscher besteht der Gipfel aus Schutt; dieser Schutt ist aber derartig, daß es klingt und klirrt, als stiege man über einen Haufen Scherben und Trümmer einstiger Urnen aus Porzellan. Auch die Cresta di Selvata enttäuschte uns. Zum Zwölf Apostel-Gletscher eine zackengekrönte Felsmauer, ist sie auf der anderen Seite völlige Ruine. Allenthalben kann man im eingestürzten Gefels zur Grathöhe unschwer empor, während knapp unterhalb ein plattiger Gürtel von Rippe zu Rippe zieht, der auf schmalen Leisten und Sprossen wohl ziemlich luftig aber gut zu queren ist. Wir wollten an dieses leichte Durchkommen nicht glauben und eilten von Ecke zu Ecke, auf Hindernisse

gespannt, und befanden uns, eher als erwartet, drüben am sanften Schottergehänge des Vallonpasses, ohne auch nur eines angetroffen zu haben. Nun tat es uns freilich leid, die stolze Vallonspitze gemieden zu haben. Wir standen in der breiten, westlichen Senke des Vallonpasses, die nordwärts als fast senkrechte Mauer zum Prafioritogletscher abbricht. Unbewußt der Tatsache, daß jenseits des trennenden Felskopfes von der engen östlichen Senke des Vallonpasses ein glatter Übergang auf den Firn möglich ist, plagten wir uns, in die plattigen Felsen der Abbruchsmauer verbissen, die zwischen ihr und dem Gletscher unheimlich weit und tief klaffende Schlucht zu überwinden. Nach heikler Kletterei und kühnem Sprung von vorragender Felsnase standen wir glücklich drüben und glitten und sprangen über Firn und Moräne unserem Rastplatz zu. Nach kurzer Rast mußten wir weiter, denn noch weit war das Obdach für die Nacht und unbekannt der Weg dorthin.

Das Karrenplateau nordwestlich überschreitend, kamen wir jenseits der Gletschermulde des Prafioritogletschers an mächtige Moränendämme, die den Fuß des von der Lagolaspitze nordwärts streichenden Felswalls, der mit einem Rudel blankgescheuerter Türme plötzlich endet, decken, und das soeben gequerte Gletscherbecken vom großen Lagolagletscher trennen. Auf diesem angelangt, waren wir überrascht von der unerwartet großartigen Landschaft. Von hohen Felsmauern umrandet, fließt der mächtige Eisstrom majestätisch von der zwischen Cima d'Ambiez bassa und Cima di Vallagola eingetieften, nach dem letzterwähnten Berg benannten Scharte zutal. Jenseits des Gletschers stand hinter der Bocca dei camosci die Riesenwand des dreigipfeligen Crozzon und der Tosa und fesselte den Blick. Um das Spaltengewirr in der sanfter ansteigenden Mittelmulde zu meiden, hielten wir uns am steileren Rand längs des umgangenen Felswalls und strebten eifrig der Bocca di Vallagola zu, wobei nur an der kurzen Endsteile bei der Randkluft etwas Hackarbeit zu leisten war.

Tief stand schon die Sonne, als wir droben am Firnsaum der Scharte die in das Ambieztal abbrechenden Wände absuchten, um die einen Überstieg vermittelnde Rinne zu finden. Doch sahen wir nur glatte Abstürze oder Schlünde, die einem mit ihren gruslichen Tiefblicken wie vor gespenstischen Wirbeltrichtern zurückweichen ließen. Endlich spähten wir ganz rechts, am Fuße der der Cima di Vallagola vorgelagerten Firnterrasse, über den Rand und entdeckten in der Scharte zwischen unserem Standpunkt und einer vorspringenden Felsrippe eine aus Blöcken aufgebaute Deckung für lauernde Gemsjäger. Hier mußte also ein Wildwechsel, somit auch für Bergsteiger eine Passiermöglichkeit sein, obwohl die zwischen den glatten Wänden zur Tiefe gleitende blanke Eisrunse recht bösartig aussah. Die Szenerie der Umgebung ist von einer beispiellosen Wildheit, eine chaotische Felsdämonie, über deren phantastischem Getürme und Gezacke mit den bereits düsteren Höllenwinkeln dazwischen, wie eine überirdische Erscheinung, ein rosiges Kolossal-Kristallprisma in den magisch leuchtenden Abendhimmel ragte: der jungfräuliche Gipfelbau der Croda di Prato, welcher hier, von der Rinne aus betrachtet, sich so kühn projiziert.

Mit Steigeisen an den Füßen und gegenseitiger Seilsicherung schlichen wir erwartungsvoll in den Eistrichter der oberen Öffnung. Wo die Rinne enge zur Tiefe setzt, benützten wir die Schmelzfurche zwischen Eis und Fels der Rippe um zeitraubende Stufenarbeit nach Möglichkeit zu vermeiden. Besser und schneller als erwartet, kamen wir hinab. Schon liegt die gigantische Wandflucht des Le Tose-Grats frei zur Rechten, nun ist die Rippe zur Linken völlig zu Ende. Die Eisrinne biegt nach links — was ist unser Los? Heissa, leichte Schrofen stufen zur Tiefe, Schneemulden hier und dort bergend, rasch hinunter über die Absätze zu den grünen Matten der Pratoalm! Immer etwas links steuernd, treffen wir unterhalb der Karwüstenei auf eine Wasserleitung. Unter dem nächsten Absatz sehen wir den Trog des Brunnens und rechts davon im Schutze der Stufe ein armseliges Dach, davor eine Mandra, ein umzäunter

Platz, worin das zahlreiche Vieh nach dargebrachtem Milchopfer lautlos wiederkäuend zur Nachtruhe beisammenkauert. Und dieses Dach, wirklich nur ein Dach, war die sehnsüchtig gesuchte Malga Prato, die wir mit Einbruch der Dunkelheit voll Freuden betraten zum Staunen ihrer Bewohner. Trotz Raummangels wurde unsere Bitte um Nachtherberge und Atzung bereitwilligst erfüllt und bald schlummerten wir ins süße Nirwana eines Almschlafs hinüber.

VON DER PRATOALM ZUR TOSAHÜTTE Am nächsten Morgen herrschte schlechtes Wetter. Wir kamen erst zu später Vormittagsstunde zum Aufbruch und beschlossen, über die Forcolotta di noghera zur Tosahütte zu wandern, wo wir am nächsten Tag sowieso Zusammenkunft mit einem Dritten im Bunde haben sollten. Vom alten Senner, der noch uneigennützige Gastfreundschaft pflegte, über die einzuschlagende Richtung belehrt, wendeten wir uns, auf deutlichem Pfad bergan schreitend, dem östlichen Mattengehänge zu.

Nachdem die Gipfelregion in Wolken steckte, bildete ein mächtiger, mit schmutzigem Lawinenschneerest bedeckter Schuttkegel unser Richtungsmal. Dort angelangt, hieß es die unterste Steilstufe überwinden, worauf wir die spärlich beraste Schotterlehne auf dürftigen Steigspuren im langgestreckten Zickzack hinanstiegen. Dabei heiterte sich das Wetter allmählich auf, so daß wir doch dann und wann bruchstückweise den großartigen Felskessel des obersten Ambieztals mit seinen prallen Wandfluchten, wilden Schluchten und vergletscherten Schuttkaren zu Gesicht bekamen. Je näher der Kammhöhe, desto steiler und griesiger ward der leicht begehbare Hang und er ließ uns bald (1½ Std.) die breite Paßsenke der Forcolotto di noghera erreichen, welche als morsche, schmale Felsschneide mit ihren stachelig aufgestellten Schichtköpfen wie ein steinerner Staketenzaun aussieht. Jenseits war es klar und wir überblickten die sich in Stufen rasch niedersenkende Mulde des oberen Cedatals, welche rechts von der gewaltigen Nordwand des Dos di Dalum bedräut wird, links von den plattigen Absätzen der Cima di Ceda eingefaßt ist. Nach kurzer Rast verbissen wir uns in deren durcheinander gewürfeltes Gefels, um den vom Senner verratenen Birschpfad zu finden, der, hier durch und ober der Tramontana-Doline herumführend, den nächsten Zugang zur Tosahütte vermittelt. Wie nötig seine indessen von der S. A. T. ausgeführte Markierung war, beweist die uns unliebsame Tatsache, daß wir, ohne diese willkommenen roten Ariadneklekse, nach ziemlichem Zeitverlust zum tiefgelegenen Cedapaß hinabstolpern mußten, wollten wir uns in der Ceda-Nordostwand nicht festrennen.

Von dem weichen Lager der üppigen Rasenpolster des Cedapasses bietet sich ein eigenartiges Bild: Über dem tief und steil eingesenkten Oval des zweifellos einstmaligen Seebeckens des Tramontanatrichters erhebt sich der mächtige Felsbau der Tosa, im Firne wurzelnd, mit Firn gekrönt, und streckt seine kühngipfeligen Gratflügel bis zum Beschauer heran. Spiegelten noch wie vor undenklichen Zeiten die klaren Fluten diese gigantische Schöpfung der Natur wieder, man käme schwer los aus dem Banne dieses großzügigen Platzes!

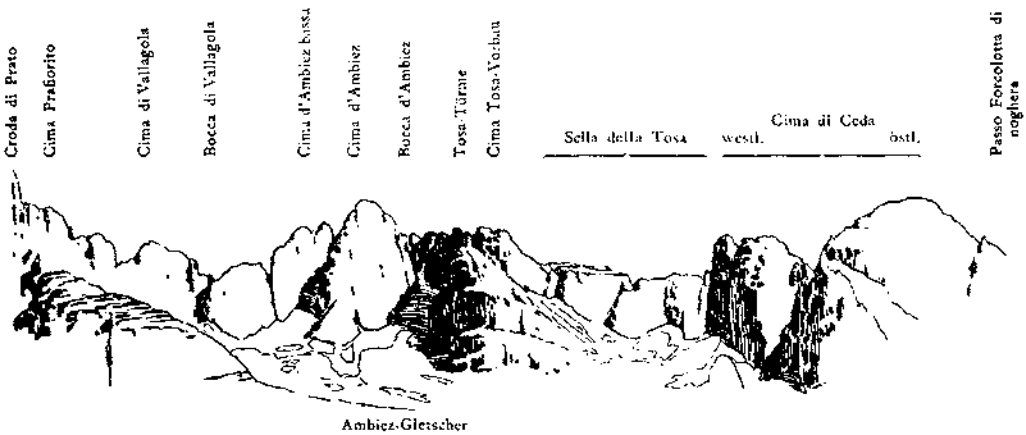
Ein deutliches Steiglein quert vom Paß aus den Abfall des Monte Daino und windet sich dann, ein paarmal unterbrochen, ansteigend durch die Blockhalde des Croz del Rifugio hinauf, um endlich, unter dessen Südwestwand entlang, den Karrensattel ober der Tosahütte und jenseits dieses alte Brentaheim selbst zu erreichen.

AUF DIE CIMA D'AMBIEZ, 3102 *m* Im Morgengrauen des 11. August stiegen wir gemeinsam mit der Tosakarawane bergan. Just als im Osten die Dolomiten ihre Purpurfackeln aufflammen ließen, bogen wir südwärts über den oberen Gletscher ab und kamen, zum Schlusse über blankes Eis und brüchige Schrofen be-

hutsam lavierend, zur gleichen Zeit auf der plattengepflasterten Sella della Tosa an, als die Tosapilger den Einstiegskamin erreichten. Doch rascher als jene drüben stiegen wir weiter. Die zwischen dem ins Ambieztal vorspringenden Zackensporn der Tosatürme und den hier zerklüfteten Felsbastionen der Cima Tosa eingeschnittene Scharte der Bocchetta della Tosa ist unser nächstes Ziel. Um dort hinabzugelangen, steigt man am besten zuerst über einige Absätze des Tosavorbaues hinauf und quert dann auf breiten Schuttbändern nach links, so gut und so weit es geht. Bald aber muß man über Absätze und in Runsen von Terrasse zu Terrasse hinab, um die enge Firnscharte betreten zu können. Unnahbar scheinend reckt sich gegenüber der kühne Garbariturm in die Höhe, von hier betrachtet, wirklich eine »Punta l'ideale«. Damals noch nicht wissend, daß sie bereits erstiegen, wollten wir den kecken Felszahn noch von der anderen Seite beäugen und vorerst die stolze Cima d'Ambiez nicht opfern. Die steil zum Ambiezgletscher absinkende Firnrinne war in sehr gutem Zustand: kaum eine leise Andeutung der Randkluft war zu merken. Wir befanden uns daher rasch drunten im großartigen Kessel, den rings himmelhohe Wände einschließen. Im Hintergrund steigt eine steile Firnrinne zur Bocca d'Ambiez hinan, die zwischen unserem heutigen Ziele und der Cima Tosa als schmaler Spalt aufklafft. Auch sie war heute in glattem Ansturm zu nehmen, und bald standen wir droben in der Blockkrone und bestaunten das sich jenseits bietende wunderschöne Bild. Aus dem steilen Camosigletscher, zur Rechten aus der Tosawand einen stäubenden Wasserfall, erhebt sich die von einer Eisrinne durchrissene Mauer des Fracinglozugs, darüber im blauen Duft der Ferne die Presanella und zart flimmernd die Südliche Ortlergruppe — und in der Rückschau zücken aus dem Gletscherkessel die Tosatürme zum Himmel empor, mit einer Kühnheit im Aufschwung, der eine Lockkraft besitzt wie unwiderstehlicher Sirenenzauber. Gut, daß sie so versteckt sind, sonst wären sie schon längst in Mode! Nach der Rast griffen wir die Cima d'Ambiez an. Ein Vorzacken schließt mit dem Bergkörper eine Eisklamm ein. Dort wurden wir abgeschlagen. Aber die Felsen knapp links davon erwiesen sich wohlwollender. Sie taten zwar auch ziemlich spröde, aber wir gewannen, anfangs etwas gegen die Seite des Ambiezgletschers gedrängt, nach Überwindung einer senkrechten Wandstufe ein Schuttband, das ziemlich horizontal nach rechts zurückkehren ließ, bis wir die Spitze des Vorzackens wieder unter uns erblickten. Nun hatten wir in den besser gegliederten Felsen die Wahl von rasch in die Höhe leitenden, mit Steinschlagmaterial überreich erfüllten Runsen und Rinnen, und befanden uns bald unter dem Gipfelgrat, wo uns ein Gratfenster in schwindelnder, senkrechter Tiefe den heute passierten Gletscherkessel erblicken ließ, in dem bereits die obligaten Nebel brodelten.

An und auf der Felsschneide, klommen wir dem Gipfel zu, dessen schmales Schuttplateau eine herrliche Aussichtswarte sein muß, wenn der Ausblick frei ist. Wir hatten in den rings aus der Tiefe plötzlich aufqualmenden Nebelschwaden das Gefühl, auf dem Brünhildenstein zu sitzen. Nach kurzem Aufenthalt die Zinne verlassend, kehrten wir auf unserer Anstiegsrichtung zur Bocca d'Ambiez zurück. Recht einladend hatte sich dabei drüben an der Tosa die neben dem den Staubfall speisenden Wasserlauf sichtbaren Felsabschrägungen, an den griffigen Leisten und Simsen erkennbare Migottiroute dargeboten, aber das drohende, den längst befürchteten Wetterumschlag vortäuschende Nebelgebraue schreckte uns auf dem Herweg zur Hütte zurück, die wir erreichten, als die äffenden Schleier sich zu verflüchten begannen. Dafür zwangen sie uns am nächsten Tag, als wir, eingelullt durch ihre scheinbare Harmlosigkeit, in der Nordwand des Crozzon Siegesversuche anstellten, mit ihrem Tropfenschwall zum Abschwimmen, und wir kehrten heim, gedemütigt und geschlagen und dennoch froh — denn einer von uns hatte dabei das »Fliegen« gelernt, das sich die beiden anderen gewiß ihr Lebenlang nicht verziehen hätten, wäre es weniger glimpflich geglückt!

DAS AMBIEZTAL Am 17. Juli 1905 zog ich zum zweitenmal in die Südliche Brentagruppe und zwar von Stenico ausgehend, in Begleitung meines Bruders Otto. Um die Mittagszeit stiegen wir von der Poststation Ponte tre archi auf kürzenden Seitenpfaden durch das Fruchtland zu der alten, malerischen Ortschaft empor, deren Häuser und Hütten zumeist ein ganz unverhältnismäßig großes, bemoostes Strohdach übergestülpt haben, so daß sie aussehen wie Gnomen mit riesigen Pelzmützen. Dazu fällt hier und dort ein altes Spitzbogen-Portal, ein stilechtes, säulengetragenes Bogenfenster auf und vor allem die sturmsichere, efeuumwucherte Veste auf hohem Felkskegel, welche alles beherrscht. Einen entgegenkommenden Ortsinsassen fragten wir nach dem Gasthof. Er wies uns in das »Hotel Simonini«. Wir waren, nach den dortigen Verhältnissen gemessen, glänzend untergebracht. Schwierigkeiten machte mir die Besorgung eines Trägers, der uns das umfangreiche Rucksack-Inventar zur Pratoalm schaffen helfen sollte. Durch freundliche Vermittlung des liebenswürdigen Forstkommissärs, des Herrn Orazio Ghedina, gelang es aber doch, und nach dem Mittagessen zogen wir aus. Unser Träger war ein etwa zwölfjähriges Bürschchen. Wir hatten Bedenken, dem Kleinen eine Last aufzubürden. Aber sein Impresario — war's



Talschluß des Val d'Ambiez

Vater oder Bruder? — packte ihm ruhig das Bündel. Als er kaum geschultert, führte er uns eiligen Schritts zum Orte hinaus auf sonnigen Feldwegen gegen Osten der Mündung des Ambieztals entgegen, so daß wir Mühe hatten ihm nachzukommen. Anfangs eben zwischen Mais- und Rebenpflanzungen, senkte sich später der Weg und leitete uns durch einen Streifen schönsten Hochwalds, der sich zwischen Fruchtland und kahler Berghöhe hinzog. Plötzlich öffnet sich der Spalt der Ambieztal-Mündung, jenseits welcher die malerischen Dörfer, welche die Gemeinde S. Lorenzen bilden, im Grün des fruchtbaren Gartenlandes liegen. Zum Abfluß des Bachs hinabgelangt, bogen wir bei Mühlen ins Ambieztal ein und gewannen nach kurzem Steilanstieg den am orographisch linken Gehänge talein ziehenden Karrenweg. Das Tal ist eng und hat hier steile, nackte Flanken. Im Hintergrund blauen in der Höhe gewaltige Felsberge. Bald zweigt links ein Seitengraben ab, das schmale Ajontal, das zur Almterrasse von Asbelz, in die Ausläufer des westlichen Südkamms eingebettet, einen Zugang vermittelt. Über eine Brücke biegt ein Sträßchen ab und steigt jenseits am Steilhang der vordrängenden Felsbastion der Crona zu den wie Kreuzwegkapellen in Abständen hingebauten Hütten von Dengolo empor. Wir bleiben herüben dem Pfad treu. Da kommen oben drei Männer mit langen Flinten des Wegs. Sie bleiben stutzend stehen, als sie uns gewahr werden und ducken sich rasch hinter einen Holzstoß. Was

soll das? Die Gegend sieht ganz brigantenmäßig aus. Die Pickel fester fassend, nähern wir uns unsicher. Lachend erkennen sich Wildschützen und Bergsteiger als gegenseitig ungefährlich und gehen freundlich grüßend aneinander vorüber. Spärlicher Wald schleicht zaghaft die Hänge herab und verdichtet sich allmählich, je höher wir kommen. Die verlassene Malga Laon, in kleiner Talweitung gelegen, ist schon grün umhegt. Steil steigt der Weg auf die nächste Talstufe. Langsamer kriecht unser Träger hinter uns, denn je weiter im Tal, desto unbekannter scheint ihm die Gegend. Nach und nach wandert mitleidig Stück um Stück aus seinem Sack auf unsere Rücken; schließlich sind die Rollen getauscht: er ist »Herr« und wir die »Muli«! Immer noch geht's steil empor. Endlich liegt die Crona hinter uns, die höchsten Randerhebungen rücken weiter auseinander und vereinigen sich im Hintergrund bogenförmig. Wie wir aus dem schönen Nadelwald treten, liegt plötzlich der Zinnenkranz des Talschlusses vor uns. Wir sind überrascht ob der unerwartet großartigen Szenerie. Leider hängt über dem Tosastock knurrendes Wettergewölk. Darum rasch vorwärts, um unser Asyl zu erreichen! Wäre es doch eine traute Vereinshütte!

Der Weg führt endlich in die Bachschlucht hinein und steigt jenseits im Bogen auf die Almterrasse empor. Dort treffen wir bald den langen, leeren Bau der »Unteren Pratoalm« (Malga Prato bassa). Nun geht es, ziemlich weglos, zuerst links vom langen Stall in einer Serpentine auf die höhere Terrasse, dann gerade Riegel um Riegel bergauf, bis wir endlich das dürftige, aber gastfreundliche Dach vor uns auftauchen sehen. Staunend schauen wir nun in die im Abendschein noch wirkungsvoller erscheinende Umwallung der obersten Kare, in einen Felszirkus von erhabener Großzügigkeit, der bisher fast unbekannt, uns etwas von Entdeckerwonne kosten läßt.

Mit dem Senner, dem alten Baldessari, gab's ein freundliches Wiedersehen. Bereitwilligst nahm er uns auf, auch als er hörte, daß wir ein paar Tage bleiben wollten. Mein Bruder war anfangs enttäuscht über das bescheidene Asyl, als wir aber bei guter Almkost um das Kesselfeuer im Winkel auf den einbeinigen Melkstühlen saßen, der Alte mit seinem altmodischen Dochtlämpchen kam und radebrechte, ward's trotzdem gemütlich. Nachdem unser Tabak ausgeraucht, turnten wir in das oberste Bett hinauf und wünschten uns gute Nacht! Leider war mir keine solche beschieden, die Unruhe des Viehes draußen, und grelles Aufblitzen im fernen Süden, dessen Anblick ich in der weitklaffenden Fuge zwischen Dachbalken und Steinmauer durch das Ambieztal hinab auf die Gardaseegegend genoß, hinderten mich lange am Einschlafen, und als es endlich doch geschehen, weckte mich plötzlich die Geschäftigkeit meiner Schlafkameraden, die ich eifrig tätig fand, die Schindeldefekte mit Billrotbatistmänteln zu verkleiden, damit uns der Wetterregen nicht austränkte. Ehe aber noch die Kalfaterung beendet war, drehte ich mich um und schlief unter dem sanften Getrommel der Tropfen bis in den späten Morgen hinein, denn der erste Tag war verloren. Wie traurig war unser Obdach bei schlechtem Wetter! Vor der Hütte schwarzer, quatschender, stets frisch gedüngter Humussumpf — das war das Milieu. Mein Bruder machte Nebelstudien, ich vertiefte mich in die Geheimnisse der Käseproduktion, das war die Handlung. Schließlich lotste ich unseren Burschen, der heute noch nach Hause mußte, während einer Regenpause im Nebel zum Almweg hinab, wo er nimmer fehlgehen konnte und tappte mich im feuchten Grau zur Hütte zurück.

CORNO DI SENASO, 2846 *m* Der nächste Morgen brachte uns einen schönen Tag, so daß wir um die sechste Stunde zur Bergfahrt ausziehen konnten. Es galt dem »Westlichen Südkamm«, der mir noch völlig fremd war. Auf ziemlich deutlichem Pfad, der durch die sanft abdachenden Matten an der rechten Talseite sich mäßig bergab windet, war es ein köstliches Wandern in der Morgenfrische. Bald nach

Passierung eines kleinen Quellweihers senkt sich der Weg rasch hinunter zur bedeutend tiefer gelegenen Senasoalm. Wir bogen aber nach rechts ab, um mit so wenig als möglich Höhenverlust die Sohle des hier plötzlich sich öffnenden Senasokars zu gewinnen. Anfangs ließ uns ein guter Weg bequem vorwärts kommen, der aber bald rechts die Schutthänge im Zickzack erklimmt und auf einer »Gamsgärten«-Terrasse unter den Abbrüchen des Monte Cresole endet; links schleicht ein Steiglein über die Schuttsteilen hinan, dem zwischen Marugini und La Crona eingesenkten Colm alta zu, wo jenseits zwischen den letzten Ausläufern des Westlichen Südkamms die Almterrasse von Asbelz und Zgolbia sich verbirgt. Beim weiteren Vordringen in das Senasokar stiegen wir über Rasenhöcker, Geröllfelder, Felsblöcke, stets der Sohle folgend, gemächlich aufwärts und gelangten schließlich über Schneezungen in den Sattel, 2437 *m*,[1]) über dessen jenseitigen Abbruch wir unvermittelt in den Kessel des Unteren Vallon hinabsahen. Von Wasser und Wetter zerfressene Felsen stürzen wildzerklüftet zur waldigen Tiefe, die mit einem Wiesenteppich sanft ins Dalgonetal mündet. Vergebens bemühte ich mich, einen Abstieg durch diese Wirrnis zu erspähen, und ich glaube, daß ein Übergang nur in ortskundiger Begleitung praktisch durchzuführen sein dürfte, denn sonst sind abenteuerliche Erlebnisse sicher unausbleiblich. Nach kurzer Rast wendeten wir uns rechts den von niederen Felsbarren durchsetzten Schutthängen zu und gewannen, über diese Trümmerterrassen hin und her querend, ohne Schwierigkeit die Kammlinie, welche als mäßig breiter Grat stetig bis zu einem unbenannten Vorgipfel, 2790 *m*, ansteigt. Während rechts das Gehänge weniger jäh absinkt, brechen links in Steilwänden die Gratflanken zum äußeren Vallonkessel nieder, den jenseits der lange Vallonkamm begrenzt. Erstaunt besah ich mir unser Gegenüber, die von hier leicht über breite Schuttmassen zugängliche Vallonspitze, die ich bisher nur von ihrer ernsten Nord- oder dräuend gefurchten Ostseite kannte. Jetzt ward mir klar, wieso die Vermessungsleute eine große Balkenpyramide auf ihren Gipfel hinauftragen konnten!

Wie im Vorjahre drüben, führten die heurigen Wanderungen hüben auf dem Grat dahin. Zuerst vom Vorgipfel in eine Schartung hinab, von der eine breite Verschneidung zum Senasokar sich muldet, dann, stets auf der Schneide gehend, gipfelwärts hinan, bis knapp vor dem Scheitel des Corno di Senaso ein paar steilere Felsstufen angenehme Gelegenheit zum Klettern bieten. Droben war es herrlich, solange wir uns der während der langen Gratpromenade schon oft und oft bewunderten Aussicht gegen Norden und Westen hingaben, wo hinter dem abwechslungsreich gestalteten Vallonkamm die prächtige, firnschimmernde Presanellagruppe sich zeigte. Auch gegen Osten waren die Einblicke in die Prato-Arena mit ihrer gigantischen Umrahmung von mächtiger Wirkung. Besonders fesselnd der Abbruch der Croda di Prato zur Parolscharte, deren pralle Panzerung auf ihre Widerstandsfähigkeit zu prüfen wir binnen kurzem vorhatten. Aber als wir südwärts blickten, sahen wir dräuende Wolkengeschwader heransegeln, die uns den Aufenthalt auf luftiger Zinne gründlich zu verleiden geeignet erschienen. Trotzdem drang ich auf Fortsetzung der Tour und stieg voraus über den steiler absinkenden Grat zum vorgelagerten kleinen Schuttplateau des Monte Cresole hinunter, wo ein großer Steinmann stand. Jauchzend grüßten wir zur Pratoalm hinab, die inmitten der grünen Tiefe uns scheinbar zu Füßen lag wie ein hingeworfenes Spielzeug. Ohne nennenswerte Schwierigkeit hätten wir die schon knapp unter uns sichtbare Parolscharte erreichen können, welche gegen die Pratoseite mit Steilwänden absetzt, in das oberste Vallonkar aber mit gut gangbaren, gestuften Schutthalden abdacht. Gar zu gern hätte ich wenigstens deren Überschreitung versucht, denn die Parolscharte wäre der touristisch wertvollste Paß

[1]) Österr. Spezialkarte: »Buse del stioi«, welcher Name aber den Einheimischen fremd ist.

zwischen Ambieztal und Vallon; aber angesichts der drohenden Wetterverhältnisse weigerte sich mein Bruder dagegen ebenso wie gegen einen Angriff auf die von hier unnahbar scheinende Croda di Prato. Schweren Herzens kehrte ich um, denn ich halte beide interessante Probleme für ausführbar.

Bei der Rückkehr zum Scheitel des Corno di Senaso umfingen uns auch bereits die dampfenden Schleier und waren bald so dicht, daß sie uns beim Abstieg von der Schartung vor dem Vorgipfel, wo wir der Kürzung wegen direkt die Verschneidung einhielten, niedrige Absätze zwischen den Schneefeldern als hohe Abbrüche vortäuschten und uns stutzig machten. Als wir aber den Nebeltrug durchschaut, sprangen und sausten wir rasch karwärts und waren bald der Wolkenzone entkommen. Auf dem Herweg zur Pratoalm zurückkehrend, blieben wir noch oftmals bewundernd und prüfend stehen, wenn jenseits des Ambieztals aus der Nebelumwallung die kühne Felspyramide der Cima di Ghes auftauchte, das Ziel einer für die nächsten Tage angesetzten Wanderung, wenn es das Wetter erlauben würde!

Als wir in der Almhütte eingetroffen, zerstreute aber der alte Baldessari sofort unsere Besorgnis, mit der Versicherung, daß in diesem Teil der Brenta die frühe Einwölkung infolge der Ora des Gardasees eine fast alltägliche Erscheinung sei und dazu beitrage, die Frische der Almmatten bis spät in den Herbst zu erhalten. Abends werde es schon wieder rein. Und recht hatte der alte Fortunato.

FRACINGLO II, 2880 *m*, UND CIMA DI VALLAGOLA, 2960 *m*

Der Morgen des 20. Juli 1905 war mit Prachtwetter gesegnet. Heute mußte die von hier zwar entlegene, aber mir noch unbekannte Fracinglogruppe besucht werden, denn nur zwei Tage standen mir noch zur Verfügung. Über die Terrassen des Pratokessels seinem innersten Winkel zustrebend, stiegen wir droben längs des lustig plätschernden Abflusses des noch versteckten Ambiezgletschers hinan, dessen wilder Felsgruft entgegen, deren gigantische Pforte beim Empormühen über die schneegesprenkelten Moränenwälle plötzlich zwischen der rötlichen Kolossalmauer der Cima d'Ambiez zur Linken und dem Abbruch der kühn aufschnellenden Tosatürme zur Rechten sich öffnet. Das Eindringen in dieses riesige Versteck über die steile, blanke Gletscherzunge war zwar trotz der Steigeisen recht mühsam, aber es enthüllten sich dabei Szenerien von großartiger Schönheit: im Vorblick der von himmelhohen Steilwänden rings abgeschlossene, tiefschattige Gletscherkessel, eingewölbt von der unendlich blauen Kuppel des südlichen Firmaments, erfüllt vom Widerschein der schräg über die Zinkenrandung einfallenden Strahlen der Sonnenmonstranze, die leuchtende Kringel auf dem keuschen Firnteppich entbrennen ließen und die schauernde Kühle der Nacht als zarten Schleierhauch wie duftigen Opferrauch emporschweben machten — ein Tempel der Natur, voll überwältigender Weihestimmung und Ehrfurcht!

Bei der Rückschau aber schimmert durch das hohe, enge Felsportal die duftverklärte Ferne herein und lockt Blicke und Sinnen, längs der grellbesonnten Croda di Prato hinaus in die tiefversunkene, grüne Welt, hinab zur Sarcatalstraße.

Heuer durchriß eine offene Randkluft die Firnsteile zur Bocca d'Ambiez. Trotzdem gewannen wir dank der Steigeisen rasch ihre Höhe und ergötzten uns an ihrer eigenartigen Prachtaussicht. Nach kurzer Rast jenseits zur Bocca dei Camosci den Firn hinab- und hinübersteigend, musterten wir kritischen Blicks den Fracinglostock. Die Schneerinne zwischen Vor- und Hauptgipfel schützte ihr abweisendes Aussehen vor einem Angriff. Aber jenseits der Bocca dei Camosci gab es kein Zögern. Bandartig von rechts nach links ansteigend, ziehen sich gangbare Stellen quer durch die Wand des Vorgipfels. Nicht weit von der Bocca stiegen wir über die Kluft zwischen Schnee und Fels in rucksackledriger Klettertoilette ein und begannen die Querung. Just als ich mich an einem kleinen Absatz plagte und nach

oben sah, äugte ein originelles Gesicht über die Gratkante herab. Struppig, rotbraun gefärbt, eine kühne Schnabelnase zwischen den scharfblickenden Augen, die wohl meist Schneebrillen schützten, weil sie so hell umrändert waren. Dabei mußte dort oben leicht gangbares Terrain sein, denn der in dieser Einöde überraschend erschienene Wanderer verschwand ein paar Male, um sogleich wieder auf höherem Punkte aufzutauchen; ein förmliches Hüpfen schien es, das mich stutzig machte. Beim nächsten Erscheinen juchzte ich dem sonderbaren Kauz droben zu und erschrak, als er plötzlich sich in die Lüfte schwang — ein großer Raubvogel, der ins Weite flog und rasch verschwand.

Unter Lachen über dieses komische Intermezzo bewältigten wir den restlichen Quergang und fanden droben überraschenderweise eine umfangreiche Geröllabdachung, längs welcher wir gleich dem geehrten Vorhüpfer am Rande unserer Einstiegswand zum Felsengiebel des Vorgipfels emporstiegen. Die mürbe, aber sonst harmlose Schneide wurde ihrer ganzen Länge nach überschritten. Sie bricht am Ende mit einer niedrigen Kletterstufe zur Scharte ab, von welcher, zwischen rotbraunem, morschem Gestein eingeschnitten, die uns bereits bei der Annäherung aufgefallene, steile Schneerinne zum Camoscigletscher hinabsinkt. Jenseits der Scharte baut sich, recht unfreundlich aussehend, der Südliche Fracinglogipfel, 2880 *m*, auf. In seinem schuttüberrieselten Plattenpanzer schien die seichte Kerbung, vor uns gerade zur Höhe weisend, noch die relativ beste Annäherungsmöglichkeit. Ungünstig geschichtetes, verfallenes Gestein ließ einem fast jeden Griff als Andenken in der Hand, und ich war froh, daß ich aus dem steilen Mosaik in die sanfteren Schrofen der Gipfelregion kam, ohne an meinem Bruder zum Kain geworden zu sein.

Die Aussicht entschädigte uns aber reichlich für die letzte, bösartige Stelle, denn sie ist nicht nur instruktiv für den aus nächster Nähe zu betrachtenden Gipfelzug von der Tosa bis zur Vallonspitze und alle seine Gletscher und Kare, sondern auch schön mit ihrer Fernschau auf Presanella- und Südliche Ortlergruppe und mit ihrem Prunkstück: der überwältigend wirkenden Riesenmauer der westlichen Crozzonflanke. Den längeren Übergang zum Nördlichen Fracinglogipfel, 2664 *m*, schenkten wir uns, der Verbindungsgrat und Berg sahen von hier noch baufälliger aus als unsere Warte, und überdies wären wir dabei etwas gar zu weit von unserem heutigen Programm abgekommen. Mit etwas bänglichen Gefühlen trieb ich daher schon bald zum Abstieg. Ober der Steinschlagrinne angelangt, hieß ich meinen Bruder so viel als möglich abräumen, was er auch eifrigst befolgte, weil er mit jedem Brocken, der polternd und stinkend zur Tiefe schmetterte, sich von einem meuchlerischen Feind befreite. Leider war das normale Seil um die Hälfte zu kurz und ich mußte den heiklen Abstieg beginnen, ehe er außer Schußlinie war. Vorsichtig schlich ich mich zu seinem spärlichen Standpunkt hinab und verankerte mich so gut es ging, denn mein Bruder wollte der problematischen Seilsicherung nicht entbehren angesichts des dräuenden Auslaufs der Kerbung einerseits in die Plattenschüsse der westlichen Bergflanke, anderseits in die Schneerinne zum Camoscigletscher. Kaum war er auf der schmalen Scharte gelandet, gab ich meine krampfhafte Pose auf, denn mein Piedestal war trügerisch und setzte sich mit mir zugleich in Bewegung. Nur kühner und flinker als ich, der langsam von Haltpunkt zu Haltpunkt tastete, sprang es rücksichtslos meinem Bruder an den Schädel. Zum Glück war es mehr ein Streifschuß, und grollend meinte er, als wir wieder beisammenstanden, das steinerne Kopfstück wäre schließlich noch annehmbarer gewesen wie etwa ich als Projektil! Die Richtung unseres Anstiegs einhaltend, kamen wir rasch über die besser gangbaren Stellen zu unseren hinterlegten Rucksäcken hinab und entleerten sie bei dem farbenprächtigen, kristallenen Gletscherbronnen an der Bocca dei Camosci ausgiebig ihres eßbaren Inhalts. Eine längere Siesta an diesem schönen

Plätzchen wäre gewiß sehr genußreich gewesen, aber die lockende Cima di Vallagola dort drüben jenseits des breiten, majestätisch zu Tal wogenden Lagolagletschers gönnte uns nicht Ruhe. Auf seinem blendenden Firn zur Bocca di Vallagola emporzusteigen, ward ein recht angenehmer Verdauungsbummel, weil fast alle Spalten noch zugedeckt waren, ja selbst die sonst am letzten Steilaufschwung die ganze Breite durchklaffende Randkluft erschien erst als schmale Ritze.

Schon vom Fracinglogipfel wie beim Anmarsch über den Lagolagletscher hatten wir festgestellt, daß nur die Firnlager der Nordseite oder der östliche Felsabbruch zur Berennung der Cima di Vallagola in Betracht kommen.

Über die niedere Felsbarre auf die dahinter liegende Firnterrasse gekommen, wendeten wir uns sofort dem Felsenweg zu, denn dank einer nischenartigen Rinne war der Gratabbruch gut zu passieren, derart, daß wir unter dem Steilsturz zur jenseitig weniger geneigt abstreichenden Rippe hinquerten, bei einem Gratfenster sie überstiegen, und, auf der Südseite den Absatz umgehend, allmählich ansteigend, dem Gipfelgrate zustrebten. Schwierigkeiten hatten wir dabei keine zu überwinden, nur erforderte das steile, schotterreiche Geschröfe stete Vorsicht. Unerwartet einfach erbeuteten wir, über die splitterige Schneide schreitend, den Gipfel, doch als wir überschreitungslüstern die jenseitige, im Prafioritogletscher fußende Flanke und den die Kammlinie bildenden, von der zweiten, höheren Schneekuppe gegen Westen ziehenden Grat auskundschafteten, wußten wir, daß wir die leichteste Seite der Cima di Vallagola erwischt hatten! Während mein Bruder skizzierte, ergötzte ich mich an den Schönheiten der Aussicht, die, wie fast alle Gipfel dieses Gebiets, großartige Nähe mit prächtiger Fernschau auf die Nachbargruppen verband. Hervorzuheben ist aber besonders der entzückende Überblick in den felsumstarrten Pratokessel und durch das Ambieztal hinaus in das Gelände des Sarcatals bis gegen Arco und die Gardasee-Umrahmung.

Auf dem Anstiegsweg wurde zurückgekehrt, der weitere Abstieg zur Pratoalm vollzog sich rasch und glatt wie vor Jahresfrist.

CIMA DI GHES, 2713 *m* Am nächsten, einen ebenso schönen wie den gestrigen Tag verheißenden Morgen nahmen wir Abschied vom alten Fortunato und seinen Knechten und folgten endlich den Lockungen der im Giebelausschnitt zwischen den Dachsparren der Hütte als natürliches Supraportbild sichtbaren Felspyramide der Cima di Ghes. Dem am linken Talgehänge hinwogenden Almweg zur Malga Ben folgend, näherten wir uns nach Überschreitung einiger Wildwasserrunsen dem mächtigen Schuttkegel, welcher die Mündung des zwischen Dos di Dalum und Cima di Ghes eingeschlossenen Kars verbarrikadiert. Zwischen den Zirbeninseln lavierend, stets die berasten Stellen benützend, kamen wir rasch an dem Geröllhang empor und standen bald überrascht auf seiner grobklotzigen Schwelle; denn zwischen vortretenden, himmelhohen Pfeilern der obgenannten zwei Berge stieg ein Korridor, dessen muldige Firnabstufungen von niedrigen Felsabsätzen unterbrochen wurden, zu dem im Hintergrund sich öffnenden Gletscherkessel hinan. Bevor wir aber diesen Torgang betraten, hielten wir noch eine Weile Rückschau, denn der ganze Westliche Südkamm, welcher von der Cima d'Ambiez bis zum Corno di Senaso im Bogen den Pratokessel als großstilisierter Rahmen umspannt, lag als prächtiges Hemiorama vor uns in der klaren Morgenluft, und wieder fesselte die pralle Mauerflucht der Croda di Prato den Blick.

Endlich mußten wir uns doch von dem prächtigen Bilde trennen. Dafür enthüllte sich beim mühelosen Vordringen in den firngepolsterten Gletscherkessel der Busa di Dalum deren mächtige Umrandung. Links hinter dem Torpfeiler sprang sie weit zurück und bestand aus Rinnen und Rippen, mit Schutt- und Rasensteilen dazwischen:

das richtige Gemsterrain. Kaum hatten wir diese Bezeichnung ausgesprochen, stob auch schon als lebende Illustration ein starkes Rudel dieser flinken Grattiere über die Hänge hinan, dem aufkuppelnden Gipfel des Dos di Dalum zu und belehrte uns, daß auch wir nach dieser Seite ein Durchkommen finden würden. Denn rechts steht stolz und kühn die Nordwand der Cima di Ghes, ein abweisendes Sportproblem. Als Verbindung der beiden Kolosse zieht ein Grat mit einer halbkreisförmigen Ausbiegung quer gegen Osten hinüber, und zwar vom Dos di Dalum fast als breiter Kamm absinkend, zu einer längeren, gutartig aussehenden Strecke, welche den Jägern und Hirten unter dem Namen »Passo di Ghiaccio« (Gletscherpaß) als Übergang in das S. Lorenzo-Tälchen bekannt ist, worauf ein mit kühnen Felszähnen bewehrter Aufschwung folgt, die sogenannte »Sega alta«,[1]) welche als scharfer Gratfirst sich beinahe horizontal fortsetzt, bis sie die Steilkante der plötzlich jäh aufschnellenden Gipfelpyramide der Cima di Ghes erreicht. Dort verschneidet auch Mittelgrat und Bergkörper in einer wilden Steilschlucht, die einen raschen Anstieg ermöglichen dürfte, der aber wahrscheinlich nicht steinschlagsicher wäre.

Wir marschierten daher gerade auf die Mitte des Hintergrunds los, wo zwei breite Bänder von rechts nach links aufwärts steil die Abstürze der »Sega alta« durchziehen. Nachdem wir vom hintersten Firnkessel über Geröll und Schrofen das untere Band gewonnen, verfolgten wir es so weit aufwärts, bis uns die zunehmende Steilheit der Abschrägung Sehnsucht nach dem oberen Band, welches augenscheinlich weniger nach auswärts geneigt ist, empfinden ließ. Die dazwischen absetzende, mäßig hohe Steilstufe war ziemlich schwierig zu erklettern, weil die fast senkrechten Felsen bei Einstieg und Ausstieg trügerische Rasenvorlagen aufwiesen. Doch ich glaube, daß bei früherem Übersteigen vielleicht bessere Stellen zu finden wären. Als wir glücklich droben waren, ließ uns das breite Band rasch und harmlos die Grathöhe knapp unter dem Steilaufschwung der »Sega alta« erreichen.

Der jenseits erwartete eigenartige Tiefblick auf Dion und Rosatti und hinab auf den Molvenosee war uns verhüllt, denn helle, blonde Nebel qualmten dort herauf und erinnerten uns unangenehm an die Eigentümlichkeit früher Einwölkung in dieser Gegend. Ohne Rast drängte ich daher vorwärts, weil noch der weite Bogen eines unbekannten Grats vor uns lag und der Anfang desselben gleich einen für mich unbezwingbaren Aufschwung wies. Nun, läßt sich die Sega alta nicht bei den »Hörnern« packen, probieren wir es an der Flanke. Ziemlich skeptisch folgte mein Bruder, als ich jenseits auf der Ostseite ein paar Schritte hinabstieg und dann auf horizontalen Schichtleisten das Gehänge zu queren begann, bis sich ober mir eine Steilschlucht zeigte, welche, mit einem weit überhängenden Zacken abgeschlossen, recht unpassierbar erscheint. Noch zweifelte mein Bruder unter diesem Eindrucke, da zwang ihn schon das abgelaufene Seil zum Nachkommen, denn das gutgestufte, griffige Gestein läßt einem förmlich einen Klettergalopp zur Höhe tun. Wo ein Steilabsatz den Ansturm hindert, wird auf festen Bändern rechts ausgewichen und schon lockt eine Schutterrasse völlig zur Gratschneide hinaus. Die ersten Zähne der Sega alta hatten wir derart freilich unter uns, aber noch war der spießige Aufschwung nicht zu Ende.

Die Schutterrasse zurückverfolgend, auf verkeilten Blöcken die Anstiegsschlucht querend, spähte ich an den Gratflanken oberhalb nach einer Gelegenheit emporzuklimmen. Runsen gab es mehrere, aber ihr Anblick hatte nichts Anziehendes, im Gegenteil! Also noch ein Stückchen weiter auf der Terrasse gegen Süden. Ha, da ist er! Ein gut kletterbarer Kamin. Hinein und hinauf! Links — rechts! links — rechts! Ein Schauklettern hätte man veranstalten können; bald konnte ich meinem Bruder triumphierend mitteilen, daß über ein Schuttfeld das horizontale Gratstück

[1]) Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Örtlichkeit zwischen Val Persa und Massodi im Mittelteil der Brentakette.

erreichbar sei. Allerdings galt es noch auf einen Gratblock sich hinaufzustemmen, aber dann liefen wir im Siegesüberschwang wirklich Sturm auf der gutgepflasterten Schneide bis zum nächsten Gratkopf. Dort hemmte unseren Ungestüm ein eigenartiger Anblick. In prallen Wänden stürzt der Grat ostwärts ab in die nebelverhüllte Tiefe; seine Schneide überwölbt diesen Abbruch mit einer weithinaushängenden, unheimlichen Wächte; denn sie besteht aus wuchtigen Felsblöcken, die wie ein teuflisches Wunder alle Naturgesetze zu verhöhnen scheinen. Ernüchtert und bestürzt weichen wir mehr in die Westflanke zurück, und richtig stellt sich auch da ein trotziges Hindernis in den Weg. Ein glatter, mannshoher Felsabsatz, an dem man hinausqueren muß, wobei man nur an sehr winzigen Haltpunkten Stand und Griff findet, er geht in Schulterhöhe in eine abschüssige Platte über, die, mit feinem Felsgries bedeckt, keine brauchbare Erhöhung oder Einkerbung aufweist. Ziemlich lange hatten wir an dieser heiklen Stelle experimentiert, aber schließlich gelang sie mir doch. Wie? Das weiß ich nicht mehr. Nur soviel erinnere ich mich, daß die Adhäsion meiner Handteller und Fingerspitzen genügen mußte. Nach dieser schweren Stelle kamen wir wieder rascher vorwärts, denn das zwar steile Gehänge war gut gestuft und ließ uns, allmählich ansteigend, wieder den Grat erreichen. Trotz seines vertrauenerweckenden Aussehens wagte ich mich nur vorsichtig auf die Schneide hinauf, weil ich befürchtete, beim Hinüberspähen vielleicht wieder auf dem Stumpf einer absturzbereiten Gratüberwölbung zu liegen. Doch als ich aufatmend diesseits besser gangbares Terrain entdeckte, wechselten wir in die Ostflanke hinüber, und eilten auf oder neben dem Grat dem nahen Gipfelhorn der Cima di Ghes entgegen. Nochmals hemmte uns eine torartige Einschartung, jenseits welcher der Grat sehr scharf und schneidig weiterläuft. Doppelt herrlich und genußreich müßte bei klarem Wetter dieser luftige Gang sein, denn schon der einzig noch freie Abblick in unseren Anstiegskessel und der ungemein steil erscheinende Aufschwung unseres stolzen Zieles vor uns war berückend schön. In der letzten Scharte stehend, von der die eingangs erwähnte wilde Steilschlucht zum Gletschergrund hinabsinkt, gönnten wir uns kaum mehr eine Schnaufrast, sondern packten gleich die nächste rote Felsrippe an, froh, endlich den Gipfel selbst fassen zu können, und stiegen über immer zahmer werdendes Geschröfe und Rasenpolster zum Vermessungssignal der Cima di Ghes empor. Jauchzend sandten wir Siegeskunde und Abschiedsgruß hinab zur tief, tief unten im Pratokar als winziges graues Fleckchen sichtbaren Hütte. Dann ließen wir uns froh und glücklich zur wohlverdienten Gipfelrast nieder, während rings die Wolken sich heranwälzten und im Nu verschwinden ließen, was noch sichtbar von der Welt gewesen. Ein paarmal noch schimmerte geisterhaft der Tosa Firnhelm durch das Gewoge, dann waren wir eingesponnen auf unserem Gipfel und konnten ohne Ablenkung nachgenießen, was wir Unvergeßliches jüngst erlebt. Schließlich des Wartens müde und ungewiß dessen, was uns vielleicht der Abstieg bringen sollte, begannen wir gegen Süden hinabzutappen. Anfangs den steilen Gratfirst vermeidend, bewegten wir uns vorsichtig knapp rechts davon — war er doch der einzige Orientierungsbehelf — in der jäh absinkenden Ambiezflanke abwärts, wobei wir im Nebel so manche Kletterstelle fanden, die bei sichtigem Wetter leicht zu vermeiden gewesen wäre. Erst als sein Gefälle allmählich sanfter wurde, betraten wir den Grat selbst, der nach und nach seine Felsschneide zum grünen, blumenreichen Rasenkamm umwandelte. Endlos schien die Wanderung, als endlich nach einer Einsattelung aus den Wolkenschwaden ein grüner Kegel auftauchte, den wir für die Doss delle Saette genannte Rückfallkuppe hielten. Hier mußte also der Kamm verlassen werden. Entweder westlich zur Malga Ben hinab oder östlich zu dem Wiesenplateau, dessen Randabbrüche zum Nembiasee niedersetzen. Wir wählten die letztere Richtung und stiegen die steilen, mit Edelweiß und Kohlröschen geschmückten Grashänge langsam

hinunter. Bald entkamen wir aber der Wolkenregion, sahen, daß wir richtig abgebogen waren, und eilten nun spornstreichs in langen Serpentinen hinab auf den weitgedehnten Wiesenplan. Trotzdem wir vom Gipfel bis hierher bereits 1000 *m* Höhe verloren hatten, also schon weit vom Gipfel waren, lagen dennoch die Lande des Sarcatals bis weit hinaus zum Gardasee in sonniger Herrlichkeit vor uns und ließen uns ahnen, welch ein Rundblick von der Cima di Ghes ohne den Wolkenschleier zu genießen gewesen wäre.

Die Hitze und das rasche Tempo hatten uns durstig gemacht und ließen uns nach den in der Karte verzeichneten Quellen suchen. Wir fanden sie auch; aber alle waren versiegt. Auf den breiten Heuwegen südwärts das Plateau überschreitend, kamen wir am Rande in den Wald. Steil senkte sich ein ausgefahrener Weg am jähen Gehänge zu Tal. Als aber schon die Häuser der Dörfer von S. Lorenzo in Sicht waren, begann erst die Marter; denn greuliches Katzenkopfpflaster ließ uns funkenstiebend, abwechselnd ausrutschend, die Härte des Gesteins fühlen, und zwar mit einem Körperteil, der wohl zum Sitzen aber nicht zum Feuerschlagen befähigt ist. Endlich zogen wir, mürbe, aber doch noch lebendig, in der rebenumsponnenen Ortschaft Prato ein, wo uns ein schmuckes, glutäugiges Mädchen freundlich zum Wirtshaus geleitete. Sehr einfach, aber auch sehr sauber waren wir dort aufgehoben. Nur war unsere Idylle etwas gestört durch die Zudringlichkeit der Fliegen und eines Gendarmen, der infolge der unmittelbar bevorstehenden Kaisermanöver an Anarchistenriecherei litt! Schließlich löste sich alles in Wohlgefallen, es gab einen lustigen Abend und eine noch bessere Nacht, denn wir lagen wieder einmal frischgewaschen in guten reinen Betten: ein Genuß, um dessentwillen allein schon in die Wildnis zu gehen wert ist.

— —

DAS DALGONETAL Der 9. September 1906 sah mich wieder in Stenico. Begleitet von meinem Bruder Otto und Freund Netzuda ging es dieses Mal vor dem Hotel Simonini ganz expeditionsmäßig zu. Forstkommissär Ghedina hatte in seinem Pflanzgarten zu tun und bestellte uns nebst einem Träger auch ein Eselgespann für den Hintransport unseres Gepäcks. Mit dem Fuhrmann und zwei Buben waren wir eine ganz nette Bande. Unter dem Jubel neugieriger Ortsinsassen brachen wir auf. Das uralte, kaum merklich fallende Sträßchen wendet sich am Gehänge, das dichter Buschwald bedeckt, dahin, stets hoch über der in wilder Felsschlucht tief unten tosenden Sarca. Nach ungefähr einer Stunde erreicht man die Mündung des Dalgonetals. Rechts hat man die Steilflanken der Ausläufer des Westlichen Südkamms der Brenta, links die sanfter geböschten Abhänge des Sabbionerückens, beide Seiten sind dicht bewaldet. Bald nach dem Einbiegen in das Dalgonetal übersetzt das alte Heersträßchen mittels gewölbter Steinbrücke den in der noch tief eingeschnittenen Talsohle kräftig rauschenden Bach und steigt jenseits wieder talaus, um, im Sarcatal weiterziehend, Tione zu erreichen. Unserem Grautier schien diese Richtung lieber zu sein, denn es wollte durchaus über die Brücke. Doch mit vereinten Kräften zwangen wir es, diesseits zu bleiben und auf dem weniger guten Fahrweg talein zu ziehen, der stets mäßig ansteigend längs des Bachs dahinführt. Zwei oder drei Hütten und etwa ebensoviele Sägemühlen sind die spärliche Unterbrechung des üppig bewaldeten Grabens, dessen geschlossene Flanken unten von dichten Laubbeständen, gegen die Höhe zu aber von dunklem Nadelholz beforstet sind, und den im stundenfernen Hintergrund eine vorgeschobene Waldkuppe abzuschließen scheint. Die Einförmigkeit des Wegs kürzte uns anregendes Geplauder untereinander und mit dem Träger, der sich als weitgereister Mann entpuppte und erst kürzlich aus Amerika heimgekehrt war. In der Dämmerung erreichten wir die Nächtigungsstation: die umfangreichen Ruinen einer Glasfabrik, die vor langer, langer Zeit, als Glaswaren noch kostbares Gut waren, hier

aus der weltfernen Einsamkeit ihre geschätzten Erzeugnisse mit Eselkarawanen nach Pejo und Rabbi und in sonstige weitentlegene Brunnenorte verschickte. Das mag ein buntes, lustiges Treiben gewesen sein! Doch heute heben sich bleiche, geborstene Mauerpfeiler in die anbrechende Nacht wie eine böse Gespensterschar. Dazu stürzten uns aus dem finsteren Torgang des einzigen, noch mit einem Dach bedeckten, stockhohen Hauses dunkle Kobolde entgegen, ein Trupp aufkreischender Rangen und ein paar ruppige Kerle, denen wir mißtrauisch folgten; und als wir durch den unheimlich engen, winkelig abgebogenen Eingang die steile Holzstiege hinaufgetappt, tat sich plötzlich eine niedrige, knarrende Pforte auf, eine rauchgebeizte Küche zeigend, worin über schwelenden, glimmenden Scheitern ein großer Kessel hing, an dem zwei alte, häßliche Hexen hantierten. Wahrhaftig, die ganze Szenerie und das Personal dazu — es war zum Gruseln! Ich glaube, wir drei ohne einheimische Begleitung, hätten uns spornstreichs davon gemacht und lieber im Freien die Nacht verbracht als in diesem mördergrubenartigen Knusperhäuschen. Nach Gruß und Gegengruß humpelte die eine der buckeligen Alten heran, ein Lämpchen in der hochgehobenen Rechten und drängte uns in die einfensterige Nebenkammer. Kahl, weiß getüncht, ein rohgezimmerter Tisch mit ähnlichen Bänken an seinen beiden Längsseiten, das war die »gute Stube«, aber eine Hängelampe baumelte von der Decke, die, angezündet, in gleichem Maße leuchtete und stank. Aber nun konnten wir wenigstens unsere Herbergsleute betrachten. Der »Padrone« in seiner abgetragenen Samthose und dem bunten Hemd war der richtige, hagere, braunschwarze Südtiroler Romane, der mit echt italienischer Kellnergrazie um uns scharwenzelte. Der halbwüchsige Figlio mit dem verschlagenen Blick und dem Goldplättchen im Ohr, die zukünftige, nationalbewußte, brutale Ichnatur; die zwei alten verrunzelten Schwestern mit dem arbeitgekrümmten Rücken: die eine mit den widerhaarigen, grauen Strähnen und listigen Äuglein und dem flinken, zahnlosen Keifmund, die einstige, rührige, vorteilsichere Bäuerin; die andere still und fügsam, die niemals Mutter gewesene, freudige Kinds- und Dienstmagd. Dazu die Türe blockiert von einer Schar verwahrloster, sonngebräunter, feuchtnasiger Kinder, die, je nach Temperament, uns kichernd, forschend oder mit Bettlerblicken anstarrten. Doch all das Unbehagen war verschwunden, als binnen kurzem quellgekühltes Flaschenbier und Rebensaft, Eier und Salami von überraschender Güte uns erquickten und später zwei mit weichen Holzspähnen gefüllte Betten in der Nachbarstube uns zur Ruhe kommen ließen, daß wir fast unwillig waren, als es tagte.

Im Morgenlicht eines klaren Tags hatte auch die Umgebung unseres Nachtasyls alles Gespenstische verloren: eine langgestreckte Wiesenlichtung, beiderseits noch von den grünen Talfronten eingeschlossen, im Hintergrund aber bereits einen mächtigen Felsbau, vor dem die Mündung des Vallontals sich öffnete. Bis das Frühmahl fertig war, durchstreifte ich die Fabriksruine und besichtigte den Forstgarten. Dann bepackten wir den Esel, der heute statt Zugtier Lastträger sein sollte, inmitten des Kreises der gestern kennengelernten primitiven Menschenschar, und zogen nach Begleichung der billigen Zeche freundlich verabschiedet von dannen.

Vorläufig ging's noch fast eben talein. Bald nachdem der Weg den Bach übersetzt hat, führt er aus dem Weidengebüsch auf den Wiesenteppich der breiten Mündung des Vallontals hinaus und ein schönes Bild enthüllt sich dem Auge. Aus dem schwellenden Rasen, auf dem ein paar malerische Hütten kauern und glockenbimmelnde Rinder weiden, steigt unvermittelt der hohe, schroffe Felsvorbau der Cima della Finestra empor, neben dessen Steilumriß das dichtbewaldete Innere des Vallontals sich öffnet, dessen grüne Hänge in Schuttsteilen sich verlieren, die bleiche, wildzerfurchte Felsmauern überragen: die Gratabstürze des Corno di Senaso. Jenseits der Vallonwiese überwindet der Saumweg mit einer Serpentine die Abstufung der

obersten Terrasse des Dalgonetals. Der Wald lichtet sich droben bald wieder und man befindet sich in der hintersten Wiesenmulde, Gottro genannt.

Gegen Osten öffnet sich das Saccokar. Dem strebten wir nun zu, nachdem wir das seiner Last entledigte Eselein samt Treiber heimgeschickt, um einen Abstecher auf die Cima di Vallon zu unternehmen. Wir marschierten wieder auf dem Steiglein längs des Gehänges des Pallon dei Mughi hinan, hielten uns aber, als die Höhe des zirbenbewachsenen Querriegels erreicht, nach rechts, allmählich in die dahinter eingesenkte Schneemulde hinabsteigend. Nun lag der großartige, von himmelhohen Wänden eingeschlossene Kessel des Saccogletschers vor uns. Den Hintergrund bildet die gigantische Nordwand der Vallonspitze, der ich endlich den längst geplanten Besuch abstatten wollte. Als wir dicht bis an ihren Fuß über den Gletscher hinangestiegen waren, klommen wir an ungemein steilen, der Wand angeschmiegten Firnkegeln empor, die uns schließlich sogar zum Anlegen der Steigeisen zwangen. Dann querten wir jähe Plattenschüsse, um jenseits den kammartigen Rücken eines Absenkers der Pagaiola bassa zu gewinnen, der ein rasches und gutes Emporkommen ermöglicht. Nachdem noch ein Gürtel von Felsrunsen bewältigt, befanden wir uns im obersten Schuttkar, das mit zunehmender Steilheit zur Pagaiolascharte ansteigt.

Im Eifer des Ansturms und ganz von der wildromantischen Nähe gefesselt, hatten wir völlig übersehen, daß sich das Wetter indessen rasch verschlechtert hatte, bis uns ein Regenschauer überraschte. Trotzdem beschlossen wir nach kurzer Zauderrast weiterzugehen. Schon hatten wir den größten Teil des mühsam zu bewältigenden Schutthangs unter uns, da — plötzlich unvermittelt Blitz und Donner ober uns im schweren Gewölke und sofort schmetterten, so breit die Nordwand der Vallonspitze ist, prasselnd und knatternd Steinschläge hernieder. Es schien uns, als hätte sich der Felsmauer Gefüge gelöst, als wollte der ganze Berg einstürzen. Der Blitz mußte den ganzen langen Gipfelgrat abgekämmt haben!

Erschrocken blieben wir wie starre Bildsäulen stehen und schauten tiefbewegt das titanenhafte Naturschauspiel, indes der Amerikaner sich eifrig bekreuzte. Endlich war das erschütternde Getöse grollend verhallt. Noch ganz unter dem Eindrucke einer möglich gewesenen Katastrophe stehend, kam uns das finstere Wolkengebräue ringsum doppelt unheilschwanger vor und wir traten schleunigst im neueinsetzenden Gußregen den Rückzug an. Mißtrauisch blickten wir hinüber vom sicheren Kamm des Absenkers, denn die unheimliche Ruhe nach dem grausigen Dröhnen verursachte fast eine schmerzliche Beklemmung. Und es gab keinen Ausweg, wir mußten hinüber, unter der Verderben dräuenden Wand hinab. Heissa, das war eine Jagd! Nicht eher hielten wir inne bei dieser Flucht, bis wir uns nicht draußen im Kar in der Schneemulde in Sicherheit fühlten. Jetzt hätten wir gerne eine Wiederholung des urgewaltigen Naturschauspiels bestaunt, aber die ganze Wut des Wetters schien sich mit dem einen Schlag entladen zu haben, denn nach wie vor herrschte drückende Stille.

Nach kurzer Schnaufrast patschten wir tropfnaß ins Dalgonetal hinab. Halbwegs dorthin wollte ich, weil der Regen aufgehört, den Rückweg über den Movlinarücken nehmen, was aber allgemein Weigerung hervorrief. Mein hierauf ärgerlich verkündetes Alleingehen wurde schließlich auch noch vereitelt durch die gräßliche Kunde des »Amerikaners«, daß dort droben erst kürzlich ein großer, heißhungriger Bär aufgespürt worden sei. Ich ward nachdenklich: Einmal hatte heute schon der Rachen des Schicksals nach uns gebleckt, — man soll sein Glück nicht zu oft versuchen! — na also, bleiben wir beisammen und kehren wir in die Hexenküche zurück!

Geschlagene, ruhmlose Stürmer schlichen wir zu Tal, um nochmals Nachtherberge in der alten Glasfabrik zu halten. Und nach den aufregenden Eindrücken des heutigen Tags kam uns die Spelunke ganz wohlig vor.

AUF DEN SABBIONE, 2101 *m* Wieder war der nächste Tag verheißungsvoll angebrochen, aber Wind und Wolkenzug aus Süden gefielen uns nicht. Durch die jüngste Erfahrung gewitzigt, entsagten wir kühnerem Ziel und beschlossen, über den grünen Aussichtsgipfel nach Campiglio zu wandern, um von dort einige Kenntnislücken im zentralen Teil zu ergänzen. Nachdem wir endgültigen Abschied von den gastfreundlichen »Schönen« genommen, stiegen wir wieder bis zur Gottrowiese hinauf, am schönen Anblick des Vallontals vorüber. Wo ein guter Weg am Gehänge des Movlinarückens ansteigt, bogen wir aber heute links ab. Er führte uns in einen Graben, durch den wir uns zur Kammhöhe emporschlängelten, stets inmitten prachtvollen Waldes. Auf und neben dem ansteigenden Kamm führte die dann und wann entzückende Ausblicke gewährende Wanderung hügelauf, hügelab durch üppig wucherndes Heidekraut und Zerben, auf schwankem Teppich von Moos und Kräutern, über modernde, gestürzte Baumriesen — kurz die echte Bärenwildnis. Und richtig, die Kunde hat nicht gelogen, da standen sie in ungewöhnlicher Größe, Tauperlen auf dem schwarzen Samtbalg — die schönsten Heidelbeeren, die ich je gefunden. Und ihre Güte wetteiferte mit ihrer Menge. So naschten wir uns gegen Norden fort, bis plötzlich am Rande einer Wiesenmulde zwischen unserem Waldkegel und der jenseitigen kahlen Kammfortsetzung die Hütten der bereits verlassenen Movlinaalm auftauchten.

Hier mußten wir ausrasten von den Mühen des »saftigen« Anstiegs, denn die wunderschöne Aussicht zwang zum Verweilen. Der ganze diesseitige Teil des Südzugs der Brenta, vom blinkenden Tosagipfel und gezähnten Crozzongrat bis zu den Randhöhen ob Stenico, das schutterfüllte, kühn umrandete Saccokar, und auf der entgegengesetzten Seite zwischen den letzten Bäumen der scharfgeschnittene Caré alto mit seiner gletscherentragenden Trabantenreihe blinkten in der kristallklaren Luft wie ein soeben vom Schöpferpinsel frisch vollendetes Meisterbild vor den entzückten Augen. Was liegt daran, daß wir dort drüben gestern um jenen mächtig herandrängenden Gipfel kamen, der kühne Berg birgt in seinem Gewände auch für ein anderes Mal dieselbe Lust; doch ob ein zweites Mal die schönheitsatte Landschaft in gleicher Weihestimmung sich enthüllt und in mir klingt — wer kann das sagen? — Solang als möglich schlürften wir daher diese Wonne der Gegenwart und freuten uns, daß beim Weiterwandern über den kahlen Rücken des Almplateaus die Aussicht nicht nur treu blieb, sondern durch Erweiterung des Sehkreises neue Prunkstücke sich einfügten. An meinem einstigen Biwakplatz vorüber, bummelten wir in fröhlichster Laune dahin, gingen die Weggirlande des »Banda del'ors« hinab — hinauf und standen nun auf dem Sattel, am Fuß des grünen Sabbionekegels, wo rechts der Weg ins Lagolatal sich niedersenkt.

Unter Hinterlassung des Ballastes stiegen wir nun, statt links den Hang zu queren und dann erst durch eine Rasenrinne zum Gipfelkamm emporzustreben, gleich gerade zum Vorkopf steil und steiler hinan. Da plötzlich rührt sich vor mir auf der Grasstufe ein gut zwei Finger dicker, giftgeschwollener Schlangenleib. Doch ehe ich noch mit dem Pickel zum Vernichtungsschlag ausholen kann, warnt mich ein Ausruf des knapp hinter mir stehenden Amerikaners, daß auch zwischen ihm und mir eine »vipera« sich ringle. Die eine Bestie entschlüpfte, die andere ward erlegt und flugs hieb ihr der praktische Amerikaner den Kopf ab, weil er Fanggeld trug. Und nun überzeugten wir durch die Giftzähne auch meinen zweifelnden Bruder, den die ungewöhnliche Größe und Färbung irregeführt, daß wir es mit selten großen Exemplaren von Kreuzottern zu tun hatten. Herzlich froh, droben wieder auf übersichtlichem, plateauartigem Boden gehen zu können, eilten wir der kleinen Schutzhütte zu, die nordseits ein Stückchen unter dem Gipfel steht. Nun war der Kranz des Rundbilds geschlossen. Was uns schon unten entzückte vom Movlinarücken,

sahen wir auch von hier; zwar nimmer in jener unvergeßlichen Reine und Frische, dafür aber war es nicht mehr Stückwerk, sondern ein Ganzes: Die gesamte Brentakette, die Adamello- und Presanellagruppe. Dazu Tiefblicke: hinab ins Rendenatal, ins Genovatal, ins Nambrontal, nach Campiglio, und überall windet sich ein weißer Schaumfaden durch den Grund, sind bunte Flecken im grünen Wiesen- und Waldkleid oder winzige Würfel und Prismen, und helle Striche, auf denen dunkle Pünktchen sich regen, verbinden sie — o niedliche Welt, welch köstliches Spielzeug erscheinst du von der Höhe! — Wir freuten uns förmlich, daß wir hinabsteigen konnten in die Gefilde der Kultur, und zogen im Eilschritt das stille Lagolatal hinaus und jenseits hinan nach Campiglio. Dennoch wurden wir bald wieder zivilisationsmüde: die großen Kinder zerlegen eben auch zu gerne den Puppentand und sind enttäuscht, wenn nichts dahinter ist!

CIMA PRAFIORITO, 2900 *m*, UND FRACINGLOGRUPPE

Ein paar Tage später, auf dem genußreichen Umweg durch die Zentrale Brentagruppe und von der Tosahütte aufbrechend, drangen wir wieder, vom wackeren Führer Gaspari begleitet, in den Südzug ein. Das Passieren der Bocchetta della Tosa und der Bocca d'Ambiez bot wohl noch immer so schöne, hochalpine Landschaftsgenüsse, aber alles war blank vereist und mit aufgesperrten Randklüften fletschte der Gletscher; so war manch zeitraubende, heikle Eisarbeit zu leisten. Auch der Lagolagletscher wies dieses Jahr ein dichtes Spaltennetz, das wir von der Bocca dei Camosci im Kreuz- und Quermarsch zur Karrenfläche der Dodici Apostoli überschritten.

Auf der Moräne am Fuße der Lagolatürme unsere Rückenlast abwerfend, stiegen wir, mit Fußeisen bewehrt, den fast gänzlich aperen Prafioritogletscher empor, um der Taufpatin desselben einen Besuch zu machen.

Das Eisfeld hob sich allmählich zum Hauptkamm hinan und sperrte in dessen Nähe einen mächtigen Rachen weit auf. Ober- und Unterkiefer mit mächtigen Eiszapfen bewehrt, wies uns der schräg ansteigende Schlund gebieterisch nach rechts, wo wir leicht auf den Bergkörper der Cima Prafiorito übersteigen konnten. Die Spitze erwies sich auch sonst als gutmütig, denn längs des Ostgrats kamen wir ohne nennenswertes Hindernis auf den schotterbedeckten Gipfel. Überrascht sahen wir aber, daß noch zwei Schutthöcker diesen Vorrang heischen, die sich östlich und südlich von unserem zuerst erreichten Standpunkt aufwölben und dazwischen einen Geröllkrater einschließen, der in die glatte Mauer gegen das Ambieztal ausläuft. Die Prafioritospitze hat eine wunderschöne Fern- und Nahsicht. Doch wenn auch die Presanella mit ihrem stolzen Ebenmaß von weitem und die noch von Menschenfuß unbetretene Croda di Prato in nächster Nachbarschaft lockt, oder das von Tione südwärts ziehende Condinotal mit dem weit, weit draußen blinkenden Goldspiegel des Iseosees die Blicke bannen will, stets kehren diese zu der im Westen am Kammende als mächtiger, doppeltürmiger Felsdom erscheinenden Cima di Vallon zurück, denn sie war nun der einzige Gipfel im Westast, der sich meinem hartnäckigen Werben bisher entzogen hatte. Ihm galt auch der letzte Blick, als wir endlich den leichtgewonnenen Lug-ins-Land verließen, denn leider ging für heuer die Frist der freien Bergzeit zu Ende.

Auf unserem Anstiegsweg zu den hinterlassenen Rucksäcken zurückgekehrt, brachen wir alsbald auf, plagten uns den Moränendamm hinauf und überschritten abermals den Lagolagletscher. Doch diesmal gegen Norden, wo zwischen den ins Lagolatal absinkenden Zähnen, deren höchsten, ruinenhaften, die Cima Nardis bildet, und dem Fracinglogipfel II der Nardispaß eingesenkt ist. Jenseits des Eisstroms stiegen wir durch die klingende, klirrende Geröllwüstenei zu ihm hinan und blickten überrascht in das geräumige Val stretta hinab. Am Rande noch Schneemulden, treppte

es mit Felsabsätzen von Schutterrasse zu Terrasse, beidseitig gassenartig von prallen Felsmauern eingeengt, jäh zur Tiefe. Rasch und sicher kamen wir hinab und standen bald auf smaragdenem Rasengehänge, dessen Gefälle uns nach rechts hinunterlotste auf ein wild verwachsenes Zerbenplateau mit schütterem Baumbestand.

Dabei sprang plötzlich hinter dem vom Fracinglogipfel abstreichenden Begrenzungssporn das Val larga auf, dessen Ostfront die langgestreckte Felsmauer ist, welche mit ihrer zu waldigem Rücken sich mildernden Fortsetzung die Scheidewand zwischen Brenta- und Lagolatal bildet. Alte, verwachsene, hie und da sichtbare Pfadspuren lockten uns kreuz und quer in der Wildnis, ließen uns an Felsstufen prächtiges Edelweiß finden, und schließlich ein merkwürdiges Nest, nach dem hinterlassenen »Bärenzucker« als ein von Meister Petz frisch verlassenes Lager untrüglich erkennbar; wir fühlten uns gar nicht behaglich in dieser Urwildnis, umsomehr, als der Tag schon stark zur Rüste ging und wir oberhalb unpassierbarer Abbrüche standen. Also zurück und hinauf zur letzten spärlichen Steigspur! — Das war eine mühsame Hast! O, hätten wir doch gleich die waldige Zerbenterrasse nach links gequert! Dort fanden wir richtig einen Pfad, der über den Steilrand schlich und dann durch vermurtes, zerfetztes Geschröfe hinableitete zum großen Schuttstrom, der sich ins grüne Lagolatal hinauswälzt. Dem Steiglein treubleibend, querten wir das Gerölle und eilten dann an den steilen Waldflanken talein, bis wir knapp vor der Alm am See den Hauptweg erreichten. Im Dämmerlicht trabten wir das Tal hinaus, in sinkender Nacht stiegen wir nach Campiglio hinan, wieder um die Kenntnis eines entlegenen Winkels der Brenta reicher.

ÜBER DEN VALLONPASS, 2796 *m*

So wie ich mit Freund Netzuda im Vorjahre von Campiglio durch das Tobeltal des Nordzugs der Brenta heimwärts gezogen war, kehrten wir dorthin anno 1907 wieder. Nur hatten wir diesmal den »Höhenweg« eingeschlagen, von Cles um den Monte Peller und über den Sasso rosso, der uns wohl eine Fülle herrlichster Naturgenüsse bescherte, aber eine anstrengende Wanderung von 6 Uhr früh bis 10 Uhr nachts erheischte. Ja, wenn dort droben, etwa am Passo Pra di castron zwischen Sasso rosso und Sasso alto ein trautes Obdach stünde, dann wäre es ein Hochgenuß, diesen aussichtsreichen Kammstieg beim Hin- oder Rückweg zu wählen!

Gegen Abend kam unser Gefährte, der nebst einem vollführten Gugliasieg dem Südlichen und Mittleren Fulminiturm den Ruf des Unbezwungenseins geraubt hatte. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die Schutzhütte der Trientiner auf Dodici Apostoli fix und fertig sei. Drei Tage hatten wir noch Zeit. Damit war auch schon unser Tatenplan beschlossen: morgen geht's zur neuen Hütte und auf die Vallonspitze, übermorgen wird die Croda di Prato gestürmt!

Pünktlich marschierten wir am nächsten Morgen um die sechste Stunde ab. Frisch die Luft, klar der Himmel und ringsum Berg und Tal und Wald und Wiesen in jener hellen Jubelstimmung, die einen werdenden Festtag der Natur verkündet. Leichtbeschwingten Schrittes eilten wir dahin, die Augen leuchteten von Wanderlust: und doch verweilte man am liebsten wieder an allen schönen Stellen zu gleicher Zeit! So kamen wir rasch auf den Bandalors-Paß und folgten dort einem Sträßchen abwärts, das am Nordgehänge der letztgenannten Erhebung in das Nardiskar sich hineinwindet. Nach kurzem gelangt man aus dem Walde in das freie Becken des Kars hinaus, wo sich die Gletscherabflüsse am Tage zu einem seichten See stauen, der in der Nacht fast versiegt. Zur Linken die Felspalisaden der Absenker der Cima Nardis, rechts die Mauer der »Zwölf Apostel«, im Hintergrund die Steilabbrüche des dem Prafioritogletscher vorgelagerten Karrenplateaus, schließen den wildromantischen Winkel ein, an dessen Rand wie ein Spielzeugwürfel das neue Haus sich zeigt.

Ein vorzüglich angelegter Steig führt längs der Nardishalden kesseleinwärts und steigt dann im Zickzack links von einer wasserdurchrauschten Schlucht an einem Felsriegel zu mächtigen Schuttlagern empor. Dort begegneten uns zwei Jäger, die uns die Hiobspost mitteilten, daß die Arbeiter die vollendete Hütte bereits verlassen und versperrt hätten. Also Freilager in Sicht!

Auf und ab durch das zerrissene Karrenlabyrinth lockt der gute Weg, übersetzt schließlich den mächtig tosenden Gletscherbach und führt dann mit unvermuteter Wendung vor das feste Schutzhaus. Ein großartiges Rundbild erschließt sich dem Staunenden. Der ganze Zug von der Tosa und dem Crozzon bis zur Vallonspitze, mit den blinkenden Gletschern zwischen den kühngestalteten Gratvorsprüngen, liegt zum Greifen nahe in wirkungsvoller Plastik vor den Augen. Und wenn man sich umwendet, erblickt man über dem Anstiegskessel und der Furche des Lagolatals in der schummerigen Tiefe die Prachtgestalt der Presanella inmitten ihrer spitzhelmigen Trabanten und im blauen Fernenduft die Firnkuppeln und Eisgiebel der Südlichen Ortlergruppe. Dazu im Vordergrund als Rahmen die Zacken und Pyramiden der Fracinglogruppe — zusammen ein Hochgebirgsbild von unvergeßlicher Schönheit und Großartigkeit.

Dazu kam für uns noch die freudige Überraschung, daß wir den heizbaren Hüttenvorraum unversperrt fanden, also auch einem Biwak entkommen waren.

Nach der späten Mittagsrast brachen wir, nur zum Klettern und Photographieren gerüstet, auf, um endlich der Vallonspitze den Fuß aufs Haupt zu setzen. Wieder ging's über den Karrensattel auf den Zwölf Apostel-Gletscher hinab, der aber, weil zurückgegangen, mit steiler Eiszunge in die Moräne bohrend, nicht so gut zu begehen war als bei meinem ersten Besuch. Hingegen verlief die zweite Ersteigung der Pagaiola bassa ganz so wie damals, auch der hohe, enge Kamin massierte jeden von uns seiner Körperfülle entsprechend, und voll Lob über die hübsche, mittelschwere Kletterei klommen wir auf das Schuttfeld des Gipfels hinauf. Hier schlug die tatenfrohe Stimmung meiner Gefährten ins Gegenteil um; denn jenseits des tiefen Schuttkares erhob sich die Vallonspitze mit ihrer gestreiften Nordwand, und in ihrer finsteren Anstiegsschlucht schimmerten eisige Firnflecken. So viel Höhenverlust und mühsame Gegensteigung hatten sie nicht erwartet. Es entspann sich eine längere stürmische Debatte, wobei ich unterdrückte Minorität wurde.

Ich erreichte einzig das Zugeständnis für morgen, daß wir vom Vallonpaß aus über den Croz di Selvata und die Cima Pagaiola die Vallonspitze angreifen wollten. Etwas verstimmt stiegen wir zurück. Plötzlich glitt im Geschröfe ober dem Kamin einer von uns aus und verletzte sich an der rechten Hand. Sogleich war wieder das Zusammengehörigkeitsgefühl wach. Einträchtig setzten wir den Abstieg fort, nachdem wir den Verwundeten notdürftig verbunden hatten, dessen verminderte Aktionsfähigkeit recht verzögernd wirkte. Erst gegen Abend kamen wir zur Hütte zurück und richteten uns für die Nacht ein, so gut es möglich war. In einer Grube neben der Hütte fanden wir einen großen Haufen feingelockter Hobelspäne, die uns zu weichem Lager auf der Erde des Vorraums verhalfen und zugleich Heizmaterial boten. Das Feuer qualmte zwar schrecklich und zwang uns vor der Hütte zu bleiben, aber angesichts des durch versprengte Wetterwolken, die plötzlich von Süden herangejagt kamen, noch romantischer wirkenden herrlichen Rundbildes genossen wir einen phantastischen Sonnenuntergang, dem eine lohende Farbenorgie von unvergeßlicher Pracht folgte.

Am andern Morgen lagen Nebelschwaden in der Tiefe und Höhenrauch wob um die Gipfel, als hätte unser Hüttenqualm sich über die Landschaft verbreitet. Lau wie die Luft war auch die Stimmung von uns drei Geräucherten. Mechanisch brachten wir die Beizküche in Ordnung und brachen träge nach dem Frühstück auf. So

halbprimitiv verbrachte Nächte sind für den an Reinlichkeit gewöhnten Kulturmenschen die gefährlichsten Feinde seiner Tatenlust. Den Äußerungen meiner Freunde entnahm ich, daß uns auch heute die Vallonspitze nicht sehen dürfte, denn der eine fühlte sich nicht ganz wohl und wie zerschlagen, der andere war es wirklich. Aber den Vallonpaß schenkte ich ihnen auf keinen Fall, denn ich hoffte dabei heimlich auf Gesinnungswechsel in den höheren Regionen.

Durch das Moränenkar dem Gletscherabfluß zusteuernd, nahmen wir an der blanken Eiszunge des Prafioritogletschers die Steigeisen an die Füße und stiegen dann, den seichtesten Muldungen folgend, gegen den höheren (östlichen) Einschnitt des Vallonpasses zu. Ein zerborstener Eisbuckel knapp davor war das einzige, mit einem Dutzend Stufen zu bewältigende Hindernis. Neugierig lugten wir jenseits über die völlig apere Schuttrinne in ein großartiges Kar hinab. Die drückenden Rucksäcke, Verwundung und ungünstige Wetteraussichten ließen natürlich nur diesen Weiterweg zu und nach kurzer Rast und langem Abschiedsblick auf die umflorte Nordseite der Südlichen Brentagruppe ging's talab. In dem brüchigen Steilgeschröfe der Rinne war es ein sehr heikles Klettern, doch einmal draußen auf dem riesigen Schuttkegel, gab's ein tolles Hinabgaloppieren, bis ein hoher Plattenabbruch Halt gebot. Wir überwanden ihn so ziemlich in der Mitte, wo ihn im Zickzack Bänder, Leisten und kurze Kamine gut gangbar machen. Dann begann wieder im Schutt das lustige Gleiten und schließlich kamen wir über verfirnte Lawinenreste in die 400 *m* tiefere Mulde vollends hinab. An klarem Wasser rastend, sahen wir uns in einem Kessel von beispielloser Wildheit, den die himmelhohen Mauern des Corno di Senaso und der Croda di Prato (Le Tose) einerseits, unsere Abstiegshänge unter der Cima Prafiorito und dem Vallonpaß nebst einem vom Croz di Selvata vorspringenden Scheidewall anderseits so eng umschließen, daß man sich wie in einer riesigen Zisterne gefangen fühlt.

Aus diesem nordsüdlich gerichteten Oval des Obersten Vallonkessels gibt es nur unseren soeben begangenen Vallonpaß oder die zwischen Corno di Senaso und Croda di Prato (Le Tose) klaffende, meines Wissens unbegangene Parolscharte ins Ambieztal hinüber, oder zwischen dem oberwähnten Scheidewall und dem Corno di Senaso das plötzlich gegen Westen sich öffnende Vallonkar als Ausweg. Wir wählten letzteren und eilten in der wenig fallenden, schneemuldigen Sohle zwischen der Nordwand des Corno di Senaso zur Linken und dem Südabfall des Croz di Selvata und der Cima Pagaiola zur Rechten die Wildnis hinab.

Unter der Südwand der Vallonspitze verengt sich das Kar gassenartig und fällt dann, wie die Talseiten plötzlich auseinandertreten, in begrünten Steilstufen zu einer Mattenterrasse ab. Dürftige Steigspuren, kaum gefunden, schon wieder verloren, neckten uns im Zickzack über die edelweißbesäten Absätze zum üppig verwachsenen Standpunkt einer ehemaligen Alm, wo eine köstliche Quelle uns Heißgelaufene erquickte.

Die Almterrasse bricht mit immer steiler abstreichenden Zerbenrippen zum Waldboden des unteren Vallon ab. Auf ihnen und in den Rinnen dazwischen jagten wir hinunter und hielten uns, weil sie bald unheimlich wurden, immer mehr nach links, Rippe um Rippe übersteigend. Doch wir trafen, weil bereits zu tief, nicht mehr auf die von der Quelle links zur Busa Sonda querende, von meinem Gefährten verleugnete Steigspur. Es war ein heißes Ringen mit den Zerben, und schließlich standen wir über einer brüchigen Rinne, die in eine steile Wildwasserschlucht mündete. Lieber an schwindelnder Wand im Gipfelbereich klettern, als im zermürbten Zerbengemäuer zwischen Wald- und Almregion schweben! Zurück? natürlich nein! Nochmals mußte das Seil heraus, aber selbst dann war es ein heikles Husarenstückchen. Zum Glück gelang's! Drüben am grünen Waldhang, wo Überbleibsel des alten Almsteigs zu spüren waren, der ganz vernünftig diesen garstigen Abfall hoch droben

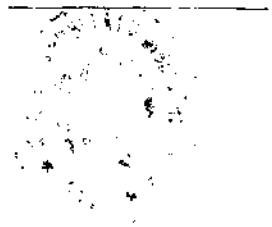
umging, habe ich mir gelobt, in Zukunft gewiß statt zwecklos zu hasten, so klug und bedächtig zu handeln wie ein — Viehsteig!

Im buschigen Waldesdickicht, wo wir den verfallenen Pfad bald verloren hatten, windet sich dafür ein trockenes, mit gebleichtem Gerölle und mächtigen Blöcken erfülltes Wildbachbett talaus, von droben eine behagliche Wandelbahn scheinend, in Wahrheit ein Marterweg, und den stolperten wir schließlich hinab. Bei einem natürlichen Wehr trafen wir endlich auf den Weg. Wie einen das freut! Lustig trabten wir nun fast eben der nahen Mündung des Vallontals zu und hielten auf der Almwiese draußen befriedigt Rückschau. Vor wenig Stunden noch so hoch wie die von Wolken umwobenen Grate und Zinnen im Hintergrund des wildesten aller Kare, die ich kenne, jetzt — müde zwar, doch froh — auf samtenem Rasen im tiefen Grunde rastend, befriedigt, daß ein gütiges Geschick mir Wandertüchtigkeit beschert, die mich befähigt, über Berg und Tal wunschstillend meinem Schönheitssehnen zu genügen!

Dann zogen wir weiter im Dalgonetal und hinaus nach Stenico, indessen droben in der Hochregion ein Donnerwetter den Abschiedssalut besorgte, denn beendet waren die Kreuz- und Querzüge durch ein Gebiet, das mich gefesselt hatte vom ersten Augenblick an, wo ich es sah.

Und als am nächsten Tag beim Vorüberfahren vom Postwagen aus über der Furche des Ambieztals sich nochmals leuchtende Felszinnen und schimmernde Firnscheitel zeigten, da grüßte ich in ihnen meine geliebten Brenta-Dolomiten, in deren Bereich ich hatte ein bißchen Forscher sein dürfen, und dankte aus tiefstem Innern für all das Schöne, Unvergeßliche, das sie mir geschenkt. Freunde und Gleichgesinnte haben sich mit mir redlich bemüht, die von verdienten Männern geschaffene Grundlage der Kenntnis eines schönen Gebirgs ein wenig zu erweitern. Ich sage ihnen allen herzlich Dank!

Und sofern nun Wissenschaft und Sport die Erschließung der Brentagruppe vollenden wollen — denn Neues gibt es noch viel in dieser Richtung —, so ist's der schönste Lohn für diese Arbeit, wenn die niedergelegten Erfahrungen hierfür von Wert und Nutzen sind, oder wenigstens zur Errichtung einer, wenn auch noch so kleinen Schutzhütte, im obersten Kar des Ambieztals anregen.





KARTE DER BRENTAGRUPPE.



KARTE DER BRENTAGRUPPE.




Madonna di Campiglio
Monte Spinale






Malvern







Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein
1908

Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt Wien


Alpen Verein
Maßstab 1:25000